Das Buch der Reklame

Rudolf Cronau

Digitized by Google

COLUMBIA UNIVERSITY IN THE CITY OF NEW YORK
THE LIBRARIES
GENERAL LIBRARY

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

THE SELIGMAN LIBRARY OF ECONOMICS

PURCHASED BY THE UNIVERSITY
1929

Digitized by Google

Das Buch der Reklame

Geschichte, Wesen und Praxis

der

Reklame

geschildert von

Rudolf Cronau.

Mit Abbildungen

von

deutschen, englischen, amerikanischen, französischen, russischen, japanischen und indianischen Künstlern.

Erste Abteilung.

Kommissionsverlag
der
Wohler'schen Buchhandlung in Ulm.
1887.

Digitized by Google

HF
5811
.C94

Das Recht der Ueberſetzung
in fremde Sprachen behält ſich der Verfaſſer vor.

Jede unbefugte Benutzung der Abbildungen des Buches iſt ſtrafbar.

Entered according to Act of Congress, in the year 1887 by
Dr. O. V. DEUSTER
in the office of the Librarian of Congress
at Washington D. C.

Digitized by Google

Den Mitgliedern

der

Leipziger Insulaner-Riege,

den wackeren

Schirmherren des Humors,

widmet dieses Buch

der Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Daß eine Darstellung der Geschichte, des Wesens und der Praxis der Reklame eine der interessantesten Aufgaben für den Kulturhistoriker sein müsse, erkannte ich zuerst, als eine im Auftrage der „Gartenlaube" unternommene Reise mich für mehrere Jahre nach Nordamerika führte und es mir vergönnt war, das Leben und Treiben in fast sämtlichen Staaten und Territorien der Union, sowie in Kanada und Britisch-Kolumbia in eingehendster Weise kennen zu lernen.

Zahlreiche Reisen in Europa, Nordafrika ꝛc. haben mir Gelegenheit geboten, Einblicke in das Leben der Kulturvölker der alten Welt zu gewinnen, und so habe ich auf Grund dieser mannigfachen Erfahrungen die Abfassung des vorliegenden Werkes gewagt.

Wenngleich ich auch in demselben eine Fülle von Material geboten zu haben glaube, so bin ich mir doch vollkommen bewußt, daß mein Buch nach manchen Richtungen hin lückenhaft, fragmentarisch ist. Der Eine mag dieses, der Andere jenes ihm bekannt gewordene Reklamestückchen vermissen oder da und dort ein weiteres Eingehen in den Gegenstand wünschen. Da die Reklame aber eine Erscheinung ist, die tagtäglich in immer neuen Gewandungen, in immer neuen Formen auftritt, so ist damit eine Erschöpfung des Themas an und für sich schon ausgeschlossen. Im übrigen werde ich aber jeden Fingerzeig, jeden Beitrag mit bestem Danke entgegennehmen und in späteren Auflagen zu verwerten suchen.

Daß mein Buch keineswegs geschrieben ist, um dem Reklamewesen auch bei uns Eingang zu verschaffen und dasselbe zu verallgemeinern, dürfte der Leser bald genug herausfinden; das Buch soll vielmehr über den Begriff der Reklame klarstellende Ideen geben und soll vor allem auch lehren, das Echte und Wahre vom Falschen, Schwindelhaften zu unterscheiden.

Einige Kapitel des Werkes, die ich wohl kaum näher zu bezeichnen brauche, werden nicht nach Jedermanns Wunsch und Geschmacke sein; ich bin mir

Digitized by Google

vollkommen bewußt, daß dieſelben mir manche Gegner ſchaffen werden. Allen dieſen halte ich die Worte des großen Denkers David Strauß entgegen: „Für die Wiſſenſchaft exiſtiert nichts Heiliges, ſondern nur ein Wahres, dieſes aber verlangt keine Weihrauchwolke der Andacht, ſondern Klarheit des Denkens und Redens.“

Dieſe Worte vor Augen, habe ich freimütig meine Anſichten dargelegt, offen und ehrlich, und von der Ueberzeugung beſeelt, daß nur die Wahrheit, und ſei ſie auch noch ſo bitter, auf die Dauer der Menſchheit zum Heile gereichen kann.

Leipzig, im März 1887.

Rudolf Cronau.

Digitized by Google

Bedeutung und Wert der Reklame.

Ein geistreicher Schriftsteller zählte zu den notwendigen Uebeln außer dem Kriege noch die Chirurgen, Henker, Gerichtsvollzieher, Totengräber und Polizisten, ich füge dieser Sammlung noch ein siebentes hinzu — die Reklame.

Kein Mensch wird wohl behaupten, daß die Reklame eine besonders erfreuliche oder angenehme Sache sei, und namentlich in Deutschland gibt es gar viele Kaufleute, die eine heilige Scheu vor aller geschäftlichen Ankündigung haben. Aber trotzdem und alledem, trotz aller Ausschreitungen, welche sich das Reklamewesen in neuerer Zeit gestattet, trotz des Vorschubes, den es dem Schwindel leistet, ist die Reklame ein höchst bedeutsames Kulturmoment unserer Zeit, mit dem gerechnet werden muß, eine Macht, welche sowohl segensreich, als auch verhängnisvoll auf den modernen Handel und Wandel einwirkt. — Es ist eine vielverbreitete, irrige Ansicht, daß die Reklame ein Kind unseres mit Papier und Druckerschwärze so verschwenderischen Jahrhunderts, ein Kind der Neuzeit sei, dieselbe ist im Gegenteil fast so uralt, wie die Menschheit selber, seit undenklichen Zeiten ist sie eine der meistgebrauchtesten Waffen gewesen, die im Kampf ums Dasein zur Anwendung kamen.

Da ist kaum eine Form des Kulturlebens, welche die Reklame nicht für ihre Zwecke verwendet hätte, der Handel sowohl wie die Kirche, das Königtum wie das Bettlertum, der Künstler- wie der Gelehrtenstand, sie alle bedienen sich der Reklame, und wenn unsere Kulturhistoriker in ihren Werken dieser wichtigen und sicherlich höchst interessanten Erscheinung noch kein einziges Kapitel widmeten, so ist dies einfach auf den Umstand zurückzuführen, daß sie diese Erscheinung bisher entweder geradezu übersehen haben oder irrigerweise ihre Existenz nicht für bedeutend genug hielten, um derselben mehr als eine flüchtige Bemerkung zu widmen.

Was ist nun Reklame?

Es ist schwer, eine richtige Definition des aus dem Französischen stammenden Wortes zu geben, ein vollständig deckender Ausdruck fehlt sowohl der englischen, wie auch der deutschen Sprache dafür. Das englische „Advertisement", das amerikanische „puff" geben den Sinn des Wortes nicht in seinem vollen Umfange wieder und so hat man das französische Wort adoptiert.

Man versteht unter Reklame im weiteren Sinne, durch irgend ein Mittel,

Digitized by Google

sei es durch Wort, Schrift oder eine That, Interesse für eine Sache, eine Person, einen Gegenstand oder ein Unternehmen zu erregen; im engern Sinne versteht man darunter die empfehlende Anzeige, bei der im Unterschiede von der einfachen Annonce die Anwendung raffinierter Mittel zur Erweckung des öffentlichen Interesses wesentlich ist.

Man ist im Publikum leicht geneigt, die Begriffe Reklame und Schwindel für identisch zu halten, und scharfe Moralisten stehen nicht an, die Reklame als unmoralisch zu erklären.

An und für sich hat nun die Reklame mit Schwindel und Unmoralität nichts zu thun, wenn und insofern die Anpreisungen nicht in absolutem Mißverhältnis mit der angepriesenen Sache stehen. Wenn ein Wohlthätigkeitsverein, wie z. B. die „Deutsche Reichsfechtschule", durch absonderliche Mittel das Interesse und die Beteiligung des Publikums zu sichern sucht, oder ein Geschäftsmann seine Ware als die beste und billigste anpreist, auch wenn er dies in auffallender Weise thut, so kann man wohl nicht von Schwindel und Unmoralität sprechen, wenn der Wert der Ware, sie braucht gerade nicht die beste und billigste zu sein, nicht ganz und gar mit dem Preise kontrastiert.

Das Publikum ist geneigt, den Geschäftsleuten einen kleinen Spielraum zu gewähren und, wenn auch nicht die beste und billigste, so doch gute und dem Preise entsprechende Ware zu verlangen. Freilich ist es bei Beurteilung der Reklame nicht zu übersehen, daß man mit Berechtigung sagen kann: je auffälliger und aufdringlicher die Reklame ist, desto größer ist auch die Wahrscheinlichkeit, daß derselben ein Schwindel zu Grunde liegt.

Wenn nun auch, wie bereits gesagt, die marktschreierische Form der Reklame nichts mit Schwindel und Unmoralität zu thun hat, so läßt die Form der Reklame auf die Reellität oder Solidität einen Schluß zu, und zwar in umgekehrter Proportion. Je größer, auffallender, zudringlicher und exotischer die Reklame ist, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, es mit einem reellen und soliden Geschäfte zu thun zu haben.

Das Publikum weiß, mit Ausnahme der Patentmedizinen, denen gegenüber es geradezu blind ist, im allgemeinen so ziemlich den Wert der Reklame zu würdigen und den Spreu von dem Weizen zu unterscheiden.

Liegt in der allerdings sehr häufigen Verbindung der Reklame mit dem Schwindel das Unangenehme, Schädliche der Reklame, so hat sie auf der anderen Seite auch wieder ihren Nutzen.

Es gibt in Deutschland noch Kaufleute genug, die den Nutzen der Reklame nicht einsehen oder sogar eine heilige Scheu vor allen geschäftlichen Ankündigungen haben; die Solidität fürchtet, durch auffällige Ankündigung den Schein der Marktschreierei auf sich zu laden. Diese Kaufleute sind, so sagt ein englisches Witzwort, wie ein Liebender, der im Dunkeln seiner Braut Küsse zuwirft — er allein weiß was er thut, aber niemand anders.

Digitized by Google

Der englisch-amerikanische Kaufmann dagegen sieht den Wert der Reklame in ganz anderem Lichte. Er sagt mit Recht, daß die ehrsame, kurze, in der Fülle der benachbarten Inserate verschwindende Anzeige dem Leser durchaus keine größere Garantie der Solidität gibt, als die laute, auffallende Ankündigung; in dieser Ueberzeugung verfällt er auf die wunderbarsten, amüsantesten und oft scharfsinnigsten Ideen, um sich bemerkbar und, wenn möglich, unvergeßlich zu machen.

Ein Blick in deutsche und englische Zeitungen kennzeichnet sofort den Unterschied in dem Unternehmungsgeist beider Völker. Der Deutsche kündigt bescheiden an, daß er die und die Stoffe erhalten habe und zu herabgesetzten Preisen verkaufe. Er schränkt seine Annonce möglichst ein, kürzt die Worte oft bis zur Entstellung, schreibt z. B. „e. fr. Z. i. W. d. St. z. verm. Bill. Pr." für „ein freundliches Zimmer im Westen der Stadt zu vermieten. Billiger Preis" — und meidet ängstlich, in der großen Zahl der benachbarten Annoncen aufzufallen.

Aber der Engländer oder Amerikaner? Er tritt weit anspruchsvoller vor das Publikum. Er schreibt keine langweilige Ankündigung, denn seine Mitbürger interessieren sich nicht für die Waren, die er heute oder vor einem Jahrzehnt erhalten. Deshalb gibt er seiner Mitteilung eine ansprechende Form, reizt die Neugierde des Lesers, bietet ihm pikanten Lesestoff, um dann den Ahnungslosen auf den Kern der Annonce zu leiten, der hier wie dort heißt „5000 Winterüberzieher". Man liest eine solche Anzeige, die z. B. mit einer hochwichtigen diplomatischen Nachricht beginnt, man ist gespannt, sieht sich schließlich angeführt und kann ein Lächeln über die „Smartheit" des betreffenden Kaufmanns nicht unterdrücken. Und dann kommt die logische Folgerung. Man sagt sich, daß ein Kaufmann, der so gewißt die Aufmerksamkeit zu erregen versteht, auch seine geschäftlichen Beziehungen mit Thatkraft und Umsicht leiten wird, daß er infolge dessen gute Waren beschaffen und dieselben preiswürdig abgeben wird. Man geht zu diesem Kaufmann, stellt ihn auf die Probe — und der Zweck der Inserate ist erreicht. Dieselbe logische Schlußfolgerung verhindert, daß eine ungeschickte Ankündigung Erfolg hat, denn man spricht dem Verfasser derselben von vornherein unwillkürlich jene Eigenschaften ab, die man bei seinem Lieferanten für wünschenswert oder unerläßlich erachtet. Erwiesenermaßen verzeiht das Publikum viel eher eine Reklame, die den Stempel der lustigen Uebertreibung an der Stirne trägt, als eine biedermännischen Ernst heuchelnde durchsichtige Lüge.

Wie schon bemerkt, hat fast jede Form des Kulturlebens die Reklame für ihre Zwecke verwandt: der Handel, wie die Kunst, die Kirche wie der Staat. Aber niemals hat die Reklame eine so außerordentlich wichtige Rolle gespielt, wie im heutigen Weltverkehr, zu keiner Zeit sind ihr so große Summen geopfert worden, wie in unserem Jahrhundert.

1*

Digitized by Google

Ein New-Yorker deutscher Schriftsteller hat sich der interessanten Arbeit einer Statistik der Reklame in den Straßen New-Yorks unterzogen, wobei sich folgende bemerkenswerte Zahlen ergaben: Bei dem täglichen Aufenthalt auf der Straße von einer Stunde und während der Dauer eines Monats, also in 30 Stunden, wurden ihm ca. 400 Reklamegegenstände in die Hand gegeben. Diese zerfielen in 256 Zettel, 23 Plakate, 15 Bücher, 98 Karten und 8 kleine Gebrauchsgegenstände. Sämtliches war in englischer Sprache abgefaßt. Die Hälfte der Drucksachen war in besserer Ausführung, mit kolorierten Bildern, mannigfachen Zeichnungen und auf gediegenem, farbigem Papier. Ein Viertel der Gesamtzahl vertrat verschiedene Handgewerke, worunter hervorragend Schuhmacher und Hutmacher, ein anderes Viertel empfahl Restaurants und Dining-Rooms; ein Viertel umfaßte Luxus- und Sportartikel, und der Rest zerfiel in Empfehlungen für Eisenbahn- und Schiffahrts-Gesellschaften, Zeitungen und Bücher. Unter letzteren, welche in Form kleiner Broschüren vertreten waren, herrschten medizinische Schriften vor und trugen in diesem Falle zumeist die Aufschrift: "To gentlemen only!" Die oben angegebene Zahl für die Dauer eines Jahres und eine Anzahl von nur 10000 Menschen als Empfänger gerechnet, würde 50000000 ergeben. Diese Zahl gilt für eine Stunde täglich. Den Tag zu 6 Stunden gerechnet ergibt sich demnach die ungeheure Zahl von 300 Millionen Reklame-Gegenständen, die während der Dauer eines Jahres an 10000 Passanten in der Stadt New-York allein zur Verteilung kämen. Unerwähnt sind hier die Schilder, die, um den Hals von Männern gehängt, täglich die Straßen durchwandeln, die vielen beklebten und bedruckten Hüte, Schirme, Wagen ꝛc. ꝛc., welche zuweilen in bizarrer und recht humoristischer Weise die Aufmerksamkeit des Publikums herausfordern.

Aus dieser eigenartigen Reklame-Statistik ergibt sich, welch kolossale Summen alljährlich für Reklamezwecke geopfert werden, es ergibt sich daraus ferner, welch eine Bedeutung die Reklame im modernen Weltverkehr gewonnen hat. Die Reklame beschäftigt Tausende und aber Tausende von Fabriken, sie gibt Millionen von Menschen Brod und Nahrung. In ihrem Dienste, für ihre Zwecke arbeiten jahraus, jahrein unzählige Papierfabriken, Druckereien und Holzschleifereien, Heere von Setzern, Druckern, Lithographen, Xylographen, Photographen, Zeichnern, Firmenmalern, Graveuren, Buchbindern u. s. w., u. s. w. Im Dienste der Reklame ziehen alljährlich Tausende von Geschäftsreisenden in alle Welt, werden Milliarden von Zirkularen, Zetteln, Prospekten, Plakaten, Katalogen, Adreßbüchern und Preiskouranten versandt.

Wollte und könnte man diese gewerbsmäßige Reklame unterdrücken und aus der Welt schaffen, so würden alle diese Anstalten und Fabriken mit einem Schlage stille stehen und zahllose Menschen brotlos werden. Aus dieser Thatsache dürfte sich ergeben, daß mehr noch wie manche anderen menschlichen Einrichtungen auch die Reklame ihre Berechtigung hat.

Digitized by Google

Die Mittel der Reklame.

Gehen wir nun zu einer Schilderung der Mittel der Reklame über. Dieselben sind unendlich mannigfaltig und verschieden, als erstes und ältestes dürfte unserer Ansicht nach der sogenannte „Ausrufer" anzusehen sein.

1.
Der Herold, Ausrufer.

Bei fast allen auch auf niedrigster Kulturstufe stehenden in Horden und Stämme zerfallenden wilden Völkern finden sich Einführungen, durch welche Nachrichten und Mitteilungen von allgemeiner Wichtigkeit möglichst schnell allen Stammesgenossen kundgegeben werden können. So verfügen z. B. die Indianer Nordamerikas über ein hochausgebildetes Telegraphier-System vermittelst brennender Pfeile, Rauchsäulen, Spiegel und Geberden*), einzelne Negerhorden Afrikas, wie z. B. die Kameruner, haben es in Laut-Signalen weiter gebracht als irgend eine europäische Nation, indem sie durch kurze und lange Trommellaute auf weite Entfernungen hin alle möglichen Nachrichten verbreiten können. Auch der primitivste Stamm hat zum mindesten einige tüchtige Läufer und Botschafter, deren Aufgabe es ist, den Stammesgenossen sowie entfernter wohnenden Stammesverwandten Mitteilungen von allgemeinem Interesse baldmöglichst zu überbringen.

Pariser Kleiderhändler.

Derartige Einführungen sind nicht etwa auf Anregungen seitens zivilisierter Völker zurückzuführen, sie sind vielmehr in den einzelnen Stämmen

*) Vergl. Cronau, Fahrten im Lande der Sioux, S. 27—31.

Digitized by Google

selbst erfunden und sind in ähnlicher Weise ganz ohne Zweifel schon bei den Völkern des graueſten Altertumes vorhanden gewesen. Sagen nach, die der Wahrscheinlichkeit nicht entbehren, soll die erste Kunde vom Falle Trojas durch Feuerzeichen nach Griechenland gelangt sein. Apulejus und Herodot erzählen von den Persern, daß sie Nachrichten auf große Entfernungen hin durch Feuerzeichen gemeldet hätten.

Läufer und Verkündiger beſaßen schon die alten Egypter, von welchen die Hebräer das Institut der Ausrufer entlehnt haben mögen. Das Wort kara bedeutet: „laut schreien, verkünden, öffentlich machen".

Die Griechen hatten gleichfalls ihre Ausrufer κήρυξ, so stellt uns Apulejus in seinem „Goldenen Esel" einen solchen Ausschreier gegenüber, der, voller Humor, das Publikum mit allerlei guten Witzen in Stimmung hält*). Dieselbe Erzählung gibt weitere Nachrichten über die Ausrufer des Altertums. Als Psyche verloren war, ersuchte Venus den Merkur, die Verlorene unter dem Volke auszurufen und eine Belohnung auf ihr Wiederbringen auszuschreiben. Sie teilt Merkur die genauen Merkmale mit, an welchen Psyche erkannt werden möge, und mit diesen auf einem Zettel niedergeschriebenen Notizen versehen, begibt sich der Götterbote unter die Völker der Erde und verkündet: „Kund sei es jedermann, wie eine gewisse Königstochter, mit Namen Psyche, sich an Venus schwer vergangen hat und heimlich nun entwichen ist, sich ihrer verdienten Strafe zu entziehen. Sollte jemand sein, der diesen Flüchtling aufgefangen hat oder nur nachweisen kann, wo sie sich verborgen hält, der finde sich bei den murcischen Pyramiden ein und gebe es mir, dem Merkur, an, der ich dieses als Herold jetzt bekannt mache. Er soll für seine Mühe von Venus in Person sieben Küsse zur Belohnung bekommen, und einen noch insbesondere, der mit allen Süßigkeiten gewürzt ist, welche nur der Liebesgöttin Honigmund zu geben vermag."

Auf diesen Ausruf Merkurs beeiferten sich alsbald alle Sterblichen um die Wette, eine so hohe Belohnung zu verdienen.

Auch die Römer hatten ihre öffentlichen Ausrufer, die Praecones. Es gab solche, welche vom Staate angestellt und besoldet waren und solche, welche das Ausrufergewerbe privatim betrieben. Die ersteren hatten die Volksversammlungen zu berufen, Gesetzesvorschläge anzukündigen, die abgegebenen Stimmen auszurufen, Ruhe zu gebieten, öffentliche Festlichkeiten anzukündigen und dergl. mehr; letztere hingegen wurden namentlich bei Auktionen verwendet und hatten sie die Zeit, den Ort und die Bestimmungen von öffentlichen Verkäufen auszurufen. Wie sich bei den Griechen nur arme und niedrige Leute zu diesem Posten hergaben, so stand dies Gewerbe auch bei den Römern in geringer Achtung, zumal die Bildung der Ausrufer zumeist eine höchst mangelhafte war. Martial rät einem Vater, aus seinem Sohn, welcher einen besonders harten Kopf hatte,

*) Apulejus, Der goldene Esel, Buch 8.

Digitized by Google

einen Praeconen zu machen; für Dichter, welche nichts verdienten, war es der äußerste Ausweg, daß sie Ausrufer wurden.

Derartige Ausschreier spielen in verschiedenen altrömischen Dichtungen eine Rolle, so kündigt Messenio in den „Zwillingsbrüdern" als Herold die Versteigerung der ganzen Habe des Menächmus mit Einschluß der Frau „gegen bare Zahlung" an. Eutychus im „Kaufmanne" das Plautus versichert, er werde alle Ausrufer der Stadt dingen, um die verschwundene Geliebte seines Freundes aufspüren zu lassen.

Londoner Ausrufer im Mittelalter.
(Nach einem alten englischen Holzschnitt.)

In alten Zeiten bediente sich auch die Kirche des Ausrufers, um die Gläubigen zur Andacht zu rufen. Erst als wirksamere Lärminstrumente, wie tönende Metallplatten und später die noch weiter klingenden Glocken erfunden wurden, nahm die Geistlichkeit von dem Ausschreier Abstand, der in katholischen Ländern nur zu der Zeit seine Auferstehung feiert, wenn die Glocken ihre jährliche Reise nach Rom antreten. Mit Schnarre oder Ratsche versehen, mahnt er dann die Christen zum Kirchenbesuch. In orientalischen Städten ertönt hingegen noch heute vom hohen Minaret herab der Ruf des Muezzin, um die Muselmanen an das Gebet zu erinnern.

Der Ausrufer des Mittelalters pflegte die Aufmerksamkeit des Volkes vermittelst Trompetenstößen oder Schellengeläute zu erregen. Sie erscheinen bereits

Digitized by Google

als wohlorganisierte Zunft im 12. Jahrhundert in Frankreich und werden von Schriftstellern jener Zeit vielfach erwähnt. Auch bei festlichen Gelegenheiten, wie an den Höfen, während der Turniere bediente man sich ihrer, und nannte man diese Praeco, später Herolde, aus denen sich im Laufe der Jahrhunderte nun die Gesandten und Botschafter entwickelten.

Auch der Handel des Mittelalters bediente sich der Ausrufer, nur mit dem Unterschiede, daß aus Sparsamkeitsrücksichten die Ladenhalter vielfach selbst

Fischhändlerin.

vor ihrer Thüre auf und ab liefen und schrieen: „Was wünschen Sie, meine Herren? Was suchen Sie, meine Damen?" Dann zählten sie eine Menge Waren zu verlockenden Preisen auf, und hatten sie sich heiser geschrieen, so mußten die Lehrburschen heraus und ihre Stelle einnehmen.

Kaffeehäuser stellten mitunter richtige Indier als Ausrufer an, welche den ganzen Tag in ihrem Nationalkostüm vor der Thüre des Lokals einherstolzierten und jeden Vorübergehenden anriefen: „Kaffee, Herr? Thee? Bitte, treten Sie ein, Herr! Eben wird ein frischer Topf bereitet, auf mein Wort!" Das „Buy,

Digitized by Google

buy, what 'll you buy?" der Londoner Metzger iſt einer der letzten Ueberreſte dieſes alten Brauches.

In faſt allen Großſtädten haben noch heute die vagierenden Händler ihre beſtimmten Formeln der Ankündigung. Der Londoner Milchmann hängt ſeine

Händler mit Bierhähnen.

verſchloſſenen Kännchen an die Eiſengitter und kündigt ſein Erſcheinen durch einen unartikulierten Laut an. Der Gebäckhändler läßt vernehmlich ſeine Glocke reden, die er unaufhörlich die Straßen entlang ſchwingt. Die Waſſerkreſſehändlerin ſchreit ſingend in Molltonfolge mit Mannesſtimme, daß ſie prächtige friſche Kreſſe hat. „Stühle zu flicken!" iſt in Deutſchland der Ruf des Stuhlflechters; „Sand, weißer Sand!" der des Sandmannes. „Bettſtroh!" empfiehlt mit

Digitized by Google

weithin tönender Stimme der Strohhändler; mit „Schereſchliep!" kündigt der Scherenſchleifer, mit „Haſenfelle" der Fellhändler ſein Erſcheinen an. Zur Obſtzeit ſind namentlich die zumeiſt ſchrecklich verballhornisierten Namen der verſchiedenſten Obſtſorten, wie „Kerſch'n, Kerſch'n!" „Hebebern!" „Aeppl, Aeppl, Aeppl!" u. ſ. w. in jedem Stadtviertel bis zum Ueberdruß vernehmbar.

Büttel Mengebier.

In Amerika bilden die „Hôtel runners", welche den Reiſenden gleich am Bahnhofe oder an der Landungsbrücke des Dampfers mit Empfehlungen und Anpreiſungen ihrer Hotels überſchütten, eine wahre Landplage.

Noch in faſt allen Ländern der Erde iſt der Ausrufer zu finden. Iſt er aus den größeren Städten auch bereits als nicht mehr zeitgemäß verſchwunden, ſo iſt er in kleineren Orten und Dörfchen immer noch eine ſtehende Figur, und der vom Staate angeſtellte Ausrufer, in der Regel ein im Dienſte ergrauter Poliziſt, mit Klingel oder Trommel verſehen, verkündet neben ſeinen offiziellen Bekanntmachungen vielfach gegen entſprechendes Entgeld allerhand Nachrichten

Digitized by Google

aus dem Geschäftsleben, wie z. B. N. N. soeben eine große Sendung frischer Seefische erhalten habe, der Metzger Y. morgen mit einem Transporte schwerer Kühe ankomme und wie der Gutsbesitzer X. auf Grimmelshausen einen prächtigen Kürhengst stehen habe.

2.

Die Aushängeschilder.

Bis ins graue Altertum reicht der Gebrauch der Aushängeschilder und Ladenzeichen. Wenn auch die große Masse der Händler und Verkäufer jener

Ein Bäckerladen im alten Pompeji.
(Aus dem „Century Magazin" in New-York.)

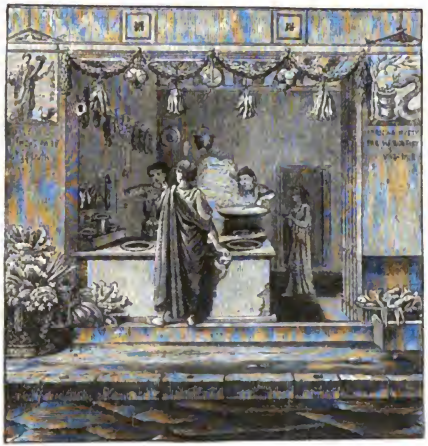
fern entlegenen Zeiten sich damit begnügten, ihre Waren offen auszulegen, so fehlte es aber auch nicht an einzelnen Leuten, die durch allerhand den Handel versinnbildlichende Embleme, wie auch durch Inschriften die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken, Käufer also heranzuziehen suchten. Wenn uns auch keine derartigen Tafeln erhalten geblieben sind, so fehlt es doch nicht an Mitteilungen, welche sicher schließen lassen, daß sowohl die alten Egypter als auch die Griechen die Bedeutung der Aushängeschilder und Ladenzeichen gekannt haben.*)

*) Wilkinson, Ancient Egyptians. vol. III, p. 158; Rosellini, Monumenti dell' Egitto e Aristoteles Problematum X, 14.

Digitized by Google

Weitaus reicheres Material haben uns die Römer hinterlassen, und sind wir namentlich durch die Aufdeckung der Städte Pompeji und Herculanum in den Stand gesetzt worden, den weitesten Einblick in das Geschäftsleben jener an zwei Jahrtausende hinter uns liegenden Zeit zu gewinnen.

Wie unsere Detailhändler, so strebten auch die Krämer des alten Rom, ihre Waren so offen und verlockend wie nur möglich auszulegen und die Vorübergehenden darauf aufmerksam zu machen. Unsere breiten und glänzenden Schaufenster gab es noch nicht, dafür aber waren die Läden nach der Straßenfront, bei Eckhäusern nach beiden Straßenfronten hin fast ganz offen, und befand sich der gemauerte, in der Regel mit einer Stein- oder Marmorplatte bedeckte Ladentisch parallel des Fußsteigs. Es ward nur ein Eingang von gewöhnlicher Breite gelassen. Auf dem Ladentisch standen oder lagen die verschiedenen Verkaufsgegenstände; in Garküchen und Delikateßhandlungen waren vielfach verschiedene Gefäße, Amphoren von Thon, Pfannen und Näpfe in den Ladentisch eingelassen, aus denen man den Inhalt mit einer Schöpfkelle entnahm. An die Fassadenpfeiler dieser weit offenen, in ihrem Inneren tiefschattigen Läden wurden die Ladenzeichen in bunten Farben angemalt.



Laden im alten Pompeji.
(Aus Overbeck, „Pompeji". Verlag von Engelmann, Leipzig.)

Vielfach wurden diese Aushängeschilde plastisch aus Thon modelliert und dann neben der Thüre aufgestellt oder in die Pfeiler eingelassen. Diese angemalten oder plastischen Ladenzeichen bieten denn auch die Möglichkeit, die ursprüngliche Bestimmung des einen oder anderen Ladens in Pompeji nachzuweisen. Ein Milchhändler z. B. hat eine Ziege in Terrakottarelief an seinem Ladenpfeiler angebracht, ein Bäcker die Darstellung einer von einem Maultiere getriebenen Mühle oder auch einen Mühlstein oder eine Garbe Weizen; an dem Pfeiler eines Weinhändlers fand man ebenfalls in Thonrelief zwei Männer, die eine Weinamphora an einem Stocke auf den Schultern tragen, während ein anderer,

Digitized by Google

ungleich geschmackvoller als die meisten übrigen Kleinhändler, einen recht leiblichen Bacchus, der eine Traube ausdrückt, auf seinen Ladenpfeiler hatte malen lassen.

Ein anderes Schild stellt einen Gladiatorenkampf dar, und erklärt sich diese Tafel vielleicht durch Hinweisung auf die Sitte der Inhaber moderner Matrosen- und Handwerkerkneipen, auf deren Schildern auch oft die Gäste gar anmutig abkonterfeit zu sehen sind. Der Laden wäre danach besonders von Gladiatoren besucht worden.

Das Aushängeschild eines Parfümerie- und Weihrauchhändlers stellte einen Opferer dar, der einen Stier zum Altare führt. Dabei wird Weihrauch gebraucht: hier ist er zu haben! Auf einem anderen Bilde trugen vier Männer Gefäße, offenbar ein Bild des Imports der hier verkauften trocknen und flüssigen Parfümerien. Ein drittes Bild existierte, auf dem ein Leichnam zum Verbrennen gereinigt und gesalbt wird, durch welches der Händler sich vorkommenden Falles als Leichenbalsamierer empfahl.

Zeichen eines Gastwirtes im alten Pompeji.
(Aus Seemanns Kulturhist. Bilderbogen.)

Der Ladenpfeiler eines Apothekers zeigte das heilige Tier Aeskulaps, eine Schlange mit einem Pinienapfel im Maul; in Herculanum entdeckte man einen hübsch gemalten Amor, der ein Paar Frauenschuhe, den einen über seinem Kopfe, den andern in der Hand trug.

Eine Wäschereinigungsanstalt charakterisiert sich durch zwei Bilder, auf deren einem Arbeiter dargestellt sind, beschäftigt durch Treten mit den Füßen oder durch Reiben mit den Händen die Wäsche zu reinigen. Die auf dem anderen Bilde konterfeite Zeugpresse (Mangel) bedarf um so weniger einer Erklärung, als dieselbe mit den heute noch gebräuchlichen ziemlich übereinstimmt.

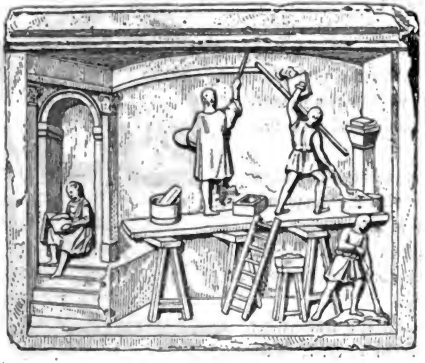
Der Landmesser malte seine Meßinstrumente neben die Thüre seines Hauses; das Schulgebäude charakterisierte sich höchst originell durch das Bild eines Jungen, der soeben eine fürchterliche Tracht Hiebe empfängt; der Weinhändler pflegte einen Busch immergrüne Zweige an einem Stabe auszuhängen, welche Sitte zu dem gefügelten Worte „Vino vendibili suspensa hedera non opus est“ Anlaß gab, woher wir unsern Spruch entnehmen, daß „guter Wein keines Busches bedarf“.

Thatsächlich hatte fast ein jedes Gewerbe seine ihm eigentümlichen Embleme, die später im Mittelalter zu förmlichen Zunftwappen, zu Innungszeichen ausgebildet wurden. Der Gebrauch dieser Gewerbeembleme genügte den Gewerbtreibenden der römischen Städte vollkommen, da die Gewerbtreibenden noch nicht

Digitized by Google

nach Zünften besondere Stadtteile und Straßen angewiesen erhalten hatten, sondern ihre Läden in buntem Wechsel in die Straßenfronten einfügten.

Im Mittelalter erhielten hingegen, namentlich in den deutschen und französischen Städten, die einzelnen Gewerbe besondere Straßen angewiesen. Metzger, Bäcker, Schmiede, Kleiderhändler, Gerber — sie alle hatten besondere Quartiere und Straßen inne, wo sie in kleinen offenen Läden ihren Beschäftigungen nachgingen. Bei einem derartigen Zusammendrängen vieler Vertreter ein und desselben Gewerbes entsprachen die Innungsembleme ihrem eigentlichen Zwecke als Ladenzeichen nicht mehr und so suchten sich die einzelnen Handwerker durch neue, ihnen eigene Zeichen von den Nachbarn zu unterscheiden. Mit der Kunst des Lesens waren damals nur wenige vertraut und so würde das Aushängen eines Schildes mit dem Namen des Händlers völlig nutzlos gewesen sein.



Zeichen eines Tünchers und Stubenmalers im alten Pompeji.
(Aus Seemanns Kulturhistorischen Bilderbogen.)

Man adoptierte daher figürliche Objekte, man hing Tafeln mit Gemälden aus, man stellte an den Eingängen leicht erkennbare Schnitzereien, Statuetten und dergleichen aus. Die Tafeln mit den Gemälden baumelten an eisernen Trägern, die entweder in die Wand des Hauses eingelassen oder in Front desselben in die Erde gerammt waren. In beiden Fällen war der eiserne Träger mit Ornamenten und Schnörkelwerk reich verziert. Auch wurden an quer über die Straße gespannten Seilen Banner ausgehängt, auf denen das Zeichen des Händlers mit schreienden Farben wiedergegeben war.

In England waren die Händler sogar gesetzlich gezwungen, ein Zeichen vor ihren Kaufläden anzubringen, so wurde 1393 ein Brauer in Chelsea angeklagt, „for not putting up the usual sign“*). Und in den Parlamentsrollen heißt es Band 5, Seite 426a: „Wer immer in der Stadt Cambridge Bier zu brauen begehrt, mit der Absicht, dasselbe zu verkaufen, muß ein Zeichen aushängen, andernfalls sein Bier weggenommen wird.“

In Frankreich herrschten dieselben strengen Vorschriften, so wurden 1567

*) Lyson's Env. of London III, p. 74.

Digitized by Google

durch ein Edikt die Gastwirte von Moulins aufgefordert, dem Magistrate ihre Namen, Adressen und ihre „enseignes“ mitzuteilen; Heinrich III. verordnete im März 1577, daß alle Kaufleute Aushängeschilde und Zeichen an ihren Häusern befestigen sollten, damit jedermann, auch wer nicht des Lesens kundig wäre, sofort sich zurechtfinden möge. Dieselbe Bestimmung erließ auch Ludwig XIV. im Jahre 1693, und heißt es in seinem Edikt Art. XXIII: „Taverniers metront enseignes et bouchons . . . nune pourra tenir taverne en cette dite ville et faubourgs, sans mettre enseigne et bouchon.“ „Gasthofsbesitzer haben Zeichen und einen Busch auszuhängen. . . Niemanden soll es erlaubt werden, in besagter Stadt und in ihren Vororten ein Gasthaus zu eröffnen, ohne mit Zeichen und Busch versehen zu sein.“

Als Zeichen wählte man allerhand Objekte. Das ganze Tierreich wurde geplündert; vom mächtigen Elephanten bis zur kleinen Biene, vom Adler bis zum Spatzen waren alle Arten, alle Gattungen vertreten; die Pflanzenwelt durch Palmen, Zedern, Eichen, durch Gänseblümchen und Veilchen. Dazwischen sah man Porträts berühmter Männer, Städtebilder, mit mehr Phantasie als Wahrheit gemalt, ferner Wappen, Gebrauchsgegenstände, Geschirre und dergleichen. Da aber auch hier bei der Zunahme der Bevölkerung und des Handels mitunter verschiedene Kaufleute ein und dasselbe Symbol wählten, so suchte man diese ähnlichen Zeichen durch verschiedene Farbengebung zu unterscheiden, und so gab es rote, schwarze und blaue Löwen, grüne und gelbe Drachen, goldene und weiße Adler. Extravagante Naturen ließen sich absonderliche Monstren schaffen, es gab „fliegende Schweine“, eine „spinnende Sau“, eine „flötende Auster“, einen „singenden Walfisch“.

Das Zeichen der Apotheker war Mörser und Stößel, die wohlbekannten Instrumente, um die Gewürze zu zermalmen und Pulver zu bereiten. Die Barbiere hängten eine Reihe ihrer metallenen Seifenbecken aus, oder kennzeichneten ihre Stube durch einen vor der Thüre eingerammten buntbemalten Pfahl, welch letztere Sitte noch heute in England und den Vereinigten Staaten üblich ist.

In Konstantinopel, wo der Barbier zugleich auch Wundarzt und Zahnreißer ist, hängt er wohl auch die von ihm ausgezogenen Zähne, zu hübschen Ornamenten zusammengereiht, im Schaufenster aus.

Die Kartenmacher hatten den die Weltkugel auf seinen Schultern tragenden Atlas zum Symbol, die Kaufleute Merkur, den Gott des Handels; Bierwirte den Gambrinus; Weinschenken den Bacchus. Goldschmiede pflegten das Einhorn oder einen goldenen Arm mit einem Hammer, Buchhändler den Kopf eines Gelehrten, das Porträt Homers, Shakespeares oder Miltons über der Thüre zu befestigen. Leih- und Pfandhäuser kennzeichneten sich durch drei goldene Kugeln über dem Eingange des Hauses. Dieses in Amerika noch übliche Zeichen ist dem Wappen der Medici entnommen, aus deren Staaten im Mittelalter vornehmlich viele Geldwechsler kamen.

Digitized by Google

Derartige Ladenzeichen wurden mitunter in künstlerischer Weise ausgeführt. Ueber ein in London angebrachtes Zeichen berichtet der „Spectator" vom 8. Januar 1743: „Als wir die Ludgate-Straße entlang schritten, gewahrten wir eine Menge Menschen, welche ihre Blicke auf das äußerst splendide Aushängeschild „Königin Elisabeth" gerichtet hielten, welches Zeichen bei weitem alle anderen in dieser Straße an künstlerischer Ausführung, an Schnitzarbeit und Pracht der Vergoldung übertrifft. Es ist in der That eher einem Kabinettstück einer Galerie gleich, denn einem Straßenschilde."

Welche Summen mitunter einzelne Kaufleute auf ein besonders effektvolles Aushängeschild verwendeten, beweist die Thatsache, daß dem Maler Clarkson für das Zeichen „Shakespeare", welches in Little Russell Street, Drury Lane, London, zu sehen war, 500 Pfund Sterling bezahlt wurden.

Weithin berühmt in englischen Landen war das Aushängeschild des Wirtshauses „Zum weißen Herz" zu Scole, Norfolk, wohl das größeste und kostbarste aller jemals gefertigten Aushängeschilde. Ueber dasselbe sind mehrere Beschreibungen erhalten, so eine aus dem Jahre 1663, eine zweite aus dem Jahre 1655, ferner existiert ein 1740 gefertigter Stich, betitelt: „Die Nord-Ostseite des Zeichens „Zum weißen Herz" zu Schoale in Norfolk, errichtet im Jahre 1655 von James Peck, einem Kaufmann zu Norwich. Es kostete 1057 Pfund Sterling" (über 21,000 Mark).

Das Zeichen reichte über die ganze Straße gleich einem Triumphbogen hinweg, war an der einen Seite mit der Wand des Wirtshauses verbunden und ruhte auf der anderen auf einer aus Mauerwerk bestehenden Stütze, so daß selbst Wagen bequem unter dem Zeichen passieren konnten. Der künstlerische Schmuck des Schildes zerfiel in mehrere Teile oder Felder, deren erstes den vom Walfisch ausgespieenen Jonas zeigte. Das zweite ward ausgefüllt durch einen Löwen, der das Wappen von Groß-Yarmouth hielt. Im dritten Felde war Bacchus, im vierten das Wappen von Lindley, im fünften das Wappen von Hobart, im sechsten ein auf seiner Flöte blasender Schäfer zu sehen. Im siebenten und achten Felde hielten Engel die Wappen von Master und Miß Peck. Im neunten Felde erblickte der Beschauer das Zeichen des Wirtshauses selbst, das „weiße Herz" mit der Inschrift: „Implentur veteris Bacchi pinguisque ferinae. Anno Dom. 1655." Daran schlossen sich im zehnten Felde das Wappen des Earls von Yarmouth, im elften das des Herzogs von Norfolk an. Nummero zwölf zeigte Neptun auf einem Delphin, dreizehn ward durch einen das Wappen von Norwich haltenden Löwen ausgefüllt. Im vierzehnten Felde war Charon dargestellt, eine Seele zum Hades führend. In Nr. 15 wachte der Cerberus. Nr. 16 ein Jäger. Im folgenden Felde war Actaeon sichtbar, seine Hunde mit den Worten anrufend: „Actaeon ego sum, dominum cognoscite vestrum." Im Felde 18 kehrte das „weiße Herz" wieder, darunter der Name des Verfertigers des Zeichens „Johannes Fairchild, struxit". Die allegorischen Figuren

Digitized by Google

„Prudentia", „Fortitudo", „Temperentia" und „Justitia" füllten die Felder 19—22. Eine Diana war im 23. Felde. Im folgenden war „die Zeit, ein Kind verschlingend", darunter die Worte „Tempus edax rerum." Den Schluß des Ganzen bildete ein auf einem Globus sitzender Astronom, der infolge einer sinnreichen Anordnung zugleich als Wetterprophet diente und sein Gesicht stets dorthin wendete, von wo guter Wind und gutes Wetter zu erwarten waren. Dieses monströse, in Balladen und Gesängen vielgenannte Zeichen verschwand nach mehr denn einhundertjährigem Bestehen gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts.

Einzelne Kaufleute, die es ihren Konkurrenten in Kostbarkeit ihrer Zeichen zuvorthun wollten, gewannen mitunter bedeutende Künstler dazu, ein Aushängeschild für sie zu malen. So wird von dem in der Galerie Sutherland befindlichen Bilde „Maultiertreiber mit einem Maulesel" behauptet, daß Correggio dasselbe als Aushängeschild für eine Wirtschaft gemalt habe. Das Gleiche sagt man dem jetzt im Museum zu Haag aufbewahrten Gemälde Paul Potter's „der junge Bulle" nach, ferner zweien Bildern Holbein's im Museum zu Basel. Goujon malte zu gleichem Zwecke eine „Susanna im Bade"; bekannt ist ferner, daß auch Guéricoult, Watteau und Horace Vernet in ihren jüngeren Jahren derlei Zeichen geschaffen haben. Zu großer Berühmtheit gelangte am Rhein „der goldene Propfenzieher" durch sein Wirtshausschild, mit welchem der Maler Schröter in Oberwesel seine aufgelaufene Rechnung beglich.

Suchten so einzelne Kaufleute und Händler durch die Kostbarkeit ihrer Zeichen Aufsehen zu erregen, so suchten andere durch die Absonderlichkeit, durch die Größe und den Umfang ihrer Aushängeschilde die Aufmerksamkeit des Publikums zu wecken. Je mehr Rot und Gold an die Schilde verwendet wurde, je größer und absonderlicher dieselben waren, desto mehr erfüllten sie ihren Zweck. Einer suchte seine weit in die Straße hineinragende Nasen-Firma weiter auszustrecken als der andere, und hatten die Regierungen und Stadtbehörden früher das Anbringen von Zeichen verordnet und befohlen, so sahen sie sich später genötigt, strenge Maßregeln zu ergreifen, um die Ausschreitungen der Gewerbtreibenden zu beschränken, denn die ohnehin engen Straßen und Gassen wurden durch die abnorm großen Zeichen vollends versperrt. Die das Hereinfallen und Verbreiten des Tageslichtes und des Laternenscheines hindernden Aushängeschilde wurden thatsächlich ein Uebelstand, über den in zahlreichen Reiseschilderungen jener Zeit Klage geführt wird.

Ein im Jahre 1765 England bereisender Franzose, M. Grosley, berichtet: „Es fiel mir nichts mehr auf, als die enorme Größe der Warenhäuser-Zeichen, der lächerliche Prunk der Ornamente, mit denen diese Zeichen überladen sind, und die Höhe der triumphbogenartigen Stützen dieser Zeichen."

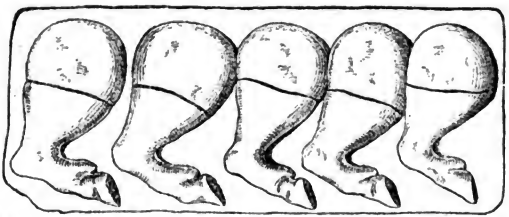
Die Pariser litten nicht minder unter diesen „Enormitäten". So sagt ein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts: „Mächtige Guirlanden baumelten an den

Digitized by Google

Außenwänden der Verkaufsläden; einzelne Perlen waren so groß wie Saukköpfe, und die Federn reichten bis zum dritten Stockwerke hinauf."

Schon 1419 hatten die Stadtbehörden von London anzuordnen, daß die „Ale-stakes", die in Front der Wirtshäuser angebracht waren, nicht länger als sieben Fuß sein dürften, da sie den Reitern hinderlich wären; desgleichen mußten diejenigen Zeichen, welche durch ihr übermäßiges Gewicht den Häusern Schaden zufügen könnten, bis zum St. Michaelstage entfernt werden, widrigenfalls man in eine Strafe von 40 Pence verfalle.

Im Jahre 1718 riß ein derartiges überschweres Aushängeschild in Bride's Lane, Fleet-Street, London, durch sein Gewicht die ganze Frontseite des Hauses ein, an welchem es befestigt war. Bei dieser Gelegenheit gingen vier Menschenleben verloren.



Zeichen eines Fleischers im alten Pompeji.
(Aus Seemann's Kulturhistorischen Bilderbogen.)

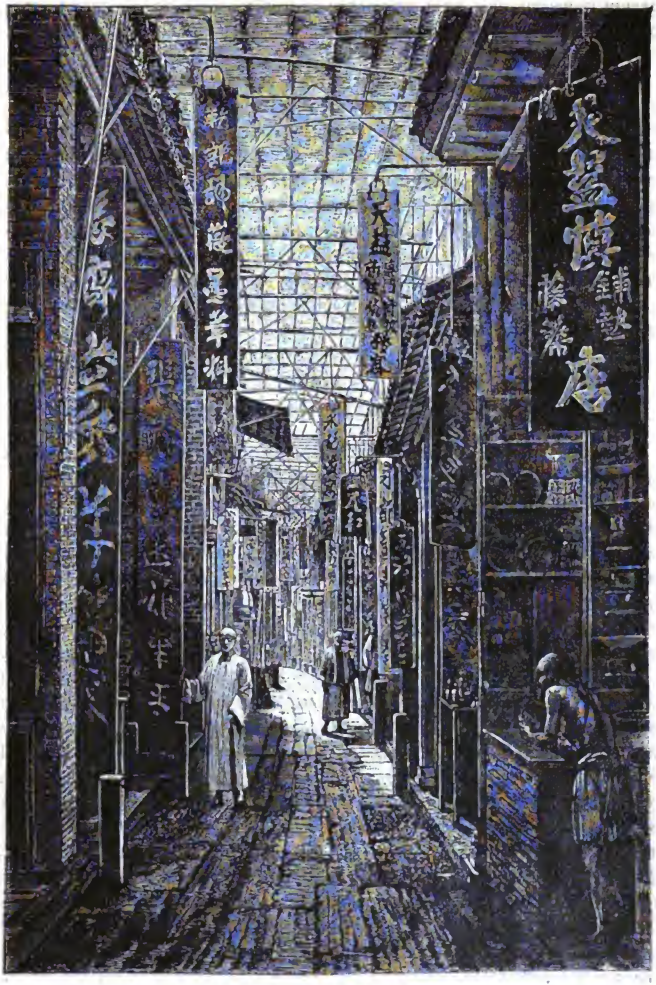
Derartige Vorkommnisse, die sich auch in anderen Städten sehr oft ereignet haben mögen, veranlaßten die Behörden, noch schärfere Gesetze bez. des Aushängens der Zeichen zu erlassen.

In Frankreich wurden 1669 die übermäßig hohen und schweren Zeichen verboten, am 17. September 1761 wurde in Paris befohlen, daß innerhalb eines Monates alle Aushängeschilder gegen die Wand geheftet werden müßten. Sie durften von der Hauswand nicht weiter als 4 Zoll abstehen, auch durften die Ornamente nicht weiter in die Straße hineinragen. Die Zeichen und ihre eisernen Träger mußten ganz beseitigt werden, damit die Passage frei werde.

In London wurden im November 1762 die gleichen Verfügungen erlassen und so verschwanden allgemach die Ladenzeichen, die überdies durch die immer mehr eingeführten Firmenschilde überflüssig geworden waren.

An die Stelle des Zeichens, des Symbols, trat das geschriebene Wort, und wenn hie und da ein Geschäftshaus sich auch noch eines Zeichens bedient, so hat das Firmaschild im großen Ganzen die Ladenzeichen überall verdrängt. Nur hie und da sehen wir noch eine riesige hölzerne Flinte, einen übermäßig

Digitized by Google



Eine Straße in Canton.

(Nach einem Holzschnitt in Hübner, „Spaziergang um die Welt". Verlag von Schmidt & Günther, Leipzig.)

Digitized by Google

großen Handschuh oder einen vergoldeten Riesenstiefel oder eine Riesenbrezel aushängen, daneben oder darüber prangt auch sicherlich stets in fußhohen Lettern der Name des Ladenbesitzers.

Der Gebrauch der Firmenschilde nimmt auch heutzutage wieder fast überhand, man begnügt sich nicht mit einer Aufschrift, man hat deren mitunter zwei, drei oder vier, und wenn sich eine derartige Massenanwendung noch nicht als Uebelstand herausgestellt hat, so ist dies den überall eingeführten Verordnungen zu danken, wonach die Firmenschilde dicht an das Haus befestigt werden müssen, nicht mehr in die Straßen hereinbaumeln dürfen. Derartige Verordnungen scheinen im himmlischen Reiche, in China, noch nicht zu existieren, denn das allbekannte Aquarell Eduard Hildebrandt's, „Straße in Tientsin", sowie zahlreiche andere Abbildungen chinesischer Straßen und Gassen zeigen uns, wie sehr diese öffentlichen Verkehrswege durch die zahlreichen und übertrieben großen Firmenschilde beengt werden.

8.

Das Album, die Plakattafeln und Anschlagsäulen.

Schon frühzeitig bediente man sich im alten Rom, um Nachrichten bekannt zu machen, neben dem Ausrufer noch eines anderen Mittels, des „Albums", der Anzeigetafeln des Altertums. In Pompeji ist die äußere Mauer der Eumachia, eines für Handel und Verkehr dienenden Gebäudes, durch flache Pfeiler in eine Reihe von Feldern zerlegt. Die Mauerfelder waren mit weißem Stuck überkleidet (daher „Album", vom lat. albus = weiß), auf den man die Anzeigen mit schwarzer oder roter Farbe malte; war das Album voll oder die Anzeigen veraltet, so wurde es einfach überweißt und aufs neue beschrieben. Mitunter wurde auch die Schrift mit einem spitzigen Instrumente in die farbige Wand eingekratzt.

Auf diesen Alben, als welche man auch die breiten Pfeiler und Säulen der öffentlichen Gebäude, des Forums, der Bäder u. s. w. benutzte, hat man viele interessante Inschriften und Ankündigungen gefunden. Diese wahren Vorbilder unserer modernen Plakattafeln wurden von der Regierung errichtet und sowohl von dieser wie auch gegen entsprechende Miete von Privatpersonen benutzt. Zweifelsohne half sich aber später der Privatmann selbst dadurch, daß er eigene Holztafeln aushängte, Maueranschläge machte oder — was mit der Zeit noch viel gebräuchlicher wurde — seine Anzeigen direkt an die Hauswand pinseln ließ. So äußert Gripus im „Rudens": „Wahrlich, mit ellenlangen Buchstaben werde ich es überall anzeigen: wenn jemand einen Reisekorb mit vielem Gold und Silber verloren hat, so soll er zu Gripus kommen!"

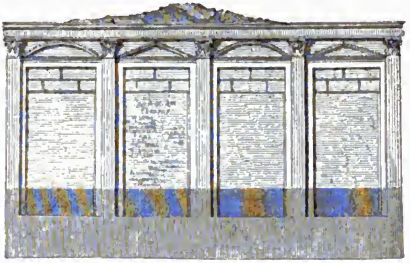
Wie im alten Rom die Säulen der öffentlichen Gebäude die Bekanntmachungen der Behörden aufzunehmen hatten, so wurden auch während des Mittelalters wie noch heute die Zugänge der Rat- und Stadthäuser zu diesen Zwecken

Digitized by Google

benutzt. Auch pflegte man wichtige Mitteilungen an die Kirchenthüren zu heften, ja sogar von der Kanzel herunter zu verkündigen. So heißt es in der „sibentzehend histori" des Dr. Thomas Murners „Ulenspiegel": „Uf ein zeit da kam Ulenspiegel gen Nürnberg vnd schlug groß Brief an die kirchthüren vnd an daz rathuß, vnd gabe sich us für ein guten artzet zu aller krankheit."

Daß Luther seine berühmten Thesen gleichfalls an die Kirchthüre heftete, brauchen wir ja nur zu erwähnen.

Mit der Zunahme des Handels und Verkehrs wuchs auch die Zahl der Ankündigungen und so mögen sehr bald die Rathaus- und Kirchenthüren zur Aufnahme all dieser offiziellen und nichtoffiziellen Bekanntmachungen nicht mehr ausgereicht haben. Das rief die sog. „Mauerreklame" ins Leben, und heute kann jeder sich in Großstädten einige tausend Quadratschuh Wand mieten, der das Bedürfnis hat, seinen Namen oder seine Fabrikate so dem hochverehrten Publikum vorzustellen. Diese Art Reklame ist auffällig, aber gerade auch nicht sehr billig. Denn man glaube nur ja nicht, daß etwa der Eigentümer einer solchen Wand die Malereien darauf als Dinge betrachtet, die seinem Hause zur Zierde gereichen könnten. Bewahre! wer sich weigert, für den Quadratschuh Raum den Satz von dessen ungedrucktem Tarife zu entrichten, kann seine Reklame anderwärts aufführen lassen.



Album am Gebäude der Eumachia in Pompeji.
(Aus Overbeck, „Pompeji". Verlag von W. Engelmann, Leipzig.)

Auf einem solchen Felde entwickelt sich der Drang nach Oeffentlichkeit in erstaunlich rascher Weise. Berühmte Aerzte, die ein neues Mittel entdeckt haben, den Bandwurm zu tödten; liebenswürdige Insektenpulverfabrikanten, die sich rühmen, Millionen von blutdürstigen Flöhen und Wanzen das Lebenslicht ausgeblasen und dafür diverse Medaillen bezogen zu haben; uneigennützige Schuh- und Stiefelfabrikanten, denen es einzig darum zu thun ist, ihre Mitmenschen bei warmen Füßen zu erhalten, und die für ein Spottgeld von sechs Thalern sich von einem Paar ihrer „Glanzlebernen" oder „Wasserdichten" trennen; talentvolle Pianisten, die am Hofe Sr. Majestät So-und-so unter der Last der ihnen gespendeten Lorberkränze die Auszehrung bekommen haben und vor ihrem Ableben einmal noch das Publikum beglücken und entzücken wollen; humangesinnte Handschuhmacher, die es sich zur Pflicht gemacht haben, die fashionable Welt stets neue Handschuhe

besitzen zu lassen; Allerwelts-Sprachlehrer, die zehn Sprachen „loshaben", sie alle bedienen sich mit Vorliebe der Mauerreklame.

Hoch oben im letzten Plan erinnert ein Zahnarzt mit ellenlangen goldenen Lettern an die Gebrechlichkeit der menschlichen Kauwerkzeuge. In zweiten Plan von oben findet ein Ehemann Stoff, Betrachtungen über das Wetterwendische der Launen seiner modesüchtigen Frau anzustellen; derselbe enthält ein riesiges Modebild mit der Unterschrift: „Modewaren".

Da aber derartige Mauerreklamen nur da entsprechen, wo die Anzeige von permanenter Dauer sein soll, so errichtete man zur Aufnahme der kleineren, periodischen Bekanntmachungen eigene runde Säulen, die an den Straßenkreuzungen und an frequentierten Plätzen aufgestellt wurden. Auch heftete man an ins Auge fallenden Punkten große Holztafeln an, welche nunmehr die Anzeigen der Theater, Wirte, Kaufleute u. s. w. aufzunehmen hatten.

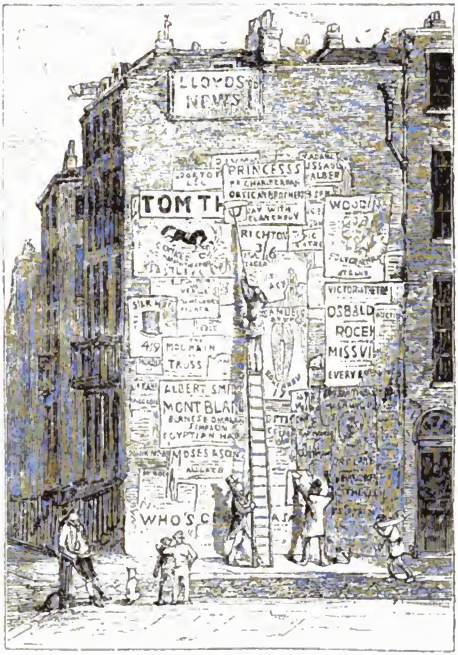
Plakatsäule.

Und da drängen sie sich aufeinander, die weißen, roten, grünen, rosa, blauen und gelben Zettel, klein und groß, je nachdem ihr Urheber im Gedränge nicht übersehen werden will.

Ein Viertelhundert Theater rufen ihre Vorstellungen aus. Dazwischen empfehlen der Taschenspieler Bellachini, „Hofkünstler Sr. Majestät des Kaisers und Königs", der Kugelläufer auf der Spirale, Ethardo, ein Zirkus, eine italienische Gesellschaft mit „akademischen Basreliefs" und ein halbes Dutzend ähnliche Künstler mit riesigen Lettern und harfsträubenden Holzschnitten allerlei „noch nie Dagewesenes". Ein himmelblauer Zettel verkündigt, daß es heute im Vauxhall mit seinem „tropischen Garten" italienische Nacht gibt, ein zeisiggrüner ruft Liebhaber zum Bal paré ins Orpheum, ein zitronengelber oder regenbogenfarbener bemüht sich, das Publikum zu überzeugen, daß es in Villa Colonna, im Bankettshause, im Gesellschaftshause Genüsse ähnlicher Art gibt, die man nicht ungewürdigt lassen darf. Daneben Ankündigungen von Konzerten, von „gutem Lehm, der unentgeltlich abgefahren werden kann", ein Kind, das sich verlaufen hat, ein mit einem Geldpaket durchgebrannter Kontordiener, eine Generalversammlung

Digitized by Google

der Tapezierer, eine desgleichen der Maurer Berlins, die welterschütternde Gedanken diskutieren und dementsprechende Beschlüsse fassen wird. Dann wieder Bälle und Konzerte, die sich um ein „anatomisch richtiges Schuh- und Stiefellager" gruppieren, vor dem man sich betrübt seiner Hühneraugen bewußt wird,



Eine Straßenecke in London.
(Nach einem englischen Holzschnitte.)

seine bisherige Unwissenheit in Betreff des wahren und einzigen Mittels zu deren Verhütung beklagt und die hier gebotene Erleuchtung für die Zukunft zu benutzen sich vornimmt.

Das Plakatwesen ist erst in den letzten fünfzehn Jahren zur vollen Entwickelung gekommen. Bis dahin war es selbst in größeren Städten, wie Wien, Berlin eine beinahe unbekannte Sache, wenigstens in Vergleich zu der Art, wie es in England, Frankreich und Amerika betrieben wurde. Mit dem Emporsteigen der

Digitized by Google

Charakteriſtiſches Beiſpiel der Ausſtattung eines gewerblichen Reklame-Plakates.

Digitized by Google

Charakteristisches Beispiel der Ausstattung eines gewerblichen Reklame-Plakates.

Reklame haben sich nun vornehmlich in den Großstädten bedeutende Etablissements ausschließlich dem Plakatwesen gewidmet und werden von denselben Plakate für Industrie-, Landwirtschaftliche, Maschinen-, Pferde-, Vogel- und Hundeausstellungen, für Fabrik- Etablissements, Regattas, Wettrennen, Volksfeste, Theater, Chantants, Zirkus, Zauberkünstler, Feuerwerker, Wachsfiguren-Kabinette, Zoologische Gärten, Menagerien, Schauspieler u. s. w. u. s. w. gefertigt. Außer den kleinen Handbillets und Austeilzetteln werden daselbst Plakate in jeder Dimension, ja Riesenplakate in einer oder mehreren Farben bis zu zwanzig und dreißig Bogen groß, angefertigt, die nur an eigens errichteten Bretterverschlägen oder an den Gerüsten von Neubauten ausnahmsweise Aufnahme finden können.

Namentlich in Amerika hat das Plakatwesen eine ganz ungeheuere Bedeutung gewonnen. Wir finden Plakate in und an den Tramwaybahnen; sie baumeln an quer über die Straße gespannten Seilen; wird irgendwo ein Haufen Ziegelsteine abgeladen, irgendwo die Verplankung zu einem Neubau errichtet, so kann man sicher sein, dieselben in kurzer Zeit mit Ankündigungen aller Art überkleistert zu sehen.

War es in einigen amerikanischen Städten dem theaterbesuchenden Publikum vergönnt, sich während der Pausen an den Reizen eines mit riesigen Reklamen bedeckten Vorhanges zu erfreuen, so fanden die Sommerfrischlinge in den Seebädern vor den Fanatikern der Reklame auch keine Ruhe. Das Verbot, keine Plakattafeln am Seestrande zu errichten, wußten einzelne Spekulanten dadurch zu umgehen, daß sie in unmittelbarer Nähe des Strandes, vornehmlich an den Badeplätzen und Promenaden, zahlreiche Bote kreuzen ließen, deren Segel über und über mit weitleuchtenden Anzeigen bedeckt waren.

Geschmack, Diskretion und alles Maß haben diese Fanatiker der Reklame längst überschritten; der lieblichste Fleck, das reizendste Naturbild ist diesen modernen Vandalen nicht heilig genug, um sie nicht durch ihre Anpreisungen zu entwerten.

So ist in Amerika entlang den Eisenbahnen, entlang den Landstraßen, entlang den Strömen kein Felsen, kein Zaun verschont geblieben, auf den Wänden, Dächern und Schornsteinen der Häuser, auf endlosen Bretterverschlägen, überall wiederholen sich die in den buntesten Regenbogenfarben ausgeführten Ankündigungen. Zur Ausführung derartiger Ankündigungen haben sich in den größeren Städten Amerikas Gesellschaften gebildet, die sich ausschließlich mit der Anfertigung derartiger Reklamen im Auftrage eines jeden beliebigen prompt zahlenden Geschäftes befassen.

Zahlt eine solche Firma einen Betrag von 20—30000 Dollars, so entsendet die Gesellschaft ganze Kolonnen von Buchstabenmalern bis in die entferntesten Winkel des Landes, um die Fabrikate der betreffenden Firma auch an den höchsten Bergesgipfeln, in den entlegensten Ortschaften anpinseln zu lassen.

Digitized by Google

Eine großartige Fabrik von „Patentmedizinen“ in Baltimore unterhält auf eigene Kosten eine Armee solcher Anstreicher, die auf eigenen Dampfern alle schiffbaren Ströme der Union befahren, um die Reklamen der Firma auch in dem kleinsten und abgeschiedensten Flußstädtchen anbringen zu können.

„Wir reisten über eine Million Meilen, Herr,“ so rühmte sich einer dieser in dem Dienste der Reklamenfirma stehenden Vandalen, „wir malten mehr als fünfzigtausend Ankündigungen von ‚St. Jakobsöl‘ und verbrauchten mehr denn

Ankündigung von Pears' Seife an einem Felsen im Sudan.
(Nach einem Holzschnitt in „London News“.)

500 Fässer Leinöl, mehr als 500 Fässer Terpentin und an 150 Tons Bleiweiß. Unsere Bücher können es beweisen.“

„Eins“, so schreibt ein Reisender, der die Pacificbahn von New-York bis San Francisco benutzte und nicht wenig erstaunt war über die ewige Wiederkehr riesengroßer Annoncen an Felswänden und Bretterzäunen, „eins erregte doch meine Bewunderung: die Kühnheit, die Allgegenwart des Annoncenmalers, der augenscheinlich in Ausführung seiner Arbeiten sich nicht selten in größte Lebensgefahr begeben mußte, waren doch diese stets mit seiner vollen Adresse unterzeichneten Buchstabenreihen an den höchsten und steilsten Wänden, über den

schwindelndsten Abgründen angepinselt. Ich konnte nicht umhin, mir die Adresse des Verwegenen zu notieren und ihm bei meiner Rückkehr nach New-York einen Besuch abzustatten."

„Ich glaube gerne, daß ich die Natur mehr entheiligt habe denn irgend ein anderer Mann in den Vereinigten Staaten," sprach der Befragte mit kühler Ueberlegung und einem leichten Augenzwinkern, „doch was soll's? Ich für meinen Teil schätze eine Reihe schöngeschriebener Buchstaben viel höher als einen häßlichen grauen Felsen und so habe ich in meinem Sinne jede Stadt, jeden Ort in der Union verschönt. Da ist kein Dorf, welches ich nicht besucht hätte, und ich will mich verpflichten, das Wort ‚Sozodont' mit geschlossenen Augen zu malen, während ich auf dem Kopfe stehe. Ich arbeite sehr oft mit geschlossenen Augen, besonders wenn sie ermüdet sind und die Sonne sticht. Sechsmal bin ich den Hudson auf und ab gewandert und habe die Felsen bemalt, während ich bis zum Halse im Wasser stand. ‚Vitalitty-Bitters' leuchtet von den höchsten Klippen der Lookout-Mountains."

„Natürlich habe ich auch manche eigentümliche Erfahrung in meinem Geschäfte gemacht und ein gut Teil menschlicher Natur kennen lernen. So gerade in den Lookout-Mountains. An einem langen Seile festgebunden, schwebe ich eines Tages mit meinen Farbentöpfen über einem tiefen Abgrund und male an die Klippenwand vor mir ruhig meine Buchstaben. Da ‚spat!' schlägt etwas gegen die Felsen. Ich dachte eben, es möge ein von oben herabgefallener Stein gewesen sein, da ‚spat!' wiederholte es sich aufs neue und spat! spat! spat! spat! viermal mehr. Well, ich sah mir die Felsen genauer an und entdeckte kleine Löcher in ihnen, wie Kugelmarken; aber woher dieselben kamen, konnte ich nicht ermitteln. Spat! wiederum — und nochmal fünf spats! Jetzt ward ich lebendig, ich blickte um mich und gewahrte tief unter mir einen alten, graubärtigen Photographen, welcher gelegentlich Bilder von den Besuchern dieses Ortes aufnimmt. Er stand im Rauch seines eigenen Revolvers, den er gerade lud, um aufs neue auf mich loszupfeffern, weil ich ihm mit meinen Buchstaben die Felsen ruinierte, die ihm als Hintergrund zu seinen miserablen Aufnahmen dienen. Well, ich beeilte mich was ich konnte; spat! sechsmal noch, doch ich hatte meine Anzeige vollendet und verschwand. Ob ich ihn aufsuchte, den alten Mann, als ich unten war? Nein, Herr, beileibe nicht! Sie schießen merkwürdig sicher in jener Gegend und ich schätzte mich glücklich, mit heiler Haut aus dem Revier des Grimmbarts herauszukommen."

„Kurz nach dem Kriege malte ich ‚Buflo's Liver-Pills' in vier Fuß hohen Buchstaben rund um das alte Fort Sumter. Das Fort war gerade nicht besetzt, nur ein alter Soldat war daselbst, welcher mir alles zeigte. ‚Nehmt einen Schluck, Korporal', sagte ich zu ihm und hielt ihm meine wohlgefüllte Flasche hin. ‚Schönen Dank!' sagte dieser und that einen gewaltigen Zug.

„‚Ziemlich einsam hier, he Sergeant?' ‚In der That', antwortete die alte

Digitized by Google

Gans, immer freundlicher zu mir werdend, je nachdem ich ihm eine immer höhere Position einräumte und je öfter ich ihm meine Flasche darreichte.

„‚Nun seht, Leutnant, Sie haben ja wohl nichts einzuwenden, wenn ich ein Advertisement auf die Mauer dort schreibe, nicht wahr Kapitän?' ‚Nicht im geringsten, mein Sohn, male solange dirs gefällt', antwortete er und nun ging ich, nachdem ich sein Gewissen durch nochmalige Darbietung der Flasche ganz beruhigt hatte, schleunigst ans Werk und hatte vor Sonnenuntergang meine Anzeigen in vier Fuß hohen Buchstaben rund um das ganze Fort angebracht. Die Sache wirbelte sehr viel Staub auf, ich kam nahezu in Verlegenheiten und verließ den Ort, so schnell ich konnte, es wäre mir sonst wohl so schlecht ergangen wie dazumal, als ich ‚Dr. Didler's Elixir of Life' an ein Bienenhaus anmalte. Das Bienenhaus stand an schönster Lage, ein jeder mußte es sehen, der in den Zügen vorüberrollte. Well, ich machte mich an das Haus heran und begann meine Buchstaben mit möglichst wenig Geräusch anzulegen. Bzz! da kam eine Biene, zu sehen, was ich mache, noch eine, und noch eine, dann ein ganzer Schwarm. Sie schienen nichts dagegen zu haben — wirklich nicht, im Gegenteil, die schönen Farben schienen sie zu erfreuen; da, leider Gottes, stieß ich mit meinem Arm den Terpentintopf um und nicht eine Biene wollte mehr auf Vernunftgründe hören. Ich lag für zwei Wochen darnieder nach dieser Geschichte; doch ich vermag nicht lange ruhig zu bleiben. Ich bin durch und durch Yankee und ich bin nur zufrieden, wenn ich mit meinen Farbentöpfen unherziehen kann."

Massenhaft sind oft die Anzeigen, welche Büchern angehängt sind, auf deren Absatz man rechnen kann. Hinten und vorn bilden die Anzeigen nicht selten eine solche Emballage, daß man sich ganz natürlich fragt, ob das Buch nur der Anzeigen wegen da sei. Sind bei uns nur die Buchhändleranzeigen in diesem Falle in einer sehr mäßigen Weise üblich, so ist dies in England anders; jedermann hat ein Recht, in diesen Anzeigebüchern vor und hinter dem eigentlichen Buche sich und seine Ware auszubieten. Die Anzeigen sind oft ebenso stark als das Buch selbst. Auch hält man es für gut, sich mehrmals zu empfehlen, und so kommt es, daß einem manche Anzeige zweimal und dreimal aufstößt. Die Engländer sind viel zu spekulativ, um sich mit etwas Halbem zu begnügen. Sie wissen, daß unter der Menge Anzeigen eine wohl verloren gehen kann; daher suchen sie gleich durch die Masse zu wirken. So wie sie ihre Pfunde nicht scheuen, um auf anderen Gebieten mit großen Mitteln große Erfolge zu erzielen, so machen sie es auch mit den Anzeigen.

Viele amerikanische Firmen bedienen sich der sog. „Counter-Wrapper-Pads" zum Einwickeln von Sachen. Jedes dieser Blätter enthält eine kurze humoristische Geschichte, sowie den Namen des Verkäufers und seiner Verkaufsartikel, alles auf's Sauberste durchgeführt. Der humoristischen Artikel halber werden diese „Pads" stets gelesen und so machen die Verkäufer mit diesem Einwickelpapier Reklame für ihre weiteren Artikel.

Digitized by Google

Eine neue Erscheinung auf dem Gebiete der Reklame wird aus Italien berichtet. Die norditalienische Eisenbahn hat eine Einrichtung getroffen, die so praktisch und so einfach zugleich ist, daß man sich wundern muß, warum dieselbe nicht schon längst mehr Anwendung gefunden hat. Die Eisenbahnbillets, welche auf größere Orte lauten, sind nämlich dort auf der Rückseite mit einer Tasche versehen, in welcher ein aus dünnem Papier hergestelltes Zeitungsblatt Aufnahme findet. Dasselbe ist ein Annoncenblatt für Hotels und sonstige Geschäfte, Vergnügungslokale, Sehenswürdigkeiten u. s. w. der betreffenden Stadt. Der Reisende kann sich also auf der Reise informieren, wohin er auf der Ankunftsstation seine Schritte lenken will. — Das Publikum hat hier also eine große Annehmlichkeit, und die Eisenbahn macht ein ganz gutes Geschäft dabei. Das Annoncenblatt enthält nämlich auf jeder Seite 20, im ganzen also 40 Abteilungen, jede für eine Annonce bestimmt, und jede Annonce kostet für je 10000 Billets 15 Franks. Die 40 Annoncen bringen also $40 \times 15 = 600$ Franks für je 10000 Blätter ein. Diese Art der Reklame wird seitens der Hotels der großen Städte sehr stark benutzt, die Blätter sind immer gefüllt, und die Eisenbahn treibt dadurch ein sehr einträgliches Zeitungsgeschäft. Die Herstellung der Annoncenblätter dürfte pro Stück wohl schwerlich mehr als 1 Cent kosten, sodaß der Gewinn der Eisenbahn ein ziemlich großer ist.

Und auch weiterhin begegnet uns die Reklame auf Schritt und Tritt, die zahme, die wilde, die sanft säuselnde und die krachende Reklame, die stetige, die umherfliegende, die umhergehende, die umherfahrende, die umhergetragene. Wir fahren auf der Eisenbahn nach Berlin, und auf der vorletzten Station läßt man uns einen Pack Zettel und Zeitungen in den Wagen fliegen — Reklamen für kleine Gasthöfe und Logierhäuser. Wir kommen in das Wartezimmer und finden die Wände mit Bildern von Häusern in Goldrahmen bedeckt — Reklamen für die „Grand Hotels" zum „grünen Paradiesvogel" und zum „goldenen Haifisch". Omnibus auf Omnibus rollt, mit Menschen auf der Jagd nach Verdienst beladen, an uns vorüber, und siehe da, die Reklame hat auch sie bestiegen und ihre obere Galerie mit allerhand Anpreisungen behangen. An den Ecken Dienstmänner, die uns bedruckte Zettel in die Hand drücken, andere, die an Stangen beschriebene Tafeln oder Scheiben herumtragen, auf dem Trottoir, an den freien Seitenwänden der Häuser allerlei Firmen, in den Wirtshäusern Einladungen zu dem und jenem, in den Schaufenstern der Läden an zehn Orten auf jeder großen Straße Ankündigungen „gänzlichen und schleunigen Ausverkaufs", der aber in Wahrheit jahrelang angekündigt bleibt, kurz immer und überall Reklame und abermals Reklame. In die Fenster der Omnibusse und Wagen eingeschliffen, auf den Flaschen, Schachteln und Kartons, auf der Zündholzdose, auf den Aschenschalen, dem Senftopf findest du die Namen ihrer Fabrikanten. Nimm Flügel und flüchte dich damit an die äußersten Enden der Stadt, krieche in einen Keller, in dem die Sonne nur matt die Wände erhellt, die Reklame wird dich ereilen

Digitized by Google

in der oder jener Geſtalt, ſoweit es Zeitungen gibt, die von ihr und für ſie leben. Und flüchtet man ſich aufs Meer, ſo wird auch hier die Reklame dich verfolgen, denn auch der Salon des Dampfers, in dem du einige lauſchige Stunden zu verbringen gedenkſt, iſt mit ſeinen die Tiſche bedeckenden Annoncen-Prachtalbums ein Wohnſitz der Reklame. Um dieſen Inſeraten die Beachtung des Publikums zu ſichern, ſind in den Albums zugleich in reichſter Fülle allerhand Photographien zu finden, Lichtdrucke und Aquarelle, ſowie große Anſichten von induſtriellen Etabliſſements und Tafeln von Induſtrie-Erzeugniſſen, in mannigfaltigſter Reproduktionsweiſe ausgeführt.

4.

Der Sandwichman.
Die Flugblätter, Handbills und Reklamelaternen.

Die Litfaſſäulen und Plakattafeln tragen in den Augen des Fanatikers der Reklame einen Uebelſtand: ſie ſind mit ihren Ankündigungen an die Scholle, an das Haus geheftet, ſie vermögen nicht, das Publikum überall hin zu verfolgen, ſie vermögen nicht, den Menſchenkindern überall die Reklame des Herrn Soundſo unter die Naſe zu halten. Die Reklame mußte folglich beweglich gemacht werden und ſo entſtand der „Sandwichman", das „wandelnde Anzeigebrett".

Jedermann kennt heutzutage die ſogen. „Sandwichmänner" mit den zwei breiten Papptafeln, die ihnen wie ein weites, viereckiges Herolds-Wams Bruſt und Rücken decken.

Sandwichmänner.
(Nach einem Holzſchnitt in „Century Magazin", New-York.)

Bedächtig und beſcheiden wandeln ſie einher auf den Verkehrswegen der Großſtädte London, New-York und Paris, einer hinter dem anderen auf zwölf Meter

Digitized by Google

Abstand, zu einem halben bis zu einem vollen Dutzend. Sie belästigen uns nicht auf den breiten, drangvollen Fußsteigen, denn eine fürsorgliche Polizei hat sie jenseit der Laternenpfähle in die Fahrbahn hinausgewiesen. Dort mögen sie sich auf eigne Gefahr für Leib und Leben zwischen den Saumquadern des Trottoirs und der hin und wieder wogenden Wagenflut durchschlängeln.

Ein jeder Sandwichman zeigt uns von vorn und rückwärts, auf seiner Papptafel in nicht zu übersehenden Lettern ein einzelnes Wort oder auch nur einen einzelnen Buchstaben. Lassen wir jedoch die ganze Reihe an uns vorüberziehen, so gewinnen jene einzelnen Worte und Buchstaben einen sinnvollen Zusammenhang. Wir lesen nun irgend eine wandelnde Geschäftsanzeige oder Reklame.

1 2 3 4 5 6 7
Entweder prägt sich Z-O-E-D-O-N-E — die modernste „lebenspendende" Brauselimonade — in weit auseinander gezogenen wandelnden Majuskeln unsrer durstigen Einbildungskraft unwiderstehlich ein; oder uns reizt ein Rollwagen für Kranke; oder es winkt eine öffentliche Versammlung für das Stimmrecht der Frauen; oder eine Familiennähmaschine neuester Konstruktion offenbart sich als eine neue frohe Verkündigung der bedrängten Menschheit. Oder wir lesen endlich auf sämtlichen vorüberziehenden Rücken- oder Brustschildern:

1 2 3 4 5
SANFORD's-RADICAL-CURE FOR-CATARRH.

Diese nicht zu übersehende Form geschäftlicher Mitteilung verdankt ihre Entstehung hauptsächlich der Wahrnehmung, daß briefliche Geschäftsanzeigen und Zirkulare regelmäßig ungelesen in den Papierkorb wandern. Vor allem aber haben sich die Theater und Konzerthallen dieser wandelnden Anschlagszettel bemächtigt, nachdem es sich herausstellte, daß ein eiliges und übersättigtes Publikum keine Zeit und Mühe mehr auf das Studium der quadratmetergroßen fest stehenden Maueranschläge und der mit Anzeigen überfüllten Omnibusplakate zu verlieren hat. Also:

1 2 3 4 5
DRURY-LANE-BLACK-EYED-SUSAN-DRURY-LANE.

oder:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
GLOBE-P-A-T-I-E-N-C-E.-GLOBE.

Um aus letzterer Reihe herauszustudieren, daß im Globetheater das Stück Patience gegeben wird, bedarf es allerdings von seiten des Lesers einer nicht unerheblichen Portion von eben jener Tugend, zu deren Bewunderung ihn die Sandwichmänner für den Abend einladen.

Warum aber der Name Sandwichmänner? Weil der Volkswitz in ihnen eine lebendige Verkörperung des in England nationalen Butterbrotes erkannt hat, bestehend aus einem dünnen Fleisch- oder Käsescheibchen zwischen zwei quadratischen, ebenfalls dünnen, entrindeten und gebutterten Weißbrotscheibchen.

Digitized by Google

Und dieſes populäre Nahrungsmittel heißt dort: ein Sandwich. Warum? weil ſein urſprünglicher Erfinder Koch beim Lord Sandwich war.

Mit dieſer formellen Dreiſchichtigkeit aber iſt auch die Aehnlichkeit zwiſchen den zwei Vergleichsobjekten erſchöpft. Denn dem wandelnden Sandwich fehlt vor allem ein Etwas, wodurch ſich ſein Namensvetter vor allem empfiehlt: ein ſauberes, wohlgepflegtes, appetitliches Aeußere. Sein Typus iſt: hager, hungrig, hoffnungslos. — Es ſind dürre, ſchattenhafte Geſtalten, die zwiſchen den Pappſcheiben ſtecken; die meiſten von ihnen Greiſe. Einige von den noch mittelalterlichen haben noch eine gewiſſe Rundung der Geſtalt und Röte der Wangen bewahrt. Man begreift eigentlich nicht recht: wie und warum? bei ihrem elenden Verdienſte von 1 Mark 25 Pfennig für den Arbeitstag. Auch einzelne junge Leute ſind darunter. Aber alle ſind unraſiert, mit Stoppel- oder bereits Eremitenbart; nicht alle ſind gekämmt; aller Röcke: ehemals ſchwarze zweireihige zu lange, ehemals bunte zu kurze, ſelbſt Fracks — ſie alle ſind bis unter das Kinn herauf zugeknöpft, oder wo der Knopf fehlt, dort ſind ſie mit Bindfaden zugeſchnürt, und alle ſehen ſchäbig, ſchmutzig und fürchterlich geflickt aus. Unter den verwüſteten Kappen ragt ein hoher ſchwärzlicher Hut hervor, wie ein bemooſter, altersgrauer Turm, gegen deſſen Gleichgewicht und Wohlgeſtalt einmal vor langen Zeiten eine feindliche Mine gewütet hat.

Die zwei Waiſen.
(Nach einem Holzſchnitt in „Harpers Monthly", New-York.)

Sie ſelber ſind Schiffbrüchige, geſtrandet an den ſchlammigen öden Ufern, zwiſchen denen der ungeheure Strom des engliſchen wirtſchaftlichen Lebens ſich dahin wälzt; arme Arbeiterinvaliden; ein hilfloſer Auswurf, den die Strudel des mitleidloſen Kampfes ums Daſein als unbrauchbar beiſeite geſchoben haben.

Erbärmlich, gebeugt und kniehängig ſtehen ſie da und müſſen ſich mit 15 Pence täglich abfinden laſſen, durch die ſie ſich vor dem Verſinken in das gefürchtete Werkhaus der öffentlichen Armut ſchützen. Der hartherzige Volkswitz ſagt: der Sandwichman erhält fifteenpence a day and his board (bedeutet zugleich Verpflegung, Beköſtigung und Anzeigetafel) was man etwa: 15 Pence täglich und „freie Tafel" überſetzen könnte.

Gewitzte Köpfe wiſſen womöglich noch aus dem Ausſehen dieſer traurigen Geſtalten, denen Not und Elend unſchwer zu leſende Runen ins Antlitz ge-

Digitized by Google

ſchrieben haben, Kapital zu ſchlagen, ſo ein Theaterdirektor, der, als er das Drama „Die zwei Waiſen" zur Aufführung brachte, die beiden armſeligſten und bejammernswerteſten aller Sandwichmänner Londons herausſuchte und dieſelben, je ein Billboard auf Bruſt und Rücken mit der Aufſchrift „Zwei Waiſen" nebeneinander ihren Rundgang machen ließ. Fiel der Regen in Strömen oder praſſelte der Hagel hernieder, die „zwei Waiſen" irrten von Morgen bis Abend umher, ohne ein Lächeln auf den Lippen, Trauer und Betrübnis im Geſicht, ein Bild, welches ſeine Wirkung nicht verfehlte, überall von ſich reden machte und dem Theaterdirektor volle Häuſer brachte.

Nicht minder ſeltſam wirkte in Paris ein auf Krücken daherſchleichender Mann, der eine Galoppade annoncierte.

Anzeigenverteiler der Neuzeit.

Welche ſeltſamen Anforderungen an die armen Sandwichmänner mitunter geſtellt werden, dürfte folgende auf Thatſachen beruhende Geſchichte beweiſen. In Chicago ſprang unlängſt am hellen Mittag ein Mann am Hafenquai ins Waſſer. Es war Sonntag, und viele hunderte von Menſchen ſahen die That des augenſcheinlich mit ſelbſtmörderiſchen Gedanken umgehenden Menſchen. Sofort wurden Boote ausgeſetzt und man rettete den im Waſſer Zappelnden ohne große Mühe. Das Ganze war nur ein „Trick". Der Selbſtmörder hatte Gelegenheit gefunden, ſeinen Ueberzieher abzuwerfen, und als man ihn herauszog, fand man ſeinen ganzen Anzug mit der Aufſchrift „Winslows Soothing Syrup", dem Namen eines ſchmerzſtillenden Syrups, bedeckt.

Die kärgliche Exiſtenz dieſer braven Butterbrotmänner iſt gegenwärtig ſehr erſchwert worden. Die geriebenen Kaufleute und die fortgeſchrittenen Zeitungen meinen, die Sandwichmen erfüllten nicht mehr den erſten Zweck aller Anzeigen und Reklamen: Aufſehen zu erregen. Auch die verſuchte Ausſtattung einiger Kolonnen mit Jägerhüten und Turbans nebſt roten oder grünen Wämſen „ziehe" nicht, da der unten vorſchauende Zivilmenſch doch immer moderne, proſaiſche Abgetragenheit zeige. Man ſchlägt daher vor, die wandelnde Reklame in mittelalterlicher Rüſtung beritten zu machen. Statt der Papptafeln ſollen ſie mit wehenden Bannern einherziehen, in denen die Pillen und Rollſtühle im Winde höchſt wirkſam flattern würden. Dazu könne man dann die equeſtriſchen Fähigkeiten ſo mancher junger Herren aus guter Familie verwerten, die jetzt brach

Digitized by Google

lägen. Und als Gegensatz zu dieser ritterlichen Kavalkade weißgewaschene kleine Mädchen mit Rosenkränzen, die einen Hymnus zum Preise des „Antikatarrhs" oder des „Welthar-Wiederherstellers" sängen.

Der Sandwichmann, welcher auf Rücken und Brust die auffallende Reklamentafel trägt, ist schon überholt. Der Laternenmann ist an seine Stelle getreten. Derselbe trägt auf dem Kopfe an Stelle des Hutes eine große hellglänzende, farbige Laterne, auf deren sechs Seitenflächen alles Mögliche angekündigt und empfohlen wird. Natürlich tritt der Laternenmann nur abends in Thätigkeit, aber sein kleiner wandernder Leuchtturm erregt um so mehr Aufsehen. Die Laternenmänner beleben das Straßenbild in ganz ungeahnter Weise.

Sandwichmann.
(Nach einem Holzschnitt im „Century Magazin", New-York.)

Dem Sandwichmann liegt es in der Regel auch ob, die sogen. „Handbill's" unter die Vorübergehenden zu verteilen, kleine Karten und Zettel, die in Tausenden von Exemplaren den Passanten in die Hand gedrückt oder heimtückisch unter der Thüre ins Haus geschoben werden.

Man hat es drüben schon längst heraus, daß mit der Verbreitung gewöhnlicher Karten und Zettel nichts mehr zu erreichen ist. Der Empfänger muß gezwungen werden, die erhaltene Karte, respektive Reklame, zu lesen und sie auch aufzuheben. Der Amerikaner erreicht dieses Ziel in vielen Fällen dadurch, daß er seine Drucksorten gut und deutlich illustriert und zu diesem Zwecke auch den Farbendruck zu Hülfe nimmt. Will oder muß der Amerikaner aber seinen Geldbeutel schonen und dennoch ein erfolgreiches Resultat erzielen, so benützt er die Gelegenheit, seinen gesunden Mutterwitz zur Geltung zu bringen. Da haben wir z. B. die Enveloppe eines New-Yorker Geschäftsmannes, in welcher derselbe seine Prospekte, Preiskourants, Karten 2c. versendet. Die Ueberschrift lautet:

„Die in dieser Enveloppe befindlichen Drucksachen kosten uns Geld!"

„Bitte sie daher nicht wegzuwerfen!!"

„Warum?"

Digitized by Google

„Erstens: Was Du nicht willst, daß man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu. Zweitens: Ist es der Mühe wert, sie zu lesen. Drittens: Kann etwas darunter sein, woran Du vorher gar nicht gedacht hast. Viertens: Kann es Dir auf keinen Fall einen Schaden zufügen. Fünftens: Wenn Dir aus dem Inhalte nicht unmittelbar Vorteil erwächst, so händige ihn Deinem Freunde ein, der diesen Artikel vielleicht eben benötigt. Aber zuerst lese es selbst!" Der ganze obige Text ist mit sehr großen lesbaren Lettern gedruckt und wird gewiß von jedem Empfänger gelesen und beachtet. Ein anderer allerdings schon längst wieder abgenützter Kniff ist die Ausgabe von Karten, von denen die eine Seite die Empfehlung des Artikels enthält, während auf der anderen Seite die Worte stehen: „Die andere Seite darf nicht gelesen werden". Eine Karte ähnlicher Art ist nachstehende, auf welcher in fetten Lettern zu lesen ist:

ARE YOU
NOT
ASHAMED?
(OVER.)

(Deutsch: „Schämen Sie sich nicht?
Umwenden.")

Auf der anderen Seite steht:

OF WHAT YOU ASK?

Why for wearing a hat in the condition yours is, when by the use of Lightning Hat Polish you can in a moment make it look like new.

FOR SALE EVERYWHERE.
TRY IT.

Die Uebersetzung lautet:

„Weshalb fragen Sie?

Weil sie einen Hut tragen in einem Zustande, wie der des Ihrigen, während Sie ihn durch den Gebrauch von Lightning Hutglanz in einem Augenblicke wie neu herstellen können. Ueberall zu haben. Versucht es."

Der Lightning Hutglanz ist nämlich ein neues Präparat, welches alte Seidenhüte (Cylinder) auffrischt und ihnen ein frisches, neues Aussehen verleiht; auf neue Hüte angewendet, soll es dieselben gegen die Einflüsse des Regens und des Schnees schützen. Die „Lightning Hat Polish Co." dürfte ohne Zweifel ihre Rechnung finden, wenn die mit der neuen Tinktur erzielten Resultate nur zur Hälfte auf Wahrheit beruhen. Auch das Versenden kleiner Gratisproben von leicht versendbaren Artikeln, wie Putzpulver ꝛc., hat viele Nachahmer gefunden, ein Beweis, daß mit dieser Methode günstige Erfolge erzielt werden. Die Ausführung der einzelnen Drucksorten ist verschieden: bald mehr, bald weniger geschmackvoll und elegant, meist aber zweckentsprechend und effektvoll. Von den

Digitized by Google

vielen in Farbendruck ausgeführten Adreßkarten sei nur eine erwähnt, welche ein sehr hübsch zusammengestelltes Blumenboukett zeigt. Beim Anblicke dieses poetischen Bildchens entdeckt man am Fuße desselben zu seiner Ueberraschung, daß der Spender desselben H. Keck heißt, mit Kalbfleisch, Lämmernem, Schöpsernem und Rindfleisch handelt und am Washington Market 51, New-York, seinen Laden aufgeschlagen hat.

Sicherlich originell ist auch die Art und Weise, wie eine amerikanische Kirche in Milwaukee kürzlich die Kinder als Reklameträgerinnen verwendete. Der „Milwaukee Seebote" berichtet darüber wie folgt:

„Don't you want to buy a brick?" frug mich gestern ein hübsches kleines Mädchen, eine Gespielin meines Schwesterchens, und sah mich mit ihren großen

Ein Tramwaywagen der Zukunft.
(Aus den „Fliegenden Blättern".)

schwarzen Augen erwartungsvoll an, „they cost only ten cents a piece" hinzufügend. Damit überreichte sie mir ein kleines Buch, in dem lauter rote Ziegelsteine abgebildet waren, auf denen ich die Namenszüge einiger meiner Nachbarn und anderer mir unbekannter Personen entdeckte. Es sollten dies Ziegelsteine für eine zu erbauende Kirche darstellen und jeder, der einen „Ziegelstein kauft", zahlt an die kleine Sammlerin zehn Cents und schreibt dann seinen Namen auf denselben. Eine originelle Idee!

Nennt man die Sandwichmänner „wandelnde Reklamen", so könnte man mit Fug und Recht die sogenannten Commis voyageurs die „reisende Reklame" heißen. Ihre Aufgabe ist es ja, für das Haus, welches sie besoldet und aussendet, Propaganda zu machen. Unter diesen reisenden Reklamen gibt es die mannigfachsten Abstufungen. Die erste Rolle spielen die Weinreisenden. Sie tragen sich nach der neuesten Mode, prunken mit schweren goldenen Uhrketten und sind oft in weinseliger Stimmung. Das Geschäft bringt es mit sich, und

Digitized by Google

der Reisende in Sekt blickt auf seinen Kollegen mit Perleberger Glanzwichse nicht weniger hoch herab, als der Sultan auf den Giaur.

Streng genommen sind auch die Apostel, die Missionare der verschiedenen Religionen und Sekten derartige reisende Reklamen für die Häuser „Mohammed", „Brahma", „Wischnu & Co.", wohingegen die Lama's, Großwürdenträger und Priester mit ständigem Domizil als Generalagenten, Agenten ꝛc. aufzufassen wären. Sämtliche bestehenden Religionen verdanken die Ausbreitung ihrer Lehren lediglich der wirksamen Reklame ihrer Ausgesandten, der Apostel und Missionare, die Befestigung der Lehren der unablässigen Arbeit der Priester.

5.

Umzüge und Schaustellungen auf den Straßen.

Straßenreklamen in New-York.
(Nach einem Holzschnitt im „Century Magazin", New-York.)

Die Verschiedenheit der Straßenreklame ist schier unerschöpflich. Wo in Paris, London, New-York irgend ein Haus eine freistehende Seite hat, was bei den vielen Neubauten sehr häufig vorkommt, da pachtet die dort bestehende Annoncen-Gesellschaft vom Hausbesitzer dieses unbeschriebene, mit Kalk übertünchte Blatt. Was sonst die Feder thut, verrichtet dann, wie es oft geschieht, der Pinsel; die Steine beginnen zu reden, die tote Wand erhält Leben und auf der weißen Fläche strahlt die Poesie der Annoncen, der Superlativ aller möglichen Wörter, illustriert durch zum Himmel sich erhebende Hände und Fingerzeige. Man kann der Annonce nicht aus dem Wege gehen, und es mag nirgendwo so schwer sein, mitten im Gewühl seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Die Trottoirs im Palais Royal sind nichts als breitgetretene Annoncen, so daß, wenn das Auge sich senkt und vom Glanze der Läden sich abwenden will, die Phantasie keine Ruhe hat und die „Diners" und „Dejeuners" zu 2 Franks den müden Wanderer und die müde Seele verfolgen. Und erhebst du dein Auge

Digitized by Google

gen Himmel, dann strahlt noch am Saume des Horizonts, von der untergehenden Sonne beleuchtet, ein Hühneraugen-Operateur, der sich in der Nähe der Wolken niedergelassen hat, oder ein Photograph, der das Licht aus erster Hand empfangen will. Und läßt du die Menge ruhig vorüberziehen, willst du kalt und gleichgiltig sein, auch das gelingt dir nicht und dir lächelt in den feurigen Augen und Blicken einer einsamen Schönen die Annonce eines verschwiegenen Rendezvous.

Oft bahnen sich eine Reihe Packträger den Weg durch die Menge. Das Packstück auf ihrem Rücken gleicht auffallend einer ungeheuren Steinkruke. Richtig, es trägt auch die Adresse eines Dintenfabrikanten, dessen Kruken genau dem auf diese Weise zur Schau getragenen Riesenmodell gleichen. Ein Weinhändler bedient seine Kunden mittelst eines Negers, dessen Kasten äußerlich aus zwei Reihen übereinanderliegender Fässer besteht. Der Wagen einer Schuhhandlung hat die Form eines kunstgerecht angefertigten Stiefels. Derjenige eines Hutfabrikanten stellt eine richtige schwarze Angströhre dar, deren Krempe sich schützend über den Kutscher und den betreßten Hintersassen des Wagens ausbreitet. Der „billige Mann", ein Bazarbesitzer, konnte sein Geschäft nicht besser veranschaulichen, als durch ein auf zwei Rädern fahrendes Füllhorn, welchem die verschiedensten Gegenstände entquellen. Nicht übel ist auch der Gedanke des Inhabers eines Reisemagazins, seinem Wagen die Gestalt eines länglich-viereckigen Zeltes zu geben; die verschiedenen Kriegspanoramen, welche Paris jetzt besitzt, versehen ihre Zeltwagen noch mit Fahnen und militärischen Abzeichen, wodurch die Reklame zugkräftiger wird. Ein berühmter Kammerjäger gab seinem Wagen die Form des Blasebalges, mit dem sein „Wanzentod" in alle Fugen gestäubt wird. Sehr schön sind einige mit Schnitzwerk reichverzierte Wagen, hinter deren Spiegelscheiben prachtvolle Photographien angebracht sind. Diese Bilder aber wechseln, sodaß sich sofort zahlreiche Neugierige um den Wagen scharen, wenn derselbe an irgend einer geeigneten Stelle halten bleibt. Abends werden diese Bilder elektrisch beleuchtet und der Wagen erscheint aus der Ferne wie ein kleiner Feenpalast oder Feenkasten, um den sich die Gaffer drängen. Ein „Elektriker" läßt abends eine Sammlung strahlender elektrischer Lampen in einem mächtigen Glaskasten herumfahren. Nicht übel verfährt auch der Erfinder einer patentierten Saugflasche, welcher ein ungeheures Wickelkind, das natürlich die Saugflasche zum Munde führt, auf seinen Wagen gesetzt hat. Auch das Gold liegt jetzt auf der Straße. Selbst der gegen alle bisherigen Anpreisungen abgestumpfte und gefeite Pariser bückt sich unwillkürlich, wenn ihm ein Goldstück auf dem Boden entgegenblinkt. Er hebt es auf, erkennt richtig die Ziffer 20 und dreht daher das Stück um. Aber nun, o weh! Es ist die Empfehlung eines Kleiderhändlers und die Ziffer bedeutet nur 20 Proz. Rabatt. Gleichviel ob das Stück nun eingesteckt und als Spielmarke gebraucht oder unwillig weggeworfen wird, es erfüllt seinen Zweck und kommt vielen unter die Augen. Auf die Neu-

Digitized by Google

gierde rechnete wohl auch ein Industrieller, welcher seine Ankündigung in der Form von Eisenbahnbillets anfertigen und namentlich auf Bahnhöfen auf dem Boden umherstreuen ließ.

Du glaubst allein beim Fahren sicher zu sein, weit gefehlt! auch hier verfolgt dich der Tiger der Konkurrenz und Marktschreierei. Früher gab der Droschkenkutscher dem Fahrgast eine Marke, auf der die Wagennummer bemerkt war und die lakonischen Worte: „en cas de reclamation" standen. Diese Marke diente dem Fahrenden für alle Fälle der Beschwerde als Legitimation. Die Annoncen-Industrie mit ihrem Scharfblick erkannte sofort in dem Droschkenkutscher den wirksamsten Hebel der Oeffentlichkeit. Der Droschkenkutscher, der alle Teile der Stadt alltäglich durchkreuzt, er wurde als Sendbote ausersehen, und fortan überreicht er dem Passagier eine kleine Broschüre im Duodezformat. Die erste Seite ist die Nummer und der Droschkentarif, die folgenden Seiten sind nur Anzeigen, die sich auf diese Art dem Publikum täglich ins Gedächtnis zurückrufen, und da sie die Nachschrift der Legitimation bilden, auch auf eine Aufbewahrung rechnen können.

Der Annoncenfiaker, der in einer Revue auch auf einer Pariser Bühne erschien, entspricht ungefähr dieser Tendenz. Dieser Fiaker ist eine gewöhnliche hell angestrichene Droschke, die mit Anzeigen aller Art bedeckt ist. Der Passagier wird entschädigt durch die billigere Taxe, man bezahlt einen Franken anstatt einen Franken fünfzig Centimes für die Fahrt. Ein solcher Wagen kommt auf die Bühne, er hält an, um dem Publikum Gelegenheit zu geben, die Anzeigen zu lesen. Der Passagier schimpft, der Kutscher wird grob. „Wozu die Preisermäßigung, wenn der Wagen nicht gelegentlich anhalten dürfe?" Die Annoncen, welche auf diesem persiflierten Reklamewagen angebracht sind, werden übrigens sehr teuer bezahlt, weil dieser Fiaker huntertmal mehr gesehen wird, als der auf der Straße.

In einer Weltstadt wie Paris ist es viel leichter, irgend ein Talent zu besitzen, als es geltend zu machen. Niemand wird hier aufgesucht; jeder muß sich hier mehr oder minder aufdrängen und die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchen. Wer das nicht kann, erreicht sehr selten sein Ziel. Man sieht das so recht an den Leuten, die auf den Pariser Straßen ihre Waren feilbieten. Wer von ihnen dieselben am geschicktesten anzupreisen versteht, wird sie auch am geschwindesten los. Ohne ein gewisses Talent der Beredsamkeit kann hier niemand seine Ware los werden. Die Pariser Straßenberedsamkeit hat manchen Demosthenes, manchen Cicero aufzuweisen.

Einer verfiel auf die Idee, Porträts, Vögel, Fische und andere Tiere kunstgerecht mit bunter Kreide auf den Asphalt zu zeichnen. Durch seine Fertigkeit im Zeichnen lockte er das Publikum an, und fesselte sie für einige Zeit, währenddessen ein Genosse durch seine Reden das Publikum zum Kaufen seiner Waren bewegte.

Digitized by Google

Straßenkünstler in London.

Einer der erfolgreichsten der modernen Marktschreier war der Bleistiftenhändler Mengin, der in den sechziger und siebenziger Jahren in Paris lebte.

Sah man ihn in seinem von zwei Falben gezogenen offenen Wagen über die Straßen fahren, so unterschied er sich durch nichts von dem gewöhnlichen Publikum, doch hatte er einen Punkt erreicht, der ihm für seine Zwecke günstig schien, so änderte sich mit einem Schlage die Situation. Der Wagen hielt, der Bediente reichte Mengin einen Koffer, dem er einige große Bilder und eine Urne mit Medaillen entnahm, die alle auf der einen Seite das Porträt Mengins, auf der andern eine Empfehlung seiner Bleistifte trugen. Im Augenblick war auch das Kostüm verändert. Der runde Hut wurde mit einem prächtigen weithinleuchtenden Ritterhelm vertauscht, von dem ein reicher in den buntesten Farben prangender Federbusch herabwallte. Der Ueberzieher wurde beiseite gelegt und an seine Stelle trat eine sammetne goldbefranzte Tunika. Dann bedeckte er die Brust mit einem spiegelblanken Stahlpanzer, die Hände mit schuppengegliederten Ritterhandschuhen und umgürtete die Lenden mit einem kostbaren Schwert. Der Diener hatte inzwischen eine gleiche Toilette angelegt und spielte dann auf einem Leierkasten die Ouvertüre zu der Komödie, welche der zusammengelaufene Haufen Neugieriger mit Spannung erwartete. Nachdem der letzte Ton verklungen, ergriff Mengin das Wort: „Meine Herren! Sie blicken mit Verwunderung auf mich! Sie fragen sich, wer ist dieser moderne Don Quixote? Was soll dies Kostüm aus längst vergangenen Zeiten — dieser vergoldete Wagen, diese reich aufgezäumten Gäule? Wie ist der Name und was das Vorhaben dieses seltsamen fahrenden Ritters? Meine Herren! ich beehre mich, Ihnen diese Fragen zu beantworten. Ich bin Monsieur Mengin, der

Digitized by Google

große Charlatan von Frankreich! Ja, meine Herren, ich bin ein Charlatan, nichts mehr und nichts weniger, es ist meine Profession, nicht etwa durch Wahl, nein, weil es die Notwendigkeit wollte! Sie, meine Herren, schufen diese Notwendigkeit! Ihr protegiert nicht das redliche, ehrliche Bemühen und die Arbeit, welche sich niemals vordrängen, sie lassen sich vielmehr anziehen durch das Flitterwerk meines Kostüms, durch meinen blitzenden Helm und wallenden Federbusch, und darinnen liegt die Pointe. Jahrelang führte ich ein bescheidenes Verkaufslokal in der Rue Rivoli, aber dort verkaufte ich nicht einmal so viele Bleistifte, um meine Miete zahlen zu können, wohingegen ich jetzt — wo ich mich dieser künstlichen Mittel bediene, um Sie anzuziehen, allgemeine Aufmerksamkeit errege und Millionen von meinen ausgezeichneten Bleistiften absetze. Da lebt, ich versichere Sie, gegenwärtig kein Künstler in Frankreich oder England, der nicht weiß, daß ich in der That die besten Bleistifte fabriziere, die im Verhältnis zu ihrer Vortrefflichkeit spottwohlfeil, ich möchte sagen zu wohlfeil sind!"

Mengin, ohne sich viel in Schulen umgethan, ohne orthographisch schreiben gelernt zu haben, besaß eine Naturberedsamkeit und einen Humor, wie sie nicht wenigen der unzähligen Pariser Straßennomaden zu eigen sind. Mengin erheiterte seine Zuhörer, und man möchte sagen, daß sie ihm eher für die gebotene Unterhaltung, als für die Bleistifte die Zweisousstücke hinwarfen. Ein ebenso vollendeter Zeichner als Redner, fing Mengin damit an, sich aus der Schar, die ihn umstand, einen Kopf auszusuchen, den er mit Blitzesschnelle als Zerrbild aufs Papier warf und alsbald der Menge zeigte, um darzuthun, wie trefflich sich mit seinen Bleistiften sogar zeichnen läßt. Der Haufen lachte auf über das Bild, und alle Blicke wendeten sich abwechselnd nach der Person, welche unwillkürlich dem indiskreten Zeichner gesessen, oder besser gesagt, gestanden, und nach dem komischen Porträt. Diese Person, obgleich auf diese Weise dem Gelächter preisgegeben, weit entfernt sich verletzt zu fühlen, stimmte in das Gelächter ein, und die Heiterkeit war allgemein. Hier und da rief einer von den Umstehenden dem Marktschreier einen Witz zu, der diesem zu einer drolligen Antwort oder auch nur Grimasse Anlaß gab und zur Erhöhung der Heiterkeit beitrug. —

Mit einem Schlage viele Fliegen zu fangen, dazu ist die Reklame durch den absichtlichen Unfall da. Das Geheimnis derselben besteht faktisch in folgendem.

Man geht zu einem Buchdrucker, läßt sich einige hundert Adressen mit fetter Schrift drucken, klebt solche je auf ein Päckchen Ware oder in Ermangelung solcher auf beschwerte Papierröllchen, schüttet den ganzen Vorrat in eine lose zusammengenagelte Kiste, belastet mit dieser seinen Hausknecht oder ein zweirädriges Handkärrchen und instruiert erstern genau, wie er sich zu verhalten habe. Der trabt dann als Last- oder Zugtier fort, sucht sich eine Straße aus, wo recht viel Lärmen,

Digitized by Google

also Neugierde zu Hause ist — in Paris gar nichts Seltenes! — und stößt nun mit seiner Last wie von ungefähr gegen eine Mauer oder rennt damit gegen ein Fuhrwerk, bis plötzlich die Geschichte losgeht, die losen Bretter nach rechts und links auseinanderfliegen und der ganze Inhalt aufs Pflaster rollt. Macht dann der Hausknecht noch eine recht verlegene Miene dazu und läßt die Päckchen ja recht lange liegen, damit alle Umstehenden sich die Adresse merken können, so ist die List gelungen, und es kann wieder von vorn angefangen werden.

Großartiges in der Straßenreklame leisten namentlich die New-Yorker. Bereits am frühesten Morgen entfaltet die variable Reklame das bunteste Bild.

Hunderte von weißlackierten, meistens mit ganz prächtigen Gemälden verzierte Wagen, die mit kleinen „Wohnwagen" die rührendste Aehnlichkeit haben, durchziehen in mäßigem Tempo, hie und da Halt machend, die Straßen New-Yorks. Betrachten wir uns die Gemälde, sie sind es wert, etwas genauer! Auf der einen Langseite des ersten Wagens, der uns begegnet, sehen wir eine Grönländer-Familie im Schlitten, von zwei Renntieren gezogen, auf einer Reise durch die Eiswüste ihrer Heimat begriffen, die andere Langseite aber zeigt uns die arktische Zone in ihrer ganz grausigen Erhabenheit. Ein Schiff ist zwischen Eisbergen eingeklemmt, eine auf einer Eisscholle schlummernde Seehundsgruppe wird von einem Eisbären beschlichen, und die ganze geisterhaft anfröstelnde Szene wird magisch beleuchtet durch ein strahlendes Nordlicht. Die Vorderseite zeigt einen grimmig fletschenden Walroßkopf, die Rückseite den Namen des Eigentümers nebst gewissenhafter Angabe der Straße und Hausnummer. Der Wagen wird geöffnet, eisige Kälte strömt uns entgegen und ein Blick ins Innere zeigt uns, daß der Mann mit — Eis handelt.

Doch schon ist ein anderer Wagen herangerollt, dessen Wände mit nicht minder schönen Bildern geziert sind. Die eine Langseite zeigt einen Präriebrand, vor dem allerlei Getier flüchtet, die andere Langseite dagegen zeigt eine Alpenlandschaft mit weidender Gemsenherde, die Vorderseite einen Elephantenkopf, die Rückseite einen riesigen Büffelskopf, unter dem die Firma des Eigentümers prangt. Es ist ein — Fleischer, der seine Kunden mit frischem Fleisch versorgt, das gewissenhaft in Eis verpackt ist.

Ein Stillleben zeigt ein anderer Wagen auf der einen Langseite. Es ist eine friedliche Oase, mit Palmen ꝛc. bewachsen, darunter eine weidende Gazellenherde. Das Ganze ist vom rosigen Lichte der aufgehenden Sonne zart beleuchtet und von wunderbar schöner Stimmung. Die andere Langseite zeigt uns eine Farm mit weidenden Haustieren und Pflanzen aller Art, die Vorderseite zeigt in geschmackvoller Glasschale die Früchte des Südens und Westens, die Rückseite aber, wie gewöhnlich, die Firma. Sind wir auch schon einigermaßen auf den Inhalt des Wagens vorbereitet, so erhalten wir doch schnell vollste Gewißheit, denn es öffnet sich das doppelte Thor — Kartoffeln und Gurken kollern hervor und verraten uns, daß der Eigentümer Gemüsehändler ist.

Digitized by Google

Hier staunen wir über das 50 Fuß hohe Bauwerk einer Brooklyner Möbelfabrik, welches auf einem mächtigen, mit riesengroßen Annoncen bedeckten Postamente eine große, sich beständig drehende sternenbesäete Kugel, auf dieser wieder eine die ewige Rundreise mitmachende, alle Konkurrenz zusammenschießende Kanone trägt, dort bewundern wir die Kühnheit eines Gondelfabrikanten, der in seinen Schaufenstern ein halbes Dutzend fast nackter Kerle dazu anhält, dem draußen zahlreich versammelten Publikum durch tagelange Ruderübungen die Leichtbeweglichkeit seiner Gondeln plausibel zu machen.

„Dumb-bell"-Wagen in den Straßen von New-York.
(Nach einem Holzschnitt im „Century Magazin". New-York.)

Schreiten wir durch das Gewühl des Broadway und haben kaum die Vorstellungen des Erfinders eines neuen zusammenlegbaren Bettes bewundert, der auf einem Wagen in weniger als zwei Minuten sein auf den ersten Blick als ein Piano oder eine Kommode erscheinendes Bette auseinandergenommen, zusammengestellt und sich selbst darauf gelegt hat, so wird unser Interesse durch das Geklingel und Geläute eines „Dumb-bell"-Wagens gefesselt, auf dem im stolzen Bewußtsein seiner Würde ein Neger thront, mit einem Kostüm bekleidet, dessen Bestandteile den verschiedensten Nationen und Zeitaltern entlehnt scheinen. Ebenso phantastisch und mit tausend Glöckchen behangen ist der den Wagen ziehende Gaul, dessen Beine in weiten Pluderhosen stecken, dessen Leib mit einem aus bunten Flicken und Lappen zusammengesetzten Clowngewand bedeckt ist,

Digitized by Google

während der Kopf durch einen blumen- und bändergeschmückten Damenstrohhut ein gar zu drolliges Aussehen erlangt hat.

Kaum ist dies Stückchen Karneval vorüber, so mag ein neues Bild vor uns erscheinen, das mittelst ungeheuren Blumenaufwandes aufs kunstreichste aufgeputzte Gefährt eines Bouketthändlers, der durch diese Schaustellung sich vermehrten Zuspruch verschaffen will.

Oder auch wohl wird ein ganzes Blockhaus mit lebendigen Negern darinnen, eine Fregatte mit vollen Segeln durch die Straßen bewegt, im Falle an diesem oder jenem Theater „Onkel Toms Hütte", „Pinafore" oder der „Seekadet" über die Bretter gehen sollen.

Eine ansehnliche Zuschauermenge findet auch stets der Mann mit der Laterna-magika, der an guten Abenden seinen Stand auf irgend einem belebten Platze einnimmt und seine Skulpturbilder und Landschaften mit den buntesten Reklamen wechseln läßt. Ein „Sonnenaufgang am Nordpol" wandelt sich um in eine Schachtel „Birby's berühmter Schuhwichse," deren Glanz in den „Fällen des Niagara" erlischt, an dessen Stelle dann wiederum eine Ankündigung der berühmten „echten deutschen Waschseife" tritt.

Namentlich sieht man in Amerika bei jeder politischen Prozession, bei den Wahlumzügen mitunter hunderte von aufs schönste geschmückten Wagen, oft mit allegorischen Verpuppungen junger Mädchen, um ein besonderes Geschäft dem Publikum zu empfehlen.

Das Großartigste, was bez. der Straßenreklame geleistet werden kann, dürfte wohl der Altmeister der Reklame, Barnum, erreicht haben. Seine öffentlichen Umzüge vor Beginn der Schaustellungen bringen thatsächlich die ganze Bevölkerung der besuchten Stadt auf die Beine, müssen sie auf die Beine bringen, denn das Spektakeln des mit Dampforgeln, Dampfharmonikas, großartigen Glockenspielen und mehreren Musikkapellen ausgestatteten Zuges ist ein derartiges, daß es über ein ganzes Stadtviertel hinaus vernommen werden kann. Den Zug eröffnet in der Regel eine glänzende Kavalkade von berittenen, auserlesen schönen Damen in blanken Harnischen, wallenden Federbüschen und wehenden Bannern. Dann folgt eine echt indianische Musikbande, der sich überaus reich bemalte und vergoldete Käfige mit Löwen, Tigern und Leoparden anschließen. Ein Zug Artisten in den prächtigsten Kostümen, sechzehn Elephanten, mit prachtvollen Schabraken belegt, bilden die Fortsetzung des Zuges; wieder kommen herrliche, geschnitzte Wagen mit allegorischen Darstellungen; ein Zug Kameele und Dromedare, von echten Beduinen geritten; eine Riesendampforgel; wieder ein Zug von dreißig Artisten; Behälter mit Schlangen und anderen Reptilien; Chang, der berühmte chinesische Riese, und gleich hinterdrein das Däumlingspaar General Tom Thumb nebst Gemahlin. Trommler-Korps, Riesen-Rhinozerosse, Juvenile-Pfeifer, ein blutschwitzendes Riesenhippopotamus, Hochlanddudelsackpfeifer, Kutschen, von gezähmten Zebras und Straußen gezogen, reihen sich in

Digitized by Google

endloser Folge hintereinander, eine wirklich einzige Straßenschaustellung bietend, die Tausende zum Besuche der eigentlichen Vorstellungen veranlaßt. Besonders

Theatralischer Straßenumzug in St. Louis.
(Nach einem Holzschnitt aus „Frank Leslie", New-York.)

effektvoll und alles bisher Gebotene übertreffend sind diese Straßenumzüge, wenn dieselben Abends unter Fackelbeleuchtung und elektrischem Licht vor sich gehen.

Digitized by Google

Unsere hier beigegebene Illustration stellt einen derartigen Straßenumzug dar, der im Jahre 1885 gelegentlich der Aufführung des Schaustückes „The vailed Prophet“ in Szene gesetzt wurde. Der ganze Zug bestand aus 22 je von 8 Pferden gezogenen Schauwagen.

Es ist unmöglich, den Formen- und Farbenreichtum der variablen Reklame in ganzem Umfange zu schildern, dazu gehörten Folio-Bände. So mögen denn die obigen Beispiele genügen, die hinreichend Zeugnis für die Erfindungsgabe auf diesem Gebiete ablegen werden. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend tritt die Reklame in anderer Form auf. Und auch Nachts noch, wenn das öffentliche Geschäftsleben fast stille steht, wenn der Reiche seine weichen Divans, der Arme die Holztische des „Asyls für Obdachlose“ aufsucht, auch dann noch wandeln beleuchtete Pyramiden und schwarzgekleidete Neger mit hohen beleuchteten Cylinderhüten in den fast verödeten Straßen umher — auch dann noch schlägt der Riesenpuls der Reklame, zwar langsam und schwer, aber nie ruht er ganz.

6.

Das Schaufenster. Industrielle Gewänder.

Ein ebenso wichtiges, aber recht vernachlässigtes Mittel, um Käufer zu erlangen und dadurch den geschäftlichen Verkehr zu heben, ist neben der Ankündigung und dem Anpreisen der Waren die Ausstattung der Schaufenster.

Wenn auch einzelne Kaufläden von der allgemeinen Regel Ausnahme machen, so kann doch wohl behauptet werden, daß noch recht viel Kaufleute in Betreff der Schaufensterausschmückung auf einem Standpunkte stehen, der unendlich viel zu wünschen übrig läßt. Man glaubt gewöhnlich etwas Außerordentliches geleistet zu haben, wenn die Fenster möglichst vollgepackt sind, an eine künstlerische, dem Auge wohlgefällige Aufstellung denkt die große Mehrzahl nicht. Und doch ist es unbestrittene Thatsache, daß ein gut, gefällig und sauber ausgestattetes Schaufenster viele Käufer heranzieht, die sonst achtlos daran vorübergehen würden.

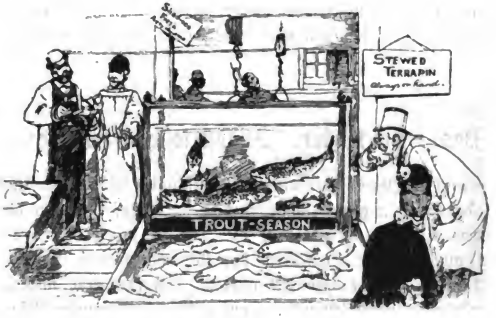
Wie häufig blickt man durch ungeputzte Fensterscheiben, hinter denen alte verblichene und staubige Waren aufgestapelt liegen, und wie wenige ahnen, welche prächtige Wirkungen sich durch ein geschicktes Anbringen einzelner Gasflammen oder, wo diese nicht vorhanden, einzelner Petroleumflammen mit Reflektor erreichen lassen. Im Innern des Verkaufsladens nun bietet sich in der Regel ein Seitenstück zu dem Aeußeren, die Aufstellung ist wenig handlich und ungeschickt, in Winkeln und den oberen Fächern lagert Staub, und Spinnengewebe zieren nicht selten Wände und Decke.

Sollte aber nicht dort, wo auf dem Ladentische und den Waren Staub sich ablagert, sich auch mehr oder weniger Staub auf dem Inhaber des Geschäfts

Digitized by Google

und seinen Büchern ansammelt, und wo vergilbte, an der Sonne verblichene Waren jahraus jahrein im Schaufenster hängen, sollte dort nicht der Fortschritt ausgezogen und Stillstand und somit Rückschritt eingezogen sein? Nun sicherlich kommen solche indolente Geschäftsführer heute nicht mehr auf einen grünen Zweig, denn wenn auch in früheren Zeiten die Käufer den Verkäufer in seinen dumpfigen, in finsteren Straßen gelegenen Verkaufslokalen aufsuchten, so gehört dies heute zu dem überwundenen Standpunkte.

Wenn auch die Kaufleute der besuchtesten Straßen der Großstädte schon längst zu dieser Einsicht gekommen sind, so sündigen doch die Verkäufer der weniger lebhaften Straßen und die der kleineren Städte in dieser Hinsicht fort und fort. Die Ausstattung der Schaufenster sowohl, als die feine und saubere



Schaufenster eines Fischhändlers in New-York.
(Nach einem Holzschnitt im „Century Magazin", New-York.)

Aufstellung der Waren im Verkaufsladen ist für den Verkäufer ebenso wichtig, als eine öftere und gut verfaßte, in die Augen fallende Reklame. Beide, die geschmackvolle Ausstattung des Ladens, wie die Annonce, sind so wichtig, daß ihnen von seiten der Interessenten eine viel eingehendere Aufmerksamkeit gewidmet werden sollte, als dies geschieht. Es gibt auch hier wahrhafte Gesetze des Schönen, deren Uebertretung das Auge verletzt, deren Beachtung aber den allgemeinen Sinn des Volkes für das Edle und Anmutige hebt.

In den Großstädten beginnt man den Wert der Schaufenster für das Geschäftsleben immer mehr zu erkennen. Immer glänzender, immer prächtiger werden die Außenseiten der Verkaufshäuser, und es gibt in den Weltmetropolen jetzt Geschäftspaläste, deren ganze Fronten von Glas sind. Ganze Fluten elektrischen Lichtes ergießen sich über die ausgestellten Schaugegenstände, deren Zahl durch geschickt aufgestellte Spiegelwände scheinbar bis ins Unendliche vergrößert

Digitized by Google

wird. Und was bekommt man nicht alles in den Schaufenstern zu sehen! Pelzhändler stellen mit Vorliebe große Tiergruppen in ihren Fenstern auf, Fischhändler wandeln ihre Schaufenster zu einem förmlichen Aquarium um, ein Tierhändler in Leipzig machte sein Fenster sogar zu einem regelrechten Käfig, in dem sich ein halbes Dutzend junger Löwen tummelten.

Seltsamen Dingen dieser Art kann man in amerikanischen Städten begegnen. Ein Austern-Salon am Broadway in New-York hat das eine seiner beiden Schaufenster mit einem frischgrünen Mossteppich ausgeschlagen, auf welchem ganze Scharen lebendiger Frösche lustig umherhüpfen. Die Goldschrift des Schaufensters besagt, daß hierselbst „gebratene Froschkeulen" jederzeit zu haben sind. In dem zweiten Schaufenster erblickt man einen weißgekleideten Koch vor

Aus einem Schaufenster in New-York.
(Nach einem Holzschnitt in „Harper's Monthly", New-York.

einem rotglühenden Herde, mit der Zubereitung der Hinterschenkel der armen Grashüpfer beschäftigt.

Wenige Schritte weiter drängt sich eine neugierige Menge vor einem Schaufenster, in dem ein dickköpfiges Kind durch seine Thätigkeit die Vorzüge einer neu patentierten Kinderschaukel, „Baby-Walker" genannt, demonstriert, nahebei hat ein Spielwarenhändler sein Schaufenster zu einem Miniaturse umgewandelt, auf welchem Miniaturdampfboote lustig einherpuffen. Drüben sitzt, gleichfalls mitten im Schaufenster, ein wunderhübsches Mädchen, Handbewegungen ausführend, als ob sie ein Piano spiele. Die Schöne ist eine lebendige Reklame für eine neuerfundene Schreibmaschine. —

Für das Schaufenster pflügt das Schiff des Meeres den Ozean, und das „Schiff der Wüste" die Sandmeere Afrikas; für das Schaufenster steigt die Wissenschaft über die Wolken empor und die Industrie in das Erdinnere. Der

Digitized by Google

indische Taucher holt ihm Perlen vom Meeresgrunde, der Mexikaner funkelnde Erze aus ungeheueren Klüften. Für das Schaufenster ächzt und kämpft die Dampfmaschine atemlos über Fluten und Gebirge; die Schaufenster zeigen in der gefälligsten Form, was die einzelnen Arbeitsklassen, was eine Nation, was die Welt wert ist, was sie gethan hat, was sie thut und was sie kann. Sie zeigen mit einem Blicke, wie weit es der Mensch in Ueberwindung der Natur, in Vergeistigung, Veredlung ihrer rohen Kräfte und Materialien gebracht hat. Sie zeigen die Wunder des Fleißes und der Geschicklichkeit, des Mutes und der Kühnheit, die Wunder der Arbeit und der Ausdauer, die Wunder der Erfindung, der Kunst und Wissenschaft.

Sind demnach die Bestrebungen, den Außenseiten der Verkaufslokale, den Schaufenstern, ein möglichst einladendes, anziehendes Aeußere zu geben, durchaus gerechtfertigt, so sind auch die Bemühungen, die einzelnen Waren durch elegante Verpackung verkaufsfähiger zu machen, ganz am Platze. Unzählige Waren und Werte würden bei aller Genialität der Technik, Industrie und Kunst immer sehr unansehnlich und reizlos bleiben, wenn man sie nicht zu packen, zu bekleiden, mit Etiketten und schöner Gewandung zu versehen gelernt hätte. Kleider machen Leute und auch Wert und Ware. Die Industrie, Kunst und Wissenschaft der Waren-Bekleidung ist vielleicht ausgebildeter und großartiger, als irgend eine Fabrikation von Waren.

Sehen wir uns einige dieser Bekleidungsanstalten für industrielle Produkte an.

In den Vorstädten von Manchester, Birmingham, Bristol und London (besonders in Klein-Deutschland, Whitechapel) wird man oft von einem eigentümlichen, unaufhörlich eintönig schnurrenden, zischenden Geräusch überrascht, das man selten eher begreifen wird, als nach Eintreten in die gewöhnlich schäbig und verfallen, staubig und liederlich aussehende Werkstatt. Halb versunken im Boden, mit Kohlenstaub und Schauer, mit Rauch und Dampf um sich her speiend, als wollte sie wütend alles um sich her zerreißen, pufft und pustet eine Dampfmaschine, die, bei Lichte besehen, nichts weiter zu thun hat, als eine andere, sehr simple Maschine fortwährend mit 100 Tischlerkraft hobeln zu lassen. Eigentlich sägt und hobelt sie zugleich und verwandelt, wie es scheint, jedes Stückchen Holz, das man ihr gibt, in glatte, nach Länge, Breite und Dicke ganz genau geformte Späne, Späne von jeder Länge, Breite und Dicke, je nachdem sie gestellt ward. Diese Späne fliegen mit reißender Geschwindigkeit unter dem sägenden Hobel oder der hobelnden Säge hervor, ohne daß ein Splitterchen von dem Holze verloren geht.

Die Maschine schneidet die ihr anvertrauten Stückchen Holz einfach, unfehlbar, leicht, spielend und schnell zu Schachtelwänden zurecht, zu Schachteln von allen Größen, zu den kleinsten Apotheker- und den größten Hutschachteln, zu hundert- und tausenderlei Schachteln für Posamentierer, Konditoren, Apotheker,

Digitized by Google

Spielwaren-Fabrikanten, Schreibmaterialien-Händler, Schwefelholz-Fabrikanten ꝛc., Schachteln von Fichten-, Weiden- und anderem Holze, Schachteln, die fix und fertig zu 30 Pfg. per Groß (12 Dutzend) verkauft werden und in England allein über 10000 Menschen, allerdings größtenteils Weiber und Kinder, beschäftigen und ernähren.

Aber gegen diese simpelste und unscheinbarste Kleiderform für Industrie- und Handelsartikel ist das Papier- und Pappengewand eine Welt von Variationen und Nahrungszweigen. Kleider-, Mützen-, Blumen-, Muster-, Spitzen-, Bänder- und unzählige andere Schachteln für unzählige weibliche, mysteriöse Luxusbedürfnisse — alle werden von verstärktem Papier, von Pappe in allen Graden von Stärke und Feinheit und künstlicher Verschönerung gemacht. Selbst die patentierten Erfindungen für diese Art von Schachteln sind kaum mehr zu zählen, Chemiker und Künstler, Mechaniker und Professoren der Naturwissenschaften haben ihren Witz angestrengt, schlaflose Nächte hindurch gegrübelt, gehungert und gedurstet, ihr und das Geld anderer zu Hunterttausenden von Thalern vererperimentiert, um diesen Schachteln von Papier und Pappe neue Reize und Formen, neue Ornamente und Dekorationen zu schaffen und so das Publikum durch bestechende äußere Reize zu Käufern und Kunden zu machen für Dinge, die ohne diesen Kleiderstaat viel hundertmal seltener und ohne Freude und Genuß gekauft werden würden. Die feinsten Produkte der Papiermühle wandern in die Hände der Pappschachtel-Fabrikanten, die feinsten und weißesten Bogen, einfach weiß oder streifig, körnig, mit tiefen oder hohen Reliefs, mit den zauberischsten Arabesken bedruckt und strahlend in freudigen Farben bis zu echter Vergoldung. Unzählige feine, ausgedehnte Kunst-Industrien arbeiten hauptsächlich, oft mit großen Dampfmaschinen und Hunderten von Menschen, blos für die Pappschachtel-Fabrikanten, die in England viele Tausend Menschen beschäftigen und im Durchschnitt jeden mit drei Schillingen oder einem Thaler täglich lohnen.

Vor mir steht ein rundes Schächtelchen, zwei Zoll im Durchmesser, zwei Drittel Zoll tief, Deckel und Körper aufeinander passend, als wärs das Werk des geschicktesten Mechanikers, außen mit Gold, Grün und Rot im geschmackvollsten Dessin verziert, außerdem mit vier Goldplättchen, die einander mit mikroskopischer Genauigkeit überragen, das ganze ein niedliches Kunstwerk ohne Fehl und Flecken. Das Groß dieser Schächtelchen kostet $4^1/_2$ Mark. Wer sich privatim mit allem Geschick ein solches Schächtelchen machen wollte, würde an Zeit und Auslagen wenigstens den Fabrikwert eines ganzen Grosses dazu brauchen oder mit 144 Prozent Verlust arbeiten. Nur dem fabelhaften Verbrauch von Ausschmückung der Papier- und Pappschachteln verdanken die neuen hübschen Erfindungen der Chromotypographie, Chromolithographie, des Farbendrucks mit Blöcken, des Reliefdrucks ꝛc. ihre Blüte. Der Parfümeur, der Posamentierer, der Verkäufer von wohlriechenden Seifen, der Handschuhladen, eingemachte Früchte und Zuckersachen — das sind die eigentümlichen Mäcene dieser feinen

4*

Digitized by Google

Künſte. Der Chromotypograph lebt nicht von den einzelnen Kunſtwerken, die er hervorbringt, ſondern von Fabrikation und Verkauf kleiner herrlicher Vignetten und Deſſins, die tauſend-, zehntauſend-, hunderttauſendweiſe beſtellt werden, um Seifen und Süßigkeiten, Bonbons und Bänder, Spitzen und Späße, Pomaden und Putzigkeiten aller Art in lockende Gewänder zu hüllen und als Sirenen in den Schaufenſtern winken und wirken zu laſſen. Noch niemals hat, wie in dieſem Winter, die Induſtrie in Kurzwaren aus Papier ſo graziöſe und reizende Hüllen zur Ausſchmückung und Verpackung der ſüßen Leckerbiſſen geſchaffen, die nach der eigentlichen Tafel umhergeboten werden. Es iſt eine in Berlin beſonders ſtark ausgeprägte Sitte, von einer Feſttafel „den Kindern etwas nach Haus zu bringen.“ Iſt das Mahl vorbei, dann werden Düten umhergereicht, welche man mit Zucker- und Schokoladenſachen, kandierten Früchten ꝛc. für die heimgebliebenen Kleinen füllt. Früher gabs eine einfache Papierdüte mit einem daraufgedruckten Spruch; ebenſo lagen die Leckerbiſſen frank und frei auf den Tafelaufſätzen in der Mitte des Tiſches. Jetzt ſind die Düten in allerhand hohle Figuren, in Fackeln ꝛc. umgewandelt, und die Bonbons und Schokoladen ſtecken in den reizendſten Hüllen, z. B. in goldenen Stiefeln, in ſilbernen kleinen Badewannen oder purpurnen Hundehütten, dreimaſtigen Segelſchiffen, goldenen Renaiſſance-Laternen mit bunten Glasſcheiben, Stulpenſtiefeln, dreiſpännigen Schlitten, Trommeln, Trompeten, Torniſtern, Pianinos ꝛc.

Ein Chromotypograph erzählte mir, daß von ſeinen Bildern, die als Kunſtwerke um ihrer ſelbſt willen verkauft werden, immer auch Hunderte als Emballage ſeiner Handelsartikel dienen. Dieſe koſtbare Art von Verpackung kam vor mehreren Jahren zuerſt in Paris auf. Die künſtleriſchſten Lithographien, von Künſtlern ſorgfältig koloriert, wurden und werden als Ornamente auf Handſchuh-, Spitzen-, Frucht-, Bonbon- und andere Luxusſchachteln geklebt und geſchmackvoll von feinen Goldſtreifen eingerahmt. So ſtanden und ſtehen ſie zu Hunderten in Schaufenſtern von Handſchuhmachern und Konditoreien, die auf dieſe Weiſe zu Bilderläden werden. Aber ſeitdem die Chromatographie in London eine Fabrikation ward, änderte ſich die Sache etwas. Es iſt leichter und billiger, von Blöcken farbige Bilder zu drucken, als zu lithographieren, lithographiſch zu drucken und die Bilder hinterher noch mit der Hand zu kolorieren. Die franzöſiſchen Schachtelfabrikanten importierten alſo zuerſt engliſche Chromatographien, die jedoch in Preis und Geſchmack wenig Beifall fanden, ſodaß ſich die für ſolche Sachen ganz beſonders graziöſen Franzoſen ſelbſt dahinter machten und jetzt alle Schaufenſter der Erde mit Schachteln ſchmücken, deren farbiggedruckte und farbiglithographierte Bilder an Schönheit, koketter Sirenenhaftigkeit und Wohlfeilheit die engliſchen vier- und mehrfach übertreffen. Wenigſtens ſind ſie im Durchſchnitt viermal billiger und hundertmal ſchöner als die der engliſchen Verleger, die jedoch fabelhaft großartige Anſtrengungen und Kapitalsauslagen machten, um Markt und Konkurrenz zu halten.

Digitized by Google

Neben der Pappschachtel spielt die metallene eine rasch an Ausdehnung zunehmende Rolle. Die dünnsten, mohnblattartigen Blättchen von Blei, Zinn, Metall, Bronze müssen als Unterjacken für Tabake, Schnupftabake ꝛc. dienen. Dichtere ausgewalzte Blättchen werden von mächtigen, kostbaren Dampfmaschinen millionenweise zu Schachteln, Kästchen, Büchsen von allen möglichen Größen, Formen und schlechterdings unglaublich billigen Fabrikpreisen für alle möglichen Waren und Handelsartikel so schnell und massenweise fabriziert, daß es förmlich solche Schachteln, Kästchen und Büchsen aus der Maschine herausregnet. Manche davon sind so schön und niedlich, daß man die Ware darin gern blos der Hülle wegen kauft. Eine neue „Idee" in dieser Schachtelsphäre, ein anziehendes Dessin wird nicht selten besser bezahlt, als die wichtigste Erfindung, und bringt dem ausführenden Fabrikanten goldenen Regen.

Aber auch der Glasbläser verdient durch Flaschen und Fläschchen für wohlriechende Wasser und dergl. mehr als durch Spiegelscheiben, die er bis zu 15—20,000 Mark das Stück, rein wie Himmelsluft, mauerdick und groß wie Scheunenthorflügel aus dem gemeinen Kiesel zu zaubern weiß. Es ist die Flasche und die vergoldete Etikette darauf, welche die Wohlgerüche und das Wasser darin an den Mann, besonders an die feine Dame bringt. So steckt viel mehr Kapital, Geschick, Kunst und Genie in der Fabrikation der Fläschchen, als in den Artikeln, die darin verkauft werden. Ein Eimer voll reines Wasser, etwas ätherisches Oel, eine homöopathische Dosis reinen Rosenöls — und man hat genug für tausend Fläschchen und tausend Namen. Es ist erstaunlich, welche Fülle und Mannigfaltigkeit von Eleganz und Grazie man in den Fläschchen der Parfümeurs bewundern kann. Daß man kleine, farbige Zuckerkügelchen in Glaskugeln à 1 Penny gefüllt verkauft und die Weihnachtsbäume mit Dutzenden und Schocken silberner, goldener, blauer, roter, grüner Glaskugeln für einen Spottpreis ausschmücken kann, ist nicht das kleinste Wunder der modernen Glasfabrikation.

Für viele Kauf- und Handelsleute ist der Töpfer oder vielmehr der höhere Keramiker von größerer Wichtigkeit, als der Bildner in Glas. Wir sprechen nicht von den unzähligen Arten gemeiner irdener Krüge, Flaschen und Töpfe, die ebenso unzähligen notwendigen oder luxuriösen Handelsartikeln als Behälter dienen, sondern machen nur auf die weißen Büchsen aufmerksam, die von zwei bis acht und mehr Zoll Durchmesser und entsprechender Tiefe von jeder Art keramischer Mischung bis hinauf zur feinsten Porzellanerde für tausenderlei Flüssigkeiten, Schmieren, Oele, Fette, Pomaden und Crêmes millionenweise von mächtigen Dampfmaschinen geknetet, geformt, gedrechselt, poliert und gebrannt werden. Eine gewisse feinere Art dieser Büchsen ist auf den Deckeln mit eingebrannten farbigen Kupferstichen verziert, und sie werden hunderttausendweise als anmutige verführerische Behälter feiner Fleischsorten, eingemachten Geflügels, von Anchovis und sonstigen Delikatessen verbraucht. Die weißen,

Digitized by Google

kleinen Töpfe für Marmeladen und Gelees allein verkauft man in England zu vier bis fünf Millionen Stück jährlich aus den Fabriken. Noch eine feinere Sorte von echtem Porzellan, mit Blumen und Landschaften von Künstlerhand bemalt, lockt den höheren Koch zum Ankauf kostbarer Konfekte, die kokette Dame zu empörenden Ausgaben für Mysterien der Toilette. Die wundervollen Töpfchen enthalten ja Mittel zur Verschönerung der Haut, zur Sicherung ewiger Jugend, zur Erhöhung des Augenglanzes (Arsenik), Vertreibung der Schnurrbärtchen, Auferstehung längst verfaulter Zähne, Färbung und Wiedergeburt der Haare und sonstige Zaubermittel, die nicht unter 3 Mark per Büchse verkauft werden.

Auch der echte Diamant bedarf der „Fassung." Für sie und deren Ringe, für Armbänder, Halsketten, Diademe und unzählige Kunstwerke des Juweliers muß man kostbare, niedliche Maroquingewänder haben, gefüttert mit Samt und Seide. Die goldene Uhr, der Edelstein, das Armband, die Brosche müssen dem Käufer in einem samtgefüttertem Maroquin-Prachtkleide vorgelegt werden, sonst schrickt er vor dem Preise zurück. Die Verfertiger dieser Juwelenhüllen gelten als Künstler, werden besser als die feinsten Buchbinder bezahlt und bilden eine beträchtliche Armee unter den Legionen, die keine Industrie-Artikel, sondern nur Kleider für solche fabrizieren.

Schon die Zahl dieser Arten von Schneidern ist unabsehbar, sodaß wir gar nicht hoffen können, nur die wichtigsten namhaft zu machen. Von den Papierdüten und Säckchen, die täglich zu vielen Zentnern in großen eigenen Fabriken gemacht und ebensoschnell unbeachtet im Kaufladen, beim Bäcker, Konditor ꝛc. verbraucht werden, den Leinwandsäckchen der Sämereienhändler, den Tonnen, Fässern, Holzkasten für gröbere Waren und Handelsartikel bis hinauf zu den kostbarsten vergoldeten, bemalten, samtenen und seidenen Kouverts, Emballagen und Gewändern der Industrie breitet sich selbst ein unabsehbares Feld industrieller Produktion und Kunst aus.

Alle diese Hüllen und Gewänder, von denen Millionen in der zivilisierten Welt leben, in deren Fabrikation Millionen von Thalern sich reichlich verzinsen, werden im Detailhandel dem Scheine nach immer umsonst zugegeben. Und doch bilden sie selbst einen der fruchtbarsten und lohnendsten Industriezweige, obgleich sie gar keinen eigentlichen Nutzen und Wert haben. Die allerunscheinbarste Hülle würde ganz dieselben Dienste thun wie die gemalte, künstlerisch geformte, golden und farbenprächtig dekorierte Hülle, nur daß sich dann die Waren nicht so gut verkaufen würden. Das ist der Schlüssel zu dem ganzen Geheimnisse. Die Käufer und Kunden der zivilisierten Lebens- und Luxusbedürfnisse verzinsen jährlich ganz unbewußt und nebenher Millionen von Thalern, um ihren Sinn für Schönheit, für Schein und Reiz der Außenseiten zu befriedigen, um die Praxis des Sprichworts: „die Welt will betrogen sein" zu erhöhen und auszudehnen.

Digitized by Google

Das Verpacken und Einkleiden der Waren ist eine großartige Wissenschaft, die blühendste praktische Kunstproduktion und Aesthetik geworden, die sich in manchen Sphären schon bis zum Selbstzweck ausgedehnt hat, sodaß man viele Artikel blos des Gewandes wegen kauft.

Diese Exzesse im Schein kosten viel Geld. Nur wo der äußere Schmuck sich in entsprechenden Grenzen und dem Zwecke gemäß hält, wie z. B in den deutschen Spielwaren, dieser kosmopolitischen Sprache mit allen Völkern rund um die Erde (— es ist eine der wichtigsten und schönsten Industrien Deutschlands), oder wo die Emballage, die nicht entbehrt werden kann, für etwa dasselbe Geld das Notwendige und Nützliche mit dem Angenehmen und Schönen, mit Geschmack und Grazie verbindet und wirklich gute, zivilisierende Ware verschönernd umschließt (wie in der Emballage der Faberbleistifte), stehen Gewand und Ware in richtigem Verhältnis und tragen heiter dazu bei, die Blüten der Schönheit und freudiger Farben und Formen, womit wir uns gern umgeben, auf alltägliche Dinge und oft häßliche Notwendigkeiten anmutig auszustreuen.

7.

Inserate.

Das vornehmste und zumeist in Anwendung gebrachte Mittel zu Bekanntmachungen ist die gedruckte Anzeige, das Inserat. Die Anzeige hat die verschiedensten Vorzüge vor den anderen Reklamemitteln voraus, die zunächst darin bestehen, daß sie bei gleicher Wirksamkeit Mittelspersonen, Reisen, Geschäftsgänge, Briefe ꝛc. sowie alle die hierfür entfallenden Kosten und Zeitaufwände erspart und weitaus billiger zu stehen kommt, als die Anwendung irgend eines anderen Reklamemittels.

„Die Annonce", sagt Knies,*) „orientiert nicht blos über Angebot und Nachfrage, sie dirigiert auch auf die einzelne Stelle hin, an welcher ein vorhandenes Bedürfnis Befriedigung finden kann. Indem sie den Suchenden mit dem Vorweis ihres Zielpunktes entgegentritt, erspart sie ihnen Zeit und Mühe. Und indem sie das thut, wird sie zugleich ein Haupthebel der Konkurrenz .... Die Annonce weckt aber auch den Konsum wie die Produktion, gibt den bewegenden Anstoß zu Kauf und Verkauf. Wo sie einen Begehr kundgibt, hält sie dem Besitzer die Gelegenheit zur Entäußerung eines Gutes vor, kann sie den disponiblen Produktionskräften Richtung und Ziel verleihen. Wo sie über ein Angebot benachrichtigt, regt sie Kauf und Verbrauch an, gibt sie disponiblen Konsumtionskräften Ziel und Richtung."

Auch das Inseratenwesen hat seine Geschichte. So einfach und naheliegend der Gedanke uns heute erscheint, eine für die allgemeine Oeffentlichkeit

*) Knies, Der Telegraph als Verkehrsmittel, S. 51.

Digitized by Google

bestimmte Mitteilung durch die Zeitung zu erlassen, so hat es doch verhältnismäßig lange Zeit erfordert, ehe diese Idee erfunden wurde und zur allgemeinen Annahme kam.

Zeitungen bestanden schon im 15. Jahrhundert, Inserate aber enthielten sie nicht. Nur in einem aus dem Jahre 1591 stammenden und gegenwärtig im Britischen Museum aufbewahrten deutschen „Neuigkeitsblatte" findet sich eine Mitteilung, die in ihrer Form eine Ankündigung enthält. Es wird daselbst auf eine bisher unbekannte Pflanze aufmerksam gemacht, welche man vor den Thoren der Stadt Salzwedel gefunden hatte. Dieser Pflanze hatte ein Magister eine Beschreibung gewidmet, welche zu kaufen der Leser der Mitteilung ersucht wird. Wirkliche Inserate erschienen aber erst viel später.

Das erste nur dem Annoncenwesen gewidmete Blatt gab Theophrastus Renaudot, einer der Aerzte Ludwigs XIII., heraus. Derselbe erhielt im Jahre 1612 die Erlaubnis, in Paris ein Adressen- und Kommissionsbüreau zu errichten. Als dieses zunächst für Vermittelung von Stellen bestimmte Büreau sich zusehends erweiterte, kam Renaudot auf den Gedanken, seine Listen von gesuchten und angebotenen Stellen von Zeit zu Zeit gedruckt erscheinen zu lassen, und er nannte diese Publikation „Feuille du bureau d'adresses." Die erste Nummer derselben erschien am 1. September 1633, und wenn auch dieser Versuch nicht gleich gelang, wenn auch erst andere Unternehmungen erstehen mußten, um die Idee Renaudots zu glücklicherer Verwirklichung zu führen, so war doch das Kind, das sich, wie die Zeitungen selbst, erst spät, aber um so glänzender entfalten sollte, geboren. Renaudots Vorgehen fand bald überall Nachahmung, zuerst 1652 in London, später in Hamburg und Wien, 1722 in Frankfurt a. M., 1727 in Berlin, 1729 in Halle, 1731 in Dresden, 1763 in Leipzig ꝛc. An diesen und anderen Orten entstanden nicht blos selbständige Anzeigeblätter, sondern die bestehenden Zeitungen begannen auch ihrerseits einen Inseratenteil einzurichten, um dem sich geltend machenden Bedürfnis zu entsprechen; zunächst freilich nur für Bücher, Landkarten und sonstige Drucksachen. — Die Entwickelung des Inseratenwesens von jener Zeit bis auf die Gegenwart in ihren einzelnen Stadien bei den verschiedenen Nationen zu verfolgen, würde Aufgabe einer größeren Arbeit über dieses interessante Thema sein. Da, wo die Presse rasch erblühte und sich Einfluß und Ansehen zu verschaffen wußte, nahm auch das Inseratenwesen einen entsprechenden Aufschwung. Wo die Presse niedergehalten wurde durch gesetzliche oder polizeiliche Beschränkungen, wo sie, wie in Deutschland und Oesterreich, lange Zeit gemaßregelt, schwer bedrückt und noch dazu besteuert wurde, da machte auch das Inseratenwesen nur langsame Fortschritte. So erklärt es sich, daß Frankreich uns in dieser Hinsicht vorausgeeilt, seinerseits aber wiederum von England und Nordamerika weit überflügelt worden ist.

Wer jemals eine amerikanische Zeitung in die Hand genommen hat, der weiß, welcher Raum in jeder Nummer dem Inseraten- und Reklamewesen ge-

Digitized by Google

widmet ist und daß dieses letztere, wie im amerikanischen Verkehrsleben überhaupt, so in der amerikanischen Tagespresse ganz besonders einen mächtigen Faktor abgibt. In der amerikanischen Presse haben Anzeige und Reklame ihre vollkommenste Entwickelung gefunden. Hier annonciert alle Welt; hier macht jedermann und muß jedermann Reklame machen, der Gelehrte und Künstler, der Pfarrer und Advokat so gut wie der Handels- und Gewerbsmann; hier ist ohne Klappern und zwar tüchtiges Klappern kein Handwerk denkbar, und dies wiederum wird die Ursache, daß eine so ungeheure Anzahl von Zeitungen und Zeitschriften existieren kann.

Welche kolossale Höhe das Insertionswesen in Amerika erreicht hat, ergibt sich aus einer Berechnung der „Anglo-American-Times", derzufolge im Jahre 1878 in dem Staate New-York allein etwa 20 Millionen Mark für Inserate verausgabt wurden. Seit dieser Zeit sind zehn Jahre verflossen und wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir annehmen, daß sich dieser Betrag inzwischen verdoppelt, wenn nicht verdreifacht haben mag.

Um die gleiche Zeit berechnete ein Mitarbeiter des „Graphic" einmal den Annoncenertrag einer Nummer der Londoner „Times", und zwar der vom 18. Juni 1875. Dieselbe hatte 67 Spalten Inserate und würde nach ihrem Tarife dafür ungefähr 35 000 Mark vereinnahmt haben. Das macht jährlich über 11 Millionen Mark. Noch größere Einnahmen dürfte der „New-York-Herald" erzielen, der durchschnittlich gegen 150—180 Spalten Annoncen in einer einzigen Tagesnummer bringt. Solchen Leistungen ist das deutsche Inseratenwesen nicht entfernt gleich zur Seite zu stellen.

Trotzdem läßt sich auch in Deutschland, namentlich in den letzten Jahren, ein außerordentlicher Aufschwung des Inseratenwesens nicht verkennen. Seit in Preußen die Zeitungsstempelsteuer, welche im Grund genommen eine Inseratensteuer war, gefallen ist, seit das Reich sich konsolidierte und die wirtschaftliche Thätigkeit desselben sich erweiterte, seit den Ereignissen der Jahre 1870 und 1871 und den ihnen folgenden produktiven und spekulativen Jahren erweiterte und entfaltete sich nach allen Richtungen hin auch das deutsche Inseratenwesen, zahlreiche Annoncenbüreaus bildeten sich, und was früher luxuriös, überflüssig oder vielleicht gar unsolid erschien, nämlich viel und oft zu inserieren, wurde bald Brauch und Praxis. Die geschäftliche Krisis der letzten Jahre hat diesen Aufschwung nur verlangsamen, nicht aufhalten können.

Wo viel Licht, da ist auch viel Schatten. Das gilt von dem Inseratenwesen ganz besonders. Der Anzeigeteil einer Zeitung ist ein Tummelplatz für alles, für solides und schwindelhaftes, für gutes und schlechtes. Allein dadurch, daß das Publikum sich dieser Thatsache wohl bewußt ist und, von dieser Voraussetzung ausgehend, prüft und urteilt, werden die schädlichen Wirkungen, die Auswüchse des Inseratenwesens von vornherein erheblich vermindert, wenn nicht paralysiert, und so dürfen wir mit gutem Grund behaupten, daß eine fernere

Digitized by Google

Entwickelung des Inseratenwesens für Handel und Verkehr nur von Nutzen sein würde.

* * *

Das Anzeigewesen hat nun ebensowohl seine begeisterten Anhänger wie seine erbitterten Gegner. Es gibt Geschäftsleute, die prinzipiell nicht annoncieren, die das Inserat für ein Merkzeichen halten, daß die Art des inserierenden Geschäftes untergeordnet sei, ja, die sogar der Ansicht sind, daß das Inserieren mehr schade als nütze, indem es die bessere Kundschaft vertreibe. Derartigen, nur vereinzelt stehenden Urteilen stellen sich die Aussprüche zahlreicher bedeutender Geschäftsleute, Weltmänner, Finanziers, Redakteure u. s. w. schroff gegenüber. Einige dieser Aussprüche wollen wir hier wörtlich zur Anführung bringen.

Horace Greeley, der berühmte Redakteur der „New-York Tribune" sagte: „Es ist Thorheit, von den Kosten des Inserierens zu reden. Ebensogut könnte man etwas gegen die Ausgabe für die Mittel sagen, wodurch man die Waren vor schlechtem Wetter und vor Dieben schützt oder gegen die Kosten des Versands. Alle anderen Geschäftsunkosten sind ohne sich rechtfertigende Beweggründe aufgewendet, wenn jene wesentliche Grundlage des Geschäfts, die Kundmachung, vernachlässigt oder schlecht besorgt wird. Wenn Oertlichkeit und Vorrat seine Kundschaft auf Gemeinden, Städte oder die nächste Nachbarschaft beschränken, dann wird kein Händler anstehen, die Kosten der Bekanntmachung aufzuwenden. Geradeso ist es mit dem Kaufmann, dessen Absichten auf ein ganzes Land, auf mehrere Länder, ja sogar oft auf einen Weltteil gerichtet sind. Vorausgesetzt, daß er sich auf einen so weitgreifenden Bedarf eingerichtet hat, können die Kosten gar nicht in Anschlag gebracht werden; und er darf sich ihrer nicht entschlagen, um sich und seine Waren und Preise anzuzeigen und bekannt zu machen, ohne den Vorwurf großer Fahrlässigkeit und Urteilslosigkeit auf sich zu laden. Unterläßt er es aber doch, so vermehren sich verhältnismäßig seine Ausgaben für Zins Beleuchtung, Heizung, Gehalt u. s. w. von $^1/_8$ auf 4, 5 und in manchen Fällen bis auf 10 Prozent, auf die Summe seines Verkaufes berechnet, und machen es ihm zur moralischen Unmöglichkeit, zu gleicher Zeit mit einigem Gewinn und ebenso wolfeil zu verkaufen als seine unternehmenderen und gescheiteren Konkurrenten. Er zeigt entschieden Schwäche und Unfähigkeit und verdient in den Hintergrund gedrängt zu werden. —

Geschäftsmänner haben in der Regel keine besondere Neigung für die Zeitungen und begreifen auch oft nicht die Macht der Presse in der jetzigen Zeit mit Rücksicht auf den großen Kreis, in dem sie Nachrichten zu verbreiten im stande ist. Wir gestehen zu, daß auf dem Festlande in Europa jene Ausdehnung bei weitem noch nicht so Platz gegriffen hat, als in England und hauptsächlich in Amerika, wo es Zeitungen von 70—80 000 Exemplaren täglicher

Digitized by Google

Auflage gibt, während Auflagen von 10—20000 nichts seltenes mehr sind. Man kann annehmen, daß eine Bekanntmachung oder Anzeige in einer Zeitung gegenwärtig zwanzigmal mehr Personen zu Gesichte kommen, als vor zwanzig Jahren. Es hält nicht schwer, eine Anzeige so einrücken zu lassen, daß sie innerhalb zweier Tage wenigstens 50—100000 Personen in die Augen fallen muß oder bei Einrückung in ein halbes Dutzend Zeitungen in die Augen von ein paar Millionen Menschen. Wenn es ausführbar ist, eine solche große Kundmachung mit einem Aufwande von ein paar Thalern zu bewirken, wie können dann solche, die nichts davon wissen wollen, hoffen, mit einem neuen Geschäft gegen alte eingewurzelte Geschäfte mit Erfolg anzuknüpfen. Ein älteres Geschäft darf sich allenfalls schmeicheln, so lange zu bestehen, bis — die alten Kunden verstorben oder verdorben sind; ein neues aber besitzt noch gar keine Kunden, von denen es zehren könnte. Dasselbe muß daher daran denken, die in der Zeit liegenden Vorteile sich anzueignen und immer noch höher auszubilden.

Gleich zunächst liegt nun der Vorteil der Anzeigen und Bekanntmachungen. Diese zu verschmähen, ist gerade so, als wollte man darauf verzichten, auf Eisenbahnen zu fahren oder mit dem Telegraphen Nachrichten zu geben; es ist gerade so, als wollte man die Augen mit Willen schließen, um sagen zu können, es sei doch jetzt ganz entsetzlich finster in der Welt. Ein einzelner kann dies aus Grundsatz — ein Vernünftiger würde sagen aus Grille — thun; aber ein ganzer Stand, eine ganze Fachgenossenschaft wird niemals so verrückt handeln. Der die Vorteile der Kundmachung und Anzeige Verschmähende begibt sich nicht allein der ihm zur Hand liegenden Vorteile, sondern überläßt die Beute seinen gescheiteren Nachbarn."

„In unserer Zeit kann von niemand etwas Häßlicheres gesagt werden, als: er sei ein Reklameheld. Wodurch ist dies bedingt? Nun, es ist eine von allen Weltweisen wiederholte Anschauung, daß derjenige keinen hohen Begriff von seiner eigenen Würde haben könne, der um die Anerkennung seiner Nebenmenschen gierig buhlt, oder derjenige, der aus Egoismus für das Wohlleben seines Körpers die Reinheit seiner Seele opfert; mit einem Worte, derjenige, der die ewig notwendigen idealen Güter als weniger wertvoll hält, denn die realen. Tritt nun jemand durch die sogenannte Reklame häufig in den Vordergrund und macht sich bemerkbar, so nimmt man an, daß er nicht nur ruhmgierig, sondern auch übereifrig darauf bedacht sei, sein materielles Wohl durch die Reklame sicherzustellen. Man glaubt also berechtigt zu sein, die Reklame als einen Ausfluß des Egoismus zu betrachten und sie deshalb zu verachten. Und doch ist sie das Medium, ohne welches der einzelne im allgemeinen Gewirre weder gesehen noch gehört wird. Derjenige, der der Menschheit einen Dienst leisten will, wie der, der aus eigenem Interesse auf sich aufmerksam machen will, beide

Digitized by Google

müssen sie — Reklame machen. Aber man hat sich bei uns gewöhnt, vieles als Reklame zu betrachten und zu behandeln, was den Vorwurf, der in der Bezeichnung liegt, gar nicht verdient. Ganz abgesehen davon, daß der Egoismus nur dann eine tadelnswerte Eigenschaft ist, wenn er mit Rücksichtslosigkeit verbunden ist, kann man es niemand verdenken, wenn er Aufmerksamkeit erregen will. Die Reklame ist die moderne Waffe im geistigen Kampfe ums Dasein. Man denke sich die beste, segensreichste Erfindung ohne Reklame — sie bliebe unbekannt. Sagt die Reklame zu viel, tritt sie marktschreierisch auf, nun, dann ist die öffentliche Kritik unerbittlich genug. Man glaube ja nicht, daß die gegenwärtige Form der Reklamen in Deutschland irgend nennenswerten Witz aufweist. Man blicke nach England, nach Amerika, und man wird finden, daß überall da, wo das Chaos durch die Anhäufung von größeren Menschenmengen noch verwirrender ist, auch die Reklame unerhörte, größere Dimensionen angenommen hat. Unser Zeitungswesen ist gegenüber dem anderer Länder noch fast unentwickelt zu nennen. Nicht nur die Thatsache, daß unsere Bevölkerung noch gar nicht so zeitungsbedürftig ist, als notwendig wäre, ist Schuld daran, daß Zeitungen hier noch keine lukrativen Unternehmungen genannt werden können, und noch lange nicht so einflußreich sind, wie sie es im Interesse der Oeffentlichkeit werden müssen, sondern darin liegts, daß unser Publikum noch gar keine richtige Vorstellung von der Notwendigkeit der Reklame, des Inserierens hat. Das kommt daher, weil bei uns der Reklame, selbst der notwendigsten, ein Odium anhängt, das Schüchterne schüchterner und selbst Mutige vorsichtiger in der Benutzung ihrer Dienste macht. Wenn Berlin erst über zwei Millionen Einwohner zählen wird, wird man begreifen lernen, daß unsere heutige Art der Reklame eine recht harmlose genannt werden muß. Man wird ferner duldsamer werden und anerkennen, daß dem einzelnen, der auf die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit angewiesen ist, gar nichts andres übrig bleibt, als sich ausrufen, d. h. von sich Reklame machen zu lassen. Man wird ferner nicht mehr undankbar sein und wissenswerte Mitteilungen mit Reklame verwechseln. Dann wird das: „Man spricht viel davon, das müssen wir kennen lernen", kein notwendig zusammenhängender Haupt- und Nachsatz sein, sondern es wird lauten: „Man spricht viel von dem und dem — was ist daran?" Das Bedürfnis der Kultur, das Zeitungen schuf, zeigte sich zuerst in der Ankündigung, im Inserat, wenn man will. Die ersten Mitteilungen waren gewissermaßen Insertionen der Behörden. Man höre endlich auf, der Reklame gram zu sein — ist doch jeder Sonnenstrahl nichts anderes als Reklame für die Allmutter. Für unberechtigte, schwindelhafte, auf Täuschung beruhende Ankündigungen muß man ein weniger unschuldiges Wort anwenden; der Reklame Berechtigung zuzugestehen, fordert die Kenntnis des Laufes der Welt".

Berliner Börsen-Zeitung.

Digitized by Google

„Die Leute sagen zuweilen, daß sie allerdings den Versuch gemacht hätten, sich anzukündigen, aber ohne Nutzen. Das mag wahr sein, aber nur dann, wenn man mit der Ankündigung geizt. Homöopathische Dosen von Anzeigen schlagen freilich nicht besonders an, wie ein zu schwaches Brechmittel machen sie übel, ohne zu wirken. Man verschreibe reichliche Gaben und die Wirkung wird nicht ausbleiben.

Wieder andere behaupten, daß sie kein Geld hätten, um zu annoncieren. Das ist ebenso gut, als wenn sie sagten, sie hätten kein Geld zum Geschäft. Nun, dann mögen sie eben davon bleiben! Hier zu Lande (Amerika) wo jeder die Zeitungen liest, muß der Mann ein Stockfisch sein, wenn er nicht einsieht, daß die Zeitung die lauteste und beredteste Zunge ist, mit der er sich mit dem Publikum unterhalten kann, unter dem er seine Kunden zu suchen hat. Der Bauer wirft seine Saat aus und während er schläft, wachsen ihm Korn und Kartoffeln. So ist es gerade mit den Ankündigungen. Während Ihr schlaft oder speist oder mit einem Kunden Euch unterhaltet, spricht Eure Anzeige in der Zeitung mit Tausenden von Personen, von denen Ihr nicht gekannt seid und die von Eurem Geschäfte gar nichts wüßten und gar nichts erfahren hätten, wenn sie nicht Eure Anzeige in der Zeitung gelesen hätten. Im allgemeinen wissen die Geschäftsleute noch lange nicht genug die Vorteile der Anzeige zu würdigen.*)

Zuweilen wird das Publikum, wenn es sieht, wie einzelne ungeheuer schnell reich wurden, in Aufregung versetzt. Aber das gute Publikum überlegt nicht, daß derselbe Weg jedem offen steht, der ihn zu betreten vermag. Dazu gehört allerdings Mut und Zuversicht. Ersterer, um Tausende auf das Ungewisse hin zu wagen, letztere, um die Ueberzeugung zu fassen, daß vielleicht erst nach längerer Zeit, aber unausbleiblich, eine hundert- oder tausendfache Ernte den erfreuen wird, der die Vorteile der Druckerschwärze gehörig zu benutzen versteht."

Ph. Barnum.

Gelegentlich einer Unterhaltung mit einem Citymann über das Annoncieren in den Zeitungen äußerte sich Gladstone unlängst dahin, daß das Annoncieren nur dann einen großen Wert besitze, wenn dasselbe verständnisvoll betrieben werde. Der Eindruck, den die Annonce auf den Leser mache, führte Gladstone aus, hänge nur davon ab, wie oft sie jenem vor die Augen geführt wird. Gladstone erläuterte seine Meinung durch einige Beispiele, die wir in nachstehendem wiedergeben. Der bekannte Londoner Pillenfabrikant Holloway war ein Meister im Inserieren. Die erste Annonce, in welcher er seine unüber-

*) Wenn dies Barnum von Amerika sagt, wo die Anzeige in höchster Blüte steht, was würde er da erst über Deutschland sagen, wo es eine große Zahl von Geschäftsleuten gibt, die es für unwürdig halten, wenn sie ihre Leistungen, wie sie zu sagen pflegen, ausposaunen.

Digitized by Google

trefflichen Pillen anpries, erschien am 15. Oktober 1837. In demselben Verhältnisse, wie sein Geschäft sich vergrößerte, vergrößerte er auch die Ausgaben für das Anpreisen seiner Artikel und im Jahre 1842 belief sich das Inseraten-Konto seiner Firma bereits auf 100,000 Mk., im Jahre 1845 verausgabte er das Doppelte, im Jahre 1851 bis 400,000 Mk., im Jahre 1855 bis 600,000 Mk. und jetzt übersteigen die Kosten, die das Hollowayſche Geschäft für Annoncieren ausgibt, bereits 800,000 Mk. jährlich. Mr. Holloway, der mit kleinem Kapital angefangen hat, starb mit Hinterlassung eines Vermögens von 20 Millionen Mark.

Rudolf Hertzog, der bekannte Modewarenhändler in Berlin, gibt für seine Geschäftsanzeigen in den Zeitungen jetzt jährlich 400,000 Mk. aus. „Als ich nicht inserierte", sagte er jüngst im Kreise seiner Freunde, „hatte ich so geringen Absatz, daß ich besser gethan hätte, das Geschäft zu schließen. Dann begann ich zu inserieren. Ich wendete im ersten Jahre 1000 Mk. daran, und mein Umsatz stieg auf 30,000 Mk.; im dritten Jahre verwendete ich zehntausend Mark auf Inserate, mein Umsatz bezifferte sich auf Hunderttausende, und jetzt beträgt er Millionen und mein Gewinn steht im Verhältnis dazu. Alles was ich habe, mein Weltname, mein Millionengeschäft verdanke ich nicht allein der Reellität der Geschäftsführung, sondern zu $^{99}/_{100}$ der Macht der Zeitungsanzeigen. Ich bin zu der Gewißheit gekommen, daß heutzutage kein Geschäft ohne die Macht der Zeitungsannoncen in die Höhe kommen und gewinnbringend sein kann."

Eine andere Autorität im Annoncieren ist Robert Bonner, der Herausgeber des „New-York-Ledger". Derselbe führte einmal die Bedeutung des Annoncierens an einem draſtischen Beispiel vor. Er erzählte: „Gesetztenfalls Sie würden mit 500 Ihrer Mitbürger dem Präsidenten der Vereinigten Staaten vorgestellt, so ist anzunehmen, daß der Präsident, wenn Sie ihn einmal wiedersehen, Sie nicht wiedererkennt. Wenn sie aber Gelegenheit finden ihm zu sagen, Herr Präsident, mein Name ist Charles Wolsey aus Philadelphia, ich bin Ihnen schon einmal vorgestellt worden, und Sie thun das zwei- oder dreimal, so können Sie überzeugt sein, daß der Präsident sich stets Ihrer erinnert. Genau dasselbe läßt sich von der Annonce behaupten. Das erstemal wird dieselbe vergessen, während dieselbe beim dritten- und viertenmal gelesen und beachtet wird. Die klare, nicht marktschreierische Annonce ist eine Macht, mit der unsre Industrie zu rechnen hat."

„Die Annoncen sind dem Geschäft, was der Dampf für die Maschine ist: die große bewegende Kraft." Lord Macaulay.

Digitized by Google

„Druckerschwärze ist das Lebensblut des Geschäftes."

Ein Mann, der sich rühmte, sein Geschäft auch ohne Reklame, ohne Inserate in Flor bringen zu können, sah sich schließlich doch gezwungen, ein Inserat zu veröffentlichen, dasselbe war aber überschrieben: „Gerichtliche Versteigerung!"

Die Vorzüge des Annoncierens sind mehrfach auch in poetischer Weise verherrlicht worden. Englischen und amerikanischen Zeitungen entnehmen wir folgende Proben:

He looked as wise as an owl, did he,
His tricks were well adjusted;
He declined to advertise, you see,
And in a year he busted.

To hide your goods from public view,
Is burying diamonds in their mine, —
All is not gold that shines, 't is true;
But all that is gold — ought to shine!

Song of Succes.

I am an advertiser great!
In letters bold and big and round
The praises of my wares I sound —
Prosperity is my estate.
The people come,
The people go
In one continuous
Surging flow —
They buy my goods and come again
And I'm the happiest of men;
And this the reason I relate
I am an advertiser great!

There is a shop across the way,
Where ne'er is heard a human tread —
Where trade is paralysed and dead —
Whit ne'er a customer a day.
The people come,
The people go —

Digitized by Google

But never there —
They do not know
There's such a shop beneath the skies,
Because he does not advertise;
While I with pleasure contemplate
That I'm an advertiser great.

The secret of my fortune lies
In one small fact, which, I may state,
Too many tradesmen learn too late —
If I have goods I advertise!
Then people come
And people go
In constant streams,
For people know:
That he who has good wares to sell,
Will surely advertise them well;
And proudly I reiterate
I am an advertiser great.

The man who never advertises.

Sing, busines muse, the dark and dolefule fate
Of him who labours but that he may wait;
The piles of goods heaped up within his store,
Which can't be less, and never may be more!
The man whose life has lost all fortune's prizes;
In fact the man who never advertises.

Sing of his start, his great ambition's scope,
The capital that gave him cause to hope,
His credit large, his full and ample stock,
His bank account as solid as a rock;
Then tell the doom to which the man was fated
Who never advertised but simply waited.

So simply and so varnly! Splendid signs,
Which basement art irradiates and refines,
Plate glass show windows elegantly dressed,
Such lovely clerks, cashiers and all the rest,
Served but to show him how the public siges
The style of him who never advertises.

Digitized by Google

He waited, and all waited; clerks, cashiers,
Salesmen, saleswomen, such delightful dears!
Impatient waited all the season through,
With precious little for the crowd to do;
The public saw — the fact there's no denying —
But passed his store without a thought of buying.

Business was dull, but salaries and rent
Went on till cash and credit both were spent;
The silly merchant hoped his luck would turn,
Until the Sheriff closed the whole concern.
Now, at a pittance which his soul despises,
He works for one who always advertises.

Daß auch Deutschland Dichter hat, die den Wert des Inserierens erkennen, ergibt sich aus folgendem Poem:

Hölle und Himmel.

Es gibt ein Land voll Seufzern und voll Thränen,
So traurig, wie es Dante uns gezeigt;
Ein Land voll Gram und schmerzerfülltem Sehnen,
Das kaum die Qual der Niobe erreicht;
Es ist ein Land voll Menschen ohne Witz,
Die thörichten fünf Jungfrau'n weiser waren!
Du fragst, weß' sünd'gen Volks ist dieser Sitz?
„Anzeigekosten wollen sie ersparen!"

Es gibt ein Land, wo Milch und Honig fließt, —
— Nicht kondensierte — keiner von Glykose, —
Und jedem der Bewohner wird versüßt
Das Dasein durch Kupons, Geld, Aktien, Lose;
Wie Gott in Frankreich lebt dort jedermann,
Zu Thränen sahst Du Lachen nie sich wenden!
Du fragst, wie man dorthin gelangen kann?
„Anzeigen mußt Du in die Blätter senden!"

* * *

Eine gute, wirksame Annonce abzufassen ist nicht so leicht, umsomehr, als einerseits das deutsche kaufende Publikum gegen alles, was etwa wie Marktschreierei aussieht, mißtrauisch ist, anderseits in Deutschland die viel zu wenig

Digitized by Google

übersichtlich geordnete Zusammenstellung der Ankündigungen, selbst in vielen großen Blättern, die Wirksamkeit einer jeden Annonce — außer sie sei denn riesengroß — abschwächt. Die Mittel, um die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine Annonce zu lenken, sind bei uns im ganzen ebenso schablonenhaft und monoton, wie sie in England, namentlich aber in Amerika, mannigfaltig und raffiniert sind.

Während der Inseratenteil unserer Blätter ein zumeist trostlos trockenes Anhängsel ist, mit dem sich nur der beschäftigt, der sich notwendigerweise damit beschäftigen muß, gestaltet sich der Inseratenteil eines anglo-amerikanischen Blattes zu einer Sammelstelle von Findigkeit und Witz, welche mit dem redaktionellen Teil an Interesse und Anregung wetteifert.

Daß schon die Abfassung einer richtigen Annonce nicht jedem gelingt, das beweisen die „Briefkasten" im „Klabderadatsch", in den „Wespen", im „Ulk" u. a., in welchen man allwöchentlich die erbaulichsten Dummheiten lesen kann; wer sich ein heiteres Stündchen bereiten will, der lese Richard Ecksteins „Album unfreiwilliger Komik" (Leipzig 1880), in welchem eine Fülle von lächerlichen Annoncen zusammengetragen sind. Ergibt sich daraus, daß die richtige Abfassung des Inserates kein so leichtes Ding ist, so ist die Aufgabe, ein Inserat auffallend, wirksam zu machen, noch weitaus schwieriger. Das Inserieren ist eine gewisse Kunst. Die Anzeige mag sehr kostspielig sein und doch ohne Wirkung bleiben; sie mag billig und doch profitabel sein — der Erfolg hängt wesentlich von der Abfassung und Gestaltung des Inserates ab.

In richtiger Erkenntnis dessen haben einzelne große Geschäftshäuser mit der Abfassung ihrer Inserate Leute betraut, die eine große Fertigkeit im Verfassen von Anzeigen aller Art besitzen. Diese Fertigkeit findet sich nicht so häufig wie man glaubt; denn mit den schmetternden Trompetenstößen, mit dem betäubenden Paukengerassel und den grellen Tamtamschlägen allein ist es noch nicht gethan. Der Reklamenmacher, der aufgesucht sein will, muß eine gefällige Harmonie in seine Janitscharenmusik bringen. Die Reklame muß pikant sein und das Publikum zum Lesen derselben aufmuntern. Sie muß auch kurz und bündig sein, da man sie sonst nicht durchlesen und ihre Veröffentlichung auch zu viel kosten würde. Ein gewandter Reklamenmacher verdient daher sehr erkleckliche Summen. Er macht seinen Preis und läßt im Bewußtsein seines Talentes nicht mit sich handeln. Léo Lespès, der unter dem Namen Timothée Trimm eine Reihe von Jahren tagtäglich dem Pariser „Petit Journal" einen Artikel lieferte, und die außerordentliche Verbreitung dieses Blättchens verursachte, Léo Lespès war der gewandteste aller Reklamenfabrikanten. Finanzmänner, Industrielle, Spekulanten aller Art wendeten sich an ihn und er forderte ein Honorar, daß gar manchem von ihnen sich das Haar zu Berge sträubte. Allein er blieb unerbittlich. Es wurde ihm nicht selten eine Reklame mit tausend Franken bezahlt.

Einzelne große amerikanische Firmen, wie z. B. C. A. Vogler & Co. in

Digitized by Google

Baltimore, unterhalten, wie wir später sehen werden, eigene Anzeigendepartements, deren Mitglieder Gehälter beziehen, die fünffach höher sind, als die deutscher Staatsprofessoren.

Von größter Bedeutung sind für die Inserenten auch noch die Fragen, wo und wann soll man Inserate erlassen. Ziehen wir erstere Frage in Betracht, so wäre da zu antworten: man soll in derartigen Zeitungen annoncieren, durch die man die größte Beeinflussung der Leute erwartet, an welche das Inserat gerichtet ist. So wäre es ein Unding, wenn ein Maschinenfabrikant sich in einer Bäckerzeitung, ein Buchhändler sich in einem Journal für Droguenhandel empfehlen würde.

Einige Handelsleute, aufgeklärt genug, um sich gehörig kund zu machen, sind doch so beschränkten Kopfes, daß sie nur in Blättern ihrer Farbe und Gesinnung Anzeigen erlassen. Haben sie die Absicht, nur mit Personen ihrer Ueberzeugung in Geschäftsverbindung zu treten, so ist jene Beschränkung ganz angemessen; wo nicht, und wünschen sie das ganze Publikum zu Kunden zu haben, so ist begreiflich eine derartige Beschränkung mehr als närrisch.

Ueber den Zeitpunkt des Inserierens bemerkt Wehle ganz treffend, „daß man inserieren soll, wenn mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Absatz gerechnet werden kann; demnach Artikel des täglichen Bedarfes täglich oder so oft als möglich, Saisonartikel zur Saison. Bäder und Kurorte im Winter zu annoncieren, hat ebensowenig Sinn, als Pelzwaren im Sommer. Wenn die Zeit schlecht ist, dann nützt auch das fleißigste Inserieren nicht, denn das schönste und wirksamste Inserat kann den Leuten kein Geld in die Taschen zaubern".

Zu allen diesen Fragen gesellt sich noch die: Wie oft soll man inserieren? Hierauf wird geantwortet: möglichst oft, denn so wenig der Verkäufer sein Verkaufsschild nur einen Tag lang aushängt und dann einzieht, so wenig sollte derselbe unterlassen, seine Firma so oft als möglich anzuzeigen, denn die Anzeige sucht den Käufer in seiner Behausung auf, die Firma muß der Käufer selbst auf der Straße aufsuchen.

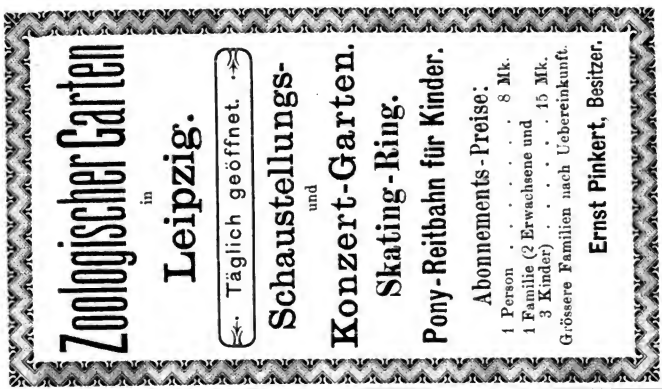
Nicht ohne Wahrheit ist der Ausspruch, den ein hervorragender Pariser Geschäftsmann gethan haben soll, als er über seine Meinung bezüglich des Wertes der Inserate befragt wurde. Er äußerte sich in folgender Weise: „Erste Insertion — man übersieht sie. Zweite Insertion — man bemerkt sie, aber man liest sie nicht. Dritte Insertion — man liest sie, denkt aber nichts dabei. Vierte Insertion — man interessiert sich für den Preis. Fünfte Insertion — man spricht darüber mit seiner Frau. Sechste Insertion — man möchte wohl einen Versuch machen. Siebente Insertion — man kauft."

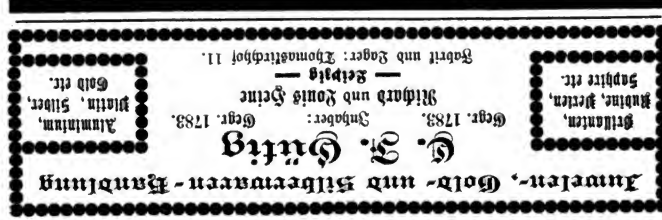
Wir wollen nun dazu übergehen, die Arten, zu annoncieren, durch einige Beispiele zu illustrieren. Vergleichen wir die vor etwa 20, 40 Jahren oder noch früher erschienenen Annoncenblätter mit den heutigen, so werden wir sofort bemerken, daß in der Ausstattung, in der Hervorhebung der Annoncen große Fortschritte gemacht worden sind. Zur Hervorhebung einer Anzeige stehen un-

Digitized by Google

glaublich viele Mittel zu Gebote; diese Mittel aber werden darum wenig oder gar nicht angewendet, weil sie dem großen Publikum nicht bekannt sind und die Setzer zumeist wenig oder gar keine Zeit haben, besonderes Augenmerk auf die effektvolle Gestaltung der einzelnen Inserate zu richten.

Man kann eine Anzeige schon auffällig machen, indem man dem Satze eine von der üblichen Weise abweichende Stellung gibt, sei es nun eine schiefe, gerade, umgekehrte und dergl. Einige Proben mögen dies veranschaulichen.





Digitized by Google

Kunst-Verein.
Kunst-Verein.
Die
Wereschtschagin'sche
Grosse
Gemälde-Ausstellung
im
Hôtel de Pologne
ist noch
drei Tage
geöffnet.
Kunst-Verein.
Kunst-Verein.

Parlor-Möbel,
Matratzen,
Lambrequins,
Sofakissen
und alle Arten Fancy-Arbeiten vorrätig und auf Bestellung.

B
E

Möbel
repariert, überzogen und poliert.
Stühle
geflochten u. Matratzen übergearbeitet.

B E Y E R

Teppiche
gereinigt, geschnitten und gelegt.
Möbel
gepackt und versandt.

E
R

109
Mason-
Straße
109.

Digitized by Google

Engländer und Amerikaner suchen die Auffälligkeit vielfach zu erreichen, indem sie dieselben Worte, dieselben Sätze ein dutzendmal oder mehr noch hintereinander wiederholen. Ueber diese Art, zu inserieren, lächelt der Bewohner einer Kleinstadt überlegen, er hält dafür, daß dieselbe unsinnig, zum mindesten überaus kostspielig und dazu noch langweilig sei. Der Amerikaner denkt anders, er will seine Waren auf solche Weise gewissermaßen *ausrufen*, und kann man daher diese allerdings kostspielige Insertion in fast allen englisch-amerikanischen Zeitungen sehen. Wir geben nachfolgend ein Beispiel.

TRELOAR'S

BRUSSELS CARPETS	3s. 3d.	per yard.
BRUSSELS CARPETS	3s. 6d.	„
BRUSSELS CARPETS	3s. 9d.	„
BRUSSELS CARPETS	4s. 0d.	„
BRUSSELS CARPETS	4s. 3d.	„
BRUSSELS CARPETS	4s. 6d.	„
BRUSSELS CARPETS	5s. 0d.	„

Um diese Inserate mannigfaltiger zu gestalten, ordnet man die einzelnen Sätze mitunter in verschiedenen figürlichen Zusammenstellungen an, etwa in folgender Weise:

EXTRA TOAST
EXTRA TOAST
EXTRA TOAST
EXTRA TOAST
EXTRA TOAST
EXTRA TOAST
EXTRA TOAST

Crisp, Delicious.
Pefectly Baked.
Absolutely Pure.
Finest Biscuits Made.
To Avoid Disappointment.
See that you Get
Wilson's Genuine
American Extra Toast
Biscuits, because
Counterfeits Abound.
David Challen, Consignee,
Mildmay Road, London.

Mit den Begriffen des deutschen Kleinstädters von Sparsamkeit dürfte auch die Methode amerikanischer Geschäftsleute in schroffem Kontraste stehen, die Inserate möglichst knapp zu fassen, aber durch einen möglichst großen freien Raum ringsum hervorzuheben, wie wir ein solches Beispiel nachstehend geben.

Digitized by Google

Von Wunderland zu Wunderland,

Landschafts- und Lebensbilder

aus den Staaten und Territorien der Union

von

Rudolf Cronau.

—+—

Zwei Bände in Prachteinband, à 30 Mark.

—+—

Jeder Band mit 25 grossen Bildern und entsprechendem Text bildet für sich ein abgeschlossenes Ganzes.

Digitized by Google

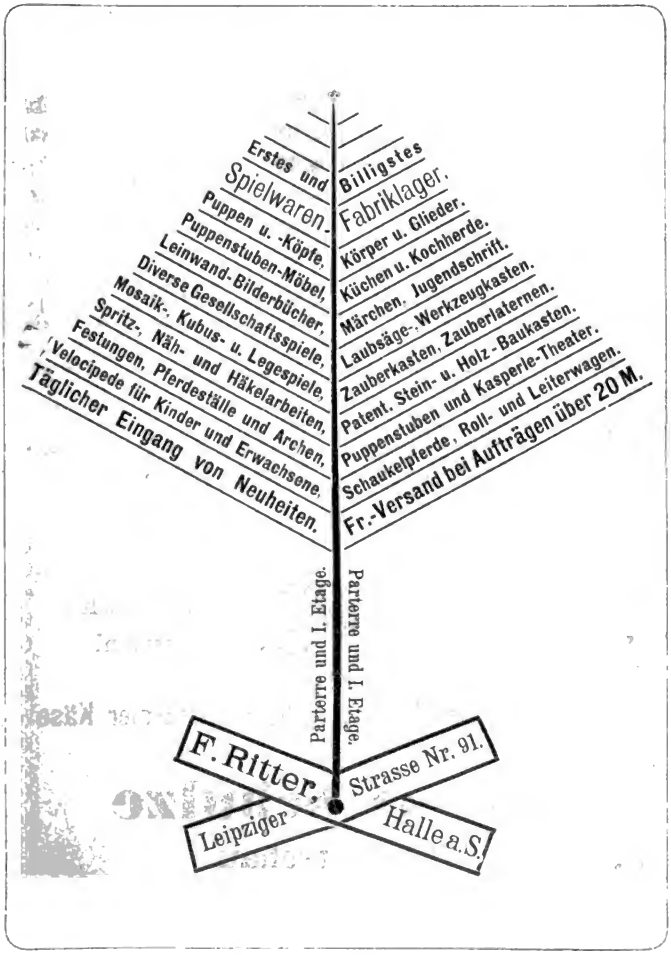
Daß der Preis einer solchen Annonce ein ziemlich hoher sein wird, ist nicht abzustreiten, da ja der ganze Raum, den der Anzeigende beansprucht, bezahlt werden muß. Auf der anderen Seite kann man nicht verkennen, daß die wenigen Zeilen inmitten des großen freien Raumes die Aufmerksamkeit sicherlich weit eher erregen werden, als eine Annonce, wo jedes Millimeter des verfügbaren Raumes in ängstlicher Weise ausgenutzt ist.

Eine weitere Form der Insertion ist der Silhouettensatz. Aus den Worten des Inserates werden Figuren gebildet, die das inserierende Geschäft charakterisieren. Wir geben nachstehend ein hübsches Beispiel, das Inserat einer Gold- und Silberwarenhandlung.

Hiermit beehren wir uns Ihnen ergebenst anzuzeigen, dass
wir durch die stete Vermehrung unseres geehrten Kunden-
kreises und die dadurch bedingte Zunahme von Bestellungen
in die angenehme Lage versetzt wurden, für unsere Ge-
schäftslokalitäten ein eigenes Haus zu erwerben. Dem-
zufolge befindet sich von morgen an meine Gold- und
Silberwaaren - Fabriks - Niederlage am Platze,
Thomaskirchhof Nummer 11, ebener Erde.
Sie ersuchend, hiervon gefälligst Kenntnis
zu nehmen, teilen wir Ihnen gleich-
zeitig mit, dass wir die Verfertigung
von Kelchen übernommen haben und
stets ein grosses Lager halten werden.
Die Preise derselben sind mässig gestellt.
Wir bitten Sie uns Ihr geehrtes Wohlwol-
len auch für die Folge zu erhalten und
wir werden stets bestrebt sein, durch so-
lide Ausführung aller Aufträge und mög-
lichst billige Berechnung uns dasselbe
dauernd zu erhalten. Auf Verlangen
der P. T. Kunden versenden
wir auch Preislisten gra-
tis und franko.
Die Versen-
dung
der Ge-
genstände
wird billig
und schnell
besorgt. Unserer
jetzigen Niederlage wird
an Ausdehnung
und an der
Räumlich-
keit kein
zweites
grös-
seres Etablisse-
ment
gleich sein,
daher wir auch
von jetzt an in der
erfreulichen Lage sind,
eine permanente Ausstel-
lung aller in unser Fach ein-
schlagenden Artikel eröff-
nen zu können, zu deren un-
entgeltlicher Besichtigung das P. T.
Publikum ergebenst eingeladen wird. Mit
Hochachtung zeichnet C. F. Gütig (R. & L. Heine).

Digitized by Google

Ein ähnliches, ebenso mühevoll zu setzendes Inserat ist das folgende in Form eines Weihnachtsbaumes.



Digitized by Google

Sehr gebräuchlich ist, die Inserate durch Anwendung von allerhand Einfassungen, Linien, Balken, Punkten, Bändern, Ornamenten und dergleichen hervorzuheben. Wir geben auch von dieser Art der Insertion mehrere Beispiele:

Theodore Cajeri
Felix von Nagell
empfehlen sich als
Verlobte.
Brüssel und San Francisco.

Künstler-Verein.
Heute grosser
Damenabend.
Musikalische Vorträge
und Tanz.

En gros! € En detail!

Butter! Butter!

Süssrahmbutter, Rittergutsbutter

garantiert rein!

täglich frisch!

Vorzügliche Backbutter! Echt Emmenthaler Käse

empfiehlt

Albert Schulze

Crimmitschau.

En gros! € En detail!

Digitized by Google

C. H. Reichert

Bilderrahmen- und Goldleisten-Handlung.

Diplome sowie Bilder jeder Art

werden sauber eingerahmt

Hainstrasse Nr. 27

Leipzig.

Fabrik

von

Buckskin- und Paletot-Stoffen

C. Döhler

Crimmitschau.

Prämiiert: Wittenberg 1869, Wien 1873, Dresden 1875, Leipzig 1880.

Zur Messe:

Leipzig, Hainstrasse 27.

Digitized by Google

Zum

Jahreswechsel

erlaube ich mir

Selbstmörder

und solche die es werden wollen

auf mein **ausserordentlich reichhaltiges Lager**

von prima **Hanf-Kravatten** aufmerksam

zu machen. Dieselben können roh oder gefettet bezogen werden. Scharfrichter und Wiederverkäufer erhalten entsprechenden Rabatt. Zu **Leichenfeierlichkeiten** und zum **Rektorwechsel** empfehle meine berühmten **Pechfackeln.** Gelder werden von Selbstmördern pränumerando erbeten. Für Händler Ziel 3 Monate. Studenten zahlen nach Uebereinkunft.

Hochachtungsvoll

Seeler Ernst.

P.S. Der Geschäftspalast ist elektrisch erleuchtet.

Digitized by Google

Sehr beliebt sind auch diejenigen Inserate, die eine möglichst große schwarze Fläche mit weißer Schrift zeigen. Derartige Annoncen, die allerdings nicht durch Satz hergestellt werden können, sondern stets eigens gestochen oder zinkographiert werden müssen, haben den Vorteil, daß sie inmitten der Massen von Zeitungs-Ankündigungen als dunkle, auffallende Flecke die Augen der Leser stets zuerst auf sich lenken und folgerichtig eine größere Wahrscheinlichkeit der Beachtung sichern.

Diese Art der Insertion kann nun auf die mannigfachste Weise ausgenutzt werden, da ja der Raum die Verwendung immer neuer Ideen und Gestaltungen zuläßt. Wir beschränken uns darauf, nur einige Beispiele zu geben.

Digitized by Google

Häufiger gewahrt man schon Inserate in Schreibschriftsatz.

Ganz wesentlich kann die Wirksamkeit eines Inserates, seine Hervorhebung durch die Beigabe eines Bildes unterstützt werden. Je charakteristischer, auffallender und origineller die Illustration ist, desto sicherer wird die Aufmerksamkeit der Leser gefesselt werden. Aus unzähligen derartiger Anzeigen haben wir einige besonders charakteristische ausgewählt, die wir nachstehend folgen lassen.

Digitized by Google

van Buskirk's

Sozodont,

verzüglichstes

Zahnwasser,

zu haben

bei allen Friseuren

und

Parfümeuren.

entfernt sofort

jeden Rostfleck,

alle unreinen Stellen und Scharten auf metallenen Geschirren.

Vorrätig in jeder Droguenhandlung.

Digitized by Google

Höchst ergötzlich ist ein Reklamebild, durch welches für Sapolio, ein englisches Putzpulver, Meinung im Publikum gemacht werden soll. Da durch das beigegebene Gedicht der Humor des Märchenbildes erst recht zur vollen Höhe gebracht wird, so geben wir für unsere der englischen Sprache nicht mächtigen Leser eine freie Uebersetzung des Gedichtes:

„Schon haben alle Menschen zur Ruhe sich bewegt,
Und sanft in's weiche Kissen das müde Haupt gelegt,
Doch in den Staatsgemächern mit sorgenschwerem Sinn
Müh'n sich zu später Stunde der König, die Königin.
Mit einem Stück „Sapolio" ein jeder in der Hand,
Inmitten ihrer Schätze hantieren sie gewandt,
Sie putzen und sie reiben, hier leicht und dort mit Druck,
Daß Szepter sich und Krone vor'm Volke zeigen schmuck!
Wohl wissend, daß das Ansehn von König und Königin
Verschwindet, wenn die Strahlen von Kron' und Szepter dahin."

Digitized by Google

When humble subjects are at rest,
And pillows soft by heads are pressed,
The Kings and Queens in halls of state,
Oft work until the hour is late,
There, with **Sapolio** at hand,
Amidst their worldly goods they stand,
Now rubbing left, now scouring right,
To keep their crowns and sceptres bright,
Well knowing love will soon decline
When ornaments no longer shine.

Digitized by Google

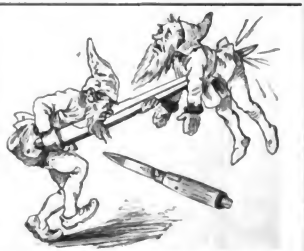
O. Th. Winckler, Leipzig.

Besitzer: **Alexander Wünschmann.**

Lager sämtlicher Artikel für Buchbinder-Werkstatt und Laden.

Vollständige Einrichtungen werden zu bester Auswahl und zu günstigen Bedingungen geliefert.

Export. **Export.**



versendet gegen Nachnahme oder Einsend.
Die Klosterbrennerei in

Kloster Walkenried

bei Nordhausen a. Harz.

Postkolli: Kiste = 2 Fl. od. Fässch. 4 Lit.

Digitized by Google

THE SEVEN CUTICURA BOYS.

Diese **sieben** prächtigen Jungen verdanken ihr blühendes Aussehen, die Schönheit ihrer Haut, den Reichtum ihres Haares, die Reinheit ihres Blutes einzig und allein dem Gebrauch der weltberühmten **Cuticura-Seife.** Keine Mutter, welche ihr Kind liebt, sollte ohne dieselbe sein.

Diese
Hosenträger
sind
schmiegsam und bequem,
daher sehr beliebt und begehrt.

Diese
Hosenträger
erlauben
jede Art von Bewegung,
ohne den geringsten Druck auszuüben.

„The Globe Brace"

das passendste Geschenk für Herren,
auch wenn man die Welt von einem Ende bis zum andern durchstreift.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorzüglichste Hosenträger der Welt!

THE GLOBE BRACE.

Vorzüglichste Hosenträger der Welt.

In Bezug auf Bequemlichkeit und Schmiegsamkeit suchen dieselben ihresgleichen.

Zu haben in den meisten Herren-Modewaren-Geschäften, das Paar 3 Mark.

Vorzüglichste Hosenträger der Welt!

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

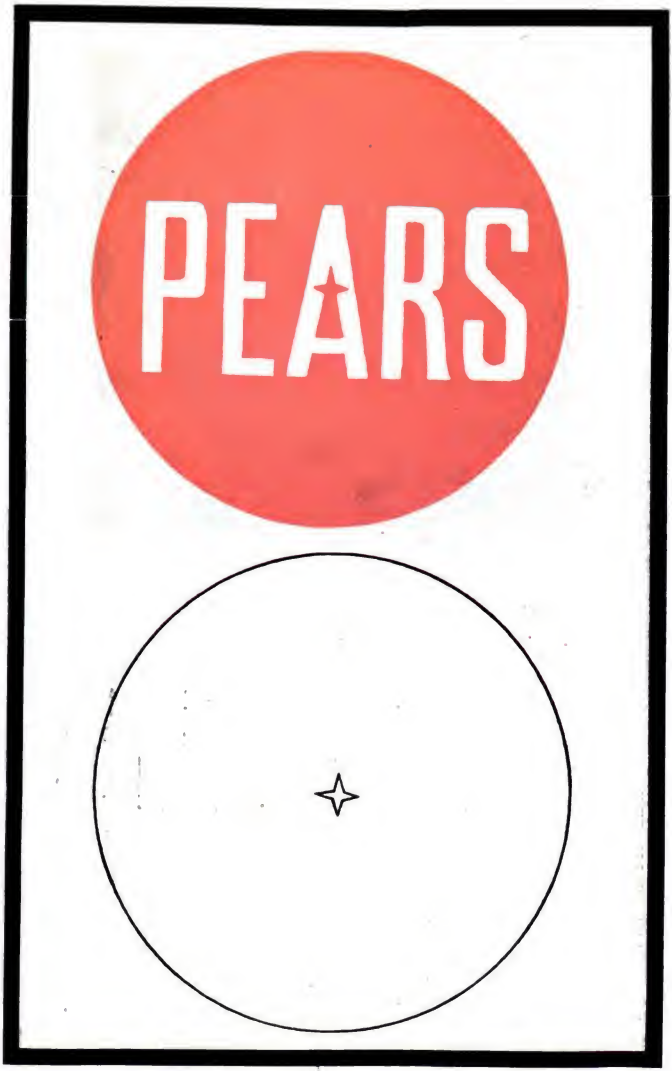
Sehr interessant durch geschickte Verwendung einer eigentümlichen Erfahrung, welche auf dem natürlichen Gesetze beruht, daß jede Farbe ihre Gegenfarbe hervorruft, ist folgende Anzeige des großen Reklamemachers und Seifefabrikanten Pears in London:

1000 Pfund Sterling, wenn nicht wahr!

Man blicke bei gutem Lichte 30 Sekunden lang auf den Mittelpunkt des auf nebenstehender Seite gedruckten Wortes **PEARS'**, dann hefte man die Augen plötzlich gleichfalls dreissig Sekunden lang auf den Stern in dem unteren weissen Kreise, derselbe wird alsdann als eine blaugrüne Fläche erscheinen, auf welcher das Wort **PEARS'** in roten Lettern hervortritt.

Einige Menschen sind farbenblind und werden dies nicht zu erkennen vermögen. Die Fabrikanten von **PEARS' SEIFE** sind aber bereit, jedem sofort 1000 Pfund Sterling zu zahlen, welcher durch wissenschaftliche Beweise die Richtigkeit der Erscheinung zu widerlegen vermag.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Es gibt nun schließlich noch eine Art der Ankündigung vermittelst der Presse, die man die höchste Stufe oder die eigentliche Reklame nennen könnte. Es sind das diejenigen Anpreisungen und Bekanntmachungen, die in falscher Form gegeben und durch Beeinflussung der Redaktion erlangt werden.

Zu diesen Reklamen gehören diejenigen Anzeigen, welche, vielfach mit der Bemerkung „Eingesandt" an der Stirne, am Schlusse des redaktionellen Teiles stehen oder gar, wie es in Amerika sehr häufig der Fall ist, mitten unter die lokalen und politischen Nachrichten oder in die Rubrik „Vermischtes" eingeschoben werden. Einige solcher amerikanischen Zeitungen entnommenen Zusammenstellungen bringen wir hier zum Abdruck.

Princetown, N. J., 16. Januar. Eine Expedition ist unter Leitung von Prof. Charles A. Young von hier nach Rußland gesandt worden, um die dort am 19. August eintretende Sonnenfinsternis zu beobachten.

Zur Faschings-Saison wird es jedem, der Maskenbälle besucht, angenehm zu erfahren sein, daß er bei Frau W. Bartenfeld, 320 Grand Ave., eine große und reiche Auswahl der schönsten Maskenanzüge findet.

Die öffentliche Bibliothek ist in der vergangenen Woche um 300 neue Bücher bereichert worden, die im „Referenz"-Zimmer aufgelegt sind und daselbst besichtigt werden können.

In Berlin ist jüngst der Aufsehen erregende Fall vorgekommen, daß ein zahlreich erschienenes Publikum während des Klaviervortrags des berühmten Pianisten X. den Konzertsaal verlassen mußten, weil die elektrische Beleuchtung plötzlich versagte. Bei einer so vortrefflichen Arbeit wie sie unser Mitbürger Simpson liefert, wäre ein solches Ereignis undenkbar.

Geschäftsgenossen.

Bauer: „Na, um Vergebung, was sind Sie?"
Herr: „Pianofortebauer."
Bauer: „I, da sind wir ja Kameraden, ich bin Kühbauer!"

In fast allen Apotheken nehmen Dr. Aug. König's Hamburger Tropfen und Brustthee ungefähr denselben Platz ein, wie Kaffee und Zucker in den Kolonialwaren-Handlungen.

Pech.

Da habe ich mir einen neuen Abtreter vor die Thüre gelegt mit der Inschrift: „Willkommen!" und der erste Kerl, der kommt, ist der Steuereinnehmer.

Die meisten deutschen Familien halten immer St. Jakobs Oel vorrätig im Hause, damit, wenn irgend etwas passiert, sie es gleich bei der Hand haben. In allen Apotheken für fünfzig Cents die Flasche zu haben.

Daß man auch in Deutschland allgemach anfängt, an derartigen Ueberraschungen des Lesers Wohlgefallen zu finden, zeigt folgende dem „Leipziger Tageblatt" vom 14. März 1887 entnommene Mitteilung:

Aus dem Publikum.

Eine unbeschreibliche Aufregung wurde jüngster Tage in einem Hause der Berliner Straße durch eine Postsendung verursacht, die, nachdem man sie der Emballage entkleidet, dank einem heraushängenden angebrannten Seilende, einer Höllenmaschine so ähnlich sah wie ein Ei dem andern. Der Schreck ließ nicht nach, als man mit Zittern und Zagen die Kiste geöffnet, denn aus einer zweiten Umhüllung aus Blech hing noch immer das ominöse Seil heraus, an dem begreiflicherweise niemand zu ziehen wagte. Nicht anders verhielt es sich bei einer dritten Verpackung aus Karton, bis man in dieser schließlich, vergraben unter einem Wust von Zeitungs-Makulatur, ein Päckchen von Maggi's vortrefflicher Suppennahrung entdeckte. Es wäre sehr zu wünschen, daß derartige schlechte Witze, zumal mit einem so anerkannt guten, segensreichen Produkt, in Zukunft unterbleiben möchten.

Digitized by Google

Noch weiter gegangen ist, wenn die Redaktion mit Hinweis auf die Annonce den daselbst annoncierten Gegenstand lobend erwähnt, oder, wie es auch nicht ungewöhnlich ist, im „Fragekasten" auf fingierte Antworten dies oder jenes direkt empfiehlt. Diese Art von Reklame hat deshalb eine gewisse Bedeutung, weil das Publikum, namentlich der Kleinstädte und des Landes, den Zusammenhang dieser Empfehlungen nicht kennt und dieselben, weil sie eben im redaktionellen Teile des Blattes abgedruckt stehen, aus der Ueberzeugung der Redaktion hervorgegangen glaubt.

Solche Reklamen, in Frankreich „Faits" d. h. „Gemachtes", in Amerika „Puff" d. h. „Getriebenes, Gestoßenes" genannt, sind wesentlich theurer als gewöhnliche Inserate, da ja unter allen Umständen die Redaktion der Blätter durch irgend welche Mittel zur Abfassung oder Aufnahme solcher Reklamen gewonnen werden müssen. Die Vergütung erfolgt, wo sie vorkommt, mitunter in natura, d. h. in Form von Geschenken und Waren, in Form eines splendiden Gabelfrühstückes oder eines lukullischen Diners, oder in einer Barzahlung, deren Höhe je nach der Art des bestellten Lobes bemessen wird. Es gibt in Großstädten Journale, auf deren mit etlichen tüchtigen Federn ausgestattetem Redaktionsbüreau gar nie etwas anderes geschrieben und getrieben wird als Reklame, ja wo die Raffiniertheit so weit gegangen ist, daß man für die einlaufenden bezahlten Manuskripte ein Reklamen-Fachwerk mit Aufschriften errichtet, deren chromatische Stufenfolge die lieben Mitarbeiter belehrt, inwiefern Herr X., der 1000 Fr. bezahlt, zu loben, inwiefern Herr Y., der nur 100 Fr. bezahlt, zu tadeln, und in welchem Grade Herr Z., der noch weniger oder gar nicht generös gewesen, mit Geißelhieben zu bedenken ist. —

Haben wir so die Mittel der Reklame im Allgemeinen dargestellt, so wollen wir nun in den weiteren Abteilungen unseres Werkes dazu übergehen, das spezielle Reklameverfahren der einzelnen Stände und Klassen zu charakterisieren.

Zur gefälligen Kenntnisnahme.

In den, die **„Inserate" behandelnden Teil** der vorliegenden ersten Abteilung des „Buch der Reklame" werden bei künftigem Neudrucke desselben **originell ausgestattete Anzeigenklischees** zu gewissen von der Verlagshandlung zu erfahrenden Bedingungen aufgenommen. Die Entscheidung über die Aufnahme steht jedoch in allen Fällen dem Verfasser zu.

Digitized by Google

Von demselben Verfasser erschien im Verlage von **T. O. Weigel** in **Leipzig:**

Von Wunderland zu Wunderland.

Landschafts- und Lebensbilder

aus den

Staaten und Territorien der Union.

Fünfzig Bilder

nach Originalen von **Rudolf Cronau.**

In Lichtdruck ausgeführt von Römmler und Jonas.

Mit Erläuterungen in Poesie und Prosa

von

Friedr. v. Bodenstedt, H. W. Longfellow, Bret Harte u. A.

1886. 1887. **Zwei Bände,** jeder einzeln gebunden in Prachtband, je 30 Mark.
Zusammen in einem Prachtbande 54 Mark.

☞ Man wolle umwenden!

Digitized by Google

Von umseitig erwähntem Werke erscheint

eine neue Lieferungs-Ausgabe

unter nachfolgendem verändertem Titel:

Unter dem Sternbanner.

Land und Volk

der

Vereinigten Staaten von Nordamerika

in

Bild und Wort

geschildert von

Rudolf Cronau

in Verbindung mit

Friedr. v. Bodenstedt, H. W. Longfellow, Bret Harte u. A.

Vollständig in 24 Lieferungen

mit je 2—3 Bildern nebst Text.

Preis der Lieferung à 2 Tafeln 1 M. 80 Pf.,

der Lieferungen XII und XXIV je 2 M. 40 Pf.

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt darauf Bestellungen entgegen.

„Unstreitig eins der originellsten und schönsten Prachtwerke der letzten Jahre" nennt die „Vossische Zeitung" wiederholt dies Werk, das **überhaupt zum ersten Male** die über alle Begriffe wunderbare Eigenart des gewaltigen transozeanischen Reiches in vorzüglichen künstlerischen und schriftstellerischen Charakterskizzen schildert.

☞ Allen Angehörigen und allen Freunden des amerikanischen Staates, sowie allen denen, welche zu demselben in Beziehung stehen, also namentlich den Vertretern der Handelswelt, sei das ebenso schöne wie preiswürdige und nunmehr Jedermann zugängliche Werk angelegentlich empfohlen.

Digitized by Google

RUDOLF CRONAU

II. ABTEILUNG.

PREIS: 1 MARK.

Inhaltsverzeichnis der einzelnen Hefte.

Jedes reich illustrierte Heft im durchschnittlichen Umfange von etwa 100 Seiten bildet ein Ganzes und kostet geschmackvoll geheftet 1 Mark.

Erstes Heft = I. Abteilung.

Bedeutung und Wert der Reklame.

Die Mittel der Reklame. 1. Der Herold, Ausrufer. 2. Die Aushängeschilde. 3. Das Album, die Plakattafeln und Anschlagsäulen. 4. Der Sandwichman, die Flugblätter, Handbills und Reklamelaternen. 5. Umzüge und Schaustellungen auf den Straßen. 6. Das Schaufenster. Industrielle Gewänder. 7. Die Inserate.

Zweites Heft = II. Abteilung.

Von Zauberern, Schamanen, Medizinmännern und Regenmachern.
Priester und Wunderthäter.
Heilige und Reliquien.
Himmel, Hölle und Teufel.
Sekten, Orden und Kanzelredner.

Drittes Heft = III. Abteilung.

Häuptlinge, Kaiser und Könige.
Krieger und Feldherren.
Titel, Triumphzeichen und Orden.
Nationen.
Die Wahl- und politischen Agitationen.
Schriftsteller und Buchhändler.
Zeitungen.
Studenten und Gelehrte.

Viertes Heft = IV. Abteilung.

Flachköpfe, Perrückenhelden, Kleider- und Dienernarren, Bildungsschwindler, Hochzeits- und Leichenfeierlichkeiten.
Geldprotzen und Parvenüs.
Sensationswüteriche, Sportshelden, Wettläufer, Bergfexe, Passionsschwimmer, Vielfraße, Hungerleider, Scheintote und Selbstmörder.
Handwerker, Kaufleute und Fabrikanten.
Gastwirte, Restaurateure und Hoteliers.
Die Wunderdoktoren und Marktschreier des Altertums und des Mittelalters.
Die Quacksalber und Geheimmittelfabrikanten der Neuzeit.

Fünftes Heft = V. Abteilung.

Fahrende Künstler.
Schauspieler und Sängerinnen.
Maler und Komponisten.
Börsenspekulanten und Gründer.
Eisenbahnen- und Städtegründer.
Lotterieen.
Wohlthätigkeitsvereine.
Heiratsbüreaus und Verkuppelungs-Anstalten.
Hetären, Kurtisanen und Bettler.

Digitized by Google

Das

Buch der Reklame

Geschichte, Wesen und Praxis

der

Reklame

geschildert von

Rudolf Cronau.

Mit Abbildungen

von

deutschen, englischen, amerikanischen, französischen, russischen, japanischen und indianischen Künstlern.

Zweite Abteilung.

Kommissionsverlag

der

Wohler'schen Buchhandlung in Ulm.

1887.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung
in fremde Sprachen behält ſich der Verfaſſer vor.

Jede unbefugte Benutzung der Abbildungen des Buches iſt ſtrafbar.

Entered according to Act of Congress, in the year 1887 by
Dr. O. V. DEUSTER
in the office of the Librarian of Congress
at Washington D. C.

Digitized by Google

Von Zauberern, Schamanen, Medizinmännern und Regenmachern.

Die Angehörigen aller auf niedriger Stufe stehenden Naturvölker wissen die alltäglichsten Naturerscheinungen und ihre Wirkungen nicht zu deuten und zu erklären. Ebensowenig wie sie die Ursache des Windes, des Regens, des Blitzes und Donners kennen, ebensowenig kennen sie auch die Ursache der Krankheit und des Todes.

Sie sehen, hören und fühlen nur die Wirkung und schreiben diese Wirkung unsichtbaren Mächten, Geistern und Dämonen zu, die allerorten sie umschweben und Wasser, Wälder, Felsen, Luft und Gras erfüllen.*) Die Krankheiten gelten als angezaubert, der Naturmensch hält als ihre Urheber dieselben ihm feindlich gesinnten Kräfte, die den Regen und Hagel nach ihm schleudern, die seine Hütte umstürzen, die Bäume zerbrechen, das Meer aufwühlen, die Erde erzittern machen; dieselben unsichtbaren Kräfte, denen er nicht beikommen, gegen die er sich nicht verteidigen kann, die ihm daher Furcht und Grauen einflößen.**) Dieses Furchtgefühl, der Ursprung, die Wurzel aller Religion, treibt ihn, die unsichtbaren und daher unbesieglichen Mächte durch irgend welche Mittel

*) Vergl. Cronau, Fahrten im Lande der Sioux, S. 32.

**) Vergl. Yates, New Zealand, S. 141; Lubbock, Entstehung der Zivilisation, S. 184—189; Lichtenstein, Travels in South Africa II., S. 255. Daß Versuche, diese unsichtbaren Feinde und Geister zu bekämpfen, noch vor gar nicht langer Zeit vorkamen, ersehen wir aus dem Werke Woods, History of Man I., S. 307, woselbst berichtet wird, daß die Namaquas früher mit giftigen Pfeilen auf den Sturm schossen, um ihn zu vertreiben. — Ein gleiches berichtet Day von den Mincopis. Der weitverbreitete Gebrauch, daß die Verwandten eines Toten dessen Sterbestätte verlassen oder auch ihre Kleidung wechseln, bez. sie ganz ablegen u. s. w., beruht auf dem Wunsche, sich für den unheilbringenden Geist des Verstorbenen unkenntlich zu machen, um so von ihm verschont zu bleiben. Aus ähnlichem Grunde werden noch heutigen Tages, z. B. in Polen, schwererkrankten Juden von ihren Glaubensgenossen andere Rufnamen gegeben. Man glaubt, durch solche Namensveränderung den bösen Geist, der die Krankheit veranlaßt hat, täuschen und irreführen zu können. Die gleiche Vorstellung beherrscht die Kameruner, wenn sie bei Ausbruch der Blattern sich mit weißer Farbe bespritzen. Sie meinen, der Krankheitsgeist sehe die weißen Flecken für Blatternarben an und gehe an den so Gezeichneten vorüber.

Digitized by Google

durch demütiges Bitten und Flehen (Gebet) oder durch Darbringung von Geschenken (Opfer) günstig zu stimmen. —

Man sagt, unter Blinden sei ein Schielender König, und so ist von einer Anzahl von Unwissenden immer einer der Gescheiteste, der die Unwissenheit der übrigen zu seinen Gunsten auszubeuten weiß. So finden wir auch bei allen wilden Völkern gewisse Menschen, die sich persönliche Vorteile und ein Uebergewicht über ihre Stammesgenossen dadurch angeeignet haben, daß sie sich den Aberglauben und die Furcht derselben zunutze zu machen wissen.

Es pflegen dies in der Regel die verschlagensten und durchtriebensten Kerle des Stammes zu sein, die aus Herrschsucht und um ihres eigenen Vorteiles halber das Volk in seiner Gespensterfurcht noch bestärken und den Geist desselben mit Bewußtsein in den Staub beugen.

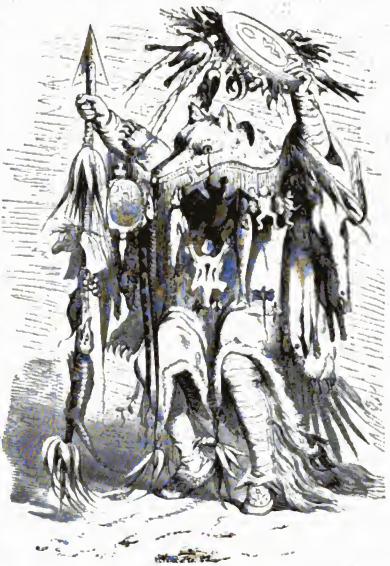
Diese, die Verbreitung des Wahnglaubens als einträgliches Geschäft betreibenden Menschen geben vor, im Besitze übernatürlicher Kräfte und Begabung zu sein, kraft welcher sie nicht allein die Götter und Geister versöhnlich stimmen, sondern auch Krankheiten an- und wegzaubern, ja Tote auferwecken könnten. Sie geben vor, von den Göttern inspiriert zu sein, sie treten öfters sogar als Repräsentanten derselben auf und nehmen für sie von den Opfernden die Opfergaben dar, die sie dann zumeist in eigenem Interesse verwenden.*)

Sie verstehen sich in der That auf allerlei Künste und Gaukeleien, mit deren Ausübung sie das Volk in Staunen versetzen und für ihr Ansehen Reklame machen. Nur wenige Aufgeklärte erkennen, daß diese „Zauberer", „Medizinmänner" und „Schamanen" bloße Schwindler, Betrüger und Charlatane sind, deren Triebfeder Spekulation und Gewinnsucht ist; die große Menge läßt sich eben, wie allerorten, durch die Taschenspielerkünste dieser Leute täuschen und glaubt um so blinder und fester an die Macht und an die übernatürliche Begabung dieser Personen, je überraschendere Gaukeleien sie vollführen und je extravaganter sie bei ihren Kuren singen, heulen und gestikulieren. Der Mittel, die Reklamen, die derartige Medizinmänner zur Erhaltung und Erweiterung ihres Ansehens aufwenden, sind unendlich viele; alle Einrichtungen dieses priesterlichen Instituts sind darauf berechnet, die Priester als über die übrige Menschheit gehobene, als der Gottheit vertrautere Wesen darzustellen. Eine eigene Tracht macht sie weithin kenntlich, allemal sind die Gewänder durch Zuthaten mystischen und frembartigen Aussehens charakterisiert, sie sind mit Glöckchen, Schellen, Schnäbeln, Klauen, Fellen und Skeletten seltsamer Säugetiere und Vögel, mit ausgestopften Schlangen behängt, mit allerlei rasselnden und klappernden Gegenständen, die der großen Masse eine gewaltige Scheu einjagen.

*) Auf's schlagendste bewies dies Daniel, der Prophet, welcher, als die Priester des Bal für ihren Götzen täglich 12 Malter Weizen, 40 Schafe und 3 Eimer Wein verlangten, Asche in den Tempel streuen ließ, so daß er aus den Fußspuren nachweisen konnte, daß nicht der göttliche Drache, sondern die Priester in der Nacht sich bei jenen Opfern wohl sein ließen.

Digitized by Google

In den Händen werden mit magischen Zeichen versehene Trommeln und phantastisch geschnitzte Zauberrasseln getragen, ferner suchen die Zauberer durch düstere, finstere Blicke, durch einsames, abgeschlossenes Leben und durch würdevolles Benehmen ihren heiligen Stand anzudeuten.*) Selbst der Gang hat etwas eigentümliches, etwas unnatürliches;**) im Verkehre unter einander bedienen sich die Zauberer einer dem gewöhnlichen Volke unverständlichen Sprache, wie dies z. B. von den Maori-Priestern auf Neuseeland, von den Medizinmännern der Indianer Nordamerikas, von den Schamanen der Hyperboreer, von den „Piaï" der Kariben, von den Zauberern der Fulup in Afrika berichtet wird.***) Sie gebrauchen auch gerne fromme Redensarten, führen stets den Namen der Götter im Munde, ähnlich dem „Baksa", den Radloff also schildert, daß er bei jeder Handlung, die er unternahm, wie Trinken, Niedersetzen ꝛc., stets ein lautes „Bismillah" (Im Namen Gottes!) geseufzt, jeder Rede, die er that, ein: „Wallahi, Billahi!" (Bei Gott!) hinzugefügt habe. —



Indianischer Medizinmann. Nach Catlin.
(Aus „Wunderglaube und Wirklichkeit". Verlag O. Spamer, Leipzig.)

Das hauptsächlichste und wirkungsvollste Mittel, durch welches die Zauberer Reklame machen und ihr Ansehen immer kräftig zu erhalten suchen, ist die Vollbringung von Wunderthaten. Beobachtungen solcher Wunderthaten finden sich in den Schilderungen fast aller Forscher und Reisenden, und müßte man, um dies Thema auch nur einigermaßen zu erschöpfen, ganze Bände mit derartigen Schilderungen anfüllen. Manche dieser Gaukeleien muten in der That selbst den unbefangenen

*) Vergl. Ratzel, Völkerkunde II., S. 701, 784; Lippert, Geschichte des Priestertums I., S. 268, 280; Hellwald, Naturgeschichte des Menschen I., S. 426; Otto, Wunderglaube und Wirklichkeit, S. 93.

**) Radloff berichtet dies von den Schamanen und Baksas in Sibirien.

***) Vergl. Ratzel, Völkerkunde II., S. 325, 701, 784; Hellwald, Naturgeschichte des Menschen I., S. 426.

Digitized by Google

Beobachter gar seltsam an, da in der Regel diese Magierkünste überaus geschickt in Szene gesetzt werden.

Ganz außer Zweifel steht, daß sehr viele der Medizinmänner und Schamanen in tierischem Magnetismus bewandert sind und sich auf Geisterklopferei, Tischrücken, Mesmerismus, Weissagekunst und sonstige angeblich „moderne" schwarzen Künste verstanden, längst bevor dieser Schwindel dem aufgeklärten und gebildeten Europa den Kopf verdrehte.*)

Schon im Anfange dieses Jahrhunderts beschrieb Carver von nordamerikanischen Medizinmännern vollkommen spiritistische Produktionen, und einige ihrer hervorragenden Männer besaßen mystische Gaben in bedeutendem Maße, besonders das sogenannte „zweite Gesicht". Unbefangene Beobachter, wie Schoolcraft, erzählen, daß Indianer von den Medizinmännern durch Streichen mit den Händen in bewußtlosen Zustand versetzt wurden, wie andere auf einen Schlag vor die Brust regungslos niederfielen. Sargent und Professor Party fanden indianische Medizinmänner im Wigwam an einem plumpen Tisch sitzen, der Antworten durch Klopfen gab; auch hatten dieselben sprechende und schreibende Medien.**)

Prinz Maximilian zu Wied erzählt von einem Beschwörer Mähsette-Kuiuab: „Oefters hat derselbe ein kleines Zelt von Stangen mit Fellen und wollenen Decken überhängen und fest verschließen lassen, nachdem man ihm darin die Arme und Hände festgebunden und ihn gänzlich eingewickelt an einem Pfahle befestigt hatte. Nach einer Weile hörte man in der Hütte die Trommel und die Zauberrassel erklingen, das ganze Zelt fing an zu zittern und zu wanken, man vernahm Stimmen von Bären, Bisonten und anderen Tieren, und die Indianer glaubten, der böse Geist sei herabgekommen. Oeffnete man nachher das Zelt, so fand man den Beschwörer gebunden und befestigt wie zuvor, und er sagte aus, was er von den befragten Geistern erfahren habe.

Nach der Versicherung der Kanadier und Indianer waren jene Prophezeiungen jedesmal richtig eingetroffen, und es würde ganz überflüssig gewesen sein, diese abergläubigen Menschen vom Gegenteile überzeugen zu wollen. Einst soll sich der Beschwörer zu Fort Clarke befunden haben, wo alle Anwesenden Zeugen seiner Kunststücke waren. Er sagte vorher, es werde ein Reiter auf einem Schimmel kommen und getötet werden, und nicht lange nachher erschienen Cheyenne-Indianer, von welchen man einen auf einem Schimmel fing und tötete. Dieses Ereignis wird noch jetzt als ein Beweis angesehen, daß der Beschwörer Umgang mit überirdischen Mächten habe."***)

---

*) Mit animalischem Magnetismus wirtschafteten egyptische Priester schon vor den Zeiten des Moses. Von ihnen kam die Kunst zu den Griechen, welche die professionellen Magnetiseurs Oneiropoletä nannten.

**) Henne am Rhyn, Das Jenseits, S. 236.

***) Prinz zu Wied, Reise in das innere Nordamerika II., S. 38.

Digitized by Google

Aehnliche Kunststücke vollführte ein Medizinmann der Naskapit in Labrador, auch er brachte, scheinbar regungslos sitzend, das ganze Zelt in eine rückende und drehende Bewegung und beantwortete dann, je nach dem Rücken und Springen der Medizinhütte, die Fragen, die an das Orakel gestellt wurden.*)

Genau derselben Szene wohnte im Herbste 1881 der Verfasser dieses unter den Minnicanwaju-Sioux in Dakota bei. Der Franzose Dr. Crevaux beobachtete bei den Apalai's in Guyana einen Zauberer, der in einem kleinen käfigartigen Verschlage gleiche Manöver vollführte und dabei die verschiedensten Tierstimmen des Waldes nachahmte; das Geheul des Tigers, das Zischen der Schlangen, das Pfeifen der Affen, das Schreien der Eulen und anderer Vögel erschallte gellend und unermüdlich aus dem Käfig.**)

Derartige Künste finden wir unter dem Priestertum aller Zeiten und Zonen verbreitet, sie sind jedenfalls weit älter, als die Sphinxe und Pyramiden des alten Egypten.

Nach Prinz Maximilian zu Wied***) besaßen auch die Arikkaras eine Menge abenteuerlicher Gaukelspiele. Sie veranstalteten Medizin-Feste, bei welchen ganze Komödien aufgeführt wurden. Einer machte z. B. den Bären, in eine Bärenhaut mit Kopf und Klauen eingehüllt, ahmte die Bewegungen und Stimmen des Tieres so genau nach, daß man glaubte, einen Bären vor sich zu sehen. Er wurde erschossen, man sah deutlich die Schußwunde, das Blut floß, er fiel nieder und starb, man zog ihm die Haut ab, und endlich — kam der Mann unverletzt hervor. Bei einer anderen Vorstellung schlug man einem Menschen mit einem Säbel den Kopf ab und trug diesen hinaus. Der Rumpf blieb blutend ohne Kopf liegen, und diese kopflose Gestalt tanzte nach einer Weile lustig umher. Dann setzte man den abgehauenen Kopf verkehrt an seine Stelle, der Mensch tanzte wieder, aber bald war der Kopf wieder an seiner richtigen Stelle und der Geköpfte tanzte nun völlig hergestellt herum. Ein Dritter ward mit einer Lanze durchstochen, die man nach dem Stich wieder zurückzog. Man rieb die heftig blutende Wunde mit der Hand, sie verschwand und alles war wieder in der alten Ordnung; man schoß Menschen nieder, das Blut floß in Strömen, man rieb die Wunden mit der Hand und die Menschen lebten wieder auf.

Alle diese Szenen führten die Arikkaras im höchsten Grade täuschend auf, so daß die meisten Zuschauer an all diese Wunder glaubten.

Derselbe Forscher berichtet von einem Mandanen, dessen Medizin darin bestand, daß er einen Schneeball machte und diesen lange in den Händen umherrollte, wodurch derselbe in seiner Hand endlich verhärtet und zu einem weißen

---

*) Henry Yule Hind, Explorations in the Interior of the Labrador Peninsula II., S. 102.

**) „Globus", Band 40, S. 274. Von den Schamanen Sibiriens wird Gleiches berichtet. Vgl. Henne am Rhyn, Das Jenseits, S. 235.

***) Prinz zu Wied, Reise in das Innere Nordamerikas II., S. 233, 246, 270.

Digitized by Google

Steine wurde, woran man Feuer schlagen konnte. Einen anderen Medizinmann konnte man nicht im Gesichte berühren, ohne daß demselben sogleich Nase und Mund bluteten. Reichte man ihm eine Pfeife aus Höflichkeit dar, so hatte er sogleich den ganzen Mund mit Würmern angefüllt und er warf Hände voll von diesen ins Feuer.

Den Medizinmännern der nordamerikanischen Indianer stehen die „Baksa" der Kirgisen, die „Schamanen" der sibirischen Völker in der Kunst, Reklame zu machen, nicht nach, und pflegen sie vor jedem öffentlichen Auftreten, vor jeder Heilung eines Kranken ihr Publikum durch allerhand Kunststücke in Erstaunen zu setzen. Sie geben vor, gegen körperliche Schmerzen unempfindlich zu sein, sie suchen glauben zu machen, daß das Feuer keine Macht über sie habe. Während seiner Beschwörung gerät der Schamane in Verzückung, seiner Brust entringen sich unartikulierte Laute, er macht die gräßlichsten Sprünge, rollt schrecklich mit den blutunterlaufenen Augen, verzerrt das Gesicht, fletscht die Zähne, zuckt und schlägt um sich wie ein Wahnsinniger. In Extase vollbringt er dann schauerliche Kunststücke, stößt sich große Nadeln tief in's Fleisch, leckt an glühendem Eisen und tritt mit den bloßen Füßen auf glühende Platten, so daß es zischt, wie wenn man Wasser auf glühendes Eisen gießt. Je öfter der Baksa oder Schamane derartige grausigen Reklame-Kunststücke vormacht, desto mehr wird er geachtet und desto reicher belohnt.*)

Auch die Zauberer der Küsten- und Inselbewohner Nordwestamerikas geben vor Ausführung ihrer Kuren den Zuschauern einen Beweis ihrer Macht und ihres Einflusses über die belebte und unbelebte Natur, indem sie Taschenspieler-Kunststücke ausführen. Auch sie suchen dadurch zu imponieren, daß sie zeigen, wie die Hitze des Feuers ihnen keine Beschädigungen zufügen könne. Vornehmlich durch folgende Bravourstücke suchen diese Zauberer Reklame für ihr Ansehen zu machen.

Zwei Männer stellen sich je auf einer Seite des Feuers auf und halten ein Tau aus Bast oder Leder unmittelbar über dem Feuer, auf dieses Tau legt sich der Medizinmann und wird von den Trägern hin und her geschwungen, so daß die Glut stets unter ihm bleibt. Erst wenn das Tau Feuer fängt, wird es mit dem Manne hinweggenommen. Auch wohl nimmt der Schamane wiederholt glühende Kohlen in die Hand und zeigt sie rings umher, oder er wirft sie gegen die obere Dachöffnung, ohne daß er seine Finger hierbei verbrennt.**)

---

*) Radloff, Das Schamanentum und sein Kultus. Vergl. ferner: Graah, Voyage to Greenland, S. 123; Egede, Greenland, S. 183; „Lyon's Journal", S. 359 Williams, Fiji and the Fijians I., S. 224; Dobritzhofer, History of the Abipones II., S. 73; Lippert, Gesch. d. Priestertums I., S. 268, 272; Tylor, Primitive Culture II., S. 120.

**) Capit. Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas.

Digitized by Google

Aehnliche Taschenspielereien wurden von der durch Capitän Jacobsen in den Jahren 1885 und 1886 in Europa gezeigten Bande von Bella-Coola-Indianern ausgeführt und namentlich wußte die mit aller Glorie in Szene gesetzte Selbstverbrennung eines Schamanen immer wieder ein großes Publikum anzulocken, zumal dieses Gaukelspiel in äußerst geschickter Weise ausgeführt wurde. Die Zermonie vollzog sich in der Regel beim Einbruch der Dunkelheit, wenn das inmitten des Schauplatzes aufgeschichtete mächtige Holzfeuer Glanz entwickelte und den Eindruck der ganzen Szene noch schauerlicher und abenteuerlicher gestaltete.

In phantastischem Aufputz, das Gesicht schwarz bemalt, so umschritt der Schamane, unaufhörlich Beschwörungsformeln ausstoßend, den mächtigen, in der Mitte des Platzes aufgetürmten Feuerbrand, bald über denselben hinwegspringend, bald langsam hindurchschreitend. Immer heftiger wurden seine Beschwörungen, immer verzerrter das Gesicht, immer unheimlicher die Geberden und der schauerliche Gesang, und endlich gab er mit lauter Stimme davon Kunde, daß er sich selbst verbrennen werde. Nachdem er sich seines Mantels und seiner Schamanenutensilien entledigt, stieg der Schamane vor den Augen des ganzen Publikums in einen herbeigeholten Kasten, an dem nur der Deckel fehlte, welcher aber durch ein darüber genageltes Stück Zeug ersetzt wurde. Mehrmals noch lüftete sich dieser Vorhang, und halben Leibes tauchte der Schamane hervor, immer auf's neue seine Beschwörungsformeln hervorstoßend. Aber schon hatten die anderen Indianer die Kiste erfaßt und trugen dieselbe nun mit ihrem lebendigen Inhalte dem furchtbaren Feuerbrande näher und plazierten sie inmitten desselben. Von allen Seiten wurden nun Holzstöße rings umher aufgetürmt, gewaltiger noch schlug die feurige Lohe um den unheimlich schwarzen Kasten empor, der in allen seinen Fugen zu knistern und zu krachen begann. Wie eine feurige Wolke wallte und wehte der brennende Vorhang hinweg, und eine nach kurzer Zeit aus dem Innern des Behälters hervorschlagende Feuergarbe verkündete alsbald, daß der Boden desselben bereits hinweggebrannt sei. Aus allen Ritzen leuchtete nun weißer Feuerschein und nach einer weiteren Viertelstunde war von dem Behältnis nichts weiter übrig, als einige Trümmer, die sich wie ein Sarg rotglühend über die deutlich erkennbaren Ueberreste des Schamanen legten.

Mit atemloser Spannung hatte das sehr zahlreiche Publikum den ganzen Vorgang verfolgt, mit stillem Grausen weilte mancher Blick auf dem schwarz verbrannten Schädel und anderen Ueberbleibseln des Zauberers; wer aber beschreibt das maßlose Erstaunen, als die eigentümlichen Grabestaute desselben plötzlich weit im Rücken der erstarrten Menge ertönten und der Schamane leibhaftig, seine Beschwörungsformeln ausstoßend, den Menschenwall durchschritt und alsbald in seinem Zelte verschwand. — Gar mancher der Zuschauer ist sicherlich kopfschüttelnd heimwärtsgekehrt, ohne die Lösung dieses Schamanenspukes gefunden zu haben.

Digitized by Google

Wie außerordentlich raffiniert derselbe in Szene gesetzt wurde, ward dem Verfasser dieses erst klar, nachdem er genau in das ganze Mysterium eingeweiht worden und alsdann der Ausführung aus allernächster Nähe zusehen durfte. Der Schamane verschwand durch eine an der Seite des Kastens angebrachte Fallthüre, die mit der Mündung eines sehr sinnreich verdeckten 100 Schritte langen unterirdischen Ganges korrespondierte. Alles wurde in so äußerst geschickter Weise ausgeführt, daß ich nicht im Stande war, das Verschwinden des Schamanen zu bemerken, obwohl ich keine zwei Schritte von der Kiste entfernt stand. Der Gang führte innerhalb eines dicken, weit außerhalb des Zuschauerraumes gelegenen Gestrüppes wieder ans Freie, und konnte so der Schamane sein doppelt überraschendes Wiedererscheinen leicht in Ausführung bringen. Die im Feuer deutlich erkennbaren Ueberreste gehörten einer lebensgroßen, aus Knochen und Kürbissen geschickt zusammengestellten Puppe an, die in demselben Momente und in derselben unauffälligen Weise von unten her in den Kasten hineinpraktiziert wurde, als der Schamane aus derselben verschwand. Dieses Schaustückes sollen sich die Schamanen in ihrem Heimatlande stets mit bestem Erfolge bedienen.

Gar viele dieser Schamanen und Medizinmänner pflegen während der Ausführung ihrer Gaukeleien mit großer Virtuosität der Kunst des Bauchredens sich zu bedienen, um die Täuschung der Zuschauer größer zu machen und den Effekt zu verstärken. Bei solchen Gelegenheiten wird während der Prozedur plötzlich eine Pause gemacht, und der Beschwörer beugt sich zur Erde nieder, worauf ihm der Dämon, der tief unter dem Boden zu sein scheint, antwortet.*)

Der Schamane fragt, droht, bittet, verspricht und erteilt seine Aufträge an den Geist. Er steckt den Kopf horchend in die Trommel, legt das Ohr auf den Boden, um die angeblichen Antworten zu vernehmen, wobei er zittert, schaudert und schwitzt. Bei jedem Zauberwerke sind gewöhnlich mehrere Schamanen zugleich thätig. Das Werk der Beschwörung geschieht im Dunkel der Nacht. Es wird ein Feuer angemacht, das durch die Finsternis leuchtet, und bei dessen schwachem Schein die Betrügereien ungesehen ausgeführt werden. Um das Feuer sitzend, werden die Schamanen bald von starkem Schauder ergriffen, sie springen auf, machen die seltsamsten Sprünge um und über das Feuer, verzerren die Gesichter, fahren mit den Händen umher und brüllen unverständiges Zeug. Alles dies macht im Dunkel der Nacht, unter dem dumpfen Trommelgetön und dem Geklirr und Gerassel des aus ehernen Ringen und Totengebeinen bestehenden Behanges der Schamanenkleider einen grauenvollen Eindruck.**)

---

*) Erwiesen ist, daß sich die Kenntnis der Bauchrednerkunst und ihr Gebrauch behufs Täuschung des Volkes bei den Zauberern der Eskimos, der Indianer, einiger australischen Stämme sowie einiger afrikanischen Völker findet. Vergl. Ratzel, Völkerkunde; Hellwald, Naturgeschichte des Menschen; Radloff, Das Schamanentum.

**) Stuhr, Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients, S. 247.

Digitized by Google

Auch der Islam hat seine Schamanen, seine Zauberpriester, und wollen wir von den verschiedenen Brüderschaften derselben nur eine vorführen, die Aïssaua, die Brüder vom Orden des Sidi Aïssa. Dieselben behaupten, von ihrem Ordensstifter die wunderbare Fähigkeit erhalten zu haben, jede Art von Gift und schädlicher Substanz ungestraft genießen zu können. Als nämlich auf einer Wanderung des Heiligen seine Jünger über Hunger klagten und Brot verlangten, sprach dieser zu den Ungeduldigen die Wunder wirkenden Worte: „Esset Gift!" Die Jünger warfen sich sogleich über Schlangen, Skorpione und alles Giftige, Schädliche und Ekelhafte her, was sie finden konnten, und verschlangen es ohne Schaden. Seitdem gelten die Aïssaua für die unfehlbaren Heilkünstler aller Schlangen- und Skorpionenbisse und bei allen ihren festlichen Zusammenkünften setzen sie das Publikum durch ihre seltsamen Gaukeleien in Erstaunen. Daß dabei Taschenspielerkünste mit unterlaufen, steht außer Zweifel, aber alle Europäer, die in Algier oder Marokko derartige Vorstellungen gesehen haben, sind voller Bewunderung und wissen sich manches nicht zu erklären. Im Jahre 1867, während der Weltausstellung, war eine Truppe Aïssaua in Paris und produzierte sich dort. Einige Stückchen, wie das Laufen über eine glühende Eisenplatte oder das Stehen mit bloßen Füßen auf der haarscharf geschliffenen Schneide eines Säbels, erregten stets allgemeine Bewunderung.

Die Art und Weise, wie die Aïssaua sich produzieren, ist nach Berichten des Engländers Bessi R. Parkes, sowie des deutschen Reisenden H. v. Maltzan folgendermaßen:

„Die religiöse Zeremonie begann mit dem näselnden Absingen einiger, sich stets wiederholenden Formeln, den einfachsten Elementen des muselmännischen Glaubensbekenntnisses. Namentlich wurde das „La illaha il allah" („Es gibt keinen Gott, als Gott") in allen Tonarten bis zum Ueberdruß abgeleiert. Das Singen und Schreien, wozu die Tamtams oder flachen, nach unten offenen Trommeln geschlagen wurden, bildete eine der Hölle eigene National-Melodie. Es war ein Donnern und Krachen, wie wenn ein schwerer Eisenbahnzug in voller Hast fortwährend durch einen Tunnel rast. Aber das Finale jeder Leistung übertraf noch den gräßlichsten Lärm, den ein durch Tunnel rasender Eisenbahnzug machen kann. Die trommelnden Hände waren gar nicht mehr zu sehen, so schnell fibrierten sie auf den Instrumenten. Nachdem sie gewiß zwanzig Minuten auf diese entsetzliche Weise musiziert hatten, so daß wir ganz verwirrt und abgestumpft waren, ertönte plötzlich ein schrillender, Mark und Bein durchdringender Schrei und hervor stürzte ein Anhänger des Ordens mit allen Zeichen wütender, dämonischer Besessenheit. Er sprang hervor in Front des nun mit doppelter Leidenschaft arbeitenden Orchesters, drehte und schwang den Kopf, wie

*) „Daheim" 1882, 1. Beilage; Marcotte de Luiviers, Deux ans en Afrique, S. 43; „Gartenlaube" 1857, S. 142: Die Feuerfresser in Algier.

Digitized by Google

eine Kugel an einem Stricke, als ob er gar keine Knochen im Halse, gar keine Rückenwirbel haben könnte, so heftig, so schnell, daß man einige Minuten lang schlechterdings nichts von seinem Gesichte sehen konnte. Solch eine lose und rasche Bewegung, solch ein Schwingen und Rollen, solch eine Musik in vierundsechzigstel und hundertundachtundzwanzigstel Takten ist wirklich zum Wahnsinnigwerden, zum Verlieren alles Bewußtseins von Zeit und Raum und physikalischen Gesetzen. Es ward uns in der That ganz schwindlig und übel, als wir sahen, wie sich diese Bewegungen des Kopfes, wie eines Balles an einem Stricke, über den ganzen Körper ausdehnten. Der ganze Körper ward ein wirres Gewebe von Zuckungen und Schwingungen, die Glieder flogen umher und durcheinander, wie ein verwickeltes Gewebe von Stricken, die man umherpeitscht, als ob jedes Glied nur mit dünnen Bändern an den Rumpf gebunden wäre. Manchmal sah man weder den Kopf, noch Arme und Beine, so schnell zuckten und flogen sie umher und durcheinander. Diese gymnastische Uebung steigerte sich mit der immer wahnsinniger werdenden Geschwindigkeit des Trommeltempos eine volle Viertelstunde, bis man, wie an einem in vollem Karriere dahinrollenden Wagen die Räderspeichen, ebensowenig von den Gliedern des Tanzenden sah. Der Schaum trat auf die Lippen des Rasenden, die Augen rollten wie wahnsinnig umher, und endlich, im Gipfelpunkte der Extase, stürzte der fanatisierte Tänzer strauchelnd zu Boden. In diesem, eines tollen Hundes würdigen Zustande kommt, so lautet das Glaubensbekenntnis des Ordens, der Geist des Stifters über seinen im heiligen Wahnsinn begriffenen Jünger und macht ihn tüchtig, das schädlichste Gift und alles was verwundet und verletzt, ungestraft zu verzehren. Die fanatisierten Kerle wälzten sich in wilder Unordnung auf dem Boden und stießen unmenschliche, schreckenerregende Töne aus, bald dem Grunzen eines Ebers, bald dem Gebrüll eines Löwen vergleichbar. Einige fletschten ihre scharfen Zähne, zwischen denen weißer Schaum hervortrat. Sie schnappten mit wahnsinniger Geberde nach den ihnen zunächst Sitzenden und es schien wirklich, als wollten sie aus deren Körpern Stücke herausbeißen".

„Nachdem alle Teilnehmer," so fährt Maltzan fort, „sich in diesen Zustand des wahnsinnigsten Paroxismus gearbeitet hatten, wurde eine große verdeckte Schüssel hergetragen und der Deckel abgehoben. Diese Schüssel enthielt ein wahres Nest von lebenden Skorpionen, Kröten, Eidechsen, über welche die Aissaua mit viehischer Gier herfielen, um alles sofort zu verschlingen." Hier war von Taschenspielerkünsten keine Rede, denn Maltzan sah sie deutlich die Schlangen und Skorpione kauen und die Brühe davon an ihren Mundwinkeln herabfließen. Ob aber die Schlangen und Skorpione noch im Besitze ihres ursprünglichen Giftes waren — ist eine andere Frage.

Dieser ekelhaften Zeremonie folgte eine gefährliche. Man brachte nämlich eine Schüssel voll zerbrochenen Glases und voll scharfdorniger Kaktusblätter herein, welche ebenfalls schnell ihres unverdaulichen Inhalts entleert wurde.

Digitized by Google

„Ich sah sie Nägel verschlingen, hörte sie deutlich das Glas kauen und sah den Saft der stachligen Kaktusblätter über ihre Wangen herabrinnen. Auch konnte ich hier und da Blutstropfen gewahren, mit der Brühe des Kaktus vermischt. Zum Schlusse wurde ein glühendes Eisen hereingebracht und ein Neger, der besonders fanatisch schien, nahm es in den Mund und beleckte es von allen Seiten. Diesen schwarzen Ordensbruder hatte ich übrigens im Verdachte, ein Taschenspieler zu sein. Dieser Verdacht wurde zur Gewißheit, als ich ihn sich ein

Ein Skorpionen fressender Derwisch.
(Aus Ebers: Egypten. Verlag der Deutschen Verlagsanstalt.)

Schwert in den Bauch stoßen, ein Messer sich ins Auge stecken und eine Partie brennender Kohlen verschlingen sah. Die Aïssaua verstehen es, Gaukelstücke mit höchst schädlichen Handlungen des selbstquälerischen Fanatismus zu vereinigen.“

Zu den Schamanen und Medizinmännern können auch die Schlangenbeschwörer gerechnet werden, die im Orient, vornehmlich in Indien, allerorten das Land durchstreichen und vorgeben, durch gewisse Künste alle Schlangen fangen und unschädlich machen zu können. Sie verlangen und erhalten für eine Reinigung der Dörfer und ihrer Umgebung eine gewisse Bezahlung, ob sie jedoch zu dem Namen Schlangenbeschwörer berechtigt sind, ob sie mit anderen Worten

Digitized by Google

imstande sind, die wilden Schlangen der Dschungeln aus ihren Verstecken herauszulocken, um sie zu fangen, ist etwas ganz anderes. Die Eingeborenen, die im allgemeinen ein außerordentlich abergläubisches Volk sind, schreiben diesen Leuten allerdings eine geheimnisvolle und übernatürliche Macht über die Schlangen zu, doch dem ist nicht so, denn oftmals hat man die sog. Schlangenbeschwörer bei ihren Vorstellungen dabei ertappt, daß sie die Zuschauer täuschen, indem sie vorgeben, daß sie wirklich wilde Schlangen herbeizauberten, während die auf den Laut der Pfeife erscheinenden tanzenden Cobras gezähmte, vorher an geeigneten Plätzen versteckte waren.

Die meisten Schlangenfänger von Profession sind neben ihrem Berufe sehr geübte Gaukler und im Hokuspokus erstaunlich gewandt. Ihr Handwerkspfiff besteht darin, in einer Gartenhecke oder sonst in der Nachbarschaft des Hauses das sie heimsuchen wollen, etliche zahme Schlangen niederzulegen, dann stellen sie sich dem Sahib, dem Hausherrn, vor, und bitten vertrauensvoll um gütige Erlaubnis, die Umgegend von den giftigen Schlangen säubern zu dürfen, nachdem sie vorher die Belohnung vereinbart haben, vielleicht eine Rupie (gegen 2 Mark) pro Mann für jede Schlange, die ihnen zu haschen gelingt. Ist der Sahib ein Neuling im Lande, so wird er meistens mit diesem Vorschlage einverstanden sein. Zu seinem Erstaunen und starren Entsetzen sieht er nun entsetzliche Ungeheuer verschiedenster Größe hervorkriechen, eines aus dem Stroh des Stalles, ein anderes aus seiner Lieblingslaube, bis die Schlangenbeschwörer die Sache vielleicht übertreiben und ihr Betrug entdeckt wird. Gewöhnlich aber überlisten sie den arglosen Sahib und streichen reichlichen Lohn dafür ein, daß sie durch Locktöne ihre zahmen Schlangen zum Hervorkommen bewegen und wieder einfangen.

Es muß erwähnt werden, daß gewisse Schlangenarten, besonders von Genus Naja, von musikalischen Lauten wie bezaubert werden. Im Besitze von Schlangenfängern befindliche zahme Schlangen richten sich beim Tone des Instrumentes stets in die Höhe, wiegen den Kopf von Seite zu Seite und äußern unzweifelhaft Vergnügen an der Melodie. Aber wohl nie hat man eine wilde Schlange dies thun sehen, so daß sich annehmen läßt, diese Leute führen in den Körben nur zahme Schlangen mit sich, die für die Schaustellung dressiert sind. Eine in unbekanntem Schlupfwinkel hausende wilde Schlange hervorzulocken, gelang den Beschwörern niemals. Eines der bevorzugten Stückchen dieser Landstreicher, namentlich wenn Aussicht auf ein Extratrinkgeld vorhanden ist, besteht darin, daß einer von ihnen eine Cobra (die natürlich keine Giftzähne mehr besitzt) durch Püffe so zu reizen sucht, daß sie ihn endlich in die Hand beißt. Sobald er das Blut fließen sieht, heuchelt er zuerst jähes Entsetzen, dann holt er eine „Schlangenstein" genannte, eigentümliche graue Substanz hervor, die jedoch nichts anderes ist, als ein durch Brennen porös gemachtes Stückchen Knochen. Er haucht auf die von den Schlangenzähnen bewirkte Wundstelle, legt den Stein

Digitized by Google

darauf und belehrt die Zuschauer, daß dadurch das Gift schnell ausgezogen und alle Gefahr beseitigt wird. Viele glauben wirklich an diese Fabel, und die Schlangengaukler haben alle Hände voll zu thun, um die gläubigen Käufer zu befriedigen. Daß das Mittel nichts hilft, beweist aber schon der Umstand, daß manche Schlangenbeschwörer trotz ihres Steines den Bissen wirklich giftiger, wilder Schlangen erlegen sind. Haben sie daher wirklich einmal mit einer wilden Schlange in voller Lebenskraft zu thun, so verfahren sie mit größter Vorsicht und passen genau den rechten Augenblick zum Ergreifen des Tieres ab. Ihr ganzes Verhalten ist dann weit verschieden von der Nonchalance, mit welcher sie ihre gezähmten Schlangen handhaben, und es ist eine sichere Thatsache, daß diese Leute den zufälligen Biß einer wilden Cobra ganz ebenso scheuen, wie auch andere Sterbliche, und sehr gut wissen, daß nichts das tödliche Gift aus der Wunde ausziehen oder das Leben retten kann, wenn sich jenes einmal mit dem Blute vermischt hat.

Vielfach sehen wir die Zauberer und Medizinmänner auch als „Regenmacher"*) fungieren. Dieselben kommen vorzugsweise bei den Völkerschaften vor, die Länderstriche bewohnen, wo zeitweise längere Dürre und Trockenheit eintritt. Einen solchen „Regenmacher", der sein Erscheinen mit allem Pomp der Reklame in Szene setzte, sah der Reisende Moffat bei den Betschuanen von Kurumann. Durch mehrjährige Trockenheit geängstigt, ließen dieselben einen berühmten Regenmacher kommen, der wohl 200 englische Meilen entfernt bei den Bahurutse wohnte.

Durch große Versprechungen gelang es ihrem Boten, denselben zum Kommen zu bewegen. Ehe der Zauberer das Dorf betrat, sandte er dessen Einwohnern den strengen Befehl, ihre Füße zu waschen, und kaum war derselbe verkündet, als jedermann zum Flusse eilte, um das Gebot des übermächtigen Mannes zu erfüllen. Inmitten der lautlos horchenden Menge verkündete er dann, daß in diesem Jahre die Weiber nicht in den Thälern, sondern auf den Bergen säen und pflanzen müßten, da jene überschwemmt werden würden. Dann erzählte er ihnen prahlerische Geschichten, wie er in seinem Zorne die Städte der Feinde seines Volkes verwüstet habe, indem er die Hand ausstreckte und den Wolken gebot, sich über ihnen zu entleeren, oder wie er den Marsch einer mächtigen Armee gehemmt habe, indem er Regengüsse fallen ließ, welche zu mächtigem Strome sich stauten, den jene nicht zu überschreiten vermochte. Alles ward als reinste Wahrheit hingenommen. Der Ruhm seiner Kraft verbreitete sich wie Feuer über das ganze Land, und die Häuptlinge der Nachbarstämme kamen, um ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Trotzdem die Versprechungen dieses Reklamemachers sich in keiner Weise erfüllten, wußte er doch den Betrug mit großer Fertigkeit weiterzuspielen. Wenn Wolken

*) „Regenmacher" und „Medizinmann" mahnen an die ärztliche Thätigkeit des Priesters, der selbst im christlichen, gesitteten Europa noch in vielen Fällen auch ein leiblicher Helfer des Kranken zu sein hat.

Digitized by Google

aufsteigen wollten, befahl er den Weibern, weder zu säen noch zu pflanzen, damit ihre Arbeit nicht fortgewaschen werde. Dann wieder verlangte er, daß man ihm gewisse Kräuter sammle, und die Dorfbewohner gingen mit bestem Willen hinaus und kehrten beladen unter frohen Gesängen zurück. Mit diesen Kräutern machte er dann auf den Gipfeln von Hügeln Feuer an, deren Rauch sich weithin verbreitete. Er that das mit Vorliebe um die Zeit des Neu- und Vollmondes, wo Witterungsänderungen ohnehin nicht selten eintreten. Trotzdem dies alles ohne Erfolg blieb, wankte der Glaube nicht. Endlich fiel eines Tages ein Schauer, worauf einer der Ersten des Dorfes in sein Haus lief, um ihm seine Freude auszudrücken. Aber wie groß war sein Erstaunen, als der Zauberer, den er in voller Arbeit glaubte, so fest schlief, daß er gar nichts von dem Regen hörte! Zum Glück für den schlauen Regenmacher war eben sein Weib am Boden damit beschäftigt, einen Milchsack auszuschütteln. „Siehst du nicht, wie mein Weib Regen ausschüttelt, so rasch sie kann?" Diese Antwort genügte zur vollen Befriedigung, und sogleich ging die frohe Neuigkeit durch das Dorf, daß der mächtige Mann den Regen habe aus dem Milchsacke ausschütteln lassen. Als nun nach diesem Schauer neuerdings sogleich Trockenheit eintrat, klagte er, daß es in der Gemeinde einige Schlechte geben müsse, welche sich seinen Geboten entzögen. Und als man ihn inständig bat, einige neue Versuche anzustellen, rief er aus: „Ihr gebt mir nur Ziegen und Schafe zu schlachten, daher kann ich nur Ziegenregen machen; gebt mir aber fette Schlachtochsen, und ich will euch Ochsenregen sehen lassen." Doch auch dieses, wie auch einige andere in Anwendung gebrachten Mittel wollten keinen Regen herbeizaubern, und nun stieg die Wut des Volkes ebenso hoch, wie vorher die Verehrung, und der Gaukler würde seine Laufbahn sicherlich mit gewaltsamem Tode geendigt haben, wenn Moffat ihn nicht aus den Händen der Wütenden befreit hätte.*)

Eine höchst ergötzliche Schilderung eines ebenso fruchtlosen Wettstreites zwischen einer ganzen Anzahl indianischer Regenmacher gibt Catlin in seinem 19. Briefe über die Sitten und Gebräuche der nordamerikanischen Indianer.**)

Die Berichte fast aller Forscher stimmen darin überein, daß die von den Zauberern, Schamanen und Medizinmännern ausgeführten Gaukeleien fast ausschließlich zur Befriedigung egoistischer Zwecke vollzogen werden.

Zunächst suchen die Gaukler materiellen Vorteil, indem sie für ihre Bemühungen Bezahlung und Geschenke verlangen und erhalten. Fast stets sind sie die reichsten Leute des Stammes, ihnen werden die besten Stücke beim Mahle und die Felle der Opfertiere zugeteilt, außerdem bringt ihnen das Volk als mächtigen, Heil oder Unheil in ihren Händen haltenden Wesen vielfach von seinem Viehstand, der Ernte und der Kriegsbeute Abgaben, den Zehnten.

*) Ratzel, Völkerkunde I., S. 300—303.

**) Catlin, Illustrations of the Manners, Customs and Condition of the North-american Indians. Letter No. 19.

Digitized by Google

Damit aber sind manche dieser Betrüger noch nicht zufrieden, sie mißbrauchen ihr Ansehen, legen dem Volke, angeblich im Namen der Götter, allerlei Strafen auf und erpressen Gaben und Opfer.

Ein Regenmacher und Zauberer der Basuto.
(Aus Ratzel's Völkerkunde. Verlag des Bibliogr. Institut zu Leipzig.)

Wie sehr derartige Gauner ihr Volk mitunter ausbeuten, geht aus der vor einigen Jahren erfolgten Verurteilung eines Dajakischen Priesters vor den niederländisch-indischen Gerichten wegen Erpressung hervor, wobei sich herausstellte, daß derselbe gegen eine zu fürchtende Pockenepidemie zuerst Salzwasser und geschriebene

Digitized by Google

Talismane gegen gute Bezahlung verordnete, dann die armen Dajaken mit wirklichem Pockengifte geimpft und endlich, nachdem die Krankheit natürlich in der heftigsten Form ausgebrochen war, sie aller ihrer Kostbarkeiten unter dem Vorgeben beraubt hatte, daß damit der böse Geist gesühnt werden solle. Er wurde erst entlarvt, als er nicht nur sich weigerte, seinen Raub herauszugeben, sondern die mißhandelte Bevölkerung zwangsweise zum Islam bekehren wollte.*)

Der Medizinmann der Tscheroki in Nordamerika mißbrauchte seine Stellung gleichfalls zu eigenem Vorteile so schamlos, daß er mitsamt seiner Familie ausgerottet ward. An seiner Stelle ernannte das Volk einen neuen Priester, in dessen Geschlecht dann die Würde verblieb.**)

Mit Erlangung materieller Vorteile geben sich aber nur die wenigsten Medizinmänner zufrieden; die Herrschsucht, die in der Natur jedes Menschen liegt, treibt sie, den erlangten Einfluß zu vermehren, sie erstreben eine Oberherrschaft über das Volk, sie greifen mit ihren Künsten und ihrer Schlauheit in die Rechtspflege, in die Politik, in alle Lebensverhältnisse der Völker ein, sie werfen sich durch ihre Reklamekünste als Wahrsager der Nation auf, drängen sich in die Ratsversammlungen und geben mit ihrer Stimme den Ausschlag, sie bringen einen jeden einzelnen Stammesgenossen dadurch in ihre Gewalt, daß sie sein ganzes Leben mit Zeremonien anfüllen, deren Beobachtung er unbedingt folgen muß, will er nicht den ewigen Zorn der Götter auf sich laden. Der Zauberer ist der aufdringliche Begleiter eines jeden Individuums durch's ganze Leben, er steht an seiner Geburtsstätte, er bringt ihm die Göttersagen, die Religion bei, er vollzieht bei seinem Austritt aus dem Knabenalter die erforderlichen Zeremonien, er gibt seiner Ehe erst das Gültigkeitssiegel, er steht an seinem Lager in Krankheitsfällen, er erteilt ihm Orakel und Rat vor dem Kriegszuge, er vermittelt den Eingang seiner Seele in das jenseitige bessere Land.

So kommt es, daß die Medizinmänner mitunter einen Einfluß ausüben, der den des Häuptlings bisweilen in den Schatten stellt. Sie begnügen sich vielfach nicht damit, als von den Göttern inspirierte Wesen zu gelten,***) nein, sie erklären sich selbst für heilig, ihren Stand als einen über die gewöhnliche Menschheit erhabenen. Stets lassen sie sich als Heilige, als Menschen von einer besonderen Seelen- und Geistesart verehren, verschieden von den übrigen und eben dadurch geeignet, von irgend einem Gotte zum Werkzeuge einer Offenbarung gebraucht zu werden.†)

Wie der Tempel heilig ist, so geht diese Heiligkeit auch auf den Priester und seine Wohnung über. Vielleicht der kostbarste Teil eines ganzen Volkes in

*) Ratzel, Völkerkunde II., S. 485.
**) Ratzel, Völkerkunde II., S. 700.
***) Ratzel, Völkerkunde II., S. 323, 321.
†) Ratzel, Völkerkunde II., S. 321.

Digitized by Google

Polynesien war das Haupt seines Priesters, dessen Haare mit einem Obsidianmesser auf einer Steinunterlage geschnitten wurden, da sie zu heilig waren, um sonst berührt werden zu dürfen. *)

Dieses Heiligkeitsgesetz hatte namentlich in Polynesien eine ganz außerordentliche Ausbildung gefunden, „tabu" d. h. „heilig" war vor allem der Tempel, der Priester, sein Haus und seine ganze Habe; wer das „tabu" verletzte, den Priester angriff, beschimpfte, sich an seiner Habe versündigte oder den Tempel betrat, war des Todes; war der Tabufrevler unbekannt, so glaubte man, daß die Götter ihn mit Krankheit und Tod heimsuchen würden.

Als die Mannschaften Cook's die Tabugesetze Hawaii's verletzten und einen heiligen Hain niederschlugen, um Holz zu holen, da kannte die Wut der Kanaken keine Grenzen mehr, sie griffen die Mannschaften an, jagten sie nach dem Strande und erschlugen auch Cook, den sie bisher als Gott verehrt hatten.**)

Als die Gefährten des Odysseus die Rinder Poseidons töteten, forderten sie gleichfalls das Verderben auf sich herab.

Da den polynesischen Priestern als heiligen Personen göttliche Kraft und die Macht des Tabuierens zuerkannt wird, so begreift sich, daß das Tabu, wie jede menschliche Einrichtung, in der Hand des höheren Standes zur Ausbeutung des Volkes mißbraucht werden kann. Alles, was der Priester als „tabu", als heilig erklärt, ist dem Priestertum verfallen und darf von gewöhnlichen Menschen nicht wieder benutzt werden, und so ist es erklärlich, daß es überall in Polynesien Priester gab, die wegen ihres „Tabuierens" förmlich gefürchtet waren.

Bei einigen Völkern sehen wir die Priester noch weiter gehen, sie repräsentieren bei festlichen Gelegenheiten die Gottheiten, ja lassen sich selber als solche verehren. So erschienen bei den alten Pheanaten in Arkadien die Priester der Demeter an ihrem Jahrestage mit der Maske der Göttin***); dasselbe wird von den Priestern der Eleusinier berichtet †), von den Tuitongas, den geistlichen Oberhäuptern der Neuseeländer, ††) wie auch von den Lamapriestern in Tibet.

Bei solchen Gelegenheiten ahmten sie, um den Glauben an ihre Göttlichkeit beim Volke aufrecht zu erhalten, auch die göttlichen Attribute nach, so z. B. auf Hawaii und den Fiji-Inseln mit der Streitaxt die Zeichen des Donners und Blitzes. †††)

*) Ratzel, Völkerkunde II., S. 213. In seiner „Allgemeinen Geschichte des Priestertums" (I., S. 101) führt Lippert an, daß die Speisen des Priesters einiger afrikanischen Völker an abgelegener Stelle im Walde bereitet werden und ohne daß ein fremdes Auge auf sie fallen darf, muß er sie essen — so entrückt und heiligt alles das Priesters heilige Nähe.

**) Fenton Aylmer, A cruise in the Pacific I., S. 274—278.

***) Pausanias VIII., S. 15.

†) Creuzer, Symbolik III., S. 447.

††) Roskoff, Das Religionswesen der rohesten Naturvölker, S. 90.

†††) Williams, Fiji and the Fijians I., S. 224; Ratzel, Völkerkunde II., S. 325. In demselben Werke findet sich S. 485 die Notiz, daß die Zeremonien der igorrotischen Priester

Digitized by Google

Von den Zauberern am Kongo berichtet Merolla, daß sie Scinghili, „Götter der Erde", genannt worden seien, ihr Oberster den Titel Ganga Chitorne

Lama, als Gottheit verkleidet.

(Nach Wereschtschagins „Reisen im Himalaya". Kommissionsverlag von B. G. Teubner in Leipzig.)

vielfach eine Nachahmung dessen sei, was sie die christlichen Missionare bei kirchlichen Akten vornehmen sahen. So beichtete einmal einer dieser Gaukler einem Mönche, daß er sich vorsichtig, um nicht erkannt zu werden, in die Dörfer der Christen herabgeschlichen und die Kirche besucht hätte, um den Priester während des Gottesdienstes zu beobachten.

Digitized by Google

d. h. „Gott der ganzen Erde", geführt habe und daß sie alleſamt göttliche Ehren beanſpruchten*).

Olaus Magnus ſchreibt im 3. Buch, 4. Kapitel, von „Mitternächtigen Völkern", daß „daſelbſt ein fürtrefflicher Zauberer, Nahmens Methotin geweſen ſei, welcher mit ſeiner betriegeriſchen Kunſt den einfältigen Leuten dermaſſen ihre Augen und vrtheil verblendet, daß ſie jhn nit allein in hoher würde, authoritet und achtbarkeit, ſondern auch für einen Gott auffgeworffen, vnd darzu mit Opffern verehrt haben. Aber als ſein ſchalkheit zuletzt außbrach, iſt das gemein volk auß grimm zuſammen gelauffen, vnd jn, wie die Schwein einen Hund verrüchlen, vnd denſelben erſchlagen." Er erzählt weiter im 18. Kapitel, daß „in Landen, ſo gegen Mitternacht gelegen, vnder andern Abgöttern, ein berümbter Zauberer mit Namen Hollerus ſey verehrt worden, welcher denn mit groſſem Betrug und ſonderbarer ſuperſtition die ſach ſoweit hab mögen bringen, daß er gleicher Herrlichkeit mit Odin mitten vnder den Göttern iſt theilhafftig worden."

Mit ängſtlicher Eiferſucht bewahren die Zauberprieſter und Medizinmänner die Geheimniſſe ihrer Kunſt, und nur ganz Auserwählte dringen in das Myſterium ein. Charakteriſtiſch iſt, daß bei faſt allen Völkern die Fähigkeit und Wiſſenſchaft des Schamaniſierens erblich iſt und geht dieſelbe nicht nur als heiliger Schatz, ſondern auch als Kapital einer ausgiebigen Lebensrente vom Vater auf den Sohn über, in beſonderen, wenn auch ſeltenen Fällen, auch vom Vater auf die Tochter**). Wo dies nicht iſt, müſſen die Schüler, z. B. der polyneſiſchen Zauberer, ganz beſondere Befähigung zu ihrem Amte mitbringen, ſie werden auf's ſorgfältigſte ausgewählt, womöglich unter Begeiſterungsfähigen. Die großen Zauberer der Eskimos wählen beſonders gerne ſolche, die durch Neigung zu Krämpfen, durch epileptiſche Anfälle und dergleichen ſchon früh ihr Talent zu „höherem Berufe" zeigen***). Wer Medizinmann unter den Indianern werden will, muß nicht allein hervorragende körperliche und geiſtige Eigenſchaften beſitzen, ſondern auch einer mächtigen und einflußreichen Familie angehören. Hat der Piaï, der Zauberer der Kariben, keine eigenen Söhne, denen er ſeine Würde übertragen könnte, ſo wählt er ſich unter den Knaben des Dorfes ſtets den verſchlagenſten aus und führt ihn in die entlegenſten Teile des Waldes, wo er ihn nach und nach mit der Technik ſeiner zukünftigen Lehre bekannt macht. Stets iſt die Lehrzeit der Medizinmänner eine ſehr lange und äußerſt mühſelige†).

*) Pinkerton's Voyages and Travels XVI., S. 226.

**) Ratzel, Völkerkunde II., S. 321. 700; „Ausland" 1885. Nr. 4; Radloff, Schamanentum; Hellwald, Naturgeſchichte des Menſchen I., S. 287; Lippert, Geſchichte des Prieſtertums I., S. 278.

***) Ratzel, Völkerkunde II., S. 325. 784; Lippert, Geſch. d. Prieſtertums I., S. 278.

†) Ratzel, Völkerkunde II., S. 325; Martius, Recht unter den Urvölkern Braſiliens. S. 30; Dobrizhoffer, II., S. 67; Du Tertre, History of the Caribby Islands. S. 342; Klemm, Kulturgeſch. d. Menſchheit III., S. 85; Lafitau, II., S. 325.

2*

Digitized by Google

Hindernisse aller Art werden dem Schüler in den Weg gelegt, um seine inneren Schwächen bloßzulegen, seine Geduld, seinen Glauben und seine Ausdauer zu erproben, denn der Priesterkaste ist vor allem an der größtmöglichsten Abschließung der Zunft gelegen, sie sucht ihre Geheimnisse zu bewahren und den Andrang Unberufener, d. h. solcher, die die Geheimnisse ausplaudern oder gegen ihre Interessen sein könnten, zu verhüten.

Stets dauert die Lehrzeit einige Jahre, so lange, bis der Schüler die ganze Technik seiner Würde in sich aufgenommen hat. Vielfach muß er sich zu Ende der Lehrzeit einer Generalprobe unterwerfen, die ganz besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit erfordert. So machte in der Priesterschule auf Neuseeland ein einziges falsches Wort bei Beschwörungsformeln und Anrufungen nicht nur alles vergeblich, sondern brachte dem Kandidaten sogar den Tod*). Nach Bastian führen die Schamanen Asiens ihre Schüler in einen abgelegenen Wald. Auf einem der höchsten Bäume schlägt der Lehrherr vermittelst eines Brettes einen Stand auf. Diesen besteigt er nun und auf diesem schwanken Podium führt er seinen wildesten Zaubertanz auf. Der Schüler, auf einem in gleicher Weise hergerichteten Baume stehend, muß Geste um Geste nachahmen. Diese Uebung hat offenbar den rationellen Zweck, den Zögling dahin zu bringen, daß er auch unter dem Scheine des wahnsinnigsten Tanzes seiner Geberden und Bewegungen Herr bleibe und so auf natürlichem Wege befähigt werde, jene Probe des Feuertanzes, des Brändeschwenkens ꝛc. ꝛc. glücklich, d. h. ohne Blamage, zu bestehen**). Wohl die ekelhaftesten Proben ihrer Würdigkeit haben die Schüler nordamerikanischer Medizinmänner abzulegen. Bei den Chippeways, Crees und Ojibways müssen sie nämlich einen lebendigen Hund mit Haut und Haren verzehren, und ist der Anblick eines solchen Mahles, während rund herum der tolle Hexentanz mit Trommeln, Fackeln und wüstem Geheul tobt, über alle Maßen grauenhaft. Noch weitaus scheußlichere Zeremonien hat das Hametzentum der Indianer der Nordwestküste***). Nur solche Personen können in die Kaste eintreten, die sich ein Anrecht auf dieses „Heiligtum" durch furchtbare Selbstpeinigung und Kasteiung erworben haben†). Als Voraussetzung gilt

*) Ratzel, Völkerkunde II., S. 325.

**) Bastian, Geographische und ethnologische Bilder, S. 401.

***) Vgl. Jacobsens Reise an der Nordwestküste Nordamerikas, S. 48—50.

†) An diese „Schülerproben" erinnern auch die mystischen Gebräuche, die verschiedene geheime Orden bei den Aufnahmen und Beförderungen ihrer Mitglieder beobachten. Die Aufnahme erfolgt mitunter mit allerlei Aengstigung der sich zum Eintritt in den Bund Meldenden. So führte man in dem amerikanischen Geheimbunde „Lone Star" den Betreffenden mit verbundenen Augen und auf den Rücken geschnürten Händen ein schräglliegendes Brett hinauf, wobei man ihm sagte, ein Fehltritt würde ihn in einen tausend Fuß tiefen Abgrund stürzen; man erschreckte ihn durch Zischen und Heulen, ließ ihn durch einen schief gespannten, unten offenen Sack in eine Wanne voll kaltes Wasser gleiten, führte ihn wieder bergauf, wobei er mit einer Art Gabel gestachelt, durch sausende Schwärmer und platzende Feuerfrösche geängstigt und

Digitized by Google

ferner, daß der Aufnahme Suchende Abkömmling eines Häuptlings oder eines hervorragenden Kriegers sein muß. Vier volle Jahre dauert das Novizentum, und als besonderes Abzeichen trägt der zukünftige Hametze ein aus Cedernbast gefertigtes, von der linken Schulter unter dem rechten Arme durchgehendes Band. Während der vier letzten Monate seiner Prüfungszeit verläßt der Hametze sein Haus und seine Familie, um sich im tiefsten Waldesdunkel, unter Beobachtung mancherlei Bräuche und unter außerordentlichen körperlichen Entbehrungen zur letzten großen Zeremonie vorzubereiten. Wer die seltsamen Töne seiner Pfeife hört, geht mit leisem Schaudern dem Hametzen aus dem Wege, um ihn in seiner Selbstprüfung nicht zu stören. Endlich ist der Moment gekommen, wo der Novize ein Menschenfresser in des Wortes ganzer Bedeutung werden soll, und eines Tages stürzt er, die blutunterlaufenen Augen furchtbar rollend, alle Bewegungen einer gierigen Bestie nachahmend, aus dem Dickicht hervor mitten in das Dorf hinein, fällt über einen der Bewohner her, beißt sich vampyrartig in die Brust, in den Arm desselben ein und schlingt ein Stück Fleisch, einen Mund voll Blut hinunter. Nun ist der Hametze gemacht, er ist in den Bund jener Ungeheuer eingetreten, die sich noch heute zu gewissen Jahreszeiten in tiefster Einsamkeit zusammenfinden, um, in Ermangelung frischen Menschenfleisches, ein scheußliches Kannibalenmahl von menschlichen — Leichen zu sich zu nehmen. So scheußlich es auch klingen mag, die Verspeisung menschlicher Leichen ist eine bei den Indianern Nordwestamerikas festgestellte Thatsache, und wird von Augenzeugen geschildert, wie diese menschlichen Hyänen die mumifiziert gewesenen menschlichen Gliedmaßen in Wasser aufgeweicht und mit einer Gier zerrissen haben, daß das eigene Blut aus den im Eifer erhaltenen Schrammen an Mund und Lippen auf die Erde triefte.

So sind die Feste des Hametzentums, welches unter den angeführten Stämmen große soziale Vorrechte und ungewöhnliche Ehren genießt. Soll ein Hametze an einem großen allgemeinen Tanzfeste teilnehmen, so müssen ihn vier Häuptlinge vier Mal hinter einander einladen, ehe er sein Erscheinen zusagt, und bereitet er sich dann durch langes Fasten auf den Tag vor, da der Kultus vorschreibt, daß der Hametze blaß und hager aussehe. Geht's zur Festlichkeit, so verläßt er unter Vortritt der 4 Häuptlinge sein Haus, mit äußerster Langsamkeit einen Fuß vor den anderen setzend, und so gebraucht er einige Stunden,

schließlich, nachdem ihm Halt geboten worden, von einer heiseren Stimme gefragt wurde, ob er sich der letzten Probe unterziehen und dadurch Mitglied des Ordens werden wolle. Nachdem er dies bejaht, gebot ihm die Stimme, die Zunge auszustrecken, und nachdem dies geschehen, flüsterte sie: „Holt das glühende Stempeleisen her", so daß der Kandidat glauben mußte, die Zunge sollte ihm gebrandmarkt werden. Dann krachte plötzlich ein Schuß, der Geplagte fuhr, indem das Brett unter seinen Füßen weggezogen wurde, in eine Tiefe hinab und sah sich, nachdem ihm nun die Binde weggezogen worden, in einem Fasse, umtanzt von allerlei Ungetümen, Teufeln und Kobolden, die ihn tobend mit Schwerterklirren und Pistolenschüssen willkommen hießen.

Digitized by Google

um zu dem vielleicht kaum hundert Schritte entfernten Tanzhause zu gelangen. Auf die übrigen Indianer macht diese Prozession einen tiefernsten Eindruck; ehrfurchtsvoll bleiben sie mit gesenktem Haupte regungslos stehen, bis der Hametze vorüber gezogen ist. Ueberall bildet dieser den Gegenstand der Hochachtung und Aufmerksamkeit, und er selbst fühlt sich auch im Bewußtsein der überstandenen, selbst auferlegten Qualen gewissermaßen als ein Wesen höherer Gattung und Art.

Höchst charakteristisch ist, daß die Schamanen und Medizinmänner, oder wie die Priester der Naturvölker nur heißen mögen, allerorten mehr gefürchtet als geliebt werden. Das Volk, welches instinktiv den Betrug ahnt, der an ihm von Seiten dieser Gaukler unausgesetzt geübt wird, beugt sich nicht aus Liebe, Hochachtung und Verehrung vor diesen Zauberpriestern, sondern lediglich aus Furcht vor ihrer angeblich überirdischen Macht.

Diese Furcht wird in verschiedenen Ländern von den Zauberern in eigentümlicher Weise ausgenutzt. Wer z. B. unter den senegambischen Völkern an einem Feinde sich rächen will, sucht den Zauberer auf und bestimmt ihn zur Operation des „Bante", welche Prozedur selbst die Tapfersten in Schrecken setzt. Dieses „Bante" besteht darin, daß der Zauberer unter allerhand Beschwörungen die Seele des Feindes in ein „Kanari," in ein großes Gefäß von rotem Thon einschließt. Derjenige, dessen Seele nun auf solche Weise eingeschlossen ist, stirbt gewöhnlich bald darauf, manchmal wird sogar die ganze Familie hinweggerafft, sehr wahrscheinlich aus Angst, oder vergiftet durch den Zauberer, welcher an der Erhaltung des Wahnes Interesse hat. Es begreift sich, daß die Familie, welche von einem solchen gegen sie gerichteten „Bante" Kunde hat, sehr erregt ist und sich beeilt, alle möglichen Konzessionen zu machen, um von der drohenden Gefahr befreit zu werden, was dem Zauberer natürlich, neben der erhaltenen Bezahlung Seitens des Bestellers des „Bante", wiederum große materielle Vorteile einträgt*).

Wie groß die Furcht der Naturvölker vor ihren Zauberern ist und welchen ungeheueren Einfluß diese Furcht auf die Einbildungskraft dieser armen Menschen ausübt, geht aus mehrfach konstatierten Fällen hervor, wo Personen, welche sich von Zauberern beobachtet oder verfolgt sahen, sich auf ihre Matte legten und aus Furcht starben. Von mehreren solcher Fälle wird in dem Werke „Fiji and the Fijians" (I., S. 248) berichtet. Einen gleichen, höchst eklatanten Fall erzählt Kapitän Jacobsen auf Seite 125 der Schilderung seiner Reise an der Nordwestküste Amerikas.

---

*) Berenger-Féraud, Les peuplades de la Sénégambie, S. 276—277. Freiherr von Maltzan berichtet einen ganz ähnlichen Fall von einem Fakir in Dschidda. Dieser unparteiische Mann pflegte stets die Verfolgten davon zu benachrichtigen, was gegen sie beabsichtigt wurde, und da diese ebenso abergläubisch waren wie ihre Verfolger, so wandten sie ansehnliche Bestechungssummen an, um den Zauber zu paralysieren. So betrog der Patron beide Teile und seine Kasse füllte sich, denn jeder Teil suchte den andern an Gaben zu überbieten. Vergl. Otto, Wunderglaube und Wirklichkeit, S. 218, 219.

Digitized by Google

„Ein junger, achtzehnjähriger Indianer aus dem Dorfe Nanaima an der Oſtküſte von Vancouver, ein fleißiger Menſch, der in der Miſſionsſchule tüchtig lernte und ſchon zum Chriſtentum übergetreten war, hatte eines Tages in ſcherzhafter Weiſe einen Medizinmann geneckt. Letzterer, hierüber ergrimmt, ſagte zu dem Indianer: „Du wirſt in ſechs Wochen ſterben!“ Der junge Menſch wurde hierüber ſo verzweifelt, daß er, ohne ſich jemand anzuvertrauen, immer ſtiller wurde und ſich endlich hinlegte und erkrankte. Nach einigen Wochen erſt gelang es dem Miſſionar, hinter den Sachverhalt zu kommen, aber alle Verſuche, welche er anſtellte, um den Indianer zu überzeugen, daß der Medizinmann keine Macht über Leben und Tod habe, ſcheiterten an der abergläubiſchen Furcht des Burſchen, welcher vermeinte, daß der Zauberer ihm einen Stein ins Herz geworfen habe. Vielleicht hätte der Indianer von dieſer Anſicht abgebracht werden können, wenn irgend ein angeſehener Mann oder ein anderer Indianerdoktor ihm das Manöver vorgemacht hätte, als ob er ihm den Stein aus dem Herzen zöge, und ihm dann wirklich einen Stein gezeigt hätte. Aber dies geſchah nicht, und der Arme ſtarb wirklich, noch bevor die ſechs Wochen vergangen waren, aus Angſt.“

Derartige Thatſachen legen in den Augen des abergläubiſchen Volkes natürlich das glänzendſte Zeugnis für die Prophetengabe des Medizinmannes ab, deſſen Anſehen gewaltig ſteigt, und der es ſeinerſeits ſicherlich nicht daran fehlen läßt, aus dieſen Thatſachen zur Hebung ſeines Anſehens Reklame zu ſchlagen und das bedrückte Volk noch feſter in die von Habgier und Selbſtſucht geſchmiedeten Banden des Aberglaubens zu ſchlagen. —

Wenn einige Forſcher der Meinung ſind und es gewiſſermaßen zur Entſchuldigung der Zauberer vorbringen, daß manche derſelben von ihren göttlichen Eigenſchaften ſelbſt überzeugt ſeien, an ihre göttliche Miſſion ſelber glauben, ſo iſt dies eine ſehr ſchwache Entſchuldigung für das Treiben dieſer Menſchen, die nach den Beobachtungen, welche der Verfaſſer dieſes unter den verſchiedenſten Naturvölkern ſelbſt anzuſtellen Gelegenheit hatte, keinen anderen Namen als den nichtswürdiger Betrüger und unerhörter Reklamemacher verdienen.

Schamanenraſſel.
Im Beſitze des Verfaſſers.

Digitized by Google

Priester und Wunderthäter.

Die Zauberer, Schamanen und Medizinmänner der kulturlosen Naturvölker sind die Vorläufer der Priester höher entwickelter Kulturvölker. Um die vielerlei Parallelen, Aehnlichkeiten und Beziehungen der Schamanenzunft mit der Priesterkaste auch nur einigermaßen darzustellen, müßte man Bücher schreiben. Wenn wir von Zauberern und Schamanen behaupten, daß alle Einrichtungen ihres Institutes darauf berechnet seien, sie als einen über die übrige Menschheit erhabenen Stand, als der Gottheit vertrautere Wesen erscheinen zu lassen, wenn wir ihnen Eigennutz und Herrschsucht zuschreiben, so können wir von dem Priestertume fast sämtlicher Kulturvölker genau dasselbe sagen. Die Bestrebungen und die Ziele der Priesterschaft, alle Einrichtungen der Kaste sind genau dieselben geblieben, sie erstreben noch heute, was sie vor Jahrtausenden erstrebten: Ansehen und Reichtum, Macht und Herrschaft über Kaiser, Könige und Völker.

Allüberall ist die Kleidung der Priester in Schnitt nnd Farbe von der des Volkes abweichend, allüberall bedient sich die Priesterschaft einer ihr eigentümlichen Redeweise, die das Volk als „salbungsvolle" bezeichnet hat; vielfach ist die Kirchensprache, so z. B. bei der katholischen Geistlichkeit, eine dem Laien unverständliche, fremde; allüberall sehen wir die Kirche bemüht, ihren Reichtum, ihren Einfluß und ihre Macht zu vermehren.

Auch das Wunderverrichten haben die Priester nicht verlernt, und wenn auch der Vorwitz der wissensdurstigen Menschheit gar viele dieser angeblichen Wunder entschleiert hat, so finden sich unter der großen Menschenherde immer noch genug, die an die Möglichkeit und Wahrheit dieser Wunder glauben. Wenn wir die bereits untergegangenen, abgestorbenen und die noch bestehenden Religionen untersuchen, so erkennen wir, daß sie alle, ohne Ausnahme, auf den Wunderglauben begründet sind. Mit der Verrichtung von Wundern suchten die Begründer und Stifter neuer Religionen die Menschheit zu überzeugen, daß sie mit höheren Kräften begabt seien, als die gewöhnlichen Menschen, was durchaus nötig war, um sie als gottgesandte Wesen zu legitimieren und den Glauben an ihre göttliche Mission zu erwecken. — Unsere moderne Wissenschaft kennt aber keine Wunder; ihr Lehrsatz ist, daß es niemals Wunder gegeben hat und auch nicht geben kann, denn

Digitized by Google

was sich auch immer ereignen mag, entspringt natürlichen Ursachen, sind bestimmte Wirkungen von Naturgesetzen, die wir zum Teil erkennen und verstehen, die wir zum Teil aber auch rätselhaft und überraschend finden, da unsere Kenntnis von den Eigenschaften und Kräften dieser Naturgesetze keineswegs eine vollkommene und abgeschlossene ist. Handlungen und Ereignisse, die gegen diese Naturgesetze verstoßen, dieselben aufheben, gibt es nicht, und was die Welt in früheren Jahrhunderten und heute noch „Wunder" nennt, sind eben Vorkommnisse und Thatsachen, die auf der Wirkung dieses oder jenes, vielleicht noch nicht voll ergründeten Naturgesetzes beruhen. Genau wie die Schamanen und Zauberer bei ihren Gaukeleien ganz natürlich verfahren, genau ebenso benutzten die Priester aller Religionen zur Erzeugung ihrer angeblichen Wunder natürliche Vorkommnisse und Erscheinungen, die sie wohl kannten, die dem Volke hingegen noch rätselhaft und unbekannt waren. Vornehmlich verrichteten die egyptischen, assyrischen und chaldäischen Priester, sowie die Propheten des jüdischen Volkes zahlreiche Handlungen, welche als Wunder angestaunt wurden, die als solche in der Bibel geschildert wurden und die Veranlassung zu den Wundern der römisch-katholischen Kirche werden. Die größte Mehrzahl dieser Wunder, dieser Priesterreklamen, kann der Reisende in Kairo oder auf der großen Messe zu Tanta noch heute sich vorgaukeln lassen, es sind dieselben Zaubereien, womit die egyptischen Magier vor Pharaos Thron es dem Moses gleichmachen wollten.

Die Saidije-Derwische locken die Schlangen aus den Winkeln und machen sie steif und starr, wie Mosis Schlangenstab, um damit herumzuspazieren. Die Ilwanije-Bettelmönche stechen sich ein Schwert durch den Leib, oder eiserne Nägel durch das Fleisch, zerschlagen auf der Brust große Steine, lassen Teerflammen um den Leib spielen, fressen Glas und glühende Kohlen und stoßen Eisenstachel zolltief sich in die Augen, was die Zuschauer für augenscheinliche Wunder nehmen. Wahrsager weissagen aus dem Becher oder aus einem Tintentropfen in der hohlen Hand, worin dem Beschauer deutlich die Personenbilder aus fernen Landen erscheinen, um welche der Fremdling sich erkundigt, eine Teleskopie, die erstaunen macht.*) Oder der Zauberer schreibt sich mit sieben kabbalistischen Worten den

*) Georg Ebers in seinem Prachtwerke „Egypten" berichtet Band II, S. 66: „Der glaubhafte Lane erzählt wunderbare Dinge von dem sogenannten „Tintenspiegel", der auf einem Stück Papier in Mitten der Zahlen

4	9	2
3	5	7
8	1	6

in dem ein von einem Magier geleiteter Knabe allerlei Dinge sieht, die sein Meister auf der schwarzen Fläche vor ihm erscheinen läßt. Auf des Briten Wunsch, der Knabe möge den

Digitized by Google

Schlüssel oder das Siegel Salomonis in die linke Hand und auf ein Ei die Namen der vier Hauptengel, legt dieses auf die glatte Handfläche, spricht die Beschwörungsformel, und sieh! in wenig Sekunden stellt es sich auf die Spitze. Der Magier hängt sich ein beliebiges Ei auch ins Ohrläppchen und gestikuliert damit, daß alle Boskos nur Stümper gegen solche arabische, persische und indische Zauberer sind. In Luxor, dem alten Theben, mag man Geister von Verstorbenen zitieren lassen, und die schwarze Magie macht der weißen das Feld streitig, welche ist wunderbarer? Die Bibel verwertet nur die letztere für ihre eigentlichen Gotteswerke*).

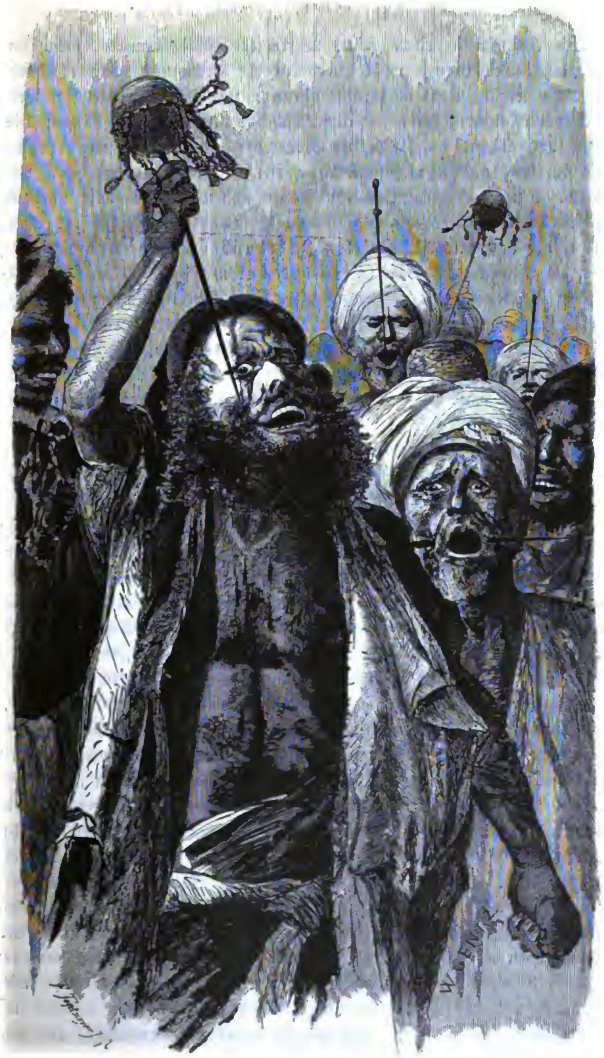
Ganz ohne Zweifel sind in allen orientalischen Ländern derartige Künste uralt; so wird den Weisen der Inder schon von Philostratus (II., 33) nachgerühmt, daß sie anrückende Feinde durch Lufterscheinungen und Blitzstrahlen (also wahrscheinlich durch Elektrizität) zurückgetrieben hätten. Derselbe Gelehrte meldet von Empedokles und Pythagoras, welch letzterer zuerst morgenländische Priesterlehre und Ascese ins Abendland brachte, daß sie die Macht besessen hätten, Stürme und Hagel abzuhalten und den Zug der Wolken zu hindern.

Apollonius verstand sich in vorzüglichster Weise auf das Tischrücken, vielmehr Tischdecken, denn als bei ihm und Jarchas, dem Brahmanen, der Radscha sich zum Mahle setzte, kamen vier pythische Dreifüße, in deren zweien Wein quoll, von selbst herangerückt, genau in derselben Weise wie Homer (Ilias XVIII., 373) sie gefüllt an die Göttertafel wandern läßt. Marco Polo erwähnt in seinem Reisebericht I., c. 56, daß Kublai, der Mongolenchan, auf das Zureden, Christ zu werden, erwidert habe: „Warum soll ich das? Ihr selbst müßt bekennen, daß die Christen dieser Länder sich nicht auf Wunderthaten verstehen, wogegen, wie Ihr seht, wir, die Heiden, ausrichten was wir wollen. Wenn ich zu Tafel sitze, kommen die mit Wein und anderen Getränken gefüllten Becher von freien Stücken und ohne daß eine menschliche Hand sie berührt, zu mir her, und ich trinke daraus. Unsere Zauberer üben Macht über das schlimme Wetter, und Ihr seid Zeugen, daß unsere Götzen die Gabe der Rede haben und voraussagen, was man nur von ihnen begehrt.“

Admiral Nelson zu sehen bekommen, von dem er sicher nichts gehört haben konnte, schaute der Knabe in die Tinte und sagte: ‚Ein Bote ist gegangen und ist zurückgekehrt und hat einen Mann gebracht, der einen schwarzen europäischen Anzug trägt. Der Mann hat seinen linken Arm verloren‘. Dann hielt er zwei Sekunden inne, sah noch schärfer und näher auf die Tinte und sagte: ‚Nein, er hat den linken Arm nicht verloren, sondern auf die Brust gelegt‘. — ‚Diese Verbesserung‘, fügt Lane hinzu, ‚machte seine Beschreibung noch treffender, als sie vorher gewesen, da Nelson seinen leeren Aermel vorn an seinem Rock befestigt zu tragen pflegte; aber ihm fehlte der rechte Arm‘. Diese und andere durch die sogenannten Zauberspiegel bewirkten Wunder sind schwer erklärlich und sprechen jedenfalls für die Geschicklichkeit derer, die sie ins Werk zu setzen verstehen.“

*) „Deutsche Zeit- und Streitschriften“, Heft 139/140. Biblische und profane Wunderthäter, S. 61.

Digitized by Google



In Extaſe befindlicher Derwiſch, ſeine Wange durchbohrend.
(Aus Ebers: Egypten. Verlag der Deutſchen Verlagsanſtalt Stuttgart.)

Digitized by Google

Wie Corvin in einem seiner Werke sehr richtig bemerkt, gelangten die Priester durch Beobachtung wohl zuerst zu der Erkenntnis, daß es bestimmte Naturgesetze gebe. Indem sie ihre Erfahrungen von Priestergeschlecht zu Priestergeschlecht fortpflanzten; kamen sie allmählich zur Kenntnis von Dingen, die sie für sich behielten, da sie diese Kenntnis zur Erhöhung ihres Ansehens im Volke äußerst brauchbar fanden. Die altegyptischen Priester z. B. waren in der Erkenntnis der Natur und der Eigenschaft vorhandener Dinge sehr weit vorgeschritten und hatten Erfindungen und Entdeckungen gemacht, die erst nach sehr vielen Jahrhunderten auf anderen Wegen ebenfalls entdeckt und allgemein bekannt wurden. Man fand z. B. in egyptischen Gräbern metallene Gegenstände, deren Hervorbringung man sich gar nicht erklären konnte, bis man erst in diesem Jahrhundert durch die Erfindung der Galvanoplastik in den Stand gesetzt wurde, zu erkennen, daß sie auf galvanoplastischem Wege erzeugt waren. Diese Kunst setzt aber schon bedeutende andere Erfahrungen und Entdeckungen in Bezug auf die Eigenschaften natürlicher Substanzen voraus.

Unter den egyptischen Priestern wurde die geisterhafte Tischdreherei schon Jahrtausende vor Christi Geburt betrieben. Von ihnen ging das Geschäft auf griechische und römische Geistliche und Betrüger über. Bei den Römern war schon vorher die Sieb-Dreherei Mode gewesen. Später kamen die Dreifüße und Tische an die Reihe. Marcellinus, der unter dem Kaiser Diocletian wegen der Verfolgung vom Christentume wieder zum Heidentume überging, verfolgte und denunzierte die damaligen Christen besonders wegen ihrer Praxis mit „mensae divinatoriae", göttlichen, weissagenden, redenden Tischen. Schon Tertullian eiferte gegen die Sieb- und Tischdreherei und alle Personen, „die an Engel und Dämonen glauben und sich von Ziegen und Tischen wahrsagen lassen."

Aus den Zeiten des Kaisers Valens ist noch ein Aktenstück übrig, in welchem eine mysteriöse Tischdreherei für Offenbarungszwecke genauer beschrieben ist. Unzufriedene hatten sich gegen das Leben des Kaisers verschworen und waren entdeckt worden. Im Verhör gestanden sie, daß sie einen „prophetischen Tisch" um Rat gefragt hätten, um die rechte Art und Weise der Ermordung zu hören. Eine Stelle ihrer Aussagen lautet: „Erhabene Richter, wir haben einen kleinen Tisch nach Muster des Dreifußes, auf welchem das Orakel zu Delphi weissagte, gebaut und ihn mit feierlichen Sprüchen und Zweigen des heiligen Lorber geschmückt. Nach Vorschrift alter Gebräuche haben wir ihn mit verschiedenen Zierden umgeben und ihn mit Zauberformeln, mystischen Versen und Talismanen geheiligt. Nachdem dies geschehen, ließen wir ihn sich bewegen." Nach einem weiteren Berichte über ihr Verfahren beschreiben sie die Art, wie sie das Zimmer und das Haus, worin der Tisch seine Weisheit leuchten lassen sollte, reinigten und läuterten, und wie die metallische Grundlage, auf welcher er stand, beschaffen war. Am Rande dieser Grundlage ringsum waren die

Digitized by Google

24 Buchstaben des Alphabets eingegraben und zwar in gleichen Entfernungen von einander. Mit Hilfe dieser Buchstaben gab der drehende und tanzende Tisch dem Fragen stellenden Priester seine weisen Antworten, die wenigstens für weiser gehalten wurden, als alle Gedanken und Vernunftgründe der „mit Geist begabten" Menschen. Der Priester war ganz weiß gekleidet und hatte einen Zweig Eisenkraut in der Hand. Vom tanzenden Tische hingen Ringe herab, von denen manchmal einer einen Buchstaben unten berührte. Der Priester schrieb jedesmal einen solchen Buchstaben auf und stoppelte endlich so eine Antwort auf seine Frage zusammen. Für Erzeugung der geheimnisvollen Kraft, welche dem Tische Bewegung gab, galten, wie auch beim modernen Spiritualismus, die aufgelegten Hände von Frauen, Mädchen und Kindern für die wirksamsten. Die Verschwörer unter Valens hatten sich freilich wegen der Heimlichkeit unter sich und ohne weibliche und Kinderhände behelfen müssen. Ihr tanzender Tisch schlug mit seinen klimpernden Ringen zuerst hintereinander die Buchstaben Th und E, als er Antwort auf die Frage geben sollte, wer der rechte Nachfolger des Valens sei. Nach allgemeiner Ansicht war es Theodorus. Dies glaubten auch die Verschwornen, so daß ihr Priester den Tisch nicht weiter bemühte; die beiden Anfangsbuchstaben galten für hinreichend. Kaiser Valens hatte inzwischen auch auf eine höchst feierlich übernatürliche Weise erfahren, wer sein Nachfolger sei. Er hatte zu diesem Zweck zu der schwarzen Kunst der Elektryomantie Zuflucht genommen. Dies war eine sehr naive und einfache Art, die Geheimnisse und den Willen der alten Diplomaten von römischen und griechischen Priestern zu erfahren. Hier ist nämlich blos ein Henning, ein König des Hühnerhofes, ein gemeiner Kikeriki nötig. Man wirft die Buchstaben des Alphabets auf die Erde, bestreut sie mit Getreidekörnern und läßt den Hahn nach Herzenslust aufpicken. Der Buchstabe, den er zuerst rein frißt, ist der erste der Antwort und so fort. Nun begab es sich, daß der elektryomantierende Hahn des Kaisers Valens nacheinander die Buchstaben Th — E — O — D rein pickte; also kein Zweifel: auch er, Freund Henning von Kikeriki, war der Ansicht, daß Theodorus als Kaiser folgen müsse. Valens aber haßte den Theodorus und ließ ihn, um dem göttlichen Hahne einen Streich zu spielen, tot machen. Aber Hahn blieb Hahn im Korbe, und auch der Tisch der Verschwornen behauptete sein Recht: dem Kaiser Valens folgte nämlich ein Held, der sich „The" und „Theod" anfing, nämlich Theodosius, sodaß Hahnenfraß und Tischtanz zugleich einen Triumph über menschliche Diplomatie und Macht feierten. — Und solche Triumphe sind nicht einmal etwas Wunderbares, da in einem gutgearbeiteten Tische allerdings oft viel mehr Verstand steckt, als in den weisesten und schlauesten Plänen der Diplomatie, sodaß auch ein gemeiner Misthof-Absolutist mit seinem bischen Gehirn leicht zum Haupt-Hahne unter den Leuten werden kann, die Weisheit und Offenbarung krähen. —

Tischdreherei und noch ganz andere Lokomotiv-Zauberkünste sind bekannt

Digitized by Google

in Indien, Cochin-China, Tibet und anderen orientalisch-asiatischen Ländern. **Die cochin-chinesischen Zauberer drehen nicht** nur Tische, sondern ziehen auch Kähne und Boote vom Ufer aus durch **geheimnisvolle Kräfte** auf dem Wasser hin. Von Jesuiten-Missionären, denen es gelang, bis in **das Innere des** absolutesten, verschlossensten Priesterstaates, Tibet, zu dringen, haben wir vernommen, daß die Lamas oder Priester nicht nur Tische tanzen lassen, wie sie pfeifen, sondern auch, wie Home, sie in der Luft schwebend erhalten. Ein Russe berichtet aus eigener Erfahrung, daß diese Tische dazu abgerichtet sind, unter Leitung der Priester als Denunzianten und Entdecker von Verbrechen zu dienen. Ist ein Mord begangen worden und der Mörder unbekannt, so wird ein Lama zu Rate gezogen, welcher sich an einen Tisch wendet, der ihn erleuchten soll. Er setzt sich vor dem Tische auf den Boden, legt eine Hand auf den Tisch und liest schreckliche Beschwörungsformeln aus einem dicken, heiligen Buche. Etwa nach einer halben Stunde steht er auf und legt den ganzen Arm über den Tisch, der nun anfängt, Beine zu kriegen oder vielmehr Flügel; denn er erhebt sich und fliegt nach einer Richtung fort, welcher der Priester mit aufgelegtem Arme folgt, was oft sehr schwer wird, da der Tisch sich nicht nur sehr schnell dreht, sondern auch in einer Richtung vorwärts fliegt. Doch bald wird er müde, legt sich auf eine Seite und verpustet sich, der geistervolle Tisch. In der Richtung, die er nahm, muß man nach dem Verbrecher suchen. Bei einer solchen Gelegenheit hatte der betreffende Lama schon erklärt, daß ihn der Tisch irre geleitet habe, da in der von ihm angedeuteten Richtung der unbekannte Urheber eines Diebstahls nicht entdeckt werden konnte. Der Lama versuchte es ein zweites und drittes Mal, aber vergebens, der Tisch schien sich in der Richtung total geirrt zu haben. Doch nach dem dritten Laufe des Tisches — stets in derselben Richtung — hing sich ein Mann, der in dieser Richtung wohnte, auf. Man untersuchte dessen Wohnung und fand das gestohlene Gut. Natürlich, wie hätte sich auch so ein gottbegabter Tisch irren können? — Der Russe, der diesen Fall als Augenzeuge erzählte, fügte hinzu, daß eine genaue Untersuchung des Tisches durchaus keine Spur von geheimer Maschinerie oder Humbug gezeigt habe.

Der Gottesgelahrte Kirchner schrieb vor 200 Jahren schon über den tierischen Magnetismus und behauptete, daß Körper mit natürlichem oder künstlich mitgeteiltem tierischen Magnetismus — frei gesetzt oder gestellt — sich entweder vorwärts bewegen oder drehen würden. Die Drehungen von Flüssigkeiten auf den Polen künstlicher Magnete sind bekannt. Der alte Professor Schweigger in Halle bewies auf der Universität, daß die alten Zwillingsfiguren Griechenlands, Castor und Pollux, Versinnlichungen dieser magnetisch erzeugten Drehungen seien. Die wissenschaftlichen Spiritualisten unserer Tage haben gefunden, daß Tische und andere künstlich in Bewegung gesetzte Körper fast immer nach Norden sich bewegen, wenn die zu starke Drehung um ihre eigene Achse diese Richtung nicht überwindet. Aber die Tische drehen sich nicht blos, die Geister bedienen sich ihrer

Digitized by Google

auch zu einer, allerdings sehr unbeholfenen und unsichern, Zeichensprache. Auch davon finden sich Spuren im fernsten Altertume, wie auch bei wenig entwickelten Völkern. So lassen z. B. die Wahrsager der Tao-Sekte genau wie unsere Spiritisten einen Bleistift, die Fakire Holzstiftchen von selbst schreiben,*) wie die Schamanen Fische in der Luft tanzen lassen.

Welcher Schwindel mitunter als angebliche Wundererscheinung ausgegeben wurde, ergibt sich aus einer der Sentenzen Plutarch's, worinnen angeführt wird, daß der König Agesilaus von Sparta, um vor Beginn einer Schlacht den Mut seiner Krieger zu beleben, folgende List angewendet habe: er ließ das Opfer zurichten, schrieb sich heimlich mit schwarzer Tinte das Wort „Sieg" verkehrt auf die flache Hand, trat dann zum Altar, um in den Eingeweiden des Opfertieres zu forschen, ergriff rasch die Leber desselben, drückte sie mit der Hand und schien in tiefes Sinnen versunken, als er plötzlich mit Begeisterung zu erwachen sich anstellte und seinen Soldaten das Wort „Sieg" auf der Leber als ein Wunderzeichen der Gottheit vorwies.

Ueber einige Wunder oder vielmehr Reklamestückchen der syrischen Priester gerät der Schriftsteller und Geschichtschreiber Lucian in Erstaunen. Er berichtet in seinen Werken (10. 32. 36.) gelegentlich eines Besuches des Tempels der Göttin zu Hierapolis:

„Hier gibt es viele Wunder, geschnitzte leibhaftige Ebenbilder der Götter, und diese erscheinen ihnen (den Syrern) ganz sichtbarlich, denn diese Bilder schwitzen, ja bewegen sich sogar und weissagen. Oftmals sind im Tempel, wenn er schon verschlossen war, laute Töne vernommen worden, so daß sie Viele hörten ..... Was besonders merkwürdig ist: die dortige Hexe trägt auf ihrem Haupte einen Stein, von welchem Nachts ein so heller Glanz ausstrahlt, daß der ganze Tempel wie von Lampen erleuchtet ist. Am Tage ist dieser Schein schwächer, hat aber doch eine stark feuergelbe Farbe. Ein anderes Wunder an diesem Götterbilde ist, daß es dir, wenn du ihm gegenüber stehst, gerade ins Gesicht schaut, und mit seinem Blicke dir nachfolgt, wie du immer deine Stellung veränderst, zu gleicher Zeit aber dem, der auf der entgegengesetzten Seite den Versuch macht, ganz dieselbe Erscheinung bietet. Nun aber will ich erst von ihrem Apollo das merkwürdigste berichten und zuerst seines Orakels erwähnen. Zwar gibt es auch bei den Griechen viele Orakel, sowie nicht minder bei den Egyptern, in Libien und ganz Asien: aber von all diesen vernimmt man die Sprüche nur durch den Mund der Priester und Propheten. Dieser Apollo dagegen bewegt sich von selbst und verrichtet willig allein das ganze Geschäft der Weissagung. Wenn er nämlich orakeln will, fängt er an, sich auf seiner Stelle zu rühren und nun heben

*) In Otto's „Wunderglaube und Wirklichkeit" (S. 196) sowie in Baumgarten's „Der Orient ist ein höchst interessanter Bericht zum Abdruck gebracht, der dem Werke „Les Fakir charmeurs" des Franzosen Jacolliot entnommen ist.

Digitized by Google

ihn die Priester sogleich in die Höhe. Unterlassen sie dies, so bricht ihm der Schweiß aus und er bewegt sich immer sichtbarer und heftiger. Sobald sie ihn aber auf ihre Schultern genommen haben, treibt er sie im Kreise herum und springt von einem auf den andern. Endlich stellt sich ihm der Oberpriester gegenüber und befragt ihn über alles. Will der Gott nun, daß etwas nicht vor sich gehe, so geht er rückwärts; gibt er zu etwas seinen Beifall, so treibt er seine Träger vorwärts. Auf diese Weise holen sie die göttlichen Offenbarungen ein, und vorher unternehmen sie weder ein heiliges noch ein Privatgeschäft."

Für alle diese vermeintlichen Wunder, für alle diese Priesterreklamen, vermag unsere moderne Wissenschaft vollgültige Erklärungen zu geben. Wie wir bereits erwähnt haben, verstanden die egyptischen Priester die Kunst, galvanische Niederschläge anzufertigen. Dies setzt voraus, daß sie die Elektrizität gekannt und für ihre Zwecke verwendet haben, wie ja auch von den indischen Priestern berichtet wird, daß sie feindliche Heere vermittelst Lufterscheinungen und Blitzen zurückgetrieben hätten. Besaßen die alten Priester solche Kenntnisse, so ist nach der Schilderung des Lucian die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Elektrizität von den syrischen Priestern zu Hierapolis vor Jahrtausenden schon als Beleuchtungsmittel verwendet worden ist. Sollte auf diese Möglichkeit das in der Brahminischen Religionslehre so oft genannte „weiße Licht Brahmas" nicht auch hindeuten?

Das zweite Wunder, welches dem Bildnis der Göttin anhaftet, „daß es dir, wenn du ihm gegenüber stehst, gerade ins Gesicht schaut und mit seinem Blicke dir nachfolgt, wie du immer deine Stellung verändersst, zu gleicher Zeit aber dem, der auf der entgegengesetzten Seite den Versuch macht, ganz dieselbe Erscheinung bietet", beruht bekanntlich auf sehr einfachen, von den Malern oft angewendeten perspektivischen Gesetzen, über die man Eingehendes in dem trefflichen Artikel „Wie die Bilder uns ansehen" („Gartenlaube" Jahrgang 1874, Seite 386) erfahren mag.

Namentlich im Mittelalter wurde dies Kunststückchen mit großer Vorliebe angewendet. So sah man häufig auf den Klosterwänden Freund Hein mit einem überallhin treffenden Bogen dargestellt, darunter den Spruch: „Semper ubique suos mors inopina videt!" („Immer und überall ersieht der unvermutete Tod seine Opfer!") Ein ähnliches Bild, einen Schweizer Scharfschützen darstellend, der mit seinem Stutzen den Beschauer in jeder Ecke des Saales zu treffen weiß, findet sich im Wallraf-Richartz-Museum zu Köln. Häufig auch spielen derartige Bilder in Romanen und Erzählungen eine hervorragende Rolle. Es werden die qualvollen Szenen geschildert, welche der Mörder vor dem Bilde seines Opfers zu bestehen hat, wie solche Bilder endlich beseitigt oder mit Vorhängen bedeckt werden müssen, da die Geängstigten sich an keiner Stelle des Zimmers sicher fühlen, ja selbst die peinliche Empfindung haben, im Rücken angeschaut zu werden,

Digitized by Google

wenn sie sich umgewendet haben. In den Ritterromanen führen uns ähnliche Schilderungen meistens in die ehrwürdigen Ahnen-Galerien. Den Feigling, den entarteten Nachkommen peinigen dort die zornigen, durchbohrenden Blicke seiner tapferen Vorfahren; der Erbe des Hauses sieht die Blicke des ganzen Geschlechtes auf sich vereinigt; der Zögernde wird ermutigt und der Frevelnde erschreckt. Auf gläubige oder abergläubige Gemüter üben derartige Bilder stets eine gewaltige Wirkung, und eine Anzahl Sagen des christlichen Mittelalters bringen Mitteilungen von Christus- und Marienbildern, deren Blick Ungläubige bekehrt, Gläubige aber durch Zuwinken ermuntert und zu großen Thaten gestärkt habe.

Was würden aber erst die Alten von derartigen malerischen Kunststückchen gehalten haben, wie uns deren Gabriel Max eines in seinem Gemälde das „Schweißtuch Christi" vor einigen Jahren geboten hat, wo der dargestellte Christuskopf je nach der Annäherung oder Entfernung des Beschauers die Augen öffnet oder schließt?

Wie das dritte Wunder, das Schwitzen und die Bewegungen der Göttin hervorgebracht wurde, ist an mehreren aufgefundenen Götzenbildern ersichtlich geworden, wie sich deren eines z. B. in der Altertumssammlung im Schlosse zu Sondershausen befindet. Diese Götterfiguren sind hohl und wurden bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser gefüllt und erwärmt. Das infolge der Dampfentwickelung höher steigende Wasser trat dann als Schweiß aus mancherlei geschickt angebrachten Oeffnungen, oder es rieselte aus den Augen (weinende Götterbilder), oder aber es trieben die gespannten Dämpfe einen im Munde des Götzen befindlichen Holzpflock mit einem mächtigen Knall hervor, Dampfwolken entströmten dem Götterbilde, was nun die Priester als Zorn auslegten. Einige besonders schneidige Geschichtsschreiber des Altertums behaupten, die ganze mythologische Orakelwirtschaft sei nichts weiter denn Schwindel gewesen, über den dampfenden Erdspalten zu Delphi habe nur eine Puppe gesessen, und die gläubigen Wallfahrer wären durch die Geschicklichkeit der Priester in der Bauchrednerei irregeführt worden; eine Ansicht, die immerhin bekämpft werden könnte, da sich die Alten über den Einfluß und die Verwendbarkeit eines schlauen und körperlich ausdauernden Weibes, wie Pythia gewesen sein mußte, bereits klar gewesen sein dürften. Desto mehr Glauben verdient die Geschichte, wenn sie behauptet, der große Betrüger Alexander habe seinen Aeskulap auf künstliche Weise reden gemacht, was durch die Aufzeichnungen des Bischofs Theophilus bestätigt wird, welcher im 4. Jahrhundert als Missionar nach Alexandrien kam. Er zerstörte die Götzenbilder und entdeckte so, daß die aus Holz oder Thon geformten Figuren hohl seien und durch ein geschickt verborgenes Sprachrohr mit einem Nebenraum in Verbindung standen, von welchem aus ein kluger Priester als Gott zu seinem Volke sprechen konnte.

Derartiger automatischen Figuren bedienten sich auch die Priester der christlichen Kirchen im Mittelalter, es gab Heiligen- und Madonnenbilder, die mit dem Kopfe nickten, mit den Augen zwinkerten, ihren Platz wechselten, sprachen,

Digitized by Google

weinten und bluteten: alles grobe Priestertäuschungen, Priesterreklamen, die vom Volke als Wunder ausgelegt wurden.

Von Albertus Magnus, dem Erzbischof von Köln, berichtet die Sage, daß er einen weiblichen Automaten angefertigt habe, der das Staunen Aller hervorgerufen. Dreißig Jahre soll an ihm gearbeitet worden sein. Dem Thomas Aquin, der über ihn sehr erschrak, wurde seine Zerstörung durch einen Stockhieb zugeschrieben. Daß die Kunst, Automaten anzufertigen, vornehmlich in den Klöstern geübt wurde, geht noch aus einigen anderen Fällen hervor. So begann Kaiser Karl V., als er sich in die Einsamkeit des Klosters St. Just zurückzog, dieser Kunst mit besonderem Eifer zu huldigen. Gar oft ergötzte er die frommen Brüder, indem er nach dem Mittagsessen hölzerne Sperlinge auffliegen oder Automaten trommeln, trompeten, turnen und mit eingelegten Lanzen aufeinander losgehen ließ. Ein andrer Mönch, Jonellus Turrianus Cremonensis, verfertigte eine kleine eiserne, von selbst gehende Mühle, welche trotz ihrer Kleinheit (ein Mönch konnte sie leicht in seinem Aermel verbergen) täglich so viel Getreide mahlte, als acht Menschen in einem Tage brauchten.

Gleichfalls einem Geistlichen, und zwar einem Domherrn in Brix, sollen die berühmten Automaten ihr Entstehen zu verdanken gehabt haben, die in noch vervollkommneter Form von dem Mechaniker Tschuggmal im Winter 1841—42 im sogenannten Lagerhause in der Klostergasse in Berlin ausgestellt wurden. Dieselben stellten einen „Seilschwenker" und einen „Leitersteiger" dar, die sich pantomimisch unterhielten. Ferner waren zwei Kunstreiter auf einem Pferde zu sehen, der eine sitzend, der andere Turnerkünste auf dessen Kopf und Schultern ausführend. Diese Figuren waren von dem Domherren konstruiert und waren die Bewegungen des außerhalb der Manege laufenden Pferdes brillant. Dann folgte eine Wirtshausszene, von einer Kellnerin, einem Harlekin und einem Pierrot ausgeführt. Dem Harlekin, der mit ihr kost, schenkt die Kellnerin fleißig ein, während sie dem sein Glas ebenfalls hinhaltenden Pierrot verächtlich den Rücken dreht. Darauf folgte der Schwanenteich mit zwei von Joseph Tschuggmal (Sohn) konstruierten Schwänen, die zwar vielfach nachgeahmt, aber nie auch nur annähernd erreicht, vielweniger übertroffen worden sind. Den Schluß der Vorstellung, die zwei Stunden dauerte, bildete eine Zauberhöhle, in der ein Zauberer einen Felsblock in eine tanzende Figur verwandelte, deren Kostüm sich während des Tanzes fünf oder gar sechs Mal veränderte. (Die Figur war keine flache Metamorphose, sondern eine runde, volle Figur.) Auf einen Wink mit seinem Zauberstabe verschwand die Figur, die Höhle brach unter entsprechendem Getöse zusammen und verwandelte sich in einen Feengarten bei bengalischer Beleuchtung. — Die Vorstellungen hatten großen Erfolg und wurden zu mehreren Malen auch von Mitgliedern des Königlichen Hauses besucht*).

*) Vergl. Nr. 108 der Künstlerzeitung: „Komet", 2. Beilage; ferner den Artikel: Die Ahnen des King-Fu, Nr. 2021 der „Illustrierten Zeitung".

Digitized by Google

Zu besonderer Blüte erhob sich die Kunst der Anfertigung von Automaten im Anfang des 19. Jahrhunderts, um welche Zeit, zuerst in Beck's Museum zu London, später auch in Deutschland einige Automaten gezeigt wurden, welche unter allen bisher angeführten Kunstwerken den ersten Rang einnehmen. In dem Medaillon einer gewöhnlichen goldenen Tabaksdose befand sich ein goldener Kolibri, emailliert und kaum einen Zoll groß. Auf den Druck einer Feder öffnete sich der Deckel, der Vogel kam augenblicklich zum Vorschein, bewegte die niedlichen Flügel, öffnete den kleinen, rubinenen Schnabel, flötete ebenso deutlich wie angenehm ein kleines Liedchen und zog sich dann in sein Gehäuse zurück, worauf der Deckel von selbst zuklappte. Eine schwarze, ebenfalls emaillierte Kreuzspinne in natürlicher Größe lief kreuz und quer auf einem Tische herum, zappelte, wenn man sie aufnahm, mit den Beinen, bewegte die Fangwerkzeuge und ahmte überhaupt alle Bewegungen einer Spinne nach. Ihr Mechanismus war aus 115 kleinen, teilweise nur durch das Mikroskop erkennbaren Rädern zusammengesetzt. Ein nicht viel weniger kunstvolles Stück war ein Schwan mit natürlichem Gefieder, der in einem kleinen Teich mit Goldfischen umherschwamm, die Flügel und den Hals dehnte, sein Gefieder putzte und zuletzt ein Fischlein fing und verschluckte.

Wo derartige Automaten zu schwindelhaften Zwecken verwendet wurden, ist es infolge der ungeheuren Vorsicht ihrer Verfertiger nur selten gelungen, den Schwindel zu entlarven. Nur der Zufall kann dies herbeiführen, wie es z. B. am Hof Karls II. von England geschah, woselbst ein Thomas Irson einen angeblich sprechenden Automaten vorführte.

Lange Zeit zerbrachen sich die Zuschauer, selbst die am Hofe lebenden Gelehrten, über das unerklärbare Wunderwerk die Köpfe, bis ein junger Edelknabe zufällig zur Entdeckung des Geheimnisses gelangte, welches dasselbe umgab. Er hatte sich während einer Produktion aus dem Saal geschlichen, um die günstige Gelegenheit zu einem Rendezvous mit einer schönen Hofdame zu benutzen, trat auf dem Wege dahin unversehens in ein verborgenes Gemach, das an den Produktionssaal stieß, und traf hier einen katholischen Priester vor zwei kleinen Oeffnungen in der Wand, wovon die eine Fragen brachte, während die andere durch ein zweites Sprachrohr die Antworten in den Mund der Figur zur Verlautbarung beförderte. Der Edelknabe verständigte schnell einige Garden, welche schleunigst herbeieilten und den Priester festnahmen. Er wurde samt Irson aus dem Lande gejagt.*)

Wie bemerkt, sind solche Aufdeckungen des Schwindels sehr vereinzelt geblieben, was zum Teil auch dadurch erklärlich ist, daß die Urheber, um das Volk von dem vorwitzen Einblick in die Praktiken dieser angeblichen Wunder abzuhalten, allerlei Schreckgeschichten erfanden, eine Theorie, die wir noch heute bei den Magiern,

*) „Illustrierte Zeitung" Nr. 2021, S. 231.

3*

Digitized by Google

Schamanen, Priestern und Schnellkünstlern fast aller Völker finden. Um keinen Preis verraten sie ihre Geheimnisse, wir sehen sie vielmehr bemüht, mit allen Mitteln dem Zutritt Unberufener zu ihren Zusammenkunftsorten zu begegnen. Sie verbreiten den Glauben, daß das unbefugte Betreten derartiger heiliger Plätze, der Anblick der heiligen Gegenstände Unheil, sogar den Tod bringe.

„Für den Menschen ist es kein Glück, die Götter zu sehen", schreibt schon Pausanias X., 32, und fürwahr, die Neugierde oder der Wissensdurst ist Denjenigen, die wie der Jüngling zu Sais den Schleier der Gottheit oder, vielmehr die Geheimnisse des Priestertums zu heben versuchten, noch niemals zum Heile ausgeschlagen. Die Geschichte des Altertums, sowie des Mittelalters bietet unzählige Beispiele, daß diejenigen, die dem Priestertume in dieser Weise zunahe kamen, Tod und Verderben fanden. Mit Raserei wurden Herse und Aglauros bestraft, weil sie einen Blick in die geheimnisvolle Lade geworfen hatten. Als Aegyptos den Poseidontempel in Mantinea betrat, der für jedermann unzugänglich war, erblindete er sofort und starb bald darauf. (Pausanias VIII., 5, 2.) Wer das Heiligtum der Eumeniden betrat, wurde wahnsinnig. Als ein Soldat die secreta Chaldaeorum im Tempel des Baal Chon zu Seleucia öffnete, ergriff die Pest das ganze Lager des L. Verus, was bei der Plünderung des Tempels des Anaitis sich wiederholte. (Am. Marcellus XXIII.) Pontifex Metellus, der das trojanische Palladium mit Lebensgefahr aus dem brennenden Vestatempel rettete, erblindete beim Anblick des Heiligtums (Plinius VII., 45), gleichwie Ilos beim zufälligen Anschauen des vom Himmel gefallenen Palladiums sein Augenlicht verlor.

Als Uza am Wege von Gibea nach der Davidsstadt die von einem Rinderpaare gezogene Lade des Zeugnisses berührte, fiel er sogleich tot um (II. Sam. VII), und von der Bundeslade lesen wir I. Sam. VI., 19. sogar, daß 50,070 Einwohner von Bethsemes vom bloßen Anblick derselben tot geblieben seien!

Derartige, lediglich zur Wahrung ihrer Geschäftsgeheimnisse und zur Hebung ihres eigenen Ansehens von den Priestern erfundene oder in Szene gesetzten Schreckgeschichten sind uns unzählige erhalten; daß Priester sogar wenn die Aufdeckung ihres Betruges und damit der Zusammenbruch ihrer Existenz zu befürchten war, selbst vor Verbrechen nicht zurückgeschreckt sind, lehrt gleichfalls die Geschichte.

Bei den Maori auf Neu-Seeland wurden Frauen und Töchter von dem eigenen Manne und Vater erschlagen, weil sie vorwitzig einen Tempel betreten hatten; wer in dieser Weise frevelte, neugierig war oder unberufen den heiligen Zeremonien beiwohnte, war dem Tode verfallen.*) Läßt bei den Marutse-Mambundas in Afrika einer oder der andere merken, daß sich bei ihm das Nach-

*) Ratzel, Völkerkunde II., S. 85, 213.

Digitized by Google

denken über die blöde Zauberei rege, so wird er von den Zauberern auf irgend eine Weise einfach aus dem Wege geräumt.*)

Derartige „Wunder" verstanden vor allen die Jesuiten zu verrichten, sobald sie die Geheimnisse oder die Existenz ihres Ordens in irgend einer Weise bedroht sahen. Das wußte Papst Clemens XIV. sehr wohl, als er am 16. August 1773 das Breve erließ, durch welches der Orden der Jesuiten für ewige Zeiten aufgehoben werden sollte.

Als er diese Maßnahme traf, stand der Papst in voller rüstiger Kraft da, und seine Gesundheit war nie blühender gewesen. Dennoch sagte er bei Unterzeichnung des Breves, die Feder weglegend: „Questa supressione me darà la morte!" („Diese Aufhebung wird mir den Tod geben!") Papst Clemens kannte die Jesuiten, und wirklich hatten dieselben schon von dem Zeitpunkte an, wo die Aufhebung des Ordens in Erwägung gezogen wurde, ihrer Gewohnheit gemäß durch provozierte Prophezeiungen auf die Gemüter zu wirken begonnen. Es wurden Weissagungen verbreitet, der Papst werde am 24. März tot sein. Zu diesen Todankündigungen scheint das Erscheinen eines Kupferstiches zu gehören, der unmittelbar nach der Aufhebung der Jesuiten in deutschen Ländern verbreitet wurde. Man sieht auf diesen Kupfern den Tod, ein Gerippe, in einen Mantel gehüllt, den Schädel mit Lorber gekrönt, wie nach einer Heldenthat. Vor ihm steht ein Exjesuit, den dreispitzigen Hut in der Hand. Er scheint heiter und guter Dinge. Im Hintergrunde in der rechten Ecke steht eine Art von Tabernakel, an welchem die abgelegten Insignien der Jesuiten hängen. Ueber dem Bilde sieht man das bekannte Symbol der Jesuiten, rund herum die Worte: „Freuet euch, eure Namen stehen im Himmel." Unter dem Bilde liest man: „Sic finis erit" (So wird das Ende sein!) ferner: „Quod bonum est in oculis suis, faciat" (Was gut ist in seinen Augen, wird er thun.) Der Exjesuit?

Nach geschehener Aufhebung des Ordens kannte die Wut der Jesuiten keine Grenzen; und sie ließen durch zwei im Kloster zu Montefiascone lebende Nonnen, von denen die eine stigmatisiert war und jene Erscheinung der blutenden Wundmale an Händen und Füßen darbot, von denen die Heiligenlegende so viel erzählt, die aber die exakte Medizin nie zu sehen Gelegenheit fand, die Prophezeiungen verkünden, der Papst werde sterben, und zwar würden sich diesmal keine Gläubigen finden, die der Gewohnheit gemäß dem sterbenden Papst die Füße küssen. Die Weissagungen dieser beiden Nonnen wurden, wie in der später angeregten gerichtlichen Verhandlung zu Tage kam, durch deren Beichtväter, die Jesuiten Coltraro und Veniza, in Briefen an Ordensmitglieder verbreitet, und schrieb ersterer an einen Freund: „Pflanze die Gerüchte fort, damit System in die Sache komme."

*) Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika II., S. 336—390; Hellwald, Naturgeschichte des Menschen II., S. 96.

Digitized by Google

Der Papst erhielt von vielen Seiten Winke, sich vorzusehen. Der Vikar von Padua meldete, daß ein Jesuit in seiner Gegenwart in den heftigsten Ausdrücken gegen Clemens gesprochen und ihm den Tod angekündigt habe. Und wirklich erkrankte der Papst in der heiligen Woche 1774 nach dem Mittagessen unter höchst auffälligen Erscheinungen, und bald war er sowohl wie seine Umgebung in vollster Weise davon überzeugt, daß er Gift erhalten habe. Die Aeußerungen dieses Giftes zeigten sich in schrecklichster Form, Entzündungen traten im Halse, dem Schlunde, dem Unterleibe auf und nach unsäglichen Leiden gab der Papst, kaum ein Jahr nach Publikation der Aufhebungsakte des Jesuitenordens, den Geist auf.

Schon Monate vorher fand man auf ins Auge fallenden Mauern der Häuser die Buchstaben

I. S. S. S. V.

Man wußte nicht, was das zu bedeuten habe. Die visionäre Nonne von Valentano gab aber Aufklärung dahin, die wunderbaren Buchstaben bedeuteten:

„In Settembre Sarà Sede Vacante."

„Im September wird der Stuhl vakant sein." —

Der Zerfall der Leiche des Papstes trat so ungemein schnell ein, daß schon am zweiten Tage nach dem Tode die Nägel sich absonderten, die Haare ausfielen und die Haut vom Körper sich löste, so daß von einer Ausstellung der Leiche Abstand genommen werden mußte. Wer sich weiter für die Ergebnisse der Sektion interessiert, findet eingehendere Darstellungen in dem Jahrgange 1867 der „Gartenlaube", Seite 10.

Es wäre seltsam zugegangen, wenn die Hände, welche also Wunder zu verrichten wußten, nicht auch dafür gesorgt hätten, daß sich nach seinem Hingang ein Papier finde, in welchem der Papst selbst seine Reue über die Maßregel der Aufhebung des Jesuitenordens kundgethan. Es zeigte sich wirklich, daß der Tote, der jetzt freilich nichts mehr desavouieren konnte, in den Händen seines Beichtvaters einen bestimmten und motivierten Widerruf des Breves vom 16. August 1773 niedergelegt, in welchem er erklärte, daß er das Breve nur gezwungen erlassen habe.

So sind die „Wunder" der Jesuiten, jener Ordensbrüder, denen Johannes Scherr in seiner „Deutschen Kultur- und Sittengeschichte" (Seite 277) folgende Worte widmet:

„Der Jesuitismus wollte die ganze Erde zu einer Art Gottesstaat im Sinne des Katholizismus, zu einer Domäne des Papstes machen, der natürlich eine Marionette in den Händen des Ordens sein sollte und war. Jedem freien Gedanken nicht nur, nein, dem Gedanken überhaupt auf den Kopf zu treten, an die Stelle des Denkens ein unklares Fühlen zu setzen, mit unerhörter Systematik und Konsequenz die Verdummung und Verknechtung der Massen durchzuführen,

Digitized by Google

gescheide Köpfe, die Reichen und Mächtigen, die einflußreichen Leute jeder Art durch blendende Vorteile an sich zu fesseln, die vornehme Gesellschaft zu gewinnen mittels einer Moral, welche durch ihre Klauseln und Vorbehalte zu einem Kompendium des Lasters und Frevels wurde, die Armen durch Beachtung ihrer materiellen Bedürfnisse zum Danke zu verpflichten, hier der Sinnlichkeit, dort der Habsucht, hier der Gemeinheit, dort dem Ehrgeize zu schmeicheln, alles zu verwirren, um endlich alles zu beherrschen, die Zivilisation untergehen zu lassen in einer bloßen Vegetation und die Menschheit in eine Schafherde umzuwandeln: darauf ging die Gesellschaft Jesu aus. Ihre Organisation war großartig und bewunderungswürdig. Hier war in diametralem Gegensatze zu der auf Befreiung des Individuums gerichteten Reformationsidee das völlige Hingeben der Individualität an ein Ganzes durchgeführt. Das Herz des Jesuiten schlug in der Brust seines Ordens. Nie hat ein General gehorsamere, unerschrockenere, heldenmütigere Soldaten gehabt als der Jesuitengeneral und nie auch wurde ein Heer mit meisterhafterer Strategie geführt als die „Kompagnie Jesu". In ewiger Proteuswandlung und dennoch stets dieselbe, führte sie den nimmerrastenden Krieg wider die Freiheit. Alles wurde auf diesen Zweck bezogen und alles mußte ihm dienen. Der Jesuit war Gelehrter, Staatsmann, Krieger, Künstler, Erzieher, Kaufmann, aber stets blieb er Jesuit. Er verband sich heute mit den Königen gegen das Volk, um morgen schon Dolch und Giftphiole gegen die Kronenträger in Anwendung zu bringen, weil bei veränderter Konstellation der Vorteil seines Ordens dies heischte. Er predigte den Völkern die Empörung und schlug zugleich schon die Schaffote für die Rebellen auf. Er scharrte mit geiziger Hand Haufen von Gold zusammen, um sie mit freigebiger wieder zu verschleudern. Er durchschiffte Meere und durchwanderte Wüsten, um unter tausend Gefahren in Indien, China und Japan das Christentum zu predigen und sich mit von Begeisterung leuchtender Stirne zum Märtyrertode zu drängen. Er führte in Südamerika das Beil und den Spaten des Pflanzers und gründete in den Urwaldwildnissen einen Staat, während er in Europa Staaten untergrub und über den Haufen warf. Er zog Armeen als fanatischer Kreuzprediger voran und leitete zugleich ihre Bewegungen mit dem Feldmeßzeug des Ingenieurs. Er schweigte das Gewissen des fürstlichen Herrn, welcher die eigene Tochter zur Blutschande verführt, wie das der vornehmen Dame, welche mit ihrem Lakai Ehebruch trieb und ihre Stiefkinder vergiftet hatte. Für alles wußte er Trost und Rat, für alles Wege und Mittel. Er führte mit der einen Hand Dirnen an das Lager seiner prinzlichen Zöglinge, während er mit der anderen die Drähte der Maschinerie in Bewegung setzte, welche den Augen der Entnervten die Schreckbilder der Hölle vorgaukelte. Er entwarf mit gleicher Geschicklichkeit Staatsverfassungen, Feldzugspläne und riesige Handelskombinationen. Er war ebenso gewandt im Beichtstuhl, Lehrzimmer und Ratssaal, wie

Digitized by Google

auf der Kanzel und auf dem Disputierkatheder. Er durchwachte die Nächte hinter Aktenfaszikeln, bewegte sich mit anmutiger Sicherheit auf dem glatten Parkett der Paläste und atmete mit ruhiger Fassung die Pestluft der Lazarete ein. Aus dem goldenen Kabinette des Fürsten, den er zur Ausrottung der Ketzerei gestachelt hatte, ging er in die schmutztriefende Hütte der Armut, um einen Aussätzigen zu pflegen. Von einem Hexenbrande kommend, ließ er in einem frivolen Höflingskreise schimmernde Leuchtkugeln skeptischen Witzes steigen. Er war Zelot, Freigeist, Kuppler, Fälscher, Sittenprediger, Wohlthäter, Mörder, Engel oder Teufel, wie die Umstände es verlangten. Er war überall zu Hause, er hatte kein Vaterland, keine Familie, keine Feunde; denn ihm mußte das alles der Orden sein, für welchen er mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung und Thatkraft lebte und starb. Nie, fürwahr, hat der Menschengeist ein ihm gefährlicheres Institut geschaffen als den Jesuitismus und nie hat ein Kind mit so rücksichtsloser Entschlossenheit seinem Vater nach dem Leben gestrebt wie dieses."

So Johannes Scherr. Und wenn in der That unter dem Priestertume des ganzen Weltalls die Jesuiten sich am gefürchtetsten gemacht haben, so beruht dies einfach darin, daß sie am rücksichtslosesten das uralte Ziel des Priestertums: „die unbedingte Herrschaft über das Weltall" zu erreichen strebten, und, der von ihnen erfundenen Devise: „Der Zweck heiligt die Mittel" getreu, in der Wahl der zum Ziele führenden Mittel und im Gebrauche derselben weniger skrupulös, sondern rücksichtsloser gewesen sind, als jemals ein anderer Priesterorden.

Wurde der Jesuitenorden auch erst am 27. September 1540 gestiftet und bestätigt, so bestand er in seinem Urwesen doch schon seit Jahrtausenden, lange vor Gründung der christlichen Kirche, in ihm sind die uralten Ziele des Priestertums gewissermaßen verkörpert, er repräsentiert das Streben desselben in seiner höchsten Potenz.

Seinem ganzen Wesen nach war schon Papst Gregor VII. ein ausgesprochener Jesuit. Als er auf dem Stuhle Petri saß, erlebte die kirchliche Macht ihren höchsten Triumph, den Triumph, daß der mächtigste Herrscher der derzeitigen Christenheit, Kaiser Heinrich IV., von dem päpstlichen Bannstrahle getroffen, demütig zu Kreuze kroch.

Als Kaiser Heinrich sich weigerte, päpstliche Anmaßungen und Forderungen, die seine und des deutschen Reiches Existenz in Frage stellen mußten, anzuerkennen, da stellte es sich heraus, daß auch die christliche Kirche für derartige Frevler ihre Tabustrafen hatte, das „Interdikt" und den „Bann", beides furchtbare Waffen, furchtbare Mittel zur Erreichung eines Zweckes in der Hand der herrschsüchtigen Päpste jener finsteren Zeit. Wer gegen die Kirche sich verging, ihr Eigentum verletzte oder nicht ihren Geboten gehorchte, der ward verflucht. Gregor V. war der erste, welcher einen derartigen Fluch auf ein ganzes Land,

Digitized by Google

auf Frankreich, schleuderte. Dieser Fluch, von herrschsüchtigen, lieblosen Priestern geworfen, die nicht darnach fragten, ob mit zehn Schuldigen Millionen Unschuldige leiden mußten, traf das Land härter und schwerer, als wenn die Pest in demselben gewütet hätte. Dann zog kein Landmann mehr zu Felde, kein Schiff verließ den Hafen, der Bauer glaubte, der verfluchte Boden werde nur Unkraut bringen, der Kaufmann fürchtete, seine Schiffe würden vom Blitze und Sturme zerschlagen. Es gab keinen Gottesdienst mehr. Die Kirchen wurden geschlossen, die Altäre ihres Schmuckes entkleidet. Kein Glockenklang durchhallte mehr die Luft, keine Sakramente wurden ausgeteilt, alle Wallfahrten, alle Taufen waren verboten. Die Toten wurden verscharrt wie Vieh, in ungeweihter Erde! — Ehen wurden nicht am Altar, nein, auf den Gräbern eingesegnet — denn alles, alles sollte daran erinnern, daß der Fluch des Papstes auf dem Lande ruhe, der Fluch des Vertreters Dessen, der da sagt: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen."

Ward ein Einzelner mit dem Banne belegt, so ward er gemieden, als sei er mit Aussatz behaftet. War er ein Fürst, ein Heerführer, ein König, ein Kaiser, so waren Soldaten und Unterthanen ihrer Gelübde der Treue sofort entbunden; vor seine Thüre stellte man eine Totenbahre, zum Zeichen, daß er auch bürgerlich tot sei, keine Rechtssachen mehr vor Gericht führen, nicht mehr als Zeuge dienen, kein Gut mehr zu Lehen geben könne. Die Ueberreste seiner Tafel wurden verbrannt, der Aermste rührte sie nicht an; die Leiche des Exkommunizierten wurde wie die eines Hundes verscharrt. Es bedarf nur der Kenntnis des Wortlautes einer derartigen Bannformel, um es erklärlich zu finden, daß selbst die Herrscher der Erde vor dem Bannfluch zitterten.

„Verflucht seien sie immer und überall: verflucht bei Tag und zu jeder Stunde; verflucht, wenn sie schlafen und wenn sie wachen; verflucht, wenn sie fasten und wenn sie essen und trinken; verflucht sei ihre Rede und ihr Schweigen; verflucht seien sie drinnen und draußen, auf dem Feld und auf dem Wasser; verflucht vom Wirbel des Hauptes bis zu den Sohlen der Füße. Ihre Augen sollen blind, ihre Ohren taub, ihr Mund stumm werden; die Zunge soll im Gaumen stocken; ihre Hände sollen sich nicht bewegen, noch ihre Füße gehen. Verflucht seien alle Glieder ihres Körpers; stehend, liegend seien sie von jetzt auf immer verflucht: und so mögen ihre Lichter bei der Erscheinung des Herrn am Tage des Gerichts ausgelöscht werden. Ihr Begräbnis geschehe mit den Hunden und den Eseln; ihren Leichnam mögen die gefräßigen Wölfe verzehren, der Teufel mit seinen Engeln sei ihr Begleiter immerdar."

Niedergedrückt von der Gewalt eines solchen Bannes, und von dem Wunsche beseelt, um jeden Preis seine Ledigung von dieser fürchterlichen Bürde zu erlangen, pilgerte Kaiser Heinrich in strengstem Winter über die Alpen. Drei Tage und drei Nächte lang, zitternd vor Frost, matt vor Hunger und Durst,

Digitized by Google

barfuß, bloßen Hauptes, nur mit einem wollenen Büßerhemde angethan, so stand ein mächtiger, siegreicher deutscher Kaiser im Schloßhofe von Canossa, um die Lösung des Bannes zu erbetteln.

Diese in der Weltgeschichte einzig stehende Schmachszene, die tiefste Erniedrigung, die das Deutschtum vom Romanismus, der Staat von der Kirche, das altverbriefte Recht von der in der Wahl ihrer Mittel keineswegs verlegenen priesterlichen Herrschsucht jemals erlitt, möge sie unserem deutschen Volke „als ein Mahn- und Warnzeichen von furchtbarem Ernste" stets vor Augen stehen, denn das Ringen und Streben des Priestertums, neben der geistigen Herrschaft auch die weltliche Macht zu besitzen, ist heute noch vorhanden wie es vor Jahrtausenden war und wird voraussichtlich erst mit dem letzten Priester sein Ende finden. Ist doch auch die Sucht, göttliche Ehren in Empfang zu nehmen, Gott gleich geachtet zu sein, unter dem Priestertum der Kulturvölker noch heute ebenso vorhanden, wie vor Jahrtausenden und wie bei den Schamanen der Naturmenschen. Der Oberpriester des altmejikanischen Volkes trat an Festtagen als Gott selbst gekleidet aus dem Tempel, das Volk fiel nieder zur Erde, schluckte Staub und flehte um Gnade. Göttlichen Charakter schreiben auch die Tibetaner dem Dalaï-Lama zu, der auch als unsterblich angesehen wird. Um seinen Segen zu erlangen, pilgern alljährlich viele tausende Buddhisten nach Lhasa, dem buddhistischen Rom, um sich angesichts dieser Gottheit zur Erde zu werfen und sich segnen zu lassen. Der Segen des Dalaï-Lama kostet viel, und niemand wird gesegnet, ohne dafür zu zahlen. Der niedrigste Betrag für die Segnung beträgt nach deutschem Gelde 18 Mark. Dem Tibetaner ist kein Goldklumpen zu schwer, kein Nephritstein zu kostbar, als daß sie nicht an den Stufen des Götterthrones aus Dankbarkeit für die Gewinnung des höchsten Glückes niedergelegt würden. Einzelne Deputationen, die aus den fruchtbaren Niederungen Chinas, aus den unabsehbaren Wüsteneien der Mongolei, aus den wilden Schluchten des Himalaya und des Kvenlün kommen, bringen oft Geldgeschenke von mehreren Hunderttausend*). Die Zustände liegen also ähnlich wie bei uns. Tibet dürfte wohl gegenwärtig das Land sein, wo es der Priesterschaft wirklich gelungen ist, seine Ziele zu erreichen und alle Herrschaft, allen Reichtum, alle Macht an sich zu reißen. Jeder Erdfleck daselbst ist Eigentum der Priester. Kein tibetanischer Bauer nennt den Grund und Boden, worauf sein Haus steht, wo er die Saat bestellt, sein eigen: es ist nur ein Lehen der Priesterkaste, die ihn von dannen treiben kann, sobald er ihre Unzufriedenheit heraufbeschworen hat.

Durch Akte vermeintlicher Zauberei, durch angebliche Wunder und andere Priesterreklamen wird das Volk in seinem fanatischen Aberglauben bethört, und dieser Aberglaube fesselt die Tibetaner an ihre Unterdrücker. Die Frage nach

*) Hellwald, Naturgeschichte des Menschen II., S. 479.

Digitized by Google

Gerechtigkeit läßt dieser Aberglaube und die Sorge um das tägliche Brot nicht kennen, geschweige denn zur Erwägung heranwachsen, und so ist in der Macht, in dem Ansehen, in der unbegrenzten Gewalt der Priester auf das Volk die Barriere zu suchen und zu finden, welche Tibet nach allen Seiten hin absperrt. Tibet ist das gelobte Land der Priesterschaft, hier hat das jahrtausendelange Ringen Verwirklichung gefunden, hier ist der Zustand geschaffen worden, den die Priester gar zu gerne allüberall eingeführt sehen möchten.

Daß ein derartiger Zustand nicht auch im Abendlande herrscht, ist wahrhaftig nicht Schuld der Priesterschaft, an eifrigsten Versuchen zu einer Herbeiführung eines solchen hat sie es, wie die ganze Jahrhunderte alte Kampfesgeschichte zwischen Staat und Kirche lehrt, niemals fehlen lassen. Wie sich aus dem „Syllabus" ergibt, verdammt der Papst alle Wissenschaft und Philosophie, die sich der Autorität der Hierarchie nicht unterordnet und anpaßt (Syll. 1—14, 57), er verwirft ferner jede Glaubensfreiheit (Syll. 15—18), jede freie Ausübung der verschiedenen religiösen Kulte. Die Rede- und Preßfreiheit, die Frucht unendlichen Ringens, wird eine „schreckliche Seuche" genannt, und lehnt der Papst (Syll. 80) „jede Versöhnung des Papsttumes mit dem Fortschritte, Liberalismus und der modernen Zivilisation ab". Daß den maßlosen Ansprüchen Roms durch kein Zugeständnis, durch kein Entgegenkommen jemals Genüge gethan werden kann, ist aus der Geschichte des sog. Kulturkampfes ersichtlich geworden. Päpstliche Anmaßung dürfte erst dann befriedigt sein, wenn das Abendland ein zweites Tibet geworden wäre. An rastlosen Bestrebungen, es zu einem solchen zu machen, fehlt es heute noch nicht. Ein weiterer Schritt zu solchem Versuch ist auch jene im Jahre 1870 zum Faktum gewordene Unfehlbarkeitserklärung des Papstes, diese Vergöttlichung des obersten Priesters. Er ist unfehlbar, aus ihm spricht die Gottheit. Und wenn es trotzalledem der Priesterschaft nicht gelang, die Herrschaft an sich zu reißen, so beruhte dies darauf, daß der Geist der Erkenntnis nicht mehr ein ausschließliches Besitztum der Priesterschaft, sondern ein Allgemeingut des gesamten Volkes geworden ist. Bildung macht frei, und je mehr ein Volk nach Wissen, Bildung und Wahrheit strebt, desto weniger wird es in dem Morast des Aberglaubens versinken, desto mehr wird es der wahren Freiheit würdig sein, der Freiheit des Geistes sich erfreuen können.

Digitized by Google

Heilige und Reliquien.

In allen orientalischen Ländern, namentlich aber in Indien, gibt es seit uralten Zeiten eine große Anzahl sogenannter „Fakire", welche ein religiöses, beschauliches Dasein auf Kosten der arbeitenden Klassen führen. Sie sind nichts als reine Faulenzer, die das Betteln unter einer religiösen Maske der Arbeit vorziehen.*) Manche dieser Fakire versteigen sich in dem Bestreben, durch auffällige Prozeduren das Renommee eines Heiligen zu erlangen, zu wahrhaft seltsamen Manipulationen; viele von ihnen sind verrückt, durch übergroßen Eifer um den Verstand gekommen. J. Forbes Watson und J. W. Kaye berichten, daß viele in puris naturalibus gehen, mit einem Menschenschädel in der Hand, von dem sie das modernde Fleisch abgenagt, dem sie Gehirn und Augen mit den Fingern ausgebohrt haben, und worein sie dann irgend ein Getränk gießen, gleichviel ob Branntwein, Milch oder faules Wasser. Als Speise dient ihnen das nächste beste, ein modernder Leichnam, ein Tieraas, Gekochtes oder Unrat. Mit verfilztem Haar, blutroten Augen, den Leib von Schmutz und Ungeziefer bedeckt, so sind diese Fakire ein Gegenstand des Grausens und Abscheues. Einem Wolfe sieht er ähnlicher als einem menschlichen Wesen. Der Hindu aber betrachtet diese Elenden mit Verehrung, und keiner wagt sie von seiner Thüre wegzujagen. Einzelne Fakire nehmen Gelübde und Kasteiungen mitunter der abenteuerlichsten Art auf sich. Die einen schweigen fortwährend, die anderen öffnen den Mund nur zu nachgeahmten Tierlauten; dieser hält einen Arm solange nach oben, bis er ihm steif für immer so stehen bleibt, jener thut das mit beiden Armen, sobaß ihn nachher die Leute füttern müssen, was diese übrigens gerne mit fast anbetender Bewunderung besorgen; noch andere stoßen sich spitze Eisen in den Körper, laufen zerschunden einher und die Yogi wissen sich durch jahrelang geübte Körperdressur und Selbsthypnotisierung in einen wochen-, ja monatelangen Todesschlaf, wie die Murmeltiere, zu versetzen.**)

*) Ueber die Arbeitsscheu dieser Fakire klagen viele Schriftsteller. Augustinius klagt über die Arbeitsscheu der Mönche (de opere monachorum). Im Oriente belästigen sie die Städte und Dörfer wie eine Landplage (Neander, Der heilige Chrisostomus II., S. 108).

**) Eingehendere Schilderungen über das Leben der indischen Fakire, durch zahlreiche Stiche veranschaulicht, finden sich im 1. und 2. Bande des berühmten Werkes: „Cérémonies et

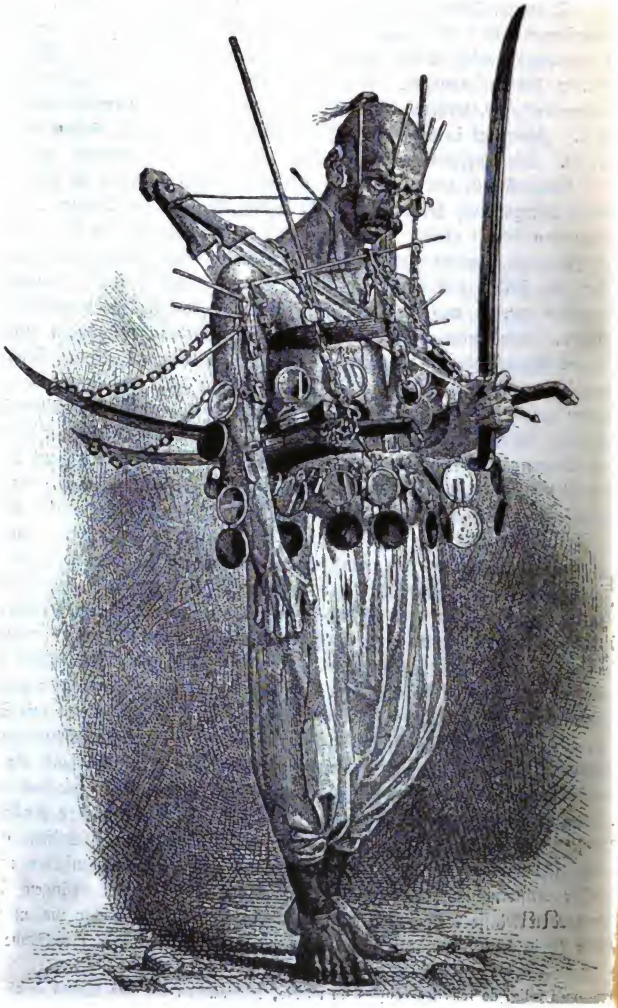
Digitized by Google

Derartige Fakire sind noch heute in Indien zahlreich zu finden. Religiöser Fanatismus und Reklamesucht veranlaßt auch die schittischen Tataren zu Schuscha in Karabagh, während der Prozessionen am Möharremfest barbarische Selbstorturen sich aufzuerlegen. Vor allem sind darin groß die sogenannten „Geschrammten", die, mehrere hundert an der Zahl, zumeist zu zweien nebeneinander gehen. Jeder hat in der Hand einen Säbel, dessen Schärfe Gesicht und Stirn berührt. Die Kopfhaut dieser Fanatiker ist mit Narben bedeckt, aus welchen Blut herabträufelt, das teils im Gesichte zu Klumpen geronnen ist, teils auf ein großes Leinwandtuch herabträufelt. Unter dem blutigen Hautüberzuge, der einer braunroten Maske gleicht, sieht man nichts Weißes, als das im Auge und jenes der Zähne. Inmitten der Geschrammten oder neben diesen Narbenmännern gehen die Helden des Tages einher. Sie möchten mit Hosseïn, dem Heiligen, verglichen werden und Ruhm dadurch erwerben, daß sie sich allerlei Martern zufügen. Sie gehen halbnackt und bringen sich blutige Wunden vermittelst scharfer Gegenstände bei, mit welchen sie Schrammen in das Fleisch einschneiden. In die Kopfhaut befestigen sie spitze Zacken von Holz; an manchen anderen Zacken und Marterwerkzeugen haben sie kleine Ketten und bewegliche Spiegel befestigt. Manche haben derartige Spiegel auch an den Händen, auf der Brust und dem Magen; dieselben sind vermittelst messingener Haken in der Haut befestigt. Auf Brust und Rücken bilden die Spitzen zweier großer Dolchmesser ein Kreuz, und dieselben sind so gestellt, daß sie bei jeder Bewegung des Mannes ihm das Fleisch ritzen. Auch an den Seiten kreuzen sich zwei Schwerter. An diesen Waffen hängen kupferne oder auch eiserne Ketten; sie sind um so schwerer, je eifriger in seiner Frömmigkeit der „Märtyrer" ist. Auf dem Leibe haben sie kleine Stäbe von Holz oder Eisen, mehr oder weniger dicht nebeneinander; diese bilden eine Art von Panzer, welche ein allzu heftiges Schmerzen verhindern sollen. Manche, die vor dem Volke Parade machen und sich möglichst gelinde Qualen zufügen wollen, befestigen verschiedene Marterwerkzeuge nur unter der Haut, aber nicht tief in das Fleisch. Manche hauen auf ihre Brust mit Steinen ein, sodaß sie braun, blau und gelb wird. Diese gelten für frömmer als die Faustpauker, d. h. diejenigen, die sich nur mit der geballten Faust die Brust bearbeiten. Während dieses Umzuges schreit das Volk einmal über das andere: „Hier sind unsere Gerechten! Hier sind die Stützen der Frömmigkeit!" Ein Derwisch, der als Schmuck allerlei religiöse Inschriften an sich trägt, schleppt an einer Kette einen so schweren Stein, daß er denselben nur mit großer Anstrengung fortbewegen kann. Namentlich an ihn drängen sich die Frauen in Masse heran; diesen hochheiligen, frommen Märtyrer wollen sie um jeden Preis sehen. Im allgemeinen machen sich diese Derwische ihre Sache etwas

---

coutumes rélig. de tous les peuples du monde, représentées par des figures dessinées par P. Picart. Amst. 1723—43. 9 Bände.

Digitized by Google



Ein schiitischer Märtyrer am Hosseinsfeste.

(Nach einem Holzschnitt im „Globus“ 1869. Verlag von Vieweg, Braunschweig.)

Digitized by Google

Die geschrammten Schiiten.

(Nach einem Holzschnitt im „Globus“ 1869. Verlag von Vieweg in Braunschweig.)

Digitized by Google

leicht. Sie breiten am Wege kleine Teppiche aus, legen Rosenkränze und namentlich auch Steine und andere Kleinigkeiten aus, die bei Kerbela, wo der Imam den Märtyrertod starb, gesammelt sind, und bieten diese Schnurrpfeifereien zum Verkauf aus, oder eigentlich nicht zum Verkauf, denn sie jammern, wehklagen, schlagen mit den Armen auf und nieder, hin und her, und bitten für die „Männer Gottes", das sind sie selber, um — Almosen.*)

Wohl nirgendwo hat aber eine derartige Sucht, in den Geruch der Heiligkeit zu kommen, mehr grassiert und zu abenteuerlicheren Extravaganzen geführt, als in der alten christlichen Kirche. Namentlich in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, bis zu Anfang unseres Jahrtausends, artete diese Sucht zu einer förmlichen Epidemie aus.

Am Anfang des fünften Jahrhunderts war Egypten so voll von Mönchen und Anachoreten, daß sich in dem einzigen Orte Tabenna an 50,000 zur Feier des Osterfestes zusammengefunden haben sollen. Unzählige wurden durch Eitelkeit, durch hochmütige Selbstüberhebung und Ehrgeiz getrieben, diesen Fanatikern nachzueifern, denn die Einsiedler und Asketen standen im höchsten Ansehen.

Einer suchte den anderen an schwärmerischer Uebertreibung und Selbstquälerei zu übertreffen. Manchen gelang dies so vortrefflich, daß uns bei der Schilderung die Haut schaudert.

Einige dieser Heiligen lebten jahrelang in unterirdischen Höhlen, andere ließen sich bei der größten Hitze bis an den Hals in den glühenden Sand graben; noch andere in Pelze einnähen, sodaß nur ein Loch zum Atmen frei blieb; ein besonders fanatisierter Schwärmer hieb sich einen steinernen Paletot aus dem Felsen heraus und trug denselben, wie die Schnecke ihr Haus, beständig mit sich herum. Sehr viele behängten sich mit schweren eisernen Ketten und Gewichten; so trug der heilige Eusebius beständig zweihundertundsechzig Pfund Eisen an seinem Körper. St. Macarius setzte sich (zur Abtötung des Wollustteufels) in einen Ameisenhaufen; St. Bernhard, derselbe Schwärmer, der die Seele des zweiten Kreuzzuges war, jener großartigen Narrheit, die sieben Millionen Menschen das Leben kostete, quälte seinen Körper auf grauenhafte Weise, indem er nur Buchenblätter und das elendeste Gerstenbrot aß. Genoß er einmal zur Stärkung seines total ruinierten Magens etwas Mehlbrei mit Oel und Honig, dann weinte er bitterlich über diese Schwachheit. Der heilige Franz von Assisi, ursprünglich ein verdorbener Kaufmann namens Johannes Berardoni aus Assisi, wälzte sich nackt auf Dornen und stieg bis an den Hals in gefrierende Teiche; die Katharina von Cardone wohnte in einer Höhle, trug ein Kleid von Ginster, mit Dornen und Eisendraht durchflochten, fraß Gras wie ein Tier, ohne sich der Hände zu bedienen, und fastete einmal, genau wie die Hungerreklamemacher unseres Jahrhunderts, Dr. Tanner, Succi

*) „Globus" 1869, S. 134.

Digitized by Google

und Merlatti, vierzig Tage lang. Eine Anzahl Nonnen der heiligen Therese schliefen auf Dornen oder im Schnee, tranken aus Spucknäpfen, aßen tote Mäuse, tranken Blut, tauchten ihr Brot in faule Eier und durchstachen sich die Zunge mit Nadeln, wenn sie das Schweigen gebrochen hatten. Die heilige Rosa von Lima schlief auf knotigem Holz und auf Glasscherben, als Nachttrunk nahm sie einen Schoppen Galle zu sich. Die heilige Passidea, eine Cisterzienernonne aus Siena, geißelte sich und wusch dann ihre Wunden mit Essig, Salz und Pfeffer; sie schlief auf Kirschkernen und Erbsen, trug ein Panzerhemd von sechzig Pfund Schwere und stieg gleichfalls in gefrierende Teiche, um sich mit einfrieren zu lassen. Ja sie trieb den Unsinn so weit, daß sie sich eine Zeitlang, den Kopf nach unten, in einen rauchenden Schornstein hängte. Den Höhepunkt der Verrücktheit erreichten nun wohl Thaleläus, der sich in den Reifen eines Wagenrades einklemmte und und zehn Jahre lang in dieser angenehmen Stellung zubrachte, sowie der heilige Simeon, der Sohn eines egyptischen Schafhirten. Derselbe schnürte seinen Leib mit einem Stricke so fest zusammen, daß überall Geschwüre hervorbrachen, die so entsetzlich stanken, daß es niemand in seiner Nähe aushalten konnte. Später ahmte er die Anbeter der großen Göttermutter Kybele in Syrien nach, stellte sich auf die Spitze einer Säule und blieb hier jahrelang stehen. Die erste Säule, die er zu diesem Zwecke benutzte, war nur vier Ellen hoch, aber je höher sein Wahnsinn stieg, desto höher wurden auch seine Säulen. Als seine Tollheit den Gipfelpunkt erreicht hatte, war seine Säule vierzig Ellen hoch; auf dieser stand er dreißig Jahre! Als seinem ausgemergelten Körper endlich die Kraft zum Stehen fehlte, ließ er auf seiner Säule einen Pfahl errichten und sich an denselben mit Ketten in aufrechter Stellung befestigen. Diese Säulentollheit fand viele Nachahmer, besonders im warmen Morgenlande. Im Abendlande ist nur ein Säulenheiliger bekannt und die fromme Stadt Trier hat den Ruhm, daß er einer ihrer Söhne war. Der damalige Bischof war aber vernünftig genug, die Säule umstürzen und den sonderbaren Heiligen zur Stadt hinausjagen zu lassen.

Wie sehr diese christlichen Fakire mit ihrem aus krankhaftem Ehrgeize, aus Reklamesucht hervorgehenden Narrheiten beim Volke reüssierten, lehrt gleichfalls die Geschichte. Die Städte waren stolz auf ihren Besitz, denn von weit und breit kam das gläubige Volk, die Heiligen zu sehen. Kamen sie in eine andere Stadt, so wurden sie im Triumph empfangen, zu tausenden pilgerte das Volk barfuß und unter Glockenklang ihnen entgegen, um ihren Segen zu erbitten. Die ganze Gegend, in welcher ein besonders toller Einsiedler sein Wesen trieb, hielt sich für beglückt und man hat Beispiele, daß diese Heiligen von den eifersüchtigen Bewohnern anderer Landschaften gleichsam wie die wilden Affen in Pechstiefeln eingefangen wurden.

Salamanius aus Kapersana, einem Dorfe am Euphrat, hatte sich z. B. in ein Haus sperren lassen, welches weder Fenster noch Thüren hatte. Einmal im

Digitized by Google

Jahre öffnete er diesen Käfig, um die Lebensmittel in Empfang zu nehmen, welche ihm herbeigeschleppt wurden, wobei der heilige Mann aber mit niemandem redete. Die Bewohner seines Geburtsortes glaubten ein Recht auf diese Blume der Heiligkeit zu haben und entführten den Narren; aber kaum hatten sie ihn einige Tage, als er ihnen wieder von den Bewohnern eines benachbarten Dorfes gestohlen wurde.

Allgemein war im Altertume und Mittelalter der Glaube verbreitet, daß die Heiligkeit, die Wunderkraft der Heiligen auch ihren Ueberresten, ja den von ihnen getragenen Kleidungsstücken anhafte. Dieser Glaube führte zum Reliquiendienst, der schon im Heidentume obenauf war und genau die Erscheinungen zeigte, wie später im Christentume. Die wunderthätige große Zehe, womit der König Pyrrhus die Milzsucht auszutreiben pflegte, setzte man, wie Plinius berichtet, in einem besonderen Tempel bei, woselbst sie fortfuhr, ihre Kunststücke zu machen. Die Knochen des heiligen Propheten Mopsus heilten, wie Ammianus Marcellinus erzählt, die Krankheiten aller Wallfahrer, die nach seinem Grabe in Afrika pilgerten.

Besonders berühmt aber als Gnadenstätte war die Stadt Comana in Kappadocien, die ihren Namen nach dem dort aufbewahrten Haare des heiligen Orestes führte, das Rom der Heiden, dessen Pontifex maximus keinen Fürsten über sich anerkannte. Aber eine zweite Stadt Comana machte ihm den Ruhm, die echten Locken des Orestes zu besitzen, streitig, und in dem Orte Kassabala zeigte man ebenso wie in Comana das Opfermesser Iphigeniens, ja Athen und Sparta machten ihrerseits den beiden Comanen in Vorzeigung des „allein echten" Bildes der taurischen Diana Konkurrenz. Es gab so viel dieser Palladien wie gegenwärtig echte Köpfe des Täufers Johannes, obwohl die Bibel in ihrer Einfalt lehrt, der arme Mann habe nur einen Kopf zu verlieren gehabt. Ging im Altertum ein solches, meist vom Himmel gefallenes Palladium durch Raub oder Brand verloren, so machte man es wie mit dem vom Himmel gebrachten Salbfläschchen Chlodwigs oder der ebendaher stammenden roten Kriegsfahne (Oriflamme) der Franzosen; man fand es nach der Vernichtung wieder, oder behauptete, der Feind habe eine zur besseren Sicherung angefertigte Fälschung erwischt.

Auch in den Religionen der Muhamedaner, der Chinesen, Japaner und Inder finden wir die Reliquienverehrung hoch ausgebildet. Tausende und abertausende von Hindus strömen nach Allahabad am heiligen Ganges, ein jeder Muslime muß zum wenigsten einmal in seinem Leben das Grab des Propheten in Mekka besucht haben.

Zur vollen Blüte wurde der Reliquiendienst aber erst durch die christlichen Priester gebracht; namentlich wurde derselbe gefördert, als der römische Katechismus den Lehrsatz erhielt, „daß die Reliquien gleiches Vertrauen wie die Heiligen selbst verdienten, weil die Wunderkraft der Heiligen auf ihre Ueberbleibsel übergehe,

Digitized by Google

so daß dieselben Mittel und Organe würden, durch welche Gott den Notleidenden beistehe."

Seitdem bestrebte sich jede Kirche oder Kapelle, wenigstens eine Reliquie zu besitzen, denn der Besitz einer solchen war ein wahrer Schatz, eine herrliche Reklame, denn je heiliger die Reliquie war, desto größer war der Zulauf des Volkes, desto größer der Nutzen, die Opfer, die Gaben, die das Kloster davon zog, denn umsonst waren die Reliquien keineswegs zu sehen.

Gleichwie die Indier um einen Zahn Buddha's (nichts als ein 5 Zentimeter langes, geglättetes Stück Elfenbein von gelblicher Farbe) blutige Kriege führten, so kam es auch unter christlichen Klöstern um den Besitz einer guten Reliquie öfter zu unerquicklichen Reibereien; war doch die Sammelwut der Reliquien bei einzelnen Kirchenpatronen so ausgeartet, daß ihr ganzer Ehrgeiz darauf hinausging, die kostbarsten Reliquien zu besitzen, sie um jeden Preis zu kaufen und andern Liebhabern dabei zuvorzukommen oder ihr Angebot zu überbieten. Die unscheinbarsten, oft ekelhaft aussehenden Gegenstände wurden so zu einer der begehrtesten Handelswaren und zu dem Objekte gewinnsüchtiger Spekulationen. Man hat mehrere Beispiele, daß die Belagerung wichtiger Festungen um eine von den Eingeschlossenen dargebotene Reliquie aufgehoben wurde, und der Kaiser Heraklius erließ dem von ihm mehrfach auf's Haupt geschlagenen persischen Fürsten, der vordem Jerusalem erobert und geplündert hatte, gegen Rückgabe des Kreuzes Christi und ähnlicher Reliquien alle und jede Kriegsentschädigung und Buße. Einige Beispiele historisch verbürgter Preise geben den besten Maßstab für den Grad der herrschenden Verblendung. Kanut von England zahlte für einen armseligen Arm des heiligen Augustin, der nicht einmal Märtyrer war, hundert Talente Silber; Heinrich dem Löwen, der auf seinem Kreuzzuge einen Daumen des heiligen Markus erbeutet hatte, bot die Republik Venedig vergeblich für diese ihr besonders teure Reliquie eine halbe Million Thaler; Ludwig der Heilige hielt die Kosten seiner sehr unglücklichen Kreuzfahrt reichlich durch die erworbenen Reliquienschätze bezahlt. Es glückte ihm obendrein, die Dornenkrone zu erlangen, welche der byzantinische Hof für 15,000 Goldstücke an einen venetianischen Kaufmann verpfändet hatte und nicht wieder einlösen konnte, wofür Ludwig noch dem Kaiser Balduin 10,000 Mark Silber Entschädigung gab. Niemand war glücklicher als der fromme König von Frankreich, der dem seltenen Schatze barfuß entgegen zog und ihn selbst in seine Hauptstadt hineintrug.

Daß eine derartige Sucht und Reliquien-Narrheit von Schwindel und Spekulation auf die fürchterlichste Weise ausgebeutet wurde und förmliche Reliquienfabriken ins Leben rief, war unausbleiblich.

Konnte man Reliquien nicht käuflich an sich bringen, so stahl man solche, wie dies z. B. von dem Gewande Mariä berichtet wird, welches um das Jahr 451 in einem Dorfe in Galiläa verehrt, von zwei Arianern aber, welche die

4*

Digitized by Google

Reliquie gesehen hatten, gestohlen wurde. Diese Arianer ließen sich in Jerusalem ein Kästchen anfertigen, dem ganz ähnlich, in welchem die Reliquien den Pilgern gezeigt wurden, kehrten, dasselbe unter dem Mantel verbergend, zurück, bewerkstelligten den Tausch mit geübter Hand und kamen mit ihrer Beute wieder nach Byzanz, wo sie Kaiser Leo mit seiner Gemahlin Verina selig pries und ob der großen That mit fast „abgöttischen Ehren" überhäufte.

Wo auch der Diebstahl nicht angängig war, nahm man seine Zuflucht zu dem Betrug und gab von irgend einem Richtplatze entnommene Gebeine, aus irgend einer Trödelkammer herrührende Lappen und Fetzen für heilige Reliquien aus und machte Reklame mit dem Besitz derselben. Daß man dabei nicht immer klug und noch weniger gewissenhaft zu Wege ging, beweisen die Mißlichkeiten, daß von manchen Heiligen mehrere Köpfe, von anderen drei und vier Arme und Beine vorhanden sind. So existiert z. B. der heilige Dionysius in zwei Exemplaren, zu St. Denis und zu St. Emmeran; in Prag und Bamberg werden außerdem Köpfe von ihm gezeigt und in München eine Hand, wonach dieser sonderbare Heilige zu Lebzeiten also zwei vollständige Leiber, fünf Hände und vier Köpfe gehabt haben muß. Das Skelett des heiligen Georg macht in nicht weniger denn sechsundzwanzig Exemplaren die Kirchen unsicher, obwohl bereits Papst Gelasius im Jahre 494 seine Legende als Dichtung erklärte. Die Windeln Christi, welche über alle Welt zerstreut sind, zählen nach vielen Dutzenden. Splitter vom heiligen Kreuz gab es so viele, daß man aus dem dazu verwendeten Holz ein Kriegsschiff hätte erbauen können; der heiligen Nägel, womit Christus an das Kreuz geheftet wurde, gibt es mehrere Zentner. Der berühmte ungenähte Rock ist zugleich in Trier, Argenteuil, St. Jago, Rom, Friaul, Moskau und anderen Orten zu sehen; die Marterwerkzeuge, die Dornenkrone, der Schwamm, das Rohr, die Lanze sind so oft gefunden worden, wie man sich nach ihrem Besitze gesehnt hat, und an jedem Stücke kleben einige eingetrocknete Tropfen des kostbaren für die Menschheit vergossenen Blutes. Von dem Schweißtuche, mit welchem die heilige Veronika Jesus den Schweiß abtrocknete, als er nach Golgatha ging, und in welches er zum Andenken sein Gesicht abdrückte, gab es so viele Stücke, daß sie zusammen wohl fünfzig Ellen lang sein mochten. Das Kloster zu Fleury bewahrt ein Fläschchen Milch aus den Brüsten der Madonna, im Kloster Vendome zeigt man in einer Flasche Thränen aus dem Auge Christi, die er am Grabe des Lazarus geweint haben soll; das Kloster Reichenau rühmt sich des Besitzes einer Quantität des Blutes Christi, gleichfalls auf Flaschen gezogen. Von der Mutter Gottes zeigt man braune, blonde, schwarze und rote Haare, nach welchen Ueberresten das Haar Marias also scheckig gewesen sein muß, und außer mehreren Nabeln hat Christus auch mehrmals das hinterlassen, wofür er seinen Taufnamen eingetauscht hat. Alle diese auf Bestellung oder Wunsch gefertigten Waren werfen sich gegenseitig ihre Unechtheit vor, welcher Streit insofern unnütz ist, als sie in der Regel alle unecht sind.

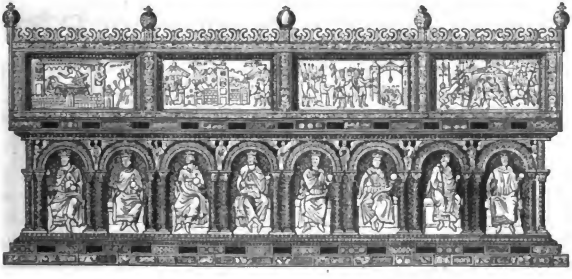
Digitized by Google

Die Kirche hat selbst wiederholt die Möglichkeit öfteren Betruges zugestanden, aber zugleich einen erheblichen Schaden derartiger Vorkommnisse geleugnet, da es bei der Verehrung weniger auf Echtheit der Reliquie, als auf Echtheit des Glaubens ankomme. Selbst die mehrfache Ausstellung derselben Reliquie hat sie niemals anstößig gefunden, denn einmal könne man nicht wissen, welche die echte sei, und andererseits könne sich eine Reliquie, welche Wunder wirke, auch durch ein Wunder Gottes vervielfältigt haben. In jedem Falle aber müssen die Reliquien verehrt werden, denn das Konzil von Trient (1563) hat gegen alle diejenigen, die ihnen nicht die schuldige Verehrung erweisen, den Fluch der Kirche geschleudert.

Arm in St. Kunibert, Köln. Aus: Otte, Archäol. Handbuch.

Derartige Reliquien, die man mit Gold, edlen Steinen und Stickereien aufs kostbarste verzierte und so auf den Altären aufstellte, bildeten die Hauptzugmittel, die Hauptreklamen der Kirchen und Klöster. Die tollsten Fabeln von der Wunderkraft dieser Reliquien wurden verbreitet, und war nur erst der Glaube an die Wunderkraft derselben gehörig ins Volk eingedrungen, so strömte dieses aus meilenweiter Entfernung zu dem Schauplatze der unerhörten Begebenheiten. Dies war denn nun für die Kirche sehr lukrativ, denn kein Pilger verläßt den Ort seiner Wallfahrt, ohne sein Opfer darzubringen, bestehe dies nun aus Gold, Silber oder Kupfer, in Landschenkungen, Stiftungen, oder in riesigen Kerzen, in Armen, Beinen oder anderen Gliedern von Wachs, welche dem Körperteil entsprechen, wofür man Heilung sucht. —

So uralt der Reliquiendienst ist, so uralt sind auch die Wallfahrten zu



Reliquienbehälter.
(Aus: Otte, Archäolog. Handbuch.)

Digitized by Google

den heiligen Orten. In unermeßlichen Schaaren (Herodot redet davon, daß 700,000 Menschen zu einem Feste zusammen kamen) strömten vor drei Jahrtausenden schon egyptische Wallfahrer gen Bubastis, nach dem Tempel der katzenköpfigen Göttin Bast oder Sechet; zu hunderttausenden pilgern noch heute die Hindus nach den durch Wunder und kostbare Reliquien geheiligten Stellen von Puri, Benares, Mattra, Orissa und Allahabad, und wie unter den Indiern der Glaube heute noch nicht ausgestorben ist, daß man zur Erlangung der Glückseligkeit im Jenseits einmal in Benares am Ganges geopfert haben müsse, so stirbt auch kaum ein Muselmann, der nicht das ihm vorgeschriebene Religionsgebot befolgt hätte, einmal wenigstens im Leben das Grab des Propheten in Mekka besucht zu haben. Die Pilgergaben, die in Benares geopfert werden, nähren rund 25,000 Brahmanen und Scharen von Bettlern, die mit einer Schale in der Hand vor den besuchtesten Tempeln sitzen.*) Um in dem Zuzug der Pilger ja keine Verminderung eintreten zu lassen, senden diese Brahmanen alljährlich hunderte von „Pilger-Werbern" aus,**) die alle Provinzen durchziehen. Im Werbebezirke angelangt, hält sich der Werber außerhalb der Dörfer auf, bis die Männer mit Feldarbeit draußen beschäftigt sind, dann macht er den Frauen und Matronen seine Besuche und sucht nun, geübt in den Künsten der Ueberredung, durch allerhand Einwirkungen Pilger zu gewinnen. Er wirkt ein auf die Furcht vor dem Jenseits, er lockt durch die Aussicht auf Sündenvergebung und auf sichere Erlösung von Wiedergeburt durch ein Grab im Schatten des Gottesbildes; der jungen kinderlosen Frau wird ein Sprößling prophezeit, wenn sie Früchte von dem geheiligten Banya-Baume im Tempelhofe pflückt. Rechnet man dazu noch die Neugierde, fremde Provinzen kennen zu lernen, und die Scheu, zurück zu bleiben, wenn die Mehrzahl der Freunde sich für das Unternehmen begeistern, so ist erklärlich, daß wenige Tage nach der Ankunft solcher Werber jedes Haus im Dorfe seinen beredten Pilger-Apostel stellt.

Zur Zeit, wo die Feldarbeit ruht, zieht nun die Pilgerkarawane unter Führung des Werbers aus, der Zug formt sich zur Prozession. Da schreitet dem Zuge eine mit lebenden Blumen geschmückte jugendliche Frau voran, der Anzug aus grellen Farben, die Nase vom Ringe durchbohrt, auf Stirn- und Nasenbein die Sektenabzeichen dick aufgetragen. Einen anderen Zug führen Mitglieder einer der zahlreichen Bettlerkasten an; einige gehen fast nackt mit vor Schmutz starrenden Haaren, andere haben den Körper mit Asche und Kuhdünger widerlich eingerieben. Manche legen sich noch ganz besondere Qualen auf. So hat der eine den Kopf durch ein schweres Eisengitter hindurchgesteckt, das auf der ganzen Reise nicht abgelegt wird, ein Anderer gelobt, nicht zu gehen, sondern den ganzen Weg durch seine Körperlänge auszumessen, und wirft sich hierzu nach

*) Schlagintweit, Indien II., S. 60.
**) Schlagintweit, Indien I., S. 186, 192.

Digitized by Google

jedem zweiten Schritte platt auf die Erde.*) Die Mehrzahl der Pilger ist ein Bild des Jammers geworden, noch ehe sie das heilige Land betreten hat; mit wunden Füßen schleppt sich der Zug fort, nicht wenige bleiben zurück und erliegen in qualvoller Einsamkeit ihren Leiden. Aber angeeifert durch die Erklärungen des Werbers, der Schritt um Schritt auf ein Heiligtum hinweist, das am Wege steht oder in der Ferne sichtbar wird, geht es mit neuem Mute vorwärts, und ähnlich wie im Mittelalter bei den Jerusalemspilgern, wird alle Pein vergessen angesichts der heiligen Stadt; die Pilger baden, holen die Feiertagsanzüge vor und ziehen vor das Löwenthor des berühmten Dschagannâth-Tempels. Hier empfangen Männer der Kehrer-Kaste die Reisenden und bestreichen (gegen Entgeld) jeden Eintretenden mit einem Besen, wodurch, wie ein nebenstehender Priester erklärt, die Sünden der Welt weggefegt sind; dabei läßt sich der Templer bei Verlust aller Vorteile der Pilgerfahrt das Gelübde geben, weder die Geheimnisse des Heiligtums zu verraten, noch die Leiden der Reise zu verbreiten (!).

In der Opferhalle nimmt man die freiwilligen Gaben entgegen, deren sich die Priesterschaft von jedem Besucher versieht; wer knapp an Mitteln ist, dem wird ein Wechsel zur Unterschrift vorgelegt, zahlbar in der Heimat, und der Umstand, daß die Priester niemals Stempelmarken verwenden, gilt als ein Beweis, daß diese Wechsel jederzeit eingelöst werden, selbst wenn die Unterzeichner auf der Rückreise versterben. In der Säulenhalle empfängt Musik die Andächtigen, und Tanzdirnen treten vor, welche die Besucher zum Audienzsaale geleiten. Haben die Pilger hier einige Zeit in Beschauung des Gnadenbildes verharrt, so führt man sie in kleinen Abteilungen in das Heiligtum. Jeder darf vor dem Gnadenbilde Blumen und Eßwaren niederlegen; viermals des Tages wird der Tabernakel geschlossen, um

*) Ein ähnlich wahnwitziger Brauch wird von den Wallfahrern ausgeführt, welche die sogen. „Spring-Prozession" in Echternach, einem kleinen Städtchen bei Trier, mitmachen. Nach dem Takte der Melodie:

„Adam hatt' sieben Söhn',
Sieben Söhn' hatt' Adam u. s. w."

springen die Pilger zwei Schritte vor und einen zurück, auf diese Weise ihren Weg nur langsam bewältigend. Die Frauen und Mädchen haben sich zum Teil an den Händen angefaßt, die Männer meist an zusammengedrehten Tüchern, während andere jeden Halt verschmähen. Rotglühend vor übermäßiger Anstrengung, oder totenbleich vor Erschöpfung, tauchen die Menschenköpfe auf und nieder, die Trägen in langsamem Schritte, die Fanatischen in wilden Sprüngen. Dort schnellt sich ein junger Mann hoch über den in Schweiß gebadeten Menschenstrom empor; das Auge starr und blutunterlaufen, weit auf den Mund — kaum seiner Sinne noch mächtig. Ein peinlicher Anblick! noch übertroffen durch jenes Weib, welches mit wogendem Busen und dunkelgerötetem Angesicht in rasendem Wirbel sich unaufhaltsam dreht. Hinter diesen Wallfahrern schwankt, von vier Männern getragen, ein einfacher Sarg, bestimmt, das selten fehlende Opfer der Springprozession aufzunehmen, damit es zur ewigen Ruhe auf heimischem Friedhofe gebettet werden könne. Vergl. „Gartenlaube" 1872, S. 194.

Digitized by Google

die Opfergaben zu entfernen, die Menge aber glaubt, daß dann der Gott von ihren Eßwaren sich nähre!

Während der Jahrhunderte langen Verehrung des Gnadenbildes zu Puri kam der Tempel daselbst in den Besitz großer Reichtümer. Die muhammedanischen Kaiser über Hindostan schonten das Heiligtum um den Preis einer hohen Abgabe, und Chronisten nennen die Summe von 20 Millionen Mark, welche die Gouverneure jährlich aus dem Tempelschatze und von den Pilgern zogen. Die Nachfolger der Muhammedaner in der Herrschaft über das Land, die Marâthen, die selbst Hindu waren, leisteten der Anbetung des Gottes allen Vorschub und lieferten noch jährlich $^1/_6$ Million Mark an den Tempel ab, erhoben aber an Pilgertaxen das zehnfache ihrer Einzahlung. Als im Jahre 1804 die englische Regierung die Verwaltung überkam, leistete sie diese Einzahlung fort, hielt sich jedoch durch leichte Pilgertaxe, die nur wenig mehr eintrug als abgeliefert wurde, schadlos. 1840 wurde die Pilgertaxe aufgehoben und die englische Regierung hält seither ihre Hand rein vom Schmutze dieses Götzendienstes; der jährliche Zuschuß ist kapitalisiert und durch Ueberweisung von Grund und Boden mit einer Jahresrente von 30,000 Mark abgelöst. Die Landschenkungen von Hindu-Fürsten an den Tempel werten 15 Millionen Mark und an Grundrente nimmt die Tempelverwaltung jährlich insgesamt etwas über eine Million Mark ein. Die Spenden der Pilger entziehen sich genauer Berechnung, sind aber zu jährlich 700,000 Mark abgeschätzt, so daß sich eine Jahreseinnahme des Tempelschatzes entziffert, die nur wenig hinter der Budgetziffer des Herzogtums Sachsen-Altenburg (1879/80 : $2^1/_4$ Millionen Mark) zurückbleibt. Nach dem Willen vieler der Geber sollten die Landschenkungen den Pilgern in Logierhäusern oder durch unentgeltliche Abgabe der Gnadenspeise zu gut kommen; der Stiftungszweck wird aber nicht mehr erfüllt und der Tempelklerus verpraßt die großen Renten in einem überaus üppigen, ausschweifenden Lebenswandel. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei allen anderen reich bepfründeten geistlichen Anstalten Indiens.

In Europa haben die Geistlichen seit langer Zeit schon die Wallfahrten ebenfalls zu Massenwanderungen organisiert. Unter Führung der Priester nimmt mitunter die Hälfte einer ganzen Ortschaft an den Wallfahrten teil, welche geradezu riesige Dimensionen annahmen, als den Teilnehmern an denselben Vergebung, Ablaß für begangene oder sogar für noch zu begehende Sünden als Belohnung zugesprochen wurden.

Derartige, der Priesterschaft Unsummen Geldes einbringende Wallfahrtsorte entstanden unzählige, die berühmtesten sind gegenwärtig Kevelar in Rheinpreußen, allwo seit 1645 ein papierenes Marienbildchen verehrt wird, Mariazell in Steiermark, woselbst eine geschnitzte Madonna Wunder thut, Lourdes in Südfrankreich, wo die Muttergottes in einer Felshöhle erschienen ist und Heilungen vollzieht, u. s. w.

Digitized by Google

In den Jahren 1876 und 1877 waren auch die Orte Marpingen, Gappenach an der Mosel und Dietrichswalde Wallfahrtsorte, allerdings nur für sehr kurze Zeit, da die Gendarmerie nicht an den Schwindel glauben wollte, daß sich daselbst die Mutter Gottes auf einem Apfelbaume sitzend und in einer Flasche befindlich offenbart habe.

Die Summen, welche die Geistlichkeit in Europa durch den Reliquien- und Wunderschwindel und die dadurch hervorgerufenen Wallfahrten noch heute erzielt, sind geradezu unberechenbar. Am einträglichsten sind die Reliquien, welche in größeren Zeiträumen, etwa wie die Aachener Heiligtümer, alle sieben Jahre, zur Ausstellung kommen. Diese Einrichtung hat nicht etwa ihren Grund darin, daß die Reliquien von dem Wunderthun und Besehenwerden während der Ausstellungszeit sich erholen müssen, sondern einzig und allein in der klugen Berechnung der Priester. Wären die „Heiligtümer" beständig zu sehen, so würde das Interesse an ihnen gar bald erkalten. Durch die Seltenheit ihrer Erscheinung aber locken sie an — und den Leuten das Geld aus der Tasche, — das einzige Wunder, welches überhaupt irgend eine Reliquie jemals vollbracht hat, kein Wunder eigentlich, da die Spekulation auf den Aberglauben und die Dummheit der Menschen bekanntlich niemals vergeblich gewesen ist.

Wie kolossal der Zuzug der verblendeten Menschheit zu derartigen Wunderstätten war und noch ist, ergibt sich aus einer Notiz der Kölner Chronik, wonach im Jahre 1496, als in Aachen die Heiligtümer ausgestellt wurden, vom Thorwächter an einem Tage 142,000 fremde Pilger gezählt wurden. Nach Trier kamen sogar, als im neunzehnten Jahrhundert, im Jahre 1844, ein alter Kittel, angeblich der ungenähte Rock Jesu, ausgestellt wurde, eine Million Wallfahrer.

Alle diese Wallfahrer bringen ihre Opfer, teils in Gestalt von Landschenkungen, Stiftungen, Kerzen und Wachsgliedern, oder in Geld, und wenn auch ein Einblick in die Gesamtheit dieser Opfer nicht gestattet ist, so genügt doch ein Blick in die jedesmal aufgestellten Kasten oder Schüsseln, um sich von der Erheblichkeit ihres Inhaltes zu überzeugen. Daraus dürfte es sich dann erklären lassen, wenn beispielsweise zu Kevelar, Mariazell und Lourdes prachtvolle Kirchen gebaut wurden, über deren anderweitige Baumittel nichts bekannt ist, oder wenn da und dort großartige Klostergebäude entstehen, deren Kosten bezahlt sind — wovon? weiß man sonst nicht, — oder wenn das Domkapitel zu Trier nach und nach die besten und berühmtesten Weinberge an der Saar und Mosel ankauft.

Den schlagendsten Beweis jedoch, wie einträglich die Spekulation auf den religiösen Aberglauben sein muß, gibt uns die Statistik.

Von dem ungeheuren Wachstum des Kirchenwesens in Amerika gibt der Public Ledger für 1876 eine Notiz, nach welcher im Jahre 1876 die Stadt Philadelphia allein 554 Kirchen und Kapellen hatte. Im Jahre 1850 hatten

Digitized by Google

die Katholiken in den Vereinigten Staaten 1222 Kirchen, im Jahre 1870 aber bereits 3806.

Der Wert des Eigentums, welches die katholische Kirche in der Union besaß, belief sich im Jahre 1850 auf 9,256,758 Dollars, war aber im Jahre 1870 bereits auf 60,985,566 Dollars gestiegen, mag gegenwärtig aber um das vier- oder fünffache gewachsen sein.

Kopf Karls des Großen im Aachener Münster.
(Aus: Otte, Archäolog. Handbuch.)

Digitized by Google

Himmel, Hölle und Teufel.

Die Priester aller Religionen des Erdballes haben stets erkannt, daß der Glaube der Hauptpfeiler des von ihnen aufgebauten Religionsgebäudes ist. Sinkt derselbe, so gerät die ganze Religion, die Autorität, das Ansehen und die Herrschaft des Priesterstandes in die größte Gefahr, denn die ganze Existenz desselben hängt mit dem Volksglauben an die Götter aufs engste zusammen. Dieserhalb sehen wir allüberall den Priesterstand bemüht, in der richtigen Erkenntnis dieser Gefahr, den Glauben als das Heiligste und Unantastbarste, den Zweifel hingegen, welcher der Vernunft den Weg bahnt, als ein Verbrechen darzustellen, welches die Götter als das schrecklichste und schwerste von allen bestrafen.

Dieses Dogma wird von den Priestern schon seit Jahrtausenden der Menschheit unablässig eingeprägt, den Kindern eingeimpft und ist durch Wort, Schrift und Bild so befestigt worden, daß noch heute Nichtgläubige es nicht wagen dürfen zu sagen: „ich glaube an keinen Gott", ohne unter Millionen von Menschen Entsetzen zu erregen.

Zur weitern Befestigung des Dogmas verbreiteten die Priester den Glauben, daß alles hereinbrechende Unglück und Elend, Mißernte, Krankheit, Teuerung, Viehseuchen und dergleichen nichts als Strafen der Götter für den Abfall von ihren Tempeln seien. Ferner schufen und verbreiteten sie den Glauben an eine „jenseitige Belohnung und Bestrafung", sie schufen Himmel und Hölle, allwo den Gläubigen reichster Lohn zu teil, den Zweiflern und Ungläubigen schrecklichste Strafe auferlegt würde.

Wollen wir uns zunächst mit dem Ort befassen, wo die Gläubigen für ihr Beharren im Glauben die Belohnung empfangen, so müssen wir zunächst bemerken, daß die Beschaffenheit dieses angeblichen Ortes je nach dem Vorstellungsvermögen der verschiedenen Völker eine außerordentlich verschiedene ist. Die Priester mußten eben im Aufbau der Welt der Seligen den Lebensgewohnheiten, Neigungen und Wünschen ihrer Völker Rechnung tragen, und so finden wir das Leben im Paradiese, diese Lieblingsreklame aller Religionen, überall verschieden ausgemalt.

Digitized by Google

Wie der Jude sich seine himmliche Seligkeit nicht ohne Manna, der Grieche nicht ohne Nectar und Ambrosia, der Muhammedaner nicht ohne Harem denken kann, so würden der Eskimo und Grönländer sicherlich auf einen Himmel verzichten, in dem nicht der Seehundsthran in Strömen flösse.

An der table d'hôte des Paradieses der Polynesier gibt es Palmwein, Kokosnüsse, Schweinefleisch und Fische à l'indiscrétion, und Weiber, wie man sie nur träumen kann. Die Völker des Orients schwelgen schon bei Lebzeiten in Erwartung der ihnen bevorstehenden himmlischen Freuden, die sie in einem Zustande ewiger Jugend, Stärke, Wonne und Schönheit genießen werden. Das muhammedanische Paradies ist eine Art Schlaraffenland, in welchem der Boden aus Edelgestein, die Hügel aus Wohlgerüchen bestehen. Ueberall ertönt herrlicher Vogelgesang, es fließen Bäche von Wein und Honig dahin, und ewig junge, ewig schöne Houris verlocken mit sirenenhaftem Schmeicheln die Verdienstvollen zu unaufhörlichem und nie erschöpftem Liebesgenusse.

Wo die Gerechten und Götterfreunde der alten Griechenwelt ihren Lohn empfingen, das waren die Gefilde der Seligen, das Elysium, ein Reich des Lichtes, der Jugend und des Glücks, wie es Turgenjeff uns so herrlich in einer Vision ausmalt:

„Ich saß mit einer Anzahl Gefährten auf einem stattlichen, schön geschmückten Nachen. Wie eine Schwanenbrust rundete sich das gebauschte weiße Segel unter den lustigen Wimpeln.

Ich kannte meine Gefährten nicht; aber ich fühlte es mit meinem ganzen Wesen, daß sie jung, heiter und glücklich waren wie ich selbst.

Ja ich beachtete sie nicht einmal. Ich sah nur ringsum das uferlose, azurblaue Meer, das im Wellenspiel gleichsam mit goldenen Schuppen bedeckt war. Und über meinem Haupte dasselbe uferlose azurblaue Meer — triumphierend zog die freundlich lächelnde Sonne auf ihm dahin.

Hellklingendes fröhliches Lachen erscholl von Zeit zu Zeit in unsrer Mitte — wie das Lachen der Götter!

Dann ertönten von jemandes Mund Worte — Verse voll wunderbarer Schönheit und begeisterter Kraft .... Der Himmel selbst schien ihnen Antwort zu tönen, und gleichsam mitempfindend erzitterte rings das Meer .... Und wiederum trat selige Ruhe ein.

Leicht untertauchend in der weichen Flut, fuhr unser Nachen schnell dahin. Kein Wind trieb ihn — unsere eigenen frohwallenden Herzen gaben ihm die Richtung. Wohin wir wollten, dahin schwamm er, gehorsam, als wäre er lebend.

Inseln — zauberhafte, halbdurchsichtige, von kostbaren Edelsteinen, Smaragden und Rubinen, schwimmende Inseln schwebten an uns vorüber. Berauschende Düfte stiegen von den sich rundenden Ufern auf; hier wurden wir mit einem Regen von weißen Rosen und Maiglöckchen überschüttet, dort schwebten plötzlich auf langen Fittichen irisfarbene Vögel zum Himmel empor. Und die Vögel

Digitized by Google

kreisten über unseren Häuptern, und die Rosen und Maiglöckchen zerschmolzen gleichsam in dem perlengleichen Schaum, der an der glatten Wandung unsers Nachens niederglitt.

Zugleich mit den Blumen und Vögeln schwebten süße, süße Töne zu uns herüber ..... Frauenstimmen klangen hindurch .... Und alles rings umher: der Himmel, das Meer, die schwankenden Segel in der Höhe, das Murmeln der Flut am Hinterteile des Nachens — alles sprach von Liebe, von seliger Liebe!

Und die Geliebte, die jeder sich erkoren, war in der Nähe, wenn auch unsichtbar. Noch einen Augenblick — und ihr Auge erglänzt, ihre Wange lächelt .... Ihre Hand ergreift die deine und zieht dich mit sich in ein ewiges Paradies. O, Gefilde der Seligen, ich habe euch geschaut .... im Traume."

Voll und ganz deckt sich diese herrliche Vision mit den Anschauungen, die das Griechentum sich von den „Gefilden der Seligen" machte.

Eins der erhabensten Bilder in der gesamten Mythenwelt ist auch, wie Fr. Kurts nicht mit Unrecht bemerkt, das Elysium des nordischen germanischen Glaubens, Walhalla, die Halle der Einherien.

Walhalla, zu dir gelangen nur die im Kampf gefallenen Krieger und Fürsten. Odin empfängt sie, Bragi begrüßt sie mit Gesang. In lauterm Gold erglänzt der Palast, unermeßlich hoch sind seine strahlenden Zinnen, so hoch, daß keiner der Helden mit den Blicken hinaufreicht. Von hier aus ziehen die wackeren Recken täglich hinaus auf die Ebene Idavöllur, und das Blachgefild tönt wider von Schwertklang. Da messen die Helden einander im Kampfe, nach dem Kampfe aber erstehen die Geschlagenen wieder und vereinen sich mit ihren Besiegern in der prunkenden Halle zum Festmahl. Mit goldenen Schilden ist die hohe Wölbung der Halle gedeckt; nach Morgen und Abend, nach Mitternacht und Mittag bieten die Thore den Blick auf Glasor, den rings um Walhalla sich breitenden Lusthain. In langen Reihen nun sitzen die geharnischten Einherien und erhabenen Götter, oben thront Odin, und schöne Walküren eilen geschäftig her und hin, um den Kampfmüden den Speck des Ebers zu reichen, den Meth und den purpurnen Wein zu kredenzen. —

Wenn im Vergleich gegen das Elysium, gegen Walhalla unser christlicher Himmel eigentlich recht öde erscheinen will, das Zusammenleben der Seligen hierselbst eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einem unablässig in Thätigkeit befindlichen gemischten Chorgesangvereine hat, und von einer Speisekarte nichts bestimmtes verlautet, so dürfte immerhin auch ein Nichtliebhaber derartiger Generalgesangproben keinen Augenblick zögern, einen Aufenthalt in diesem christlichen Himmel dem Orte vorzuziehen, wo die Ungläubigen, die Zweifler, die Ketzer ihre ewige Strafe empfangen.

Der Duzakh der Perser, der Tartaros der Griechen, der Orcus der Römer, das Helheim der Germanen, die Gehenna der Juden, sie alle bieten wie unsere Hölle dasselbe Schauergemälde entsetzlicher Qual und ewigen Leidens.

Digitized by Google

Im Tartaros lag Tityos, der sich an Latona, der Göttin versündigt. Ihm hackten zwei Geier die immer wieder wachsende Leber aus und vergebens war er bemüht, die gierigen Vögel zu verscheuchen. Hier litt Tantalos, der in maßlosem Uebermute Nektar und Ambrosia entwendet und mit seinen Freunden Götterschmaus gehalten, den Göttern hingegen, um ihren allwissenden Sinn zu prüfen, Menschenfleisch zur Speise vorgesetzt hatte. Dafür leidet er nun die Qual einer nie endenden Angst, denn ihm zu Häupten hängt ein Felsblock, der herabzustürzen droht und den er doch nicht wegwälzen kann. Er steht im Wasser, bis an das Kinn reicht ihm die kühle Flut, und von brennendem Durste gepeinigt neigt er sich, um zu trinken. Aber sogleich schwindet das Wasser zurück und der Boden zu seinen Füßen ist trocken und dürr. Ragende Bäume strecken Zweige voll saftiger Früchte um sein Haupt her, und doch, sowie er die Hände ausstreckt, um sie zu erfassen, schwingen sich Aeste und Früchte zurück, und von der Fülle umringt, muß der Gemarterte darben.

An einer andern Stelle arbeitet der Verräter des Zeus, der Herrscher Sisyphos in nie endender Mühsal. Er wälzt mit Aufwendung aller Kraft einen Felsblock bergan, das Haupt dampft von der gewaltigen Anstrengung, von den Gliedern fließt der Angstschweiß; diesmal muß es gelingen, diesmal — so hofft er in immer erneuten Versuchen, und immer, ganz nahe am Ziele, rollt der Stein mit Gewalt zur Tiefe zurück.

Furchtbar auch ist die Strafe des Ixion, der mit vermessenem Gelüste nach der Liebe der Götterkönigin strebte, zur Strafe dafür an ein geflügeltes Rad gebunden wird, das rastlos im Kreise sich umherdreht, ein erschreckendes Bild ruheloser Begierde und Leidenschaft.*) —

Der Buddhismus versetzt seine Ungläubigen und Zweifler gleichfalls an einen nie von Sonne und Mond beschienenen Ort, woselbst sie in der Gestalt entsetzlicher Ungeheuer fürchterliche Qualen dulden. Stets suchen sie an den Eisenwällen des Höllenrandes emporzuklettern, fallen aber in ein Meer von Scheidewasser zurück, werden hier zerfressen, entstehen aufs neue, suchen wieder emporzuklimmen, stürzen wieder und so — ewig.

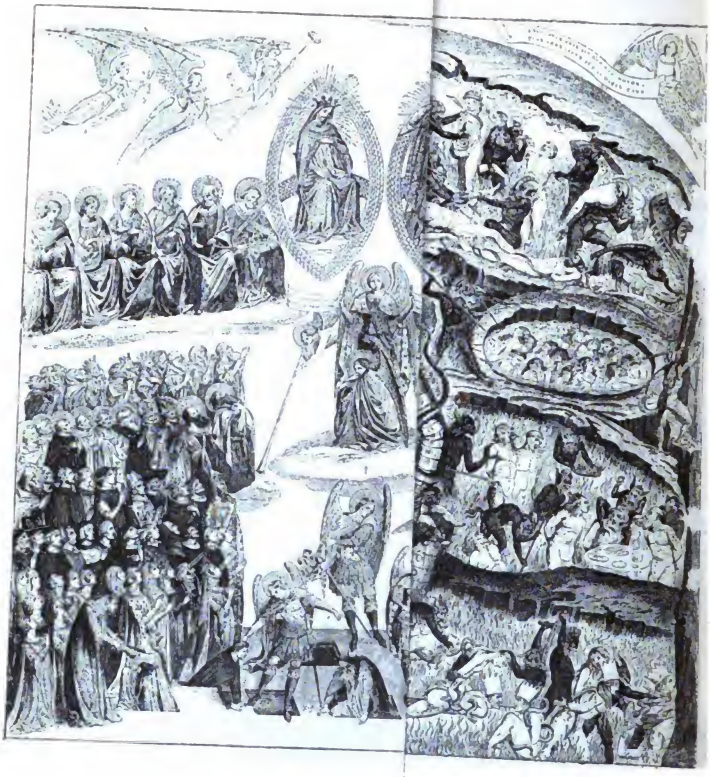
Im germanischen „Helheim" hat Hel ihren furchtbaren Thron aufgeschlagen, sie selbst bietet, halb von menschlichem Ansehen, halb von Verwesung blau, einen gräßlichen Anblick. Um sie her waltet im Saal ein ödes Schweigen, nur von den Seufzern und dem Gestöhn der Götterfrevler und Feiglinge durchhallt, die hier ein bebendes krankhaftes Dasein voll Angst und Mangel führen.

Die scheußlichste unter all diesen scheußlichen Unterwelten zu erfinden, blieb aber den Priestern der Religion der allumfassenden Liebe, der christlichen Kirche vorbehalten. Namentlich die Kirchenväter des 4. und 5. Jahrhunderts wetteiferten in schrecklichen Ausmalungen und Schilderungen der Hölle und ihrer

*) Kurts, Allgemeine Mythologie, S. 470.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

ſ derhaft mannigfaltigen Qualen. Kein größerer Schreckensort kann erdacht n, als die Hölle, allwo vorzugsweise die Ungläubigen, die Zweifler, die Kete. und sämtliche Heiden alle erdenklichen Seelen- und Körperqualen erdulden müssen, ohne jemals sterben zu können. Da wechselt furchtbarste Glut mit schneidendster Kälte; da herrscht ein unermeßlicher Gestank, düsterer Qualm und greifbare, von grellen Blitzen durchzogene Finsternis; Stürme wüten; Hungerqualen, Durst, Schlangenbisse, Abscheu erregende Häßlichkeit, nicht zu schleppendes Gewicht, hinfällige Mattigkeit, nagendes Gewürm und Ungeziefer, fressende Krankiten, Gesellschaft der Teufel, Geheul und Gestöhn, Schmerzen und Windungen, iglich wachsende Marter und Pein werden den Abtrünnigen zugesprochen. Und unermüdlich ist der Herrscher in dieser Finsternis, der Fliegengott Belzebub, der ifel, beschäftigt, immer neue und schrecklichere Qualen für die ihm Verfallenen ersinnen.

Dieser Teufel, diese Hölle sind den Zeloten die gewaltigsten und wirksamsten ittel, auf die abergläubige Menschheit einzuwirken, und namentlich im Mittelalter wurde die Phantasie des armen Volkes durch die schauerlichsten Teufelsgeschichten derart aufgeregt, daß es den Teufel überall und in tausend Gestalten zu sehen vermeinte: hinter jedem dunklen Blatte eines Strauches, hinter jedem verwitterten oder sonderbar gestalteten Felsen oder alten Gemäuer, in jeder absonderlichen oder häßlichen Tiergestalt. In jedem körperlichen Schmerze, in jeder Versuchung witterte man die Wirksamkeit und Kraft desjenigen, der einhergehet wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge. Und um den Klauen dieses Unholdes zu entfliehen, stürzte das aberwitzige, tollgemachte Volk an die Altäre und verschrieb sein Hab und Gut der Kirche. Das war die Zeit wo den Priestern der Weizen blühte, und um das Geschäft noch ersprießlicher u machen, gaben sie dem von den alten Kirchenvätern mehr geistig erfaßten Te fel reale Gestalt, wirklichen Körper, sie statteten ihn mit einer Fülle von furchtbaren Eigenschaften, mit nahezu göttlicher Macht, mit einem Heere von Genossen und Gehilfen aus, die davor nicht zurückschreckten, selbst heilige, im Glauben anerkannt feste, unwandelbare Personen zu versuchen.

Das Pfaffentum war es, welches um Einfluß auf die abergläubige Menschheit zu gewinnen, die Welt mit Unmassen von Teufeln und Dämonen bevölkerte, das Pfaffentum ist verantwortlich für die Entstehung jenes im Mittelalter so weit verbreiteten Aberglaubens, daß es Personen, sogenannte Hexen gebe, die mit diesen bösen Geistern Verbindung anknüpften und unterhielten, für die Entstehung jenes furchtbaren, die Geschichte des Christentums befleckenden Wahnsinnes, dem tausende und abertausende unschuldige Männer, Frauen und Kinder in entsetzlichem Flammentode zum Opfer fielen. — Die Güter dieser Gemordeten fielen der Kirche anheim. —

War es die Kirche, die derartige aberwitzigen Märchen von der grauenhaften Macht des Teufels und seiner Engel verbreitete, so war es auch die Kirche,

Digitized by Google

Versuchung des heiligen Antonius. Nach einem Kupferstich von Martin Schongauer. Charakteristisches Beispiel mittelalterlich phantastischer Vorstellungen von teuflischen Wesen.

(Aus Henne am Rhyn: Deutsche Kulturgeschichte. Grote'scher Verlag, Berlin.)

Digitized by Google

die sich als bestes Präservativ, als einzigen Schutz gegen die Verführungskünste des Teufels empfahl. Massenhaft wurden Legenden und Geschichten verbreitet, daß die der Kirche, ja ihren Symbolen innewohnende Kraft eine so außerordentliche sei, daß durch dieselbe der wirksamste Schutz gegen alle Teufel der Hölle

Die Engel Gottes im Kampfe mit den Dämonen der Unterwelt.
Nach Albrecht Dürer.

geboten wäre. Jedermann war fest davon überzeugt, daß Belzebub, der Fliegengott, die Kirchenluft nicht ertragen könne, noch viel weniger aber den Anblick von geweihten Amuletten und Kreuzen. In den zahllosen Fällen, wo der Teufel die Heiligen versuchte, oder sich gar mit den Engeln Gottes in Kämpfe einließ, war es jedesmal das Zeichen des Kreuzes, die heilige Lanze, bei deren Anblick die Ungeheuer der Tiefe unfehlbar die schleunigste Flucht ergriffen.

Digitized by Google

Dank dieses systematisch verbreiteten Glaubens war der Handel mit Amuletten und geweihten Kreuzen das ganze Mittelalter hindurch ein überaus blühender. Wie Karsch, der Verfasser der „Naturgeschichte des Teufels" S. 5—7 sehr richtig bemerkt „kann der Ultramontanismus nicht ohne den Teufel bestehen, er ist ein wesentlicher Bestandteil seiner Dogmatik geworden, ja man kann zweifeln, ob der Ultramontanismus ohne die Hilfe des Teufels noch irgend eine beachtenswerte Existenz besitzen würde. Ultramontanismus und Teufel sind so innig mit einander verschmolzen, wie die Siamesischen Zwillinge, so daß eine Trennung derselben von einander ohne den Untergang beider zu den absoluten Unmöglichkeiten gehört. Die Kirche muß, um ihre Gläubigen im Zaume zu halten, den Teufel zu Hilfe nehmen. Wie eine kluge Kinderwärterin ihre Pflegebefohlenen, wenn sie ihren Anforderungen nicht pünktlich Folge leisten wollen, auf den „Buddemann" aufmerksam macht, so läßt der Ultramontanismus seinen Gläubigen, um sie in die gewünschte Seelenstimmung zu versetzen, im Hintergrunde Seine höllische Majestät mit den glühenden Zangen sehen".

Von diesem Aberglauben hat das Christentum bis heute nicht loszukommen vermocht, trotzdem eine Reihe trefflicher, mit gesundem Menschenverstand begabter Männer dem Teufel mit schwerem Geschütze zu Leibe rückten. Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts fanden sich aufgeklärte Männer, wie der reformierte Pfarrer Balthasar Bekker zu Amsterdam, welche nachwiesen, daß der Teufel und seine Macht nur eingebildet seien, daß er, wenn man nicht an ihn glaube, auch nicht existiere, daß diejenigen, welche solche Teufelsdinge leugneten, keineswegs Atheisten zu nennen wären, sondern daß der Teufelsglaube vielmehr selbst ein heidnischer Aberglaube sei, der nicht zur Seligkeit erforderlich sei. „Die Papisten freilich bedürfen seiner, um ein Objekt für ihre Mirakeln und Okuspokus zu haben, davon rauchet ihr Schornstein." —

Das Muckertum der protestantischen Konfession kann die „Höllen- und Teufelsfurcht" gleichfalls nicht entbehren, und sucht den Glauben daran nach Kräften zu erhalten. Es bedient sich zur Erregung und Hervorbringung der Höllenfurcht mit Vorliebe der sogenannten Traktätchen, die wie die Kaufmannsreklamen gratis zu Tausenden ausgeteilt werden, und Ansichten und Begriffe im Volke verbreiten, welche unendlich vielen Schaden anrichten und ganz dazu geeignet sind, alles Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes zu ersticken. Denn während Christus uns den Schöpfer als den liebevollsten Vater darstellt, lehren jene, daß Gott ein Gott des Zornes und der Rache, ein Tyrann sei, der schlimmer wütet und quält, als je ein Mensch auf Erden es gethan hat.

Zum Beweise, daß dies keine Uebertreibung ist, mögen einige Stellen aus derartigen Traktätchen buchstäblich folgen. In Nr. 140 der von der „Niedersächsischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften" herausgegebenen Traktätchen heißt es in dem Aufsatze „Die Natur der Bekehrung und

Digitized by Google

Anleitung zu derselben" Seite 9 wörtlich: „Beschuldige Dein Herz; führe seine Sünden demselben vor, und Du wirst nicht mehr gut von Dir denken. Betrachte, was Deine Sünde verdient hat; sie schreiet zum Himmel um Rache gegen Dich; ihr Verdienst ist Tod und Verdammung; sie bringt den Fluch Gottes auf Deine Seele und auf Deinen Leib. **Das kleinste sündige Wort, ja der kleinste sündliche Gedanke legt Dich unter des Allmächtigen Zorn. O, was für eine Ladung des Zorns, welches Gewicht des Fluches, welche schreckliche Rache haben Deine Millionen von Sünden verdient!**"

Weiter heißt es: „Bestrebe Dich, ein tiefes Gefühl Deines gegenwärtigen Elendes in Dir lebendig zu machen. Bedenke, wenn Du Dich niederlegest, daß Du nicht gewiß bist, ob Du nicht aufwachest in den Flammen und in der Marter; und bedenke, wenn Du aufstehest, daß vielleicht, ehe die nächste Nacht kömmt, Du in der Hölle gebettet bist. Bist Du noch zufrieden, in diesem furchtbaren Zustande zu bleiben? zitternd über dem Abgrunde höllischer Qualen zu stehen, nicht wissend, wie bald ein Zufall oder eine Krankheit Deine arme, sündliche, verdammte Seele in den ewigen Brand hinabstürzt?"

Ganz denselben fanatisch entflammten Geist atmet auch das folgende Schriftstück, der Nr. 44 des „Kropper Anzeigers" vom Jahre 1883 entnommen. „Rotes mit Arsenik getränktes Fliegenpapier stand auf einem Teller in meiner Stube, als die allerersten Fliegen sich zeigten. Die zehn ersten Fliegen getötet, hilft mehr, als im August oder September tausende töten. Ich beobachtete unter andern einen sogenannten Brummer. Mit seinem Rüsselchen sog er einmal aus dem Papier das wohlschmeckende Zuckerwasser, ging fort, kam wieder, sog nochmals, ging weg, kam und schlürfte zum drittenmal. Da bekam er sichtlich Unbehaglichkeit. Der Brummer flog ans Fenster; saß still, grübelte wohl über Leibweh; fing an, etwas Zuckerwasser ans Fenster zu speien, setzte sich auf die Fensterbank, schwirrte hin und her, brummte und streifte seine Füße, die ihm offenbar schwer wurden, streifte die Flügel, suchte eine Fensterritze auf, um kühle Luft zu atmen, wollte sichtlich ins Freie, flog auf, fiel nieder, kreiste herum unter Summen, blieb eine Zeitlang still auf dem Rücken liegen; schließlich wollte er wieder zum Giftteller, kehrte sich aber bald ab, konnte weder am Fenster gehen, noch vom Fenster fortfliegen, blieb endlich mit gestreckten Gliedern unter Qualen endend liegen, bis das Stubenmädchen das getäuschte Tier ins Feuer warf.

Denk nicht, wie hartherzig! Ich hätte freilich rasch die Fliege töten können. Aber ich dachte an die Weltkinder, denen es ähnlich wie der vergifteten Fliege geht, und die der liebe dreieinige Gott auch oft lange Jahre die Höllenqualen durchmachen sieht, bis sie ewig im Feuer bleiben. Wie leckt ein getaufter Mensch erst einmal, dann nochmal, endlich zum letztenmal an Spiel, Tanz, Hurerei, Putzsucht, Saufen, Sabbathschänden oder andern heidnischen Genüssen. Er fühlt bald die Stiche des heiligen Geistes mit dem Schwert, das durch die

5*

Digitized by Google

Seele bohrt. Er merkt, der Weltgenuß bringt Herzweh, Gewissensangst, Kopfhitze, Seelenunruhe. Unstät und flüchtig eilt solch armer Sünder hin und her, sucht Ruhe und findet sie nicht. Er findet sie nicht unter Gläubigen, er findet sie nicht unter Ungläubigen, nicht bei den Gnadenmitteln Wort und Sakrament, nicht bei den weltlichen Vergnügungen. Er sucht oft mit Thränen die Buße, findet aber nur Judasreue oder Kainsverzweiflung. Er will Kühlung, Stillung, Befriedigung; stürzt aber aus einer Angst in die andere. Er möchte von dem Orte fliehen, wo seine teuer erkaufte, einst wiedergeborene Seele in Schanden gefallen ist, stürzt aber immer wieder hinein, und der Höllenabgrund mit dem nicht sterbenden Wurm, dem nicht verlöschenden Feuer, gähnt mit offenem Rachen ihm entgegen. Er möchte auffliegen in die Himmelsluft und Himmelslust der Gläubigen, aber die weltliche Gesellschaft und sein bankerottes Herz zieht ihn mit Bleigewichten wieder nieder, bis er in Sünden verzagt, verdirbt, verendet, ewig — ewig ist wie eine vergiftete Fliege!"

Aber „mehr noch der Höllenangst!" rufen einige fanatisierte Hauptschreier, und wahrlich, wahre „Höllenangst" dürfte gar manchen Leser ergriffen haben, dem das von der „Traktat-Gesellschaft" in Berlin in zahllosen Exemplaren verbreitete Schriftchen „Bedenke, o Mensch, das Ende!" in die Hände gespielt worden ist.

In diesem Traktätchen wird **„das Ende des Verdammten"** in folgender Weise beschrieben: „Da schlägt im Turme der Ewigkeit Dein Stündlein; aber — ach, Dein Todesengel hat kein liebliches Angesicht und seine Stimme ist nicht süß und lockend, — ha! was für Hände sind das, von denen Du Dich plötzlich angetastet fühlst, auf Deinem Sterbelager! Das sind nicht Freundeshände, **Henkershände sind es, Tigerkrallen!** Wehe, Wehe! Nicht sterben sollst Du, nicht entschlafen, **ein Hingerichtetwerden** ist Dein Heimgang, **ein Geistaufgeben unter den Peinigern Dein Sterben!** —

Was ringst Du die Hände und zerraufest Dein Haar? Warum siehest Du so starr, so fürchterlich? Was bedeuten die kalten Tropfen, die von der Stirn Dir rinnen? — Die Sinne beginnen Dir allmählich zu vergehen. Dein Auge bricht und dunkelt, Dein Ohr versteht nicht mehr, und so ist die Welt schon hinter Dir geschlossen.

Du bist allein; — Großer Gott! welch ein entsetzliches Alleinsein! Welch eine schauderhafte Einsamkeit in der schwarzen, schwülen Todeswolke. — — Allein — und doch auch nicht allein. Du fühlst, es ist Gesellschaft um Dich her; — aber keine Engel sind es; nicht gute Geister. Du hörst ein Flüstern um Dich her, wobei die Haut Dir schaudert und ein Gezische, wie giftgeschwollener Nattern! und ein Getöse, wie gellend Hohngelächter, und ahnest es mit Zittern, in welche Hände Du gerietest; an wen Du jetzt verraten und verkauft bist. Der Puls beginnt zu stocken, der letzte Atemzug ist röchelnd ausgehaucht, das Herz bricht unterm Todesstoße, und mit einem Schrei des Ent-

Digitized by Google

setzens fährt die Seele aus ihrem Leibe. — Jetzt siehst Du, wo Du bist, denn nun siehest Du die Geister! — O der gräßlichen Gesichter, die von Bosheit und Sünde verzerrt, von allen Seiten Dich anstarren und an Deiner Not und Angst sich nur zu weiden scheinen. Ja, verhehle Dirs nicht länger. Zittre und bebe nur! In den Händen der Teufel bist Du und auf der Wanderung zur Hölle! — Da stehest Du nun, und beschwörst mit Heulen das scheußliche Geleite, daß es noch einmal Dir vergönnen möge, noch einmal Dich entlassen möge auf die Erde, in den Leib zurückzukehren. — Aber „Nimmer wieder!" ist die Antwort. Du liegst vor ihnen auf den Knieen, wie ein Bettler, und flehest darum — sie lachen Deiner. Du küssest ihnen die verfluchten Füße: sie mögen Dir noch einmal die Freiheit wiedergeben. Sie spotten Deines Jammers, Deines Stöhnens. — Du schillst sie Hunde, Betrüger, Lügner, Verderber. Sie aber fragen Dich mit einer Eiseskälte und Ruhe, die entsetzlich ist: „warum Du Dich denn ihnen aufgedrungen, warum zu ihren Fahnen Du geschworen habest; Du habest ja auch zum Kreuze kriechen können, jetzt erfordere es Deine Ehre, die einmal angetretene Rolle auch bis zum Ende auszuspielen;" — und unter einem donnernden: „Fort, fort mit Dir!" geht die schauerliche Reise weiter. — Ha! wo bist Du jetzt?

Wie eine verlassene Wildnis liegt es um Dich her, wie eine verwüstete Welt, die kein Gott erneuerte, grausig stille, wie ein Grab, finster wie eine verschlossene Felsenhöhle. Und wie Du aufschaust, ach, da siehet Dich kein blaues Firmament mehr an, kein Sternlein mehr durchstrahlt das schwarze Dunkel. —

Und weiter und weiter gehts von Tiefe zu Tiefe; durch wüste Klüfte hindurch und einsame Schluchten. Welch ein Schweigen ringsum; aber ein Schweigen voller Grauen wie eines Totenkellers. Du hörst nichts mehr, als je und dann das Vorüberschießen eines verdammten Engels, und hinter Dir das fürchterliche Donnern zerfallener Brücken und Thore, die den Rückweg Dir versperren. Und wilder und wüster wird die Gegend, und die Atmosphäre dumpfer und schwüler und die Angst Deiner Seele mächtiger und größer. — Ach, was für Töne sind das, die jetzt so herzzerreißend aus der Ferne herüberzittern? — Es ist das Gewinsel der Verworfenen in der Pein; jenes Heulen und Zähneklappern ist es, wovon Du auf der Erde den Heiland reden hörtest. — Du bist bald zur Stelle. Die Begegnungen werden häufiger. Welche Gestalten! — Die eine gräßlicher als die andere; und auf allen Angesichtern nur Verzweiflung und Wut; auf allen Lippen Lästerung und Selbstverwünschung.

— Gehenna (die Hölle) nimmt Dich auf! — — Großer Gott! Welch ein Gebiet ist das? Welche Todesklause! Hörst Du dieses endlose Gewimmer, dies Gestöhne hoffnungsloser Angst, dies Winseln, das den Stein erweichen möchte? Du vernimmst die Jammerlaute der Verdammten. Ach, wer gräbt ihnen den Wurm aus dem Marke, der nicht

Digitized by Google

stirbt; wer gießt ihnen Wasser in dies Feuer, das nicht mehr erlischt! Siehe, wer jagt daher wie eine Wolke in der Nacht und schreit, die Hände ringend, um Vernichtung, und schreit vergebens? — Es ist Judas, der Verräter! Wer krümmt sich dort an der Erde wie ein zertretener Wurm und kann den Tod nicht finden, wiewohl er ihn aus der Erde graben möchte? Kain ist's, der Brudermörder, hier Nero, der Bluthund. Dort jener französische Lästerer und Spötter, der vornehmlich den Lügensamen in den Acker streute, der gegenwärtig in der Kirche seine giftigen Früchte treibt. —

Von solcher Art ist Deine Gesellschaft jetzt, aber keiner kümmert sich hier um den andern. Jeder hat genug mit seiner eigenen Not zu thun, und alle Herzen sind hier Stein; nur nicht Stein für die Foltern, unter denen sie seufzen. — Und wie Du siehest die Unglückseligen, da umfangen auch Dich die Bäche Belials und die Not bricht über Dich herein, gegen welche die entsetzliche Schickung, die Du auf Erden kanntest, wie nichts verschwindet. Wehe! welch ein Elend, welch ein namenloser Jammer! und kein Helfer weit und breit, und kein Opfer mehr für die Sünde der Welt, und statt des Zuspruchs ein teuflisches: „Da siehe Du selber zu!" — Ach die Liebe wohnt in diesen finstern Räumen nicht, wehe! auch die Hoffnung wandelt nicht durch diese Nächte. — Dir schlägt keine Glocke mehr im Turme, daß Du sagen könntest: „Vielleicht ist's morgen besser!" Ach, hier wird jede Szene im Leben wahr. Es begegnet ein Verdammter dem andern, und fragt ihn, rasend vor Verzweiflung, wie viel Uhr es sei. —

Dieser gibt zur Antwort: Hier sind keine Minuten, keine Stunden, keine Jahre, keine Zeiten, sondern nur die lange, fürchterliche, nimmer endende Ewigkeit. Hier ist eine einzige Riesenuhr, die hat kein Zifferblatt, keinen Zeiger, keine Zahlen. Nur einen Perpendikel hat sie, der brummt in Ewigkeit fort mit Riesenstimme: „Immer — Nimmer. — Immer Verdammnis, nimmer Erlösung." — —

So wird in dieser Sprache von den Vertretern einer Religion, die sich rühmt, die Religion der Milde, der Nachsicht, der unendlichen Liebe zu sein, im neunzehnten Jahrhunderte Propaganda, Reklame für den Himmel gemacht! Kaum sollte man es für möglich halten, daß solche Blasphemien, die namentlich für geistig beschränkte und leicht erregbare Personen geradezu gefährlich werden können, gedruckt und verbreitet werden dürfen, denn sind die Urheber derartiger Machwerke, in denen der Gott des Erbarmens, der Gott der allumfassenden Liebe als ein verabscheuungswürdiger, racheschnaubender Dämon dargestellt wird, **nicht die größten, furchtbarsten Verleumder dieses Gottes??**

Verdienen sie, die den Begriff der Religion, den Begriff des Volkes in der scheußlichsten Weise verwirren, nicht tausendmal mehr die Strafe, aus dem Tempel ausgetrieben zu werden, als jene Krämer und Wechsler?

Digitized by Google

O möchte es sich doch mehr und mehr bewahrheiten, was Soldan in seiner „Geschichte der Hexenprozesse" (Band II, S. 223) sagt: „Die fortschreitende philosophische und naturwissenschaftliche Bildung umkreist jetzt in immer engeren Parallelen die Bollwerke der Finsternis, sprengt eine unterminierte Schanze nach der andern, bis endlich die mündig gewordene Vernunft mit der blanken Waffe der Wahrheit dem Teufel zu Leibe geht und ihn samt seinen Werken und Hexenprozessen, nicht ohne das Jammergeschrei und den Widerstand derjenigen, die ohne den Teufel keinen Gott haben, aus seiner letzten Feste jagt." —

Digitized by Google

Sekten, Orden und Kanzelredner.

Zu allen Zeiten waren die Priester sich wohlbewußt, welche Macht die Entfaltung von Pomp und Prunk auf sinnlich leicht erregbare Gemüter übt. In Erkenntnis dieses Umstandes haben die Priester fast aller Religionen und Bekenntnisse es an Schaugepränge niemals fehlen lassen und allüberall ist der Zeremonienbienst überaus ausgebildet. Die Heiligkeit der gottgeweihten Stätte sucht man durch überaus kostbare und kunstvolle Tempel-, Moscheen- und Kirchenbauten, durch Ausstattung derselben mit herrlichen Gemälden, Skulpturen, wertvollen Geräten, bunten Glasfenstern, durch Musik und Weihrauch darzuthun. Zur Hervorbringung dieses einen Gedankens wurden die kolossalsten Summen, jahrhundertelange Arbeit aufgewendet, man denke nur an die ausgedehnten herrlichen Tempelbauten der Inder, Javaner, Siamesen, Mexikaner, Egypter, Griechen, Römer und Christen. Man denke an die ungeheuren Tempel zu Ellora, Srirangam und Sunagiri in Indien, an die hochragenden Münster und Dome von Mailand, Ulm, Wien und Köln. —

Dem Drange der Menschen nach Titeln und äußerlichen Kennzeichen wußten die verschiedenen Kirchen auch entgegenzukommen. In mehreren Bekenntnissen bestehen religiöse Verbindungen, die nach militärischer Weise organisiert sind, die Titel und Auszeichnungen verleihen. Die verschiedenen kirchlichen Orden übergehend, nennen wir nur eine Verbindung, bei welcher sich die militärische Organisation besonders ausprägt, die „Heilsarmee."

Die in England begründete Salvation army, die „Heilsarmee", ist eine der jüngsten aller religiösen Sekten, welche sich aber Dank ihrer ganz ungewöhnlichen Erweckungsmethoden und Dank einer gewaltigen Reklame im Fluge über England, Amerika, Frankreich, die Schweiz und Australien ausgebreitet hat.

Diese Armee von bekehrten Männern und Weibern soll alle Menschen veranlassen, den Ansprüchen Gottes an ihre Liebe und Verehrung gerecht zu werden, die Sklaven der Sünde befreien und in Kinder Gottes verwandeln. Alles in dieser Armee ist militärisch organisiert und benannt: es gibt einen General, einen Generalstab, ein Hauptquartier, Kasernen, Fahnen, Soldaten,

Digitized by Google

Kanonaden, schweres Geschütz, Bombardement, Exerzierübungen. „Blut und Feuer" ist die Losung: das Blut der Erlösung und das Feuer des heiligen Geistes im Kampfe gegen den Teufel. Die Uniform besteht aus einer dunkelblauen, höchst einfachen, mit roten Schnüren eingefaßten Jacke, deren Kragen auf jeder Seite ein S trägt („Salvation", Erlösung); unter der Jacke tragen die meisten noch ein rotes Garibaldihemd. Die weibliche Uniform besteht aus sehr einfachen Hüten und Kleidern. Die Armee besitzt eine Schulungskaserne, aus der die Kadetten als Probeleutnants hervorgehen; die Leutnants und Kapitäne leiten die Prozessionen und Versammlungen; es gibt auch weibliche Offiziere. Die Frau des Generals erfreut sich des größten Ansehens bei der Armee, und eine seiner Töchter leitete die Operationen in Paris und in der Schweiz. Die Offiziere haben wöchentliche Berichte an das Hauptquartier in London einzusenden, die im Hauptblatte des Vereins, „Das Kriegsgeschrei", zum Abdruck kommen; sie berichten darin besonders über die Städte, die sie „erobert" haben, und diese Mitteilungen sind in lauter Wendungen militärischer Berichterstattung abgefaßt.

Wo die Heilsarmee einrückt oder einen Umzug veranstaltet, da macht sie einen wahren Höllenspektakel: je mehr Lärm, desto mehr Erfolg; Frau Generalin Booth hat sich dahin geäußert, daß dies alles notwendige Reklame sei, die eine so gute Sache so wenig entbehren könne wie manche schlechte; daher blutrote Plakate und Fahnen, lärmende Musik bei den Märschen, der Gesang frommer christlicher Lieder, die oft in ganz burschikosen Versen abgefaßt sind und nach Melodien aus Operetten und Tingeltangels gesungen werden. Die an der Spitze schreitenden Kapitäne machen oft die verrücktesten Geberden. Diese Umzüge mit dem Skandal, den sie mit sich bringen, reizen den Spott der Gassenjugend, welche die Heiligen oft mit Kot bewirft, oder die Unbekehrten mißhandeln die Bekehrten auf offener Straße; ja es hat sich eine ganze Armee, die sogenannte „Skelettarmee", gebildet, welche auf ihren Fahnen Totengerippe, an schweren Knütteln, welche gelegentlich den „Seligmachern" sich sehr unliebsam erweisen, farbige Tücher trägt und mit Zinnpfeifen, zerfetzten Trommeln und Eisentöpfen, die mit Steinchen gefüllt sind, einen tollen Lärm macht; in jeder Hinsicht sucht diese Armee die Heilsarmee zu überbieten; auch im Geheul von Liedern will sie dieselbe übertäuben; natürlich kommt es zu gelegentlichen Zusammenstößen, wobei die Skelettmänner, da sie keine christliche Milde zu üben brauchen, in der Regel den Sieg davontragen.

In den Erlösungsversammlungen fehlt es ebenfalls nicht an Gesang und Musik. Blasinstrumente und Trommeln werden von Tambourins begleitet, die von den sogenannten Hallelujahmädchen gespielt werden, die dann auch das Geld auf Tellern einsammeln; es wird gepredigt, die Rekruten melden sich; die Bekehrten erzählen von den Wundern des Glaubens; in den Zwischenpausen ergeht man sich in unheiliger Plauderei. Dann gibt es auch Versammlungen der Hei-

Digitized by Google

ligen selbst, die ohne diesen ganzen Hokuspokus stattfinden und einen ernsten geistlichen Charakter tragen.

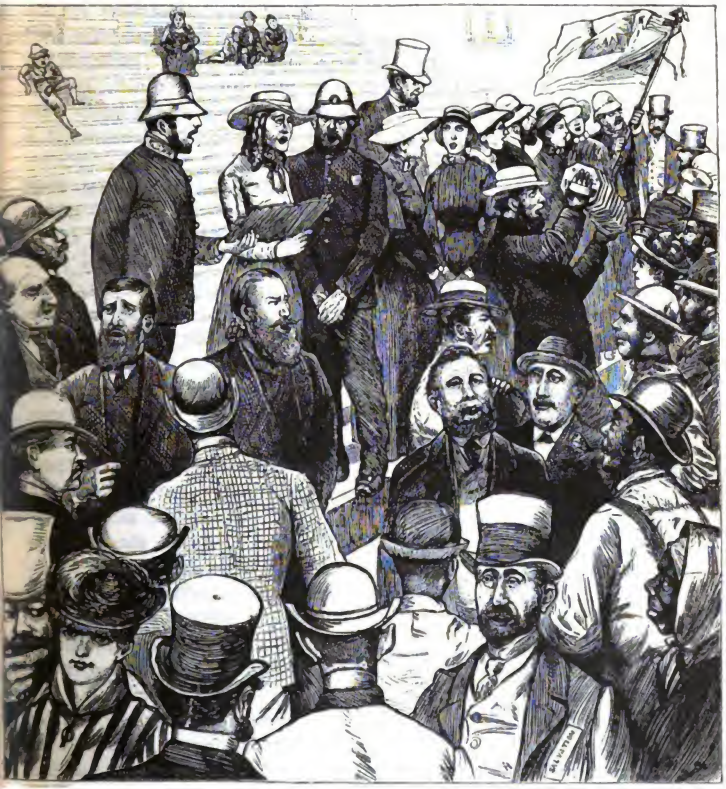
Es würde unbegreiflich scheinen, daß diese „Heilsarmee", die in ihren äußeren Formen eine Karikatur des religiösen Lebens darstellt, einen so außerordentlichen Erfolg erringen konnte, wenn man nicht des gesunden Kerns gedenkt, der allen diesen Verzerrungen zu Grunde liegt: der Kampf gegen den Alkohol und das Laster in jeder Art ist gewiß ein berechtigter und wird außerdem in den verrufensten Stadtvierteln der großen Städte geführt, inmitten einer Bevölkerung, welche nie von einem Strahle geistigen und religiösen Lichts berührt wird. Der Lebenswandel, zu dem sich viele Hunderttausende bekehren, steht in schroffem Widerspruche mit den Wegen, die sie früher gewandelt sind; die Kleidung muß schmucklos sein, das Rauchen und der Genuß geistiger Getränke ist aufs strengste verboten, ebenso das Spielen von Glücksspielen, das Lügen und Fluchen, jeder Betrug im Geschäftsleben, jede unreine Handlung, jeder unreine Gedanke.

Die Mitglieder dieser Sekte halten ihre Zusammenkünfte mit Vorliebe im Freien ab und ziehen, Hymnen und Choräle singend, in Prozessionen durch die Straßen der Städte. Ihre ganzen Bestrebungen sind darauf gerichtet, eine neugierige Menge anzuziehen, und in nicht wenigen Fällen ist die Sekte wegen Verursachung von Auflauf und Straßensperrung in Konflikt mit der Polizei gekommen. Vornehmlich, wenn die Arbeiter nach beendetem Tagewerk heimwärts gehen, beginnen diese Sektierer an irgend einem frequentierten Platze ihre Bekehrungsversuche. Daß sie mit denselben Glück haben, beweist die kolossale Zunahme der Sekte, die, vor wenig Jahren erst gegründet, im Dezember des Jahres 1886 1786 Korps mit 4192 Offizieren gegenüber 1322 Korps und 3076 Offizieren zu Schluß des Jahres 1885 zählte. In einem Berichte des „Generals" Booth erwähnte derselbe, daß in der ersten Woche des Jahres 1886 allein 25496 Versammlungen abgehalten worden seien, in der letzten Woche 29733. Für alle verschiedenen Zwecke, welche die Armee verfolge, seien im ganzen 73430 Pfund Sterling in diesem Jahre vereinnahmt worden. Letztes Jahr habe die Einnahme der Armee 69768 Pfund Sterling betragen. Während des ganzen Jahres hat die Heilsarmee 1435980 gottesdienstliche Versammlungen abgehalten. —

Kaum irgendwo gibt es aber des Staunenswerten auf religiösem Gebiete soviel, als in den Staaten der nordamerikanischen Union. Der religiöse Humbug, die religiöse Reklame stehen hier in üppigster Blüte. Man hört oft von den Kanzeln herab einen Unsinn predigen, wie er kaum einem Tollhäusler einfällt, und es ist zum Erstaunen, wie sich eben diese sogenannten Gotteshäuser, wo der größte Unsinn gepredigt wird, am meisten füllen. In Brooklyn, das übrigens früher schon um der Abenteuer eines seiner geistlichen Herren willen eine bedenkliche Rolle in der chronique scandaleuse spielte, hat ein Prediger, De Witt Talmage mit Namen, ein „Tabernakel", eine Art Emporbühne her-

Digitized by Google

richten lassen, auf der er allsonntäglich spielt — Verzeihung, wir wollten sagen „predigt". Schon die Einrichtung der Kirche ist eine von europäischen Vorbildern vollständig abweichende, und erinnert mehr an ein Theater, als an eine



Oeffentlicher Gottesdienst der „Heilsarmee" auf den Stufen des Stadthauses in Brooklyn.
(Nach einem amerikanischen Holzschnitte.)

Kirche. Der Zuhörerraum ist hufeisenförmig gestaltet, amphitheatralisch steigen die Sitzplätze empor. Anstatt der Kanzel gewahren wir eine geräumige Plattform und auf dieser rast der Prediger Talmage, der in Amerika infolge seiner

Digitized by Google

seltsamen Vortragsweise eine Art Berühmtheit bildet, umher, fördert in den abenteuerlichsten Stellungen und unter den aufgeregtesten Gestikulationen, die einem Schauspieler alle Ehre machen würden, seine emphatischen Worte zu Tage, erörtert politische Fragen, macht Witze über Tagesereignisse und wird von dem dankbar ergriffenen Publikum — immer in der Kirche — mit donnerndem Applaus für solch verletzendes Gebahren belohnt. Als Verfasser dieses im Jahre 1881 das „Tabernakel" besuchte, sprach Talmage gerade über das jüngste Gericht und malte die Schrecknisse desselben in so phantastischer Weise aus, daß den Zuhörern die Haare zu Berge gestiegen sein müssen. In die Liturgie hinein klang schmetternd ein Cornet à piston, was wohl noch über die Troubadourmusik in italienischen Kirchen geht.

Vor einigen Jahren unternahm der sensationsbedürftige Talmage höchst abenteuerliche nächtliche Fahrten durch die Laster- und Verbrecherhöhlen, Diebesherbergen, Freuden-, Opium- und Spielhäuser von New-York und legte an den darauffolgenden Sonntagen das Erlebte und Gesehene in den farbigsten Zola-Schilderungen seinem Publikum vor. Die leitenden Zeitungen veröffentlichten spaltenlange Berichte über diese seltsamen Predigten, die nur in den matrosenhaft derben Predigten des Abraham a Santa Klara ein Art Seitenstück finden.

Durch allerhand gesellige Veranstaltungen, die in dem Kirchenleben Europas unerhört sind, suchen die einzelnen Gemeinden den Bedürfnissen ihrer Mitglieder zu dienen, diese Mitglieder zu fesseln und neue heranzuziehen. In den kleineren Städten namentlich bildet das Gotteshaus gewissermaßen ein Aequivalent für ein Klubhaus, wo die Gemeindemitglieder in den Abendstunden sich treffen. Dann sind die Kirchen hell erleuchtet, und wenn auch abwechselnd gesungen, gepredigt oder gebetet wird, so geht es doch auch gar sehr weltlich zu. In den Kirchen werden förmliche Picknicks abgehalten, es werden Erdbeer-, Eiscrême-Feste und ähnliche gesellige Vergnügungen daselbst abgehalten. Die herrschende Sitte, in den Bier- und Kaffee-Salons sich hübscher Mädchen als Aufwärterinnen zu bedienen, hat die Geistlichen einiger amerikanischen Gemeinden auf die Idee gebracht, den Klingelbeutel oder Sammelteller beim Gottesdienst den hübschesten Damen der Gemeinde anzuvertrauen, welche dafür den Spottnamen „holy waiter-girls" (heilige Kellnerinnen) erhielten. Von den Erfolgen dieser Einrichtung sollen die betreffenden Geistlichen ganz entzückt sein. Berühmt sind auch die sogenannten „Campmeetings", bei welchen die ganze Kommune, Männer, Weiber und Kinder für mehrere Wochen mit Sack und Pack in den Wald hinausziehen, in Bretterbuden und Zelten kampieren und sich von den Priestern den Kopf verdrehen lassen.

Nicht selten finden auch förmliche Vorstellungen auf Theaterbühnen statt, so haben namentlich mehrere Logengesellschaften in New-York wiederholt in der „Academy of Music" solche, dem allgemeinen Publikum zugänglichen Schauspiele veranstaltet. Besonders großartig war diejenige, welche am 12. Februar

Digitized by Google

. Eine Trauerloge der Freimaurer in der Academy of Music in New-York.

(Nach einem amerikanischen Holzschnitte.)

Digitized by Google

1878 zum Andenken an 52 im Vorjahre verstorbene Mitglieder verschiedener Logen unter großem Zudrang des Publikums abgehalten wurde. Die Zeremonien dieser „Trauerloge" fanden auf der Bühne statt und das zahlende Publikum saß auf den Stühlen im Parterre, im Rang und in den Logen.

Die Tageszeitungen brachten sämtlich ausführliche Berichte über die glänzenden Kostüme, die Musik und die prächtigen „Bühneneffekte" des — es ist kein Scherz — vieraktigen Stücks.

Als der Vorhang zum erstenmal in die Höhe rollte, zeigte sich dem Publikum eine Logensitzung in aller Form. Die Beamten erklärten den Zweck der Trauerloge, worauf ein unsichtbarer Chor ein Lied sang. Ein Gebet aus „Moses in Egypten" mit Musikbegleitung beschloß den ersten Akt.

Im zweiten Akt stellt die Bühne das Innere eines altegyptischen Tempels dar mit Säulen und gewölbter Kuppel. In der Mitte steht ein schwarzbehangener Katafalk, auf welchem ein silberbeschlagener Sarg ruht. Vor demselben befindet sich ein Altar, auf welchem Bibel, Winkelmaß und Zirkel liegen. Auf beiden Seiten stehen Freimaurer als Fackelträger, auf der einen Seite in langen weißen Röcken mit großen roten Kreuzen auf der Brust, auf der andern Seite in schwarzen Röcken, gleichfalls große Kreuze zur Schau tragend. Eine Ehrengarde, Kreuzfahrer in dem Kostüm der Malteserritter darstellend, umstehen den Katafalk als Wache. Kaplane in der Kleidung egyptischer Hohepriester sind in der Nähe des Sarges sichtbar. Die Musik spielt, und der unsichtbare Chor singt das Horazische „Integer vitae", während kleine Mädchen Blumen auf den Sarg streuen. Darauf treten je neun Fackelträger vor und verlöschen der Reihe nach ihre Fackeln, indem jeder den Namen eines der verstorbenen Brüder nennt. Die große Trommel begleitet das Verlöschen jeder Fackel mit einem dumpfen Schlag. Hierauf spielt die Musik einen Trauermarsch, zwei „Hohepriester" singen ein Lied, dem der Chor antwortet, worauf die in egyptische Gewänder gekleideten Beamten kurze Ansprachen halten. Zum Schluß wird ein Solo vorgetragen, während dessen die in Weiß und Schwarz gekleideten Fackelträger und Malteserritter einen großen Marsch um den Katafalk ausführen.

Im nächsten Akt stellen die Koulissen ein Grabgewölbe vor. Die Musik ertönt, die Fackelträger und gepanzerten Malteserritter bewegen sich wiederum in phantastischem Zug über die Bühne, und schwarzgekleidete Gestalten tragen den Sarg herein, um ihn in einer Gruft beizusetzen. Hierauf erscheinen die Großbeamten und nehmen mit wenigen Worten Abschied von den Dahingeschiedenen. Am Schluß großer Chor mit Solo. Im letzten Akt erscheint wieder die Logenszene wie im ersten Akt. Unter Musikbegleitung wird die Trauerloge geschlossen. —

In Amerika werden mitunter auch Predigten auf offener Straße gehalten. Die Straßenprediger sind echte Apostel der Gasse, wahre Nachkommen der Puritaner. Sie fürchten sich weder vor Regen noch vor Hitze und Kälte, noch vor

Digitized by Google

Sturmesſauſen. Jeden Sonntag Nachmittag ſtehen ſie um die beſtimmte Stunde an einer Straßenecke oder unter irgend einem Baum, und ihr Feuereifer wächſt ſtets in dem Maße, wie ſie die Menge vor ſich kalt oder gleichgiltig ſehen. Ihre Sprache iſt nicht immer muſtergiltig, doch ſind ihre Sätze wuchtig und gedrungen und ihre Aufrichtigkeit iſt ſo ſehr über jeden Zweifel erhaben, wie die eines egyptiſchen Derwiſches. Mitunter ſieht man die Straßenprediger zu zweien oder mehreren bei der Arbeit vereinigt. Sind es der Gottesmänner zwei, ſo ſteht der eine gewöhnlich im Verhältnis des Jüngers oder Lehrlings zum älteren und hält eigentlich nur die Menge ſolange durch Bibelſprüche zuſammen, bis ſich der Meiſter verſchnauft hat. Sind es ihrer aber mehrere, ſo nimmt ihr Predigen ſchon den Charakter einer Miſſion unter freiem Himmel an, die von einer Geſellſchaft oder einer größeren Kirchengemeinſchaft ausgeht; in dieſem Falle wird nicht nur gepredigt, ſondern auch geſungen.

Wie in Amerika der Wert eines jeden Dinges nach Dollars und Cents berechnet wird, ſo wird auch die Religion zur Ware. Kirchen werden auf Spekulation gebaut, um die Kirchenſtühle jährlich öffentlich verſteigern zu können. Wie man in Europa tüchtige Schauſpieler wirbt, ſo engagiert man drüben tüchtige Kanzelredner zu enorm hohen Gehältern (Henry Ward Beecher erhält z. B. ein Jahresgehalt von 25 000 Dollars, über 100 000 Mk.), um den Preis der Kirchenſtühle noch höher hinaufſchrauben zu können. Je nach dem Talente und den Eigenſchaften dieſer Prediger ſchwanken die Einkünfte der Kongregationen, genau ſo wie die eines Handlungshauſes. Man verlangt von dem Prediger ſchauſpielmäßige Geberden, guten Ausdruck und womöglich eine packende Predigt, kurz: Unterhaltung. Kann er dieſe nicht bieten, ſo iſt ſein Beruf verfehlt und ſeine Gemeinde zerſtreut ſich, wie die Kundſchaft eines mißkreditierten Arztes.

Die jährlichen Verſteigerungen werden in den Kirchen ſelber abgehalten, die Herren Geiſtlichen ſind in eigener Perſon anweſend, feuern wohl gar durch ſchale Witze zu immer höheren Geboten an und ſind ſtolz darauf, wenn man ihre Auslegungen des Evangeliums hoch tariert, wie eine geldgierige Patti oder Bernhardt jubiliert, wenn die Billette zu ihren Vorſtellungen außer dem legitimen Preis noch eine recht hohe Prämie bringen. In „Grace-Church" in New-York war vor einigen Jahren eine Kirchenſtuhl-Verſteigerung, wo die beſten Sitze mit 3000 Dollars bezahlt wurden.*) Geht der glückliche Beſitzer eines ſolchen Stuhles regelmäßig zur Kirche, ſo kommt ihn jede einzelne Vorſtellung auf zirka 60 Dollars, auf über 250 Mark, zu ſtehen. Das heißt fürwahr, das Wort Gottes ſich ein hübſches Stück Geld koſten laſſen.

Zuweilen iſt der Seelenhirt ſelbſt Eigentümer der Kirche; er beutet ſie dann aus genau wie ein Theater, indem er die Plätze vermietet oder verkauft.

*) Nach einem Bericht „Religiöſer Schacher" des „New-Yorker Belletriſtiſchen Journal", Jahrgang 1882, S. 169.

Digitized by Google

Bob Ingersoll, ein anderer populärer freisinniger Prediger, nimmt einen Dollar Entree pro Person, Parkett und Loge einen Preis.

Wie unendlich weit haben sich diese elenden Schacherer von jenem Christus entfernt, der sein Evangelium der Liebe allen predigte „die Ohren hatten zu hören", allen die „mühselig und beladen" waren. Er beanspruchte nichts für seine goldenen Worte, nichts als ein empfängliches Herz und ein gläubiges Gemüt, die Geldwechsler und Pharisäer aber treiben den unwürdigsten Schacher mit der Religion, ziehen die Reichen mit aller Macht der Reklame in ihre nur zu den Zwecken der Geldmacherei und des Humbugs aufgeführten Götzentempel, das arme Volk hingegen setzen sie vor die Thüre, denn wer nicht dafür zahlt, für den gibts keine Seligkeit. Wer empfindet angesichts solch unwürdigen Treibens nicht die tiefe Wahrheit der Gutzkow'schen Worte: „Am Sturz des Tempels sind die Hüter, am Sturz des Glaubens sind die Priester schuld!"

Ja, am Sturze des Tempels sind die Hüter schuld!

Wir sind die letzten, die es bestreiten, daß das Buch der Bücher neben manchem unsinnigen Wuste nicht auch wahrhaft goldene Worte enthielte, die in ihrer Erhabenheit jedem Menschenherzen Trost und Frieden zu geben vermögen; wir sind die letzten, die es bestreiten, daß es nicht auch Priester gebe, die, frei von kirchlichem Aberglauben, wahre Bringer des Heils, wahre Wohlthäter der Menschheit sind. Daneben aber ist nicht zu verkennen, daß sich im kirchlichen Wesen der Schutt des mittelalterlichen Aberglaubens noch bergehoch aufgetürmt findet und durch seinen Dunst manchen nach Wahrheit Dürstenden zwingt, sich von dem Quell wegzuwenden und den erquickenden Lebenstrank anderswo zu suchen. Und sollte ein solcher Trank nicht auch anderswo zu finden sein? Sollte er wirklich nur ein Alleingut der Kirche sein?

Wir antworten auf diese Fragen: er ist zu finden! und es wird die Zeit kommen, wo die Tempel entbehrlich sein werden, wo andere Versammlungsorte erstehen, in denen keine Schamanen, keine Zauberer, keine Mystiker, keine Heiligen, Wunderthäter, und Dunkelmänner, sondern rechtliche Denker predigen und ihr Wissen frei und offen allem Volke darlegen werden. Diese Männer, nicht gekennzeichnet durch Stola oder Talar, nicht getrieben von Herrschsucht und Geldgier, werden in aller Welt verständlicher Sprache das echte Evangelium verkünden, den Geist der Wahrheit und der Erkenntnis, sie werden die bedrückte Menschheit von Höllenfurcht und Teufelsangst befreien, ihr mit dem Wissen die Ruhe und den Frieden wiedergeben, und so die wahren Erlöser der Menschheit sein.

Blickt um euch her, die allüberall erstehenden Volks- und Bildungsvereine, das sind die ersten Keime, die ersten Ansätze zu jener großen Gemeinde, welche dereinst die ganze Menschheit umfassen wird, jener Gemeinde, deren Priester, die „Ritter vom Geiste", stets die ersten sein werden, wenn es gilt, die Wunder und Vielheit, die Allgewalt der Natur und ihrer Gesetze zu preisen.

Digitized by Google

Von demselben Verfasser erschien im Verlage von **T. O. Weigel** in Leipzig:

Von Wunderland zu Wunderland.

Landschafts- und Lebensbilder

aus den

Staaten und Territorien der Union.

Fünfzig Bilder

nach Originalen von **Rudolf Cronau.**

In Lichtdruck ausgeführt von Römmler und Jonas.

Mit Erläuterungen in Poesie und Prosa

von

Friedr. v. Bodenstedt, H. W. Longfellow, Bret Harte u. A.

1886. 1887. **Zwei Bände,** jeder einzeln gebunden in Prachtband, je 30 Mark.
Zusammen in einem Prachtbande 54 Mark.

Man wolle umwenden!

Digitized by Google

Von umseitig erwähntem Werke erscheint

eine neue Lieferungs-Ausgabe

unter nachfolgendem verändertem Titel:

Unter dem Sternbanner.

Land und Volk

der

Vereinigten Staaten von Nordamerika

in

Bild und Wort

geschildert von

Rudolf Cronau

in Verbindung mit

Friedr. v. Bodenstedt, H. W. Longfellow, Bret Harte u. A.

Vollständig in 24 Lieferungen

mit je 2—3 Bildern nebst Text.

Preis der Lieferung à 2 Tafeln 1 M. 80 Pf.,

der Lieferungen XII und XXIV je 2 M. 40 Pf.

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt darauf Bestellungen entgegen.

„Unstreitig eins der originellsten und schönsten Prachtwerke der letzten Jahre" nennt die „Vossische Zeitung" wiederholt dies Werk, das **überhaupt zum ersten Male** die über alle Begriffe wunderbare Eigenart des gewaltigen transozeanischen Reiches in vorzüglichen künstlerischen und schriftstellerischen Charakterskizzen schildert.

☛ Allen Angehörigen und allen Freunden des amerikanischen Staates, sowie allen denen, welche zu demselben in Beziehung stehen, also namentlich den Vertretern der Handelswelt, sei das ebenso schöne wie preiswürdige und nunmehr Jedermann zugängliche Werk angelegentlich empfohlen.

Digitized by Google

RUDOLF CRONAU

III. ABTEILUNG.

PREIS: 1 MARK.

Inhaltsverzeichnis der einzelnen Hefte.

Jedes reich illustrierte Heft im durchschnittlichen Umfange von etwa 100 Seiten bildet ein Ganzes und kostet geschmackvoll geheftet 1 Mark.

Erstes Heft — I. Abteilung.

Bedeutung und Wert der Reklame.

Die Mittel der Reklame. 1. Der Herold, Ausrufer. 2. Die Aushängeschilde. 3. Das Album, die Plakattafeln und Anschlagsäulen. 4. Der Sandwichman, die Flugblätter, Handbills und Reklamelaternen. 5. Umzüge und Schaustellungen auf den Straßen. 6. Das Schaufenster. Industrielle Gewänder. 7. Die Inserate.

Zweites Heft — II. Abteilung.

Von Zauberern, Schamanen, Medizinmännern und Regenmachern.
Priester und Wunderthäter.
Heilige und Reliquien.
Himmel, Hölle und Teufel.
Sekten, Orden und Kanzelredner.

Drittes Heft — III. Abteilung.

Häuptlinge, Kaiser und Könige.
Krieger und Feldherren.
Titel, Triumphzeichen und Orden.
Nationen.
Die Wahl- und politischen Agitationen.
Schriftsteller und Buchhändler.
Zeitungen.
Studenten und Gelehrte.

Viertes Heft — IV. Abteilung.

Flachköpfe, Perrückenhelden, Kleider- und Dienernarren, Bildungsschwindler, Hochzeits- und Leichenfeierlichkeiten.
Geldprotzen und Parvenüs.
Sensationswüteriche, Sportshelden, Wettläufer, Bergfexe, Passionsschwimmer, Vielfraße, Hungerleider, Scheintote und Selbstmörder.
Handwerker, Kaufleute und Fabrikanten.
Gastwirte, Restaurateure und Hoteliers.
Die Wunderdoktoren und Marktschreier des Altertums und des Mittelalters.
Die Quacksalber und Geheimmittelfabrikanten der Neuzeit.

Fünftes Heft — V. Abteilung.

Fahrende Künstler.
Schauspieler und Sängerinnen.
Maler und Komponisten.
Börsenspekulanten und Gründer.
Eisenbahnen- und Städtegründer.
Lotterieen.
Wohlthätigkeitsvereine.
Heiratsbüreaus und Verkuppelungs-Anstalten.
Hetären, Kurtisanen und Bettler.

Digitized by Google

Das

Buch der Reklame

Geschichte, Wesen und Praxis

der

Reklame

geschildert von

Rudolf Cronau.

Mit Abbildungen

von

deutschen, englischen, amerikanischen, französischen, russischen, japanischen und indianischen Künstlern.

Dritte Abteilung.

Kommissionsverlag

der

Wohler'schen Buchhandlung in Ulm.

1887.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung
in fremde Sprachen behält ſich der Verfaſſer vor.

Jede unbefugte Benutzung der Abbildungen des Buches iſt ſtrafbar.

Entered according to Act of Congress, in the year 1887 by
Dr. O. V. DEUSTER
in the office of the Librarian of Congress
at Washington D. C.

Digitized by Google

Häuptlinge, Kaiser und Könige.

Fragen wir nach dem Entwickelungsgange des Königs-, des Herrschertums, so setzen uns zwei Wissenschaften, die Geschichte und die bis jetzt leider immer noch so stiefmütterlich behandelte Ethnologie in den Stand, diesen Entwickelungsgang aufs schlagendste nachzuweisen.

Derartige Zustände, wo alle erwachsenen Männer eines Stammes vollkommen einander gleichstehen, keiner den Versuch macht, irgend eine Art von Befehl über seine Genossen zu übernehmen, wie dies Schürmann von einigen wenig kriegerischen Stämmen Australiens berichtet,*) sind sicherlich zu allen Zeiten äußerst selten gewesen.

Wie in der organischen Natur das Starke herrscht, so auch in der unorganischen. Das Recht des Stärkeren ist ein Naturgesetz und allenthalben erblicken wir das Bestreben der physischen Macht, die Oberhand zu gewinnen. Der kräftig entwickelte Baum unterdrückt die neben ihm stehenden schwächeren, er ist schuld an ihrem Verkümmern; das stärkere Männchen schlägt seine Nebenbuhler aus dem Felde und stellt sich als Leittier an die Spitze der Herde; so auch eignet sich in jedem, noch so kleinen Gemeinwesen der Starke, Kühne und Geschickte die Führerschaft an, er wirft sich als Leiter des Stammes auf, ihm ordnen sich die Schwächeren und Unerfahrenen unter. Er ist der Mittelpunkt, der Häuptling des Ganzen, er bestimmt, wohin der Stamm ziehen soll, er schlichtet die Streitigkeiten, bestraft Vergehen, beruft die Versammlungen, und wird ihm von den schwächeren Stammesmitgliedern eine Unterwürfigkeit entgegengebracht, die sich, je mehr er durch energisches Auftreten, durch Kühnheit und Tapferkeit sich in Ansehen zu erhalten weiß, bis zum Devotismus, bis zu einer förmlichen Verehrung gestaltet.

Diese Verehrung hat sich da, wo die Häuptlinge in geschickter Weise die ihnen entgegengebrachte Unterwürfigkeit auszunutzen und zu steigern verstanden, zu einem Kultus, zu einer thatsächlichen, mehr oder minder ausgebildeten Vergötterung herausgebildet, namentlich, wo der Häuptling in seiner Person mit der physischen zugleich auch die geistige Macht vereinigt, wo er nicht nur

*) Ratzel, Völkerkunde II., S. 78.

Digitized by Google

Herrscher, sondern zugleich auch Priester ist.*) Wir finden einen solchen Zustand bei sehr vielen Völkern, auf den polynesischen Inseln, in Japan, im alten Mexiko, im alten Peru, im alten Egypten und bei einigen afrikanischen Stämmen. Seiner physischen Macht, seiner Kraft und Leibesstärke fügt allda der Häuptling noch das Grauen des Ueberirdischen hinzu, indem er unsichtbare Schreckgeister in seinen Dienst stellt und die Götter zu seinen geheimnisvollen und darum doppelt furchtbaren Bundesgenossen macht. Diese Götter schützen angeblich den Häuptling und rächen jedes Vergehen gegen denselben, ein Umstand, der allein bei einem noch in einem embryologischen Stadium seines Daseins verweilenden Naturvolke ausreicht, um die Autorität des Häuptlings aufrecht zu erhalten.**) Der Reisende Dr. Holub sagt, daß ein Haupthindernis des Fortschrittes einiger afrikanischen Völker in geistiger Beziehung in dem furchtbar grassierenden Aberglauben liege, welcher seinen Hauptgrund in dem Königshause habe und vom Herrscher wissentlich unter den Unterthanen verbreitet und befördert werde. So habe es der König Sepepo des Marutse-Mambundareiches vorzüglich verstanden, sich vor seinen Untergebenen als Zauberer groß, berühmt und gefürchtet zu machen.***)

Wo nicht ein derartiges „Priesterkönigtum" herrscht, wo die physische und die geistige Gewalt in den Händen zweier verschiedenen Personen ruht, da gehen aber sicherlich diese beiden Personen im Gefühl der gegenseitigen Abhängigkeit und Unentbehrlichkeit Hand in Hand, vollkommen dem Satz der indischen Schriften getreu: „Die Ketris (die Krieger, die Herrscher) können ohne die Brahmanen (die Priester) nicht glücklich sein, und die Brahmanen können sich wiederum nicht ohne die Ketris erheben. Darum werden beide Kasten nur durch herzliche Vereinigung in dieser und der nächsten Welt erhaben."

Dieser uralten Erkenntnis der Ersprießlichkeit eines Zusammengehens zum Zwecke gegenseitiger Ergänzung sind die Herrscher und Priester stets treu geblieben, die einen haben sich unter dem Beistande der anderen erhalten und erhoben. Verliehen die ersteren den Priestern Schirm und Schutz, so wurden die

*) Zumeist finden wir unter den Naturvölkern die Autorität in den Händen zweier Personen liegen, des weltlichen und des geistlichen Oberhauptes, die häufig miteinander im Hader liegen, sobald der eine seine Macht auf Kosten des andern zu vergrößern sucht. Mehrfach verzeichnet die Geschichte, daß das Priestertum, die geistliche Macht, das Königtum an Einfluß überwog, es schließlich sogar ganz auf die Seite drängte. So traten im alten Egypten die Priester von Ramses an immer mehr in den Vordergrund, ihr Einfluß auf die Könige gewann von Stufe zu Stufe immer zunehmendes Uebergewicht, mit der einundzwanzigsten Dynastie setzte sich endlich das Priestertum selbst auf den Thron. Ein gleiches Bild des Kämpfens um die Herrschergewalt bietet der Jahrhundert alte Streit des japanischen Mikado gegen den Saigun, der deutschen Kaiser gegen die Päpste.

**) Joh. Kurtay in den „Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg" 1878—79, S. 254—57.

***) Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika II., S. 336—390.

Digitized by Google

Priester wiederum die Stütze der Despotie, indem sie den Glauben an die Göttlichkeit der Regenten zum Dogma machten und so wesentlich zur Sicherheit derselben beitrugen. Dieses Dogma ließ sich um so leichter aufrecht erhalten, als der Mensch sich ja ein klares Bild von der Gottheit überhaupt nicht machen kann, dieses Bild immer irdischen Mustern entsprechend ausfallen muß. Man denkt sich Gott stets in einer Gestalt, die dem betreffenden Individuum oder Volke als Personifikation der höchsten Gewalt, der höchsten Begabung erscheint, und wird die Persönlichkeit, die Erscheinung Gottes von den verschiedenen Völkern ihrem verschieden entwickelten Vorstellungsvermögen entsprechend also auch verschieden aufgefaßt. Wie die Rothäute Amerikas sich ihren Manitu, den „Großen Geist", in Gestalt eines überaus mächtigen und würdigen Häuptlings ihrer eigenen Hautfarbe denken, so nehmen die Neger von ihren Göttern an, daß ihre Hautfarbe schwarz, diejenige der bösen Geister aber weiß sei, wohingegen der Glaube bei den Menschen weißer Hautfarbe gerade umgekehrt ist. Wie die Griechengötter exakte Ebenbilder der Griechen selbst waren, so denkt sich der Tartare des Altai, seinem Ideal entsprechend, Gott als einen langbärtigen Mann, der mit der Uniform eines russischen Dragoneroffiziers bekleidet ist.*)

Für den unerfahrenen Naturmenschen existiert eben kein höheres Bild von Macht- und Prunkentfaltung, als wie ihm dies sein Häuptling bietet und es liegt nun allzunahe, daß im Anblick dieser Machtentfaltung und Pracht, welche Häuptlinge und Könige entwickeln, der Gedanke an die Göttlichkeit dieser Personen erweckt wird, zumal diese Personen vielfach eine knechtische Unterwürfigkeit und Huldigung verlangen.

So tragen noch jetzt die Ehrfurchtsbezeugungen, die einzelne Herrscher und Könige Afrikas und Asiens beanspruchen, so sehr das Gepräge einer Anbetung, daß die geringeren Leute sich gar leicht einbilden müssen, die Macht des Königs beschränke sich nicht nur auf die Erde. Niemand darf ihnen anders als auf den Knieen kriechend oder mit einer Geberde von Furcht nahen, was bei manchen Herrschern, wie z. B. den Menschenschlächtern von Dahome und Aschanti gar wohl begründet sein mag. Gehen die Herrscher vorüber, so hat das Volk sich in den Staub zu werfen, sich mit Erde zu bestreuen und das Haupt zu entblößen. Der König von Loango wird von seinen Unterthanen geehrt wie ein Gott. Er ist so heilig, daß niemand ihn essen oder trinken sehen darf.**) Dasselbe gilt von dem Schah von Persien, auch die Tyrannen von Natal beanspruchten eine fast göttliche Verehrung.***)

Der Kaiser von Japan, der Mikado, ist noch ganz unverblümt die regierende Gottheit selbst. Sein Name darf nicht ausgesprochen werden, ja er wird, so lange er lebt, gar nicht verraten. Man nennt ihn allgemein Daïri, was dem

*) Müller, Descr. de toutes les Nations de l'Empire Russe III., S. 142, 159.

**) Pinkerton, Travels XVI., S. 300.

***) Casalis, The Basutos, S. 219.

1*

Digitized by Google

egyptischen „Pharao" entspricht. Sein Gottwesen tritt noch außerordentlich klar hervor. Er war in alten Zeiten verpflichtet, alle Morgen einige Stunden, mit der kaiserlichen Krone auf dem Haupte, wie eine Säule auf dem Throne zu sitzen, ohne Hand oder Fuß, Haupt oder Augen oder sonst irgend einen Teil seines Leibes zu bewegen. Auf diese Weise glaubte man, könne Friede und Ruhe im Reiche aufrecht erhalten werden. Wenn sich aber der Daïri unglücklicherweise hier- oder dorthin, nach der einen oder anderen Seite hinwandte, oder eine Zeitlang seinen Blick auf einen Teil seines vor ihm ausgebreiteten Reichtums an Kleinodien und Juwelen heftete, so wurde gefürchtet, daß Krieg, Hunger, Feuer oder sonst ein großes Unglück dem Lande bevorstehe. In späteren Zeiten fing man an, den Daïri von dieser beschwerlichen Pflicht zu entledigen und statt seiner nur die Krone jeden Morgen für einige Stunden auf den Thron zu setzen.*)

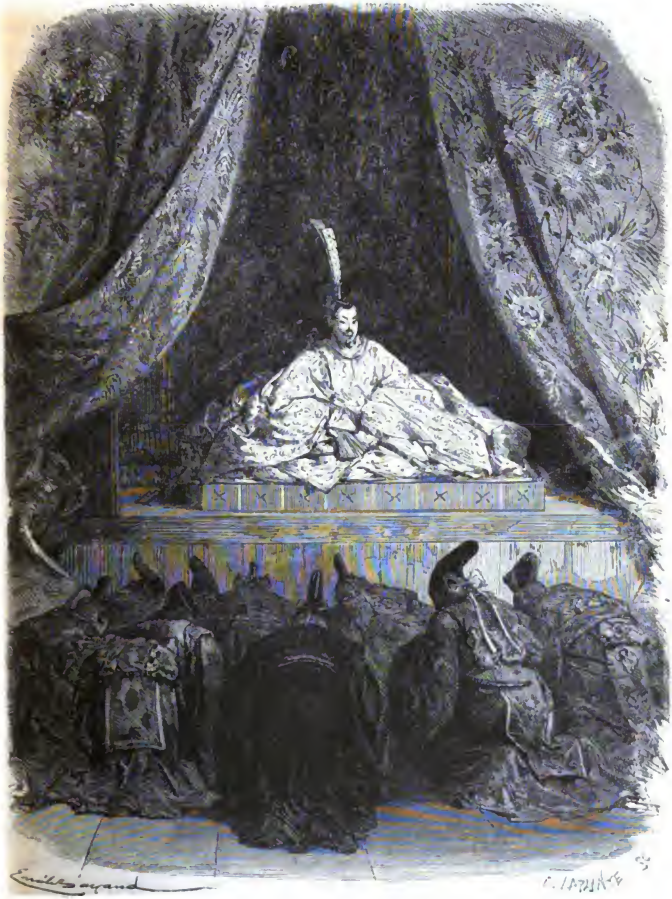
In früheren Zeiten durfte man sich dem Beherrscher Japans nur kriechend nähern, und noch jetzt bewirkt die Berührung mit seiner Person genau dasselbe „Tabu", wie auf den Südseeinseln. Jedes Geschirr, das er berührt hat, wird zerbrochen, seine Person ist so heilig, daß die Berührung von ihm benutzter Sachen jedem anderen Sterblichen Krankheit und Tod bringen würde. Die von ihm getragenen Kleider werden darum verbrannt.

Fast bei allen Völkern der Erde gelten die Herrscher als unantastbar, als heilig, und dieses von dem Priestertum anerkannte und bekräftigte Dogma der Heiligkeit, Unantastbarkeit ist der gewaltigste Trumpf, den das Herrschertum dem Volke gegenüber jemals ausgespielt hat. Es ist ihm der mächtigste Schutz gegen Auflehnung und Revolution der Unterthanen und haben die Regenten in Erkenntnis dessen niemals aufgehört, dieses Dogma wach zu erhalten und in seinem Begriffe auszubilden. Diese Ausbildung ist je nach der Beanlagung und dem geistigen Fortschritte der verschiedenen Völker eine mehr oder weniger große; je entwickelter das Volk ist, desto mehr wird der Herrscher als Mensch, als oberster Beamter und Staatsleiter betrachtet, je niedriger hingegen die Kulturstufe des betreffenden Volkes ist, desto größere Vergötterung sehen wir es seinem Regenten entgegenbringen. Auf den polynesischen und micronesischen Inseln, wo die Häuptlinge als „Göttergeborene" gelten und ihre Anwesenheit auf Erden als etwas vorübergehendes, als eine Episode in der Existenz dieser Göttergeborenen betrachtet wird, gelten dieselben als so heilig, daß derjenige, welcher sie berührt, ja, nur in ihren Schatten tritt, dem Tode verfallen ist; und nur, wenn der Unglückliche reich ist, so kann er sich durch einen Teil seines Vermögens loskaufen.**) Im Orient darf man den Herrschern nicht in die Augen blicken, wenn man nicht auf der Stelle mit Blindheit geschlagen werden will. Wer sich

*) Kämpfer, Geschichte und Beschreibung Japans I., S. 174.

**) Ratzel, Völkerkunde II., S. 200, 201, 211, 280, 281.

Digitized by Google



Die Verehrung des Mikado in älterer Zeit.

(Aus dem „Globus". Verlag von Vieweg in Braunschweig.)

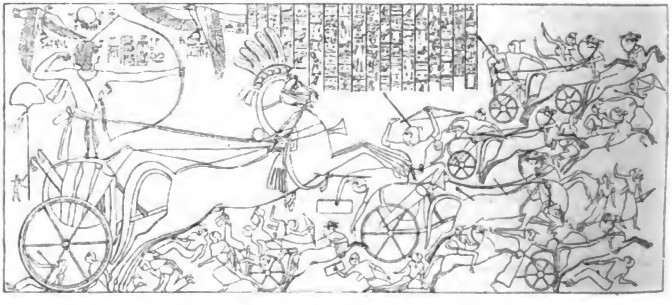
Digitized by Google

an der Person des Königs vergreift, der ruft den ewigen Zorn der Götter auf sich, seine Familie und sein Volk herab. Auf Neu-Seeland galt der Kopf eines Häuptlings als besonders heilig, und Shortland*) gibt einen belustigenden Bericht von einem unglücklichen Königskinde, „welches deshalb vernachlässigt wurde, weil sich lange Zeit niemand fand, der vornehm genug war, ihm sein Haar zu schneiden und sein Gesicht zu waschen."

Um ihre Erhabenheit auch äußerlich darzuthun, bedienen sich Häuptlinge und Herrscher stets eines reichhaltigen Apparates an Kostümen und Zeremonien. Ueberall sind ihre Gewänder glänzender und prächtiger als die ihrer Umgebung, sie entsprachen im Altertum und Mittelalter vollkommen dem Kostüm, in dem das Volk sich seine Götter dachte. Mitunter sind sie auch von einer ganz besonderen Farbe, in China z. B. gelb, und ist es allen anderen Sterblichen bei Todesstrafe verboten, sich derselben „heiligen Farbe" an ihren Gewändern zu bedienen. Auf dem Haupte trägt der Regent einen auszeichnenden Schmuck, einen Federputz, ein Diadem, eine Krone, und in den Händen werden die Attribute der Götter, die Symbole der Macht, die Zepter getragen.

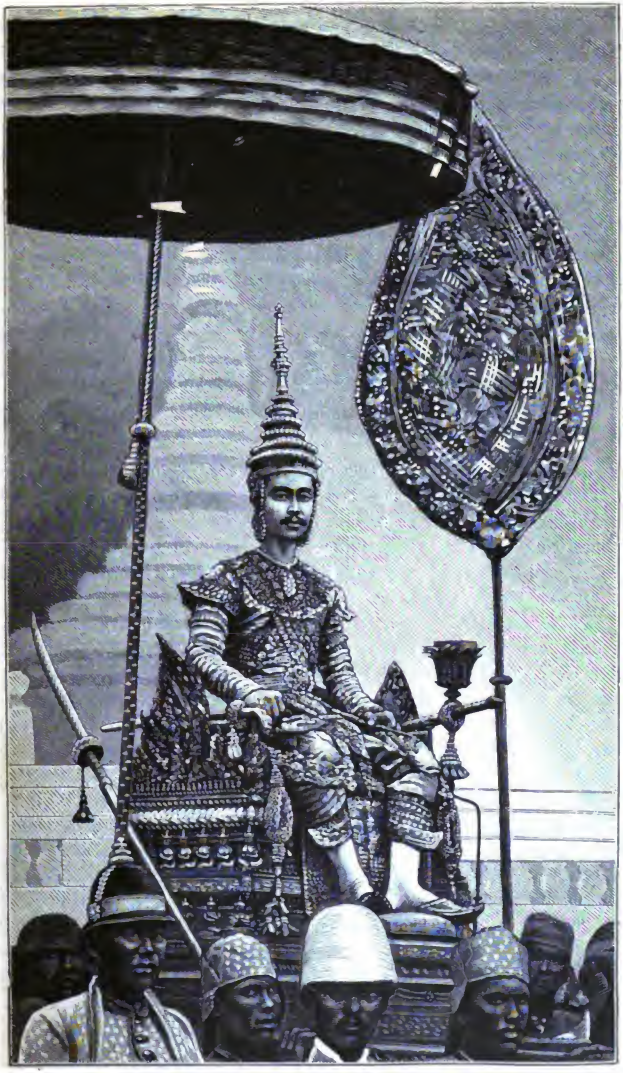
In einer noch erhaltenen Inschrift sagt der egyptische König Rampsinit: „Ich war gekrönt mit der Krone Atef und den Uräusschlangen, ich legte an den Schmuck der Doppelfeder gleich wie der Gott Tanon, ich setzte mich auf den Thron des Hormachu, bekleidet mit dem Prachtgewande des Sonnengottes Tum." Gott Amon selbst sagt in einem Gedichte**) zu dem Könige Thutmos III: „Meine Krone auf Deinem Haupte, sie ist verzehrendes Feuer. Es leuchtet meine Königsschlange an Deiner Stirn. Du leuchtest in dem Angesichte der Feinde in meiner Gestalt."

Wurde im Altertum der König bildlich dargestellt, so überragte seine Figur die Gestalten anderer Menschen bei weitem.



*) Shortland, Traditions of the New-Zealanders, S. 108.
**) Brugsch, Geschichte Egyptens unter den Pharaonen, S. 353.

Digitized by Google



Der König von Siam während eines Prozessionsumzuges.

Digitized by Google

Dieſer Rangunterſchied trat namentlich auch in der Anrede und im Geſpräche hervor. Man bediente ſich dabei gewiſſer Phraſen und beſtimmter Titel.

Der König und die Königin von Tahiti galten für ſo heilig, daß nichts, was ſie einmal benützt hatten, ja nicht einmal die Laute, aus denen ihre Namen beſtanden, zu gewöhnlichen Zwecken verwendet werden durften. Wie man es vermied, den Namen der Gottheit unnütz auszuſprechen, ſo vermied man es auch möglichſt, den Namen des Königs im Munde zu führen.*)

Die alten Egypter durften den Namen ihrer Herrſcher nicht unter die gewöhnlichen Worte ſetzen, man ſchloß ſie daher in einen ovalen Ring ein, der ſie von den anderen profanen Worten trennen ſollte, was dem heute noch üblichen Brauche der Herrſcher entſpricht, in Urkunden das „Wir", „Unſer", „Ich" ſtets groß zu ſchreiben.

Namenszug eines altegyptiſchen Königs.

Um die Heiligkeit des Namens des Königs nicht zu profanieren, umſchrieb man denſelben, man ſprach von dem „Herrn des Palaſtes", von dem „guten Gott", ſpäter vermied man ſogar dieſe umſchreibenden Bezeichnungen und deutete nur durch ein „man" an, welche heilige Macht hier walte. „Man hat Dir befohlen", „man befindet ſich augenblicklich zu Theben", heißt ſoviel als das heutige „der Hof befindet ſich da und da".**)

Die Sprache, welcher ſich die Umgebung der Herrſcher bediente, war in der Regel aus den lächerlichſten Schmeicheleien zuſammengeſetzt. Auf Tahiti wurden die Wohnungen des Königs Aarai, d. h. „Wolken des Himmels", genannt; das Canoe, in welchem er fuhr, hieß Anuanua oder „Regenbogen"; die Stimme des Regenten wurde als Donner bezeichnet. Der Schein der Fackeln, welcher ſeine Behauſung erleuchtete, ward mit dem Blitze verglichen, und die Vorübergehenden pflegten nicht zu ſagen „heute Abend brennen die Fackeln im Palaſte", ſondern „der Blitz zuckt durch die Wolken des Himmels."***)

In einer Inſchrift†) zu Abydos wird Rameſſu II. von ſeinen Beamten angeredet: „Herr des Himmels, Herr der Erde, Sonne, Leben der ganzen Welt, Herr der Zeit, Meſſer des Sonnenlaufs, Herr der Wohlfahrt, Schöpfer der Ernte, Bildner und Former der Menſchen, Spender des Odems an alle Sterblichen, Beleber der Götterſchar insgeſamt, Säule des Himmels, Schwelle der

*) Ratzel, Völkerkunde II., S. 199, 281.

**) Erman, Egypten I., S. 92.

***) Ellis, Polynesian Researches II., S. 348, 360.

†) Brugſch, Geſchichte Egyptens unter den Pharaonen, S. 125, 481.

Digitized by Google

Erde .... da sind wir allesamt vor Dir; schenke uns das Leben aus Deinen Händen, Pharao, und den Odem für unsere Nüstern!"

Wir ersehen aus dieser Inschrift, daß der König einem Gotte gleich tituliert wird. Daß diese Auffassung des Königs als Gottheit durchaus ernst gemeint und von den Königen zur Wahrung ihres Ansehens selbst provoziert wurde, geht aus einer anderen Inschrift zu Istambul*) hervor, in welcher Gott Amon zum Könige sagt: „Ich habe Deine Gestalt gebildet gleich der des mendesischen Gottes. Du bist ein Herr, so wie die Majestät des Sonnengottes Ra. Die Götter und Göttinnen preisen Deine Wohlthaten und beten an und opfern vor Deinem Bilde. Ich gebe Dir das Firmament und alles was darinnen ist, ich leihe Dir die Erde und alles was darauf ist. Von jeder Kreatur verlange ich, die auf zwei oder vier Beinen gehet, die flieget oder flattert, von der ganzen Welt, daß sie Dir ihre Produkte darbringe."

Damit ist wohl der Gipfel der königlichen Reklame erreicht, denn wenn sie Inschriften errichten lassen, deren Wortlaut besagt, daß selbst die Götter und Göttinnen die Wohlthaten des Königs preisen, und anbetend und opfernd vor ihren, der Könige, Bildern knieen, was bleibt da dem armen Sterblichen anders zu thun übrig?

Daß die egyptischen Könige sich thatsächlich als Götter Opfer und Gebete bringen ließen, geht aus weiteren Inschriften und bildlichen Darstellungen hervor; dasselbe war übrigens auch bei den Kindern der Sonne, den Inka's von Peru, der Fall, wobei noch zuzufügen wäre, daß ein jedes gegen den Inka gesprochene Wort einer schweren Gotteslästerung gleich geachtet wurde.**)

Auf den polynesischen Inseln herrschten ähnliche Zustände, so sagt der Forscher Hale, daß auf den Depeysiersinseln eines Tages ein Häuptling an Bord gekommen sei, der sich selbst als Atua oder Gott der Inseln vorstellte und auch von den anderen Eingeborenen als solcher betrachtet ward.

Erskine berichtet dasselbe von Tuikilakila, einem Häuptlinge der Somosoma, welcher zu sagen pflegte: „Ich bin ein Gott." Es war dies nicht etwa eine bloße Redensart, er glaubte das wirklich, er hielt sich in Wahrheit für etwas Höheres als einen Menschen.***)

So ist die Menschheit seit Jahrtausenden schon an den Gedanken gewöhnt worden, in seinen Herrschern Wesen höherer Art, Götter zu sehen und fand man schließlich infolge dieser Gewöhnung auch gar nichts Ungehöriges darinnen, daß diese sterblichen Götter in ihrem Größenwahn und um die Menschheit vollends zu bethören, das Dogma der Unantastbarkeit der Könige noch mehr zu befestigen,

*) Le Page Renouf, Vorlesungen über Ursprung und Entwickelung der Religion der alten Egypter, S. 153.

**) Garcilasso de la Vega I., S. 15, 21; II., S. 67.

***) Erskine, Western Pacific, S. 246. Vergl. ferner Mariner, Tonga Islands II., S. 185, 199, 207; J. Cook's dritte Reise I., S. 395.

Digitized by Google

dazu übergingen, sich selbst Tempel zu setzen, in denen die Verehrung in optima forma vor sich gehen könne.

Derartige Tempel errichteten sich Amenhôtep III., desgleichen Alexander der Große und zahlreiche andere Herrscher des Altertums.

Trotz aller geistigen Fortschritte wurden solche widernatürlichen Zustände im alten Rom nicht besser, getreulich ahmten die römischen Kaiser ihre orientalischen Vorbilder nach, umgaben sich mit göttlichem Glanze und ließen sich göttliche Ehren erweisen. Zuerst wurde diese Sitte, und zwar gleich in großem Maßstabe, von Cäsar angewendet. Durch den Senat dekretierte er Gebete und Gelübde für sein Wohl, er befahl, daß sein Bild in einem Tempel aufgestellt und angebetet werde, ferner, daß diesem Bilde Opfer durch eine eigene Priesterschaft dargebracht würden. Nach seinem Tode wurde Cäsar förmlich als Gott erklärt, für „divus Julius". Dieselbe göttliche Verehrung wurde Augustus sowie seinen Nachfolgern zu teil. Augustus wurde als „Friedensbringer", als Begründer einer neuen Aera, mit welcher das goldene Zeitalter wiederkehre, gefeiert. Im Staatssolde stehende Hofpoeten lieferten überschwengliche Verherrlichungen, förmliche Apotheosen des noch lebenden Fürsten.*) Man that Gelübde und Schwüre bei Augustus Namen, zum Zeugnis, daß nichts ähnliches dagewesen sei, nichts ähnliches kommen werde. — Nur sehr wenige Imperatoren enthielten sich derartiger verwerflicher Reklamemittel, sich die Verehrung des Publikums zu sichern. So Tiberius, so auch Vespasian, der darüber spottete, indem er in seiner letzten Krankheit ausrief: „O weh, ich glaube ich werde ein Gott!"

Den Glauben an die Göttlichkeit, an den göttlichen Ursprung, an das Gottesgnadentum der Herrscher suchte man durch vielfältige Legenden von geheimnisvollen Offenbarungen, von angeblichen Wundern und Bethätigungen überirdischer Mächte nicht nur festzuhalten, sondern auch zu provozieren.

Beim Auftreten, beim Hinscheiden, bei bedeutsamen Ereignissen im Leben großer Regenten wurde das ganze Weltall als in größter Mitleidenschaft befindlich hingestellt. Die Erde bebt, die Sonne verfinstert sich und Tote stehen auf. Als Augustus in Rom einzog, umgab sich die Sonne bei heiterem Himmel mit einem Kreis, gleich dem Regenbogen; darauf schlug der Blitz in das Grabmal der Julia. Beim Antritt seines ersten Konsulates erschienen ihm, wie dem Romulus, zwölf Geier, und alle Opfertiere wiesen günstige Zeichen.

Den Ausgang aller Kriege wußte er vorher. Als bei Bononia die Truppen der Triumvirn sich vereinigten, stürzte ein auf seinem Zelt sitzender Adler sich auf zwei Raben, die ihn von der einen und andern Seite angriffen, und warf sie zur Erde — was das ganze Heer auf die künftige Uneinigkeit unter den Triumvirn und den Ausgang des Kampfes deutete. Da er bei Actium

*) Bender, Rom und römisches Leben, S. 439.

Digitized by Google

ins Treffen gehen wollte, stieß er auf einen Eseltreiber, Namens Eutychos, „gut Glück!“ dessen Tier Nikon „Sieger“ hieß. Nach erlangtem Siege stellte er die ehernen Standbilder beider im Tempel auf. Seine Vergötterung nach dem Tode wurde durch die deutlichsten Zeichen vorher erkannt. Bei einem feierlichen Reinigungsopfer auf dem Marsfelde flog ein Adler wiederholt um ihn herum und dann zum nahen Tempel, wo er sich auf den Buchstaben A setzte. Durch einen Blitzstrahl schwand an der Aufschrift seiner Bildsäule das C und blieb noch AESAR übrig, was etruriſch „Gott“ heißt, man erkannte daraus, daß er noch hundert Tage bis zu seiner Apotheose leben werde. Da man seinen Leichnam am Marsfelde verbrannte, fand sich ein vormaliger Prätor, welcher eidlich bekräftigte, er habe sein Bild zum Himmel aufsteigen sehen.

Procopius de reb. Goth. I. 24 schreibt von einem Mosaikbild des Königs Theodorich in Neapel, von dem bei seinem Tode die Steinchen ausfielen, welche sein Haupt bildeten. Der Unterleib löste sich auf, als Athalarich starb, die Lenden bei Amalasuinthas Mord, der letzte Rest aber zerfiel, als 536 Witigis den Belisar in Rom belagerte.

Die Vorzeichen von Augustus Hingang wiederholten sich ganz ähnlich vor dem Tode Karls des Großen. So berichtet der Mönch Einhard in seiner berühmten Handschrift: „Das Leben Karls des Großen“ im 32. Kapitel: „Das Herannahen seines Endes kündete sich mehrfach durch Zeichen an, so daß nicht nur andere, sondern auch er selbst diese Mahnung empfand. Die drei letzten Jahre vor seinem Tode verfinsterten sich häufig Sonne und Mond; auf der Sonne sah man sieben Tage lang schwarze Flecken; der Säulengang, den er zwischen Kirche und Palast unter großen Schwierigkeiten hatte aufführen lassen, stürzte am Himmelfahrtstage zusammen. Ebenso ging die hölzerne Rheinbrücke bei Mainz, die er selbst in zehn Jahren unter gewaltiger Anstrengung und erstaunlicher Mühe gebaut hatte, und die daher dem Anschein nach ewig dauern konnte, in drei Stunden unerwartet in Flammen auf, so daß auch nicht ein Splitter von ihr übrig blieb, so weit sie nicht vom Wasser bedeckt war. Ferner sah er auf seinem letzten Kriegszuge, wie plötzlich unter mächtigem Glanze ein Strahl vom Himmel herabfuhr und von rechts nach links durch die wolkenlose Luft schoß; und als nun alle staunend sich fragten, was dieses Zeichen bedeuten könnte, stürzte plötzlich sein Pferd, den Kopf zur Erde geneigt, und warf ihn so unsanft auf den Boden, daß die Spange seines Mantels zerbrach, das Wehrgehenk zerriß. Die Lanze, die er in der Hand trug, wurde so weit weggeschleudert, daß sie 20 oder mehr Fuß entfernt lag. Dazu kam noch wiederholt eine zitternde Bewegung des Aachener Palastes und ein beständiges Knacken der Decken, wenn er sich im Hause befand. Dann traf ein Blitzstrahl die Kirche, in welcher er nachher bestattet wurde, und zersplitterte die goldene Kugel, welche die höchste Spitze des Daches zierte. Ebenfalls in dieser Kirche befand sich auf dem Rande eines gemalten Bandes, das zwischen den Bögen an der inneren Wand des Ge-

Digitized by Google

bäudes herumlief, eine Inschrift mit roten Buchstaben, in deren letzter Zeile die Worte standen: Herrscher Karl. Nun bemerkten verschiedene Leute, wie in demselben Jahre, wo er starb, wenige Monate vor seinem Tode, die Buchstaben, die das Wort Herrscher bildeten, so verlöscht waren, daß man sie überhaupt nicht mehr sehen konnte. Uebrigens hat er all das Vorerwähnte teils für sich behalten, teils unbeachtet gelassen, gerade als wenn es alles ihn in keiner Weise anginge."

Karl der Große war entweder nicht abergläubig oder nicht so von sich eingenommen, wie Napoleon I., der, als man ihm kurz vor seinem Hinscheiden die Erscheinung eines Kometen meldete, erregt ausrief: „Dieser Komet bedeutet mich, auch bei Cäsars Tode erschien ein Komet und erblaßte die Sonne!"

Daß viele Fürsten des Mittelalters, darunter vor allen Wallenstein, aus den Stellungen der Gestirne ihr eigenes Geschick und das ihrer Unternehmungen herauslesen zu können vermeinten, ist auf die gleiche Annahme zurückzuführen, daß die ganze allmächtige Natur, das ganze Weltall in empfindlichste Mitleidenschaft gerate, sobald es sich um die kleinen Thaten eines derartigen, von Größenwahn befallenen Erdenwurmes handle.

Unzweifelhaft sind eine Masse dieser Legenden erfunden, um den Glauben an die Göttlichkeit der Herrscher im Volke wach zu halten, und das Volk hat jederzeit nur zu willig diese absurden Ammenmärchen mit einem Glauben honoriert, der heute in dem radikalen Unglauben unserer Tage lediglich sein entgegengesetztes Extrem findet. —

Eine derartige Vergöttlichung ihrer Herrscher, wie wir sie bei den Völkern des Altertums und den Naturmenschen finden, hat bei den Germanen niemals stattgefunden. Sie konnte nicht stattfinden, da die Herrscherwürde anfänglich nicht erblich war, die Könige vielmehr durch Wahl immer wieder aus den adeligen Geschlechtern hervorgingen. Erst als die Königswürde allgemach erblich wurde und der Pomp der byzantinischen und orientalischen Regenten Nachahmung fand, begann ganz allmählich, von dem dabei interessierten Priestertum eifrig genährt und gefördert, der Begriff des „Gottesgnadentums" der Könige und Kaiser im deutschen Volke sich zu entwickeln. Die Könige, die in diesem Begriffe eine höchst wirksame Schutzwehr gegen die Auflehnung der Unterthanen, gegen Angriffe auf ihre eigene nunmehr heilige unantastbare Person erkannten, ließen sich von den Priestern bei Antritt ihrer Regierung salben und krönen; in Urkunden und öffentlichen Bekanntmachungen begannen sie sich der Formel zu bedienen: „Wir von Gottes Gnaden König", und so wurde der Begriff von dem Gottesgnadentum der abendländischen Herrscher künstlich erzeugt, künstlich herausgebildet. Befestigten so die Regenten mit Unterstützung der Priesterschaft dem Volke gegenüber ihr Ansehen und ihre Macht, so mußten sie dem Priestertum hingegen Konzessionen machen, deren Gefährlichkeit erst viel später erkannt wurde. Durch die Gewohnheit, daß die Könige bei Antritt ihrer Regierung sich krönen und

Digitized by Google

salben ließen, mußte allmählich auch die Idee Wurzel fassen, daß der Priester es sei, welcher dem König gewissermaßen die eigentliche Weihe verleihe, der ihn mit Szepter und Krone belehne, und so galt schließlich kein Herrscher als wirklich eingesetzt, bis er nicht vom Priestertum mit dem heiligen Oele gesalbt worden war, wie der Klerus ja bekanntlich auch keine Ehe als gültig anerkennt, der er nicht durch seinen Segen die eigentliche Weihe gegeben. Gewann also das Herrschertum auf der einen Seite an Festigkeit, so verlor es auf der anderen Seite, indem es von dem Einflusse der Priesterschaft mit abhängig wurde. Und wie es sich gegen diesen immer mächtiger und anmaßender werdenden Einfluß zu wehren hatte, das ist ja aus den endlosen Kämpfen des Herrschertums gegen die Kirche sattsam bekannt.

In erster Zeit war das Zusammengehen des Regenten mit dem Priester jedenfalls für beide Teile ersprießlich, der eine erhob sich und befestigte sich durch die Macht oder den Einfluß des anderen, genau den altindischen Spruch zur Wahrheit bringend: daß die Ketris (die Herrscherkaste) ohne die Brahmanen (die Priester) nicht glücklich sein und die Brahmanen sich widerum nicht ohne die Ketris erheben können.

Höchst charakteristisch ist der Zustand eines derartigen Kompromisses auf einem alten Miniaturgemälde dargestellt, welches in der königlichen Bibliothek zu München aufbewahrt wird. Das Bild zeigt, wie Kaiser Heinrich II. „von Gottesgnaden" die Reichsinsignien empfängt. Christus setzt dem Herrscher die Krone aufs Haupt, zwei Engel bringen ihm das Reichsschwert und die heilige Lanze, der Klerus aber, verbildlicht durch zwei Geistliche, stützt ihm die Arme.

Die Umschrift des Bildes lautet verdeutscht:

Siehe! gekrönt wird von Gott und beglückt
Der fromme König Heinrich, erlaucht durch den Stamm der Ahnen,
Schirmend bringt ihm sogleich der Engel die Lanze;
Dieser hält auch das Schwert bereit, vor ihm her Furcht bereitend.
Gnädiger Christus, gib langes Leben Deinem Gesalbten,
Damit Dein Getreuer nicht den Nutzen der Zeit verliere.
Dieses Königs Herz und Thaten zeichne Udalricus auf,
Emmeramus gewähre ihm huldreich süßen Trost.

Welch großen Einfluß schon damals der Klerus auf das Herrschertum gewonnen, wie sehr er die ihm zugestandenen Konzessionen auszunutzen gewußt hatte, geht aus einer Beschreibung der Krönung eben dieses Kaisers Heinrich II. hervor. Dieselbe findet sich in der Chronik des Thietmar von Merseburg und lautet: „Den vierzehnten Februar ging Heinrich von Gottes Gnaden ruhmwürdiger König zur Kirche von St. Peter, allwo der Papst ihn erwartete ..... bevor er hereingeführt wurde, fragte ihn derselbe, ob er ein treuer Beschützer und Verteidiger der römischen Kirche sein wolle und **ihm und seinen Nachfolgern in jeder Beziehung treu**, und er bejahte mit demütigem Be-

Digitized by Google

kenntnis, worauf er von jenem Salbung und Krönung mit seiner Gemahlin empfing."

Heinrich II. empfängt von Gottes Gnaden die Krone, die heilige Lanze und das Reichsschwert.
(Aus Stacke: „Deutsche Geschichte".)

Aus dieser Stelle ist deutlich ersichtlich, daß die Kirche als Lohn für ihre Unterstützung verlangte, der König müsse ihr allzeit dienstbereiter, treuer Schirmherr, mit anderen Worten: ihr unterthäniger Vasall sein. —

Die Idee von dem „Gottesgnadentum" der Herrscher hat sich durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage hingeschleppt, und heute ist die Welt

Digitized by Google

noch nicht zu einer natürlichen Auffassung der Dinge gekommen. Nach wie vor berufen sich die Monarchen darauf, daß die Gnade Gottes ihnen den Thron verliehen habe, nach wie vor lassen sie ihrer eigenen Majestät überall die Majestät Gottes wie einen Herold vorangehen.

„Von Gottes Gnaden" heißt es heute noch auf Münzen, in Urkunden, Gesetzen und Erlassen, heute noch schreiben die Potentaten in Dokumenten das „Wir", „Ich", „Unser", sobald es ihre eigene Person betrifft, mit großen Anfangsbuchstaben, wie in gleicher Weise bekanntlich der Name Gottes hervorgehoben wird; nehmen wir irgend einen Briefsteller zu Hand, so werden wir belehrt, daß wir die „Gesalbten des Herrn" mit „Ew. Kaiserliche oder Königliche Majestät", mit „Allerdurchlauchtigster, allergnädigster Herrscher", oder, wenn wir die Abwechselung lieben, mit „Allerhöchstdieselben" anzureden, zum Schlusse unseres Briefes aber als „Allerunterthänigst gehorsamster N. N. in tiefster Ehrfurcht zu ersterben" haben. —

Kaiser und Könige bedürfen der Popularität genau ebenso gut, wie die Scheinkönige, die allabendlich die Bretter betreten, welche die Welt bedeuten. Und so haben auch die Regenten ihre bezahlten und unbezahlten Claqueure.

Man weiß von Nero, daß er Tausende von Claqueurs, sog. „Augustiani" hatte, welche ein Gehalt von 25 Tausend Sestertien bezogen und die den Kaiser überall begleiteten, um auf allen Theatern, wo er, der erbärmlichste Komödiant, seine „unvergleichliche Stimme" erschallen ließ, wie wahnsinnig Beifall zu klatschen, oder um die elenden Schuldigen anzugeben, welche sich unterstanden hatten, als Zuschauer zu gähnen, oder sich weigerten, einem von dem heiseren kaiserlichen Sänger dargebrachten Opfer beizuwohnen. Diese Claqueure umschwärmten ihn auch, als er von seiner Kunstreise nach Griechenland zurückkehrte und triumphierend im Purpurgewande in Rom einzog.

Zur Zeit des französischen Kaiserreiches hatte die Pariser Theaterclaque auch den Beruf, das Staatsoberhaupt bei seinem Eintreten in die Loge klatschend und schreiend zu begrüßen.

Mächtigere Claqueure besitzen die Regenten in der Presse, und die Regierungen bedienen sich mit Vorliebe derselben, um durch sie das Volk zu beeinflussen, wo ihnen die absolute Gewalt, es zu lenken, abgeht.

Die Behauptung Professor Biedermanns*), daß Friedrich der Große der erste Regent gewesen wäre, der erkannt habe was durch eine geschickte Benutzung der Presse zu erreichen sei, halten wir für nicht erwiesen, und es würde uns wunder nehmen, wenn nicht schon zur Zeit der Römer Einwirkungen auf das Volk auf diese Weise erzeugt worden wären. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts richteten die einzelnen Staatsregierungen der von dem Philosophen Christian Wolff erfundenen und allgemein zur Annahme gekommenen Be-

*) Biedermann, Das Zeitungswesen, S. 25.

Digitized by Google

stimmung zufolge, daß nichts gedruckt werden solle, was gegen Staat, Glaube und gute Sitte verstoße, sogenannte Zensurbüreaus ein, deren Aufgabe darinnen bestand, alle der Regierung und dem Herrscherhause nachteiligen oder das Ansehen derselben gefährdenden Mitteilungen und Artikel zu unterdrücken.*) Jedes Buch, jede Zeitung, jede Druckschrift mußte diesen Zensurbüreaus vor der Ausgabe vorgelegt werden, und diese merzten das Mißfällige und Nachteilige aus, oder schritten auch gleich, wo es angezeigt schien, zur Konfiskation und Vernichtung der gefährlich erscheinenden Bücher und Zeitungen.

Ein eigenes Verfahren wird in bezug auf die Zensur fremder Zeitungen in Rußland noch heute geübt. Man will sie nicht ganz verbieten, aber auch nicht durch sie im eigenen Lande Anschauungen, die der Regierung unbequem sind, weiter verbreiten lassen. Man läßt nun zwar die Zeitungen herein, aber man überdruckt unliebsame Stellen mit undurchdringlichem Schwarz, oder bei Witzblättern schneidet man die nicht beliebten Bilder ganz heraus.

Mit dieser negativen Zensur begnügten sich manche Herrscher nicht, sie übten im Gegenteil auch eine positive Zensur, so z. B. durfte auf Befehl Friedrich des Großen, als er in Leipzig als Sieger einzog, nicht nur nichts gedruckt werden, was ihm mißfiel, sondern es mußte auch gedruckt werden, was ihm gefiel.

Diese Art, die Presse zu benutzen, beutete in geradezu diktatorischer Weise Napoleon I. aus. Die Geschichten der Leipziger, der Kölnischen Zeitung und die Jubiläumszeitung des Hamburgischen Korrespondenten, welche im Jahre 1880 allsonntäglich erschien, geben wahrhaft empörende Beispiele von aus französischer Feder stammenden Berichten, Lobhudeleien und falschen Siegesnachrichten, welche alle gedruckt werden mußten, um für das Napoleonische Regiment Reklame zu machen. Gegen diese Siegesberichte ist der bekannte „ein toter Kosak" der russischen Regierung nur ein Scherz.**)

Da ein derartiger Zwang auf die Presse wohl aber nur in Kriegszeiten auszuüben ist, so gingen die Regierungen dazu über, die Gunst einzelner hervorragender, tonangebender Blätter käuflich zu erwerben, andere Zeitungen wurden von der Regierung mit größeren Summen unterstützt, sobald sie sich verpflichteten den Interessen des Staates zu dienen. So entstanden die Amtsblätter, die offiziellen und subventionierten Zeitungen. Die Aufgabe derselben ist es, für die Regierung eifrig Propaganda, Begeisterung, mit anderen Worten Reklame zu machen. Täglich werden den Redaktionen aller dieser Zeitungen von den vom Staate creirten „Preßbüreaus" Weisungen erteilt, wie sie schwebende Fragen behandeln und in welcher Weise sie die öffentliche Meinung richten sollen.***)

*) Wuttke, Die deutschen Zeitschriften, S. 129.

**) Biedermann, Das Zeitungswesen, S. 25.

***) Wuttke, Zeitschriften, S. 274.

Digitized by Google

Von einer Kritik der inneren Staatspolitik ist natürlich da nicht die Rede: innere Verhältnisse werden nur sehr behutsam angerührt, und nur insofern es gilt einen Akt des Herrschers zu verherrlichen oder zu beschönigen, wird dieser Gegenstand behandelt. Unglücke und Niederlagen werden möglichst gering dargestellt, Siege und Erfolge gepriesen.

Diese zumeist lithographierten Korrespondenzen enthalten allerlei Regierungsnachrichten, und, da Anstößiges oder Unangenehmes vermieden wird, ertönt so, wie Wuttke treffend bemerkt: „ein melodischer Chorus aus dem Zeitungswalde; wer da nicht weiß, daß ein versteckter Kapellmeister den Takt schlägt, den überzeugen von der Wahrheit, Richtigkeit und Güte des Gehörten so viele gleichlautende Stimmen. Also werden die Gegner übertäubt, werden bestimmte Urteile über die hervorragenden Persönlichkeiten durch möglichst viele Blätter in Umlauf gesetzt; hier wird der andersdenkende Leser in seiner Ueberzeugung verwirrt, dort der Begeisterung ein Dämpfer aufgesetzt, an einer anderen Stelle wird geschürt und jede Wandlung und Windung der Politik belobigt. Ein und dasselbe der Regierung günstige Bild spiegelt sich in einem Heer von Zeitungen wider."

Um dem regierenden Fürstenhaus die Sympathien des Volkes zuzuwenden, werden allerlei die Leutseligkeit, die Liebe zum Volke, die Mildthätigkeit, die trefflichen Eigenschaften dieses oder jenes dem Regentenhause angehörenden Mitgliedes verherrlichende Notizen und kurze Mitteilungen verbreitet, deren Wahrheit zwar nicht immer durch Brief und Siegel erhärtet werden kann.

So lautet zum Beispiel eine solche Notiz:

„Aus M. wird geschrieben: Hier zirkuliert folgende charakteristische Anekdote. Als König H. kürzlich einen seiner gewohnten Morgenspaziergänge unternahm, bemerkte er zwei Knaben, die lebhaft mit einander debattierend, offenbar keinen andern als ihn selbst zum Gegenstande ihres erregten Gespräches gemacht hatten. Der König hatte nur zu richtig geraten, denn plötzlich trat einer der Knirpse auf ihn zu, zog höflich sein Käppchen und richtete die Frage an ihn: „Entschuldigen Sie, mein Herr, aber nicht wahr, Sie sind nicht der König?" — „Und warum sollte ich es nicht sein, mein Lieber?" — „Weil ..... weil" ..... „Weil Sie keine Krone aufhaben, meint Beppo", half der andere der Burschen seinem Gefährten aus der Verlegenheit. „Als ob die Könige immer ihre Krone aufhaben" setzte er geringschätzig hinzu. „Ich aber weiß, daß Sie der König sind, denn wir haben ein Bild zu Hause, ein sehr schönes Bild, das 20 Centesimi gekostet hat. Beppo aber wills doch nicht glauben. Bitte schön, sagen Sie es ihm jetzt selber." —

„Da Du mich schon erkannt hast, sagte König H. offenbar sehr belustigt, so will ichs nicht leugnen, daß ich der König bin. Bist Du jetzt zufrieden?" —

„O, ich wußte es ja!" rief der Kleine triumphierend, „und nicht wahr, Sie tragen die Krone nur an Feiertagen?" — „Nein mein Kind" entgegnete der König, und dabei wurde er ernst, „nein, meine Feiertage sind gerade die,

Digitized by Google

wo ich vergesse, daß ich eine Krone trage. Doch das verstehst Du nicht. Damit Ihr mich aber nicht vergesset, meine kleinen Freunde, will ich Euch mein Bild geben. Es ist zwar nicht so schön wie das, welches Du zu Hause hast, aber doch etwas mehr wert." Und dabei gab er jedem der Kinder ein blitzendes Goldstück. Ueberglücklich aber kehrten die Knaben in ihr Dorf zurück, aus dem sie entwichen waren, um den König zu sehen." —

Einen ähnlichen Charakter hat folgende Geschichte, die angeblich von einer Dame, welche während der jüngsten Anwesenheit des Kronprinzenpaares in A. weilte, der T. Zeitung mitgeteilt wurde. „Eines Morgens ging Kronprinz R. mit dem Gewehr auf der Schulter in der Nähe des Kurortes spazieren. Da bemerkte er einen Bauer, der mit einem Rade seines Wagens in den Straßengraben geraten, und nicht imstande war, sein Gefährt wieder flott zu machen. Der Kronprinz trat hinzu und fragte den Bauer was es gäbe. „Wenn nur jemand käme", meinte der Bauer, „und mein Pferd antreiben wollte, ich würde das Wagenrad heben und sofort wäre geholfen." „Nun, wenn es weiter nichts ist", sagte der Kronprinz, „da wollen wir gleich sehen." Der Kronprinz ergriff das Pferd am Zügel und trieb es an, während der Bauer sich gegen das Wagenrad stemmte, und bald stand der Wagen wieder auf der Straße. Der Bauer dankte dem unbekannten Herrn und fragte ihn, woher er sei. Als der Kronprinz erwiderte, er wohne in einem Hotel in A., fragte der Bauer, ob er ihn besuchen dürfe, worauf der Kronprinz meinte: „Ohne weiteres." Am nächsten Morgen kam in der That das Bäuerlein mit einem Paket unter dem Arm ins Hotel und erkundigte sich nach einem Herrn, der so und so aussehe und gestern auf der Jagd gewesen wäre. Man antwortete dem Bauer, der wohne allerdings hier, aber man könne nicht so ohne weiteres zu ihm. „Warum nicht?" meinte der Bauer, „er hat mich ja doch eingeladen, zu kommen." Ein Bedienter ging nun in die Gemächer des Kronprinzen und kehrte mit dem Auftrage zurück, den Bauer vorzulassen. Bald stand dieser in einem schönen Zimmer dem unbekannten Herrn gegenüber, dem er nochmals für die Gefälligkeit dankte und ihm zwei Flaschen seines besten Weines zum Geschenk anbot. Lächelnd lehnte der Kronprinz das Geschenk ab und sagte, der Bauer möge selbst den Wein auf die Gesundheit seiner (des Kronprinzen) Familie austrinken, und verabschiedete sich von dem Bauer. Dieser fragte draußen den Herrn, der ihn begleitete: „Wer und wo ist denn die Familie dieses Herrn?" Als ihm nun die Aufklärung zuteil wurde, wer eigentlich der Unbekannte gewesen, war der Bauer anfangs sehr bestürzt, dann aber eilte er freudig nach Hause und erzählte mit Stolz, daß der Sohn des Monarchen ihm geholfen habe, den Wagen wieder ins Geleise zu bringen."

Sicherlich mehr als die Hälfte derartiger Anekdoten sind erfunden, oder aber wird für ihre weiteste Verbreitung Sorge getragen, lediglich zu dem Zwecke, um für das Herrscherhaus Sympathie zu erwecken, mit anderen Worten: Re-

Digitized by Google

klame zu machen. Diese Reklame kam den Regenten und Feldherren des Altertums ungleich teurer als den Machthabern unsrer Zeit zu stehen. Man kannte noch keine Orden und mußte sich durch Austeilung reicher Geschenke die Sympathien, die Beliebtheit namentlich bei den Soldaten zu erwerben und zu erhalten suchen. Vornehmlich in der letzten Zeit der römischen Republik erreichten diese Austeilungen einen sehr bedeutenden Wert. L. Scipio Asiaticus, welcher als Konsul an der Spitze des Heeres stand, das den König Antiochus von Syrien 190 v. Chr. bei Magnesia besiegte, gab beim Triumph jedem gemeinen Soldaten vom Fußvolk 25 Denare (ca. 16 Mk.), dem Centurio das Doppelte, dem Ritter das Dreifache, außerdem doppelte Jahreslöhnung und doppelte Monatsration. Bei einem Triumph über die Spanier betrug das Geldgeschenk 50 Denare, resp. das Doppelte und Dreifache. Amilius Paulus schenkte nach Besiegung des Königs Perseus von Macedonien 167 v. Chr. dem gemeinen Fußsoldaten 100 Denare, den andern nach Verhältnis. Zu ganz fabelhafter Höhe stiegen diese Geschenke aber zur Zeit des Niederganges der Republik, in den Bürgerkriegen, wo es galt, mit allen Mitteln um die vielköpfige Popularität zu ringen. So gab Pompejus nach seinen asiatischen Siegen dem gemeinen Mann 6000 Sestertien (zirka 1200 Mark), Caesar im Jahre 47 v. Chr. sogar 20,000 Sestertien (4000 Mark.) Diese förmliche Bestechung ward nach und nach so üblich, daß die Geldgeschenke (donativum) der Kaiser und Feldherren bald als eine obligate Leistung derselben angesehen und gefordert wurden. Wo dieselben ausblieben, da gab es keine Gegenleistung. So verlor der geizige Sulpicius Galba durch Verweigerung des donativum den Thron. Tiberius, sonst keineswegs freigebig, verteilte im ganzen 48 Millionen Sestertien (zirka 10 Millionen Mark), Claudius versprach, um Kaiser zu werden, jedem Prätorianer 15,000 Sestertien.

Unsere modernen Herrscher haben das „Donativum" vollständig abgeschafft und an seine Stelle ein Surrogat treten lassen, welches sich zum Donativum wie die Zichorie zum Kaffee, wie Schaumgold zum Edelmetall verhält: den Orden. War das Donativum ein reeller Wert, so ist der Orden ein ideeller, diente das erstere zur Befriedigung der Habgier, so dient der Orden zur Befriedigung des Ehrgeizes. Für Fürsten und Regenten hat die letztere Methode, die Verleihung des Ordens, vor der ersteren den immensen Vorzug, daß sie wesentlich billiger zu stehen kommt. Der Uebergang von der einen Methode zur anderen vollzog sich schon zur Römerzeit. Man verlieh Hals- und Armketten von Gold und Silber, Medaillons von Gold- und Silberblech oder Bronze, Ehrenlanzen, sogenannte hastae purae, später, seit Septimius Severus, um 200 v. Chr. auch förmliche Medaillen, die an einem Bande auf der Brust getragen wurden. Je mehr ein Kaiser derartige Auszeichnungen verlieh, desto mehr gewann er sich die Sympathien der maßgebenden Klassen seines Volkes. Und wie freigebig die Regenten waren, beweist ein Bericht aus der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr., nach welchem ein gewisser

2*

Digitized by Google

Siccius Dentatus 22 Ehrenlanzen, 25 Medaillons, 83 Halsketten, 160 Armketten, 26 Kränze und Kronen, sowie noch verschiedene andere Auszeichnungen erhalten habe.

Im großen ganzen hat sich die Verleihung von Auszeichnungen glänzend bewährt. Diejenigen, welche im Ordensregen auch ihr Teil erhielten, gehören von da ab zu den wärmsten Befürwortern des Staates, sie ergehen sich fortan in Lobpreisungen über die Thaten der Monarchen und ganz vereinzelt stehen in der Weltgeschichte solche Fälle da, daß ein Dekorierter ein Verbrechen gegen das ihn auszeichnende Fürstenhaus unternommen hat. —

Wie manche Regenten in ihrem Größenwahn sich selbst Tempel errichteten und in denselben sich als Götter verehren ließen, so sorgten andere schon bei Lebzeiten dafür, daß ihr Ruhm in entsprechender Weise auch auf die Nachwelt kommen möge. Von verschiedenen Herrschern ist bekannt, daß sie sich Statuen und Bildsäulen errichteten, so z. B. von dem Herzog Johann Wilhelm von Berg, dessen Monument der Inschrift nach vorgeblich „von den dankbaren Bürgern der Stadt", in Wirklichkeit aber von dem Fürsten selbst errichtet, sich auf dem Marktplatze zu Düsseldorf erhebt. Ein Gegenstück hat dieser Fürst in dem Anno 1873 in Genf verstorbenen Herzog Karl von Braunschweig, der bekanntlich sein bedeutendes, namentlich an Diamanten reiches Vermögen der Stadt Genf mit der Verpflichtung vermachte, ihm daselbst ein großartiges Denkmal mit seinem Reiterstandbild zu errichten. Um den Besitz der Erbschaft antreten zu können, kam die Stadt Genf dieser Bedingung des Testamentes nach, und so zählt die schöne Rhônestadt zu ihren Sehenswürdigkeiten seit 1879 das Denkmal eines Mannes, der sich als Fürst, Kuriositätendieb und Sonderling berüchtigt gemacht hat.

Digitized by Google

Krieger und Feldherren.

Wenn wir uns dem Studium des Kriegswesens bei den wilden Naturvölkern hingeben, so werden wir bemerken, wie vielfach die ganze Erziehung der Knaben auf die Erweckung kriegerischen Ehrgefühles gerichtet ist. Frühzeitig erhalten dieselben Bogen, Pfeile, Messer und Lanzen, und so versehen streichen die Knaben allein durch Wälder und Prairien, um ihre Kraft, ihren Mut zu proben. Von durchaus erfahrenen Kriegern werden ihnen die tausend verschiedenen Künste und Kniffe beigebracht, die ihnen während einer Kriegsfahrt dienlich sein mögen. Sehr oft werden auch aus der streitbaren Jugend des Lagers zwei Parteien gebildet, die unter Leitung anerkannter Krieger vollendete Scheinkämpfe gegen einander ausführen müssen. Jeder Teilnehmer an denselben trägt auf dem Kopfe ein Stückchen Büffelfell, welches den Scalp darstellen soll. Wem dieser Scalp genommen wird, ist ehrlos, wird verspottet, der Sieger hingegen wird im Lager von allen Erwachsenen belobt und als Vorbild gepriesen.*) Unter solchen Uebungen kommt für den Jüngling die Zeit, wo er in den Kriegerstand aufgenommen zu werden wünscht. Diese Aufnahme aber kann nur dann erfolgen, wenn er während der sog. „Kriegerprobe" auch den Beweis dafür gebracht hat, daß er würdig ist, ein Krieger zu sein, daß er mutig, ausdauernd und standhaft im Ertragen von körperlichen Schmerzen ist.

Eine solche Kriegerprobe findet sich noch bei manchen Naturvölkern, am schwersten dürfte dieselbe jedoch bei den Indianern Nordamerikas sein. Die jungen Männer suchen in dem Streben, den Ruf eines besonders tapferen und standhaften Kriegers zu erlangen, in der Erfindung ausgesuchter Selbstquälereien einander zu überbieten. Die Willenskraft, mit der sie körperliche Schmerzen aushalten und ertragen, ist geradezu wunderbar, indem namentlich während des berüchtigten Sonnentanzes in den einzelnen Tanzpausen viele sich 50—200 Fleischstückchen aus Armen und Beinen schneiden oder schneiden lassen.

Andere tanzen mit 2—3, ja selbst mit 4 Büffelköpfen, die an durch die Brustmuskeln gezogenen Lederriemen befestigt sind. Andere lassen sich so stark

*) Die Abbildung eines derartigen Scheinkampfes findet sich in Catlin, Illustrations of the manners and customs of the North-American Indians I., Letter 19. Mehrere derartige Scheinkämpfe beobachtete Verfasser dieses bei den Sioux und Krähen-Indianern.

Digitized by Google

an den Medizinpfahl binden, daß die Stricke tief in das Fleisch einschneiden und doch machen sie dann wütende Versuche, loszubrechen.

Die Jünglinge der Mandan-Indianer unterwarfen sich folgenden grauenhaften Torturen: „Mit Daumen und Zeigefinger wurde das Fleisch an den Schultern oder der Brust emporgezogen und mit einem Messer durchbohrt, dessen Klinge an beiden Seiten zuvor sägeartig zerhackt worden war, so daß jeder Einschnitt den größtmöglichsten Schmerz verursachen mußte. Durch die auf solche Weise erzeugten Wunden wurde ein Holzpflock von der Dicke eines Fingers geschoben, dann ließ man vom Dache der Medizinhütte zwei Lederriemen herab, die man an den Pflöcken befestigte und woran man nunmehr die Gemarterten soweit in die Höhe hißte, daß die Füße nicht mehr den Boden berührten. Darauf wurde das Fleisch der Ober- und Unterarme, der Hüften, der Ober- und Unterschenkel in gleicher Weise durchbohrt, in gleicher Weise mit Holzpflöcken versehen und diese Holzpflöcke obendrein mit dem Schilde, dem Medizinbeutel oder mit Büffelschädeln beschwert, sodann wurde der Körper soweit emporgezogen, daß auch diese Anhängsel frei in der Luft schwebten. So gewährten die Gemarterten einen entsetzlichen Anblick, Ströme Blutes rieselten an dem nackten Körper herab, schwer hing der Kopf nach vorn oder hinten über, die Zunge trat weit zum Munde hinaus. Das Fleisch war da, wo die Holzpflöcke und Lederriemen befestigt waren, die den Körper in der Schwebe hielten, bis sechs oder acht Zoll emporgehoben. Endlich drehte man die Dulder um sich selber herum, erst langsam, dann immer schneller und schneller, bis der so grauenhaft Behandelte nahezu das Bewußtsein verloren hatte und entsetzliches Schmerzgestöhne sich mit den zum großen Geiste emporgesandten Gebeten verband. Aber immer schneller erfolgten die Drehungen, keine Sekunde der Ruhe ward vergönnt, bis auch der letzte Schmerzensschrei, der letzte Seufzer verklungen war und kein Zucken mehr verkündete, daß noch Lebensgeister vorhanden seien. So blieb der Gemarterte fünfzehn, zwanzig Minuten lang hängen, anscheinend ein lebloser Körper und nun, nachdem der Medizinbeutel der völlig kraftlosen Hand entsunken war, ließ man den Ohnmächtigen endlich wieder zum Boden hinab, nur aber, um ihn neuen Martern entgegenzuführen. Man entfernte zunächst die Holzpflöcke an Brust und Schultern, beließ aber die übrigen nebst ihrem Gewicht, und so schleppte sich der Gequälte, nachdem er wieder zu sich gekommen, zu einem neuen Martyrium, indem er seine Hand auf einen Büffelschädel legte und sich zu Ehren des großen Geistes den kleinen mitunter sogar auch noch den Zeigefinger der linken Hand abhacken ließ.

Während all dieser Torturen standen die Häuptlinge und Krieger als Zuschauer rings umher, um zu entscheiden, wer von den Gemarterten die standhaftesten seien, wer am längsten auszuhalten, wer am längsten zu widerstehen vermöge. Endlich wurden die Armen zur Medizinhütte hinaus geführt, aber ihre Qual hatte immer noch kein Ende — noch waren ja die Büffelschädel, der Schild, die

Digitized by Google

Kriegerprobe bei den Mandan-Indianern.

(Nach einem Holzschnitt im „Globus". Verlag des Bibliogr. Instituts, Leipzig.)

Digitized by Google

Anhängsel an den Pflöcken befestigt. Und nun begann der sog. „letzte Lauf." Bleich und erschöpft durch Blutverlust und vier Tage langes Fasten, standen die Dulder, harrend der neuen Pein. Und jeder derselben ward auf ein gegebenes Zeichen von zwei Kriegern bei den Armen ergriffen und in schnellem Laufe fortgerissen, so wild als möglich, um die Medizinhütte herum, so daß Büffelschädel, Schild und alles andere an den Pflöcken Befestigte auf und niedersprang, wobei der Indianer in der Regel das Bewußtsein verlor, ehe auch nur der halbe Kreis durchgemacht war. Endlich riß man ihnen alles, was an den Pflöcken noch befestigt war, mit Gewalt ab, bedeckte sie mit Weidenbüscheln und ließ sie liegen. Nach einiger Zeit erhoben sich dann die Gefolterten und gingen, so gut sie konnten, nach ihrem Wigwam, wo man die Wunden verband.*) Hat so durch das standhafte Ertragen dieser entsetzlichen Martern der Indianer den Beweis erbracht, daß er würdig ist, ein Krieger zu sein, so schließt er sich einem Häuptlinge an, um demselben auf dem Kriegspfade zu folgen.

Die Heldenthaten, die er hier zu bestehen Gelegenheit findet, werden auf den Innenseiten der ihm als Hülle dienenden Büffelhäute, oder auf der Außenseite des Schildes bildlich dargestellt: die Wunden, die Blutverluste, die Gefangenen, die Getöteten, die gestohlenen Pferde und Weiber, alles nach der eigentümlichen Art der noch in der Kindheit befindlichen indianischen Malerei, schwarz, rot, grün, gelb und blau angemalt. Verfasser dieses besitzt in seiner indianischen Sammlung gegen 100 derartige bildliche Darstellungen, Originalzeichnungen der Sioux, Pawnees, Utahs, Bella-Coolas u. s. w. Die interessantesten Stücke dürften die Lebensgeschichte des „langen Hundes", sowie eine Kriegsszene des Häuptlinges „Krähenkönig" sein, welche wir hier in Reproduktion wiedergeben. Auf dem einen Blatte sehen wir den Häuptling, von seinen wenigen Kriegern umgeben, in furchtbarem Ansturm auf eine Truppe amerikanischer Soldaten begriffen, das andere Blatt stellt die friedlicheren Heldenthaten des „langen Hundes" dar, welcher im Laufe der Zeit außer einigen Pferden nicht weniger denn 23 Weiber zusammengestohlen hatte, deren Namen freilich dem Gedächtnisse des Wackeren entfallen waren und deren Persönlichkeiten er sich nur noch je nach der verschiedenen Farbe ihrer Decken zu entsinnen vermochte.**)

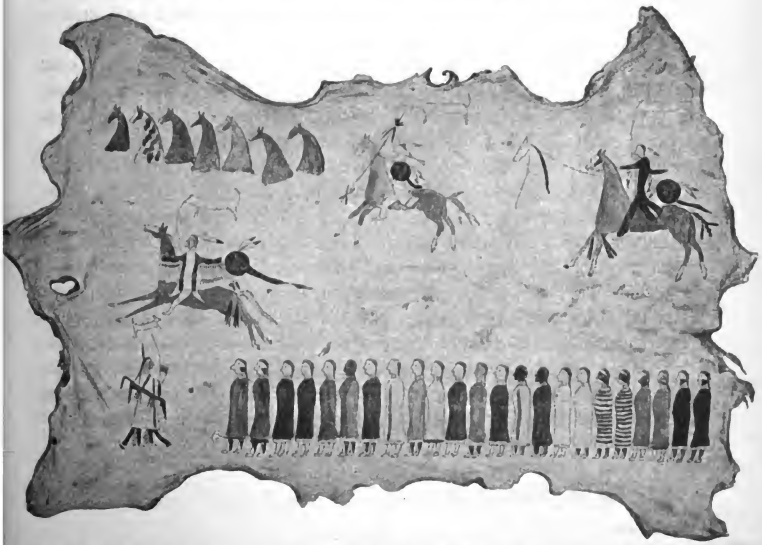
Auf derartige, mit den Bildern seiner Heldenthaten geschmückten Büffelhäute und Schilde ist der Indianer stolzer, wie ein europäischer General auf seine Orden und Ehrenzeichen; wo er kann, trägt er dieselben mit sich herum, ängst-

*) Eine eingehende Schilderung dieser Marterszenen ist bei Catlin, Illustrations of the manners etc. of the North-American Indians, Letter 22, zu finden. Uebrigens wiesen auch die einzelnen Mitglieder der großen Sioux-Indianertruppe, welche im Jahre 1886 unter Führung des Verfassers Deutschland, Oestereich und Ungarn besuchte, sämtlich unzählige Narben an Brust, Armen und Beinen auf, die auf derartige Selbstmarter zurückzuführen waren. Vergl. auch Cronau, Fahrten im Lande der Sioux, S. 27.

**) Vergl. Cronau, Fahrten im Lande der Sioux. S. 24.

Digitized by Google

Der Häuptling „Krähenkönig" mit seinen Kriegern im Kampfe mit amerikanischen Truppen.
(Nach einer im Besitz des Verfassers befindlichen Originalzeichnung des Häuptlings.)



Bemalte Büffelhaut des „Langen Hundes", ihn selbst auf dem Pferde- und Frauendiebstahl darstellend
(Im Besitze des Verfassers.)

lich dafür besorgt, daß sein Glanz nicht von dem eines Nebenbuhlers überboten und verdunkelt werde.

Einer anderen eigentümlichen Sitte begegnen wir bei polynesischen und melanesischen Volksstämmen, welche eigentlich auch nichts weiter als eine in System gebrachte Großsprecherei und Reklamemacherei ist. Oder was wäre es anders, wenn vor dem Auszuge zum Kampfe die Krieger einzeln oder in Gruppen mit den großen Worten vor ihren Häuptling hintreten: „Kennst Du mich, Herr? Deine Feinde werden mich bald kennen!" „Sieh diese Art, morgen wird sie in Blut gebadet sein!"

Derartige Großsprecherei ist unter kriegführenden Völkern uralt; schon Homer läßt die iliadischen Helden ähnliche hochtönende Herausforderungen vorbringen, wobei sie niemals vergessen, außer ihren Thaten womöglich auch noch den ganzen Stammbaum ihres erlauchten Geschlechtes bis zu den mythischen Ururahnen hinauf aufzuführen. Solches war übrigens noch im Mittelalter unter den Rittern üblich, sobald sie einander zum Zweikampfe forderten, und wird von mehreren Schriftstellern berichtet, daß sich solche von reklamenhaftem Eigenlob strotzenden Zwiegespräche manchmal etwas gar sehr in die Länge gezogen hätten.

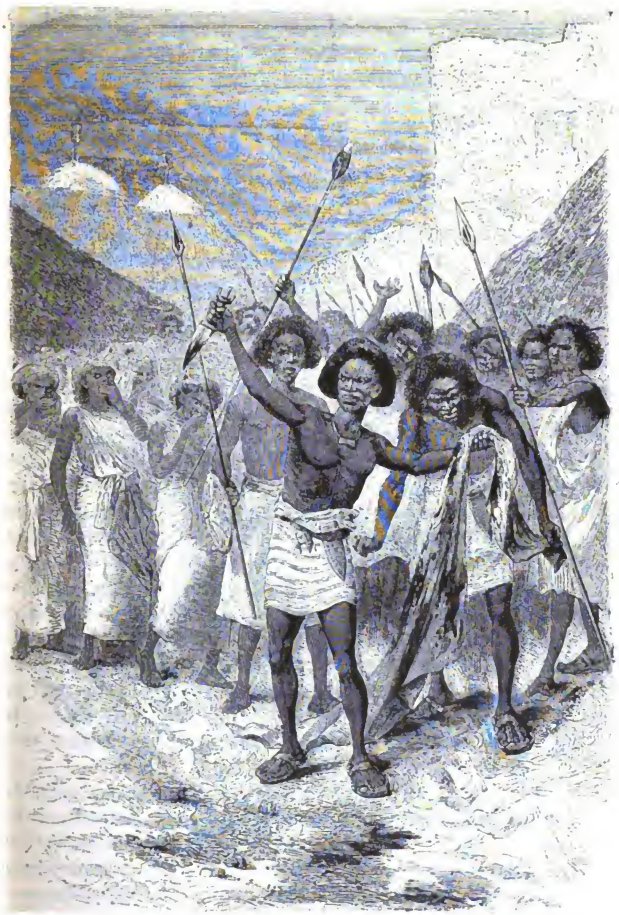
Allüberall ist es bei den Naturvölkern auch üblich, daß der heimkehrende Sieger seine Thaten preist und verkündet. Den indianischen Kriegern bietet sich hierzu die herrlichste Gelegenheit während des Skalptanzes. Mit hochtönender Stimme führen sie aus, welche Thaten sie vollbracht haben, und dieses reklamenhafte Eigenlob wird durch pantomimische Wiederholung der Thaten aufs meisterlichste illustriert.

Der Reisende Révoil*) berichtet von einem Daut-Krieger, der einen feindlichen, von einem Pfeile getroffenen Abgal verfolgte. Der Daut stürzte auf den Gefallenen zu, setzte ihm das Knie auf die Brust und stieß ihm seinen breiten Dolch so in den Hals, daß der Kopf vom Rumpfe beinahe vollkommen getrennt wurde. Der Daut wurde von den Bewohnern der nahgelegenen Stadt unter Lobpreisungen eingeholt. Dabei schwang der Sieger in der Rechten seinen noch blutigen Dolch und in der anderen Hand hielt er das Gewand seines gefallenen Gegners. Auf seinem Antlitze malte sich wilde Freude. Hinter ihm gingen ungefähr 200 Frauen, die seine That verherrlichten.

Wir sehen hier den Dautkrieger einen Triumph feiern, der in gleicher Form bei vielen Völkern wiederkehrt und den einziehenden Siegern zur eigenen Verherrlichung ihrer Verdienste die beste Gelegenheit bietet. Im alten Rom war der Triumph das glänzendste militärische Schauspiel und wurde von dem einziehenden Feldherrn dahin ausgebeutet, seine eigenen Verdienste und seinen Wert mit allen Mitteln der Reklame ins rechte Licht zu rücken — Tamtam zu schlagen.

*) „Aus allen Weltteilen" 1885, S. 292.

Digitized by Google



Rückkehr eines Daũt-Siegers.

(Nach einem Holzschnitt aus „Le tour du monde", Paris.)

Digitized by Google

Zur Abhaltung eines Triumphes war nötig, daß der Feldherr bestimmte Erfolge aufzuweisen hatte, es wurde verlangt, daß er in einem regelmäßigen Krieg einen bedeutenden Sieg erfochten hatte, wobei nach späterer Festsetzung mindestens 5000 Feinde gefallen sein mußten. Für geringere Erfolge wurde auch die ovatio, der kleine Triumph verwilligt, wobei der Sieger zu Fuß, später zu Pferde, mit einem Myrtenkranze in die Stadt einzog. Im ganzen fanden etwa 350 derartiger Triumpheinzüge statt.

Das Schauspiel eines solchen führt uns Theodor Simons in einem farbenreichen Bilde vor Augen*).

„Hoch, im Mittag fast, steht des Sonnengottes glühendes Gespann, und neues Leben durchströmt der harrenden Römer Adern, denn es ordnen sich die Reihen, es bildet die Menge nach rückwärts drängend eine freie Gasse. Der hohe Senat schreitet, von Tubatönen begrüßt, gemessenen Schrittes der Ehrenpforte zu. Tausende Köpfe heben, tausende Hälse recken sich: ein mächtiger Kriegsmarsch erfüllt die Gasse plötzlich, und von Mund zu Mund, von Gruppe zu Gruppe, von Straße zu Straße bis hinauf zum Kapitol pflanzt sich ein Brausen, ein Geschrei fort, welches der ganzen Stadt den Beginn des Triumphs anzeigt. Rossebändiger in kurzen Seidentuniken führen die Wagenkette und der Beutekarren unabsehbare Reihe an. Unermeßlich ist der Reichtum, der nun langsam vorüberzieht. Prachtwerke, Kunstgebilde ganzer feindlicher Provinzen, seit Jahrhunderten bewahrt und aufgestapelt und jetzt dem Kriegsraub verfallen — hier liegen sie auf und über den Rädern der Triumphfuhrwerke, übersprudeln deren Podien und schleifen auf dem Pflaster nach, babylonische Teppiche, syrische Decken, phönizische Wollstoffe, persische wuchtige Gewebe, indische Brokate, Purpurgehänge, Byssus, Baumwollstoffe aus dem Pontus, Gewänder, fremdartig in Schnitt und Arbeit, bekunden der geknechteten Feinde Kunstfertigkeit und Prachtliebe. Siebenfach auf den Vehikeln aufgeladen, wetteifernd in Farbenschönheit, Glanz und Verbrämung, glitzern und funkeln im Strahl der Sonne die vorüberrauschenden Tempelgewänder und heiligen Tücher Zions, deren Wucht der Zugtiere Joch schier zu erdrücken scheint, gekrönt mit den Schalen, Vasen, Krügen, Kelchen, priesterlichen Gefäßen und Opferbecken, den Altären entführt; denn nichts blieb dem unglücklichen Israel, als geplünderte Tempel, entehrte Heiligtümer und verwüstete Städte.

Wer schätzt die Last der Maultiere, sowie der Viergespanne, welche Berge von Waffen, Rüstungen, Schilden, Türme von Erzgebilden, Statuen und Elfenbein vor den erstaunten Römern vorüberschleppen! Hier entlocken die Körbe voll von gemünztem und ungemünztem Golde, dort der Standartenträger gebogene, unter der Last von Kronen, Ketten, Geschmeide sich krümmende Stangen, die goldenen Bäumen gleichen, Schreie der Bewunderung. Auf hunderten von großen

*) Th. Simons, Aus altrömischer Zeit II., S. 112.

Digitized by Google

Titulushaltern*) ist zu lesen, welche Thaten der Triumphator vollbracht, wie viele Städte und festen Plätze er erstürmt, wie viele Schiffe er genommen, und mit wie vielen Talenten er den Staatsschatz bereichert.

Doch wem gilt das erneuerte Schreien? Wohin deuten all die Finger? Was bewegt die Menge so heftig? Hoch aus dem Knäuel des Zuges ragen dunkle, riesige Massen empor: Elefanten und hochbeinige Kameele, vom Sieger heimgebracht und heute zur Schau geführt. Geschmückt mit reichgewebten Dorsalien, Decken und Gurten, tragen sie auf ihren Rücken des Orients Schätze und Erzeugnisse: Seide, Wolle, Wein, Oel und Gewürze, und füllen so fast der ganzen Straße Breite aus. Ganze Schwärme von Straßenkindern folgen mit neugierigen, erstaunten Blicken diesen plumpen friedlichen Tieren, welche, von kraushaarigen Nubiern geleitet, in rhythmischem Schritte die Menge durchschreiten. Nicht minder aufregend für die Zuschauer, und bewundert mit Mienen der Scheu und Angst, folgen diesen fremdartigen Lasttieren nun auch der Wüste Bewohner, in Käfigen und an Ketten: schwarzgemähnte Löwen aus Mesopotamien, Tiger aus Hyrcania, Hyänen vom Orus, Panther aus Arabien, und Luchs und Bär, wilde Pferde und Esel, geführt und gebändigt durch Nasenringe oder Stachelhalfter. Friedlich schlängelt sich jetzt ein grüner Wald durch die lebendige Gasse, versöhnend gleichsam und der Adern aufgeregtes Blut besänftigend. Des Orients Pflanzenwelt in silbernen Kufen führen auf Bahren goldbefranste Träger vorüber. Ein wandelnder Hain von Zweigen, Blättern, Blüten, Früchten, Stauden, Bäumen, die tausendfältigen Duft verbreiten: des Kirschbaumes blutgefärbte Früchte, der Mandeln, Oliven, Kastanien zarte Stämme aus dem Pontus, der Quitte Aepfel von Cretas Küste, die Chalotte- und die Cassiastaude von Ascalon. Ihre rotwangigen Früchte bieten hier die Pfirsichbäumchen aus Colocassia, dort die Aprikosenstämme Armeniens, die Pistazien vom Indus. Des Orus saftige Melonen, des Jaxartes Zitronen, Mediens Mandeln und Feigen, gleich funkelnden Edelgewächsen liegen sie in ihrer grünen Laubumfassung. Vierfach bespannt sind auch die Radgestelle, welche des Citrus feingemaserte Platten, des Libanons Zedern tragen. Baumstämme ferner, von riesigem Umfange, und fremde Hölzer, glattpolierte Tafeln aus Asiens jungfräulichen bisher noch von keiner Axt berührten Wäldern, erfüllen der Römer Augen mit Staunen.

Nach solch erhabenem nie gesehenen Schaugepränge, wie alltäglich nun erscheint dem Volke das heilige Getriebe, die „Opferprozession", eines jeden Festzugs unausweichbares Gefolge. Wie unerträglich langsam schreitet der weiße Opferstier an dem schaulustigen Volke vorüber. Gravitätisch vornehm folgt seinem Opfer der Pontifex Maximus mit Löffel, Beil und Wedel. Mehr aus

*) Die Titulushalter waren ähnlich unseren großen an Stangen getragenen Plakattafeln, waren aber aus Erz hergestellt.

Digitized by Google

Gewohnheit als aus Ehrfurcht verneigt sich vor ihm die Menge. Kaum beachtet bleiben auch die wandelnden Tapetenbilder, die Kriegsgemälde, die zahllosen Ansichten erstürmter Städte und Festen, welche an Stangen baumeln und flattern. Trompetenklang und der Tuben schmetternde Töne, Blitze inmitten der Priester Flötengequicke, bringen plötzlich neues Leben in die im Götteranblicke sich langweilenden Massen.

Wie der Magnet das Eisen, so zieht der Tageshelden Erscheinen aller Blicke auf sich. Lorbeerbekränzt und statt des Schwertes des Oelbaumes frische Zweige schwingend, folgen ihren Führern die mit Ruhm bedeckten Krieger, Reiter und Fußvolk — stämmige, im Kriege ergraute Männer, vom Heere die Auserlesensten und Bravsten. Manche Narbe deckt der Lorbeer, manche Wunde des blanken Panzers Blech. Tücher schwenken, Hände winken, es wiehern die stolzen Hengste und stampfen mit dem Eisen das rosenbestreute Pflaster und wiegen mit den Häuptern. In der Kohorten Lücken schwanken auf ihrem Räderwerke der Balisten, Catapulten und Tormenta schwerfällige Gebälke, Belagerungsmaschinen von merkwürdigem Bau und Gefüge, und erschüttern den Boden gleich mächtigen Ungeheuern.

Und immer aufgeregter wird das schauende Volk, denn brausend, wie rollendes Donnergetöse schlagen von fernher Töne ans Ohr. Das ist kein Freudengeschrei, nein — bei allen Göttern, das ist Wutgebrülle und Hohn.

Blaset hoch auf, ihr Trompeten und Hörner, tönt hell ihr Cymbeln und Becken: Israel naht in Ketten, in Fesseln. Es klirren die Eisen der gefangenen Söhne und Töchter Zions.

Nicht mehr zu halten ist das Volk. Es lösen sich alle Banden, Sturm ist ausgebrochen, der Leidenschaft Dämonen sind entfesselt. Zwischen Reiterwachen eingeengt, in unabsehbaren dunklen Reihen schreiten nunmehr die Gefangenen einher mit Fesseln an Arm- und Fußgelenken, den Tod im Herzen.

Furchtbares, grauenerregendes Schauspiel: Greise, Männer, Jünglinge in schwarzen Talaren, das Haupt mit Asche bestäubt, die Blicke zu Boden geheftet, wandern durch des Triumphthores großen Bogen, das Riesenjoch, welches Römer-Uebermut ihnen heute auferlegt. Gebrochen und tiefgebeugt, wie kein Volk auf Erden, ist das einst so stolze Juda. Ein Maultier trägt den jüdischen Hohenpriester Simon-Bar-Gioras; ein Halsband an der Kette umschließt seinen Hals; eiserne, schwere Fesseln schlagen rechts und links des Tieres Flanken. Seinem Schicksale zieht er entgegen, die Fäuste geballt, den Römern fluchend. Ihm folgt, von Schmerz und Alter gebeugt, Johannes von Gischala, der Juden Aeltester und Feldherr. Von der Zuschauermenge verhöhnt, verwünscht, eröffnen sie den traurigen Zug der Gefangenen, die nun in endloser Reihe, gefesselt und gebunden, von Wachen gehütet, das rosenbestreute Pflaster der Triumphstraße überschreiten. Zerrissen sind ihre schwarzen Talare. Barfüßig, mit verwildertem Haar und Barte, bieten sie ein nie gesehenes Bild des Elends, Jammers und

Digitized by Google

der Verzweiflung dar. Ihren festgeschlossenen Lippen entfährt kein Laut des Schmerzes, ihren vertrockneten Augen keine Thräne der Linderung, ihrer beengten Brust kein Seufzer. In Staubwolken eingehüllt folgen die Izateïden aus königlichem Stamme, die kämpfend, blutend unterlagen. Entfallen sind ihre Kronen. Weh ihnen, weil sie gesündigt! Doch die Mienen der unglücklichen Königssöhne verraten kaum das Weh, welches ihre Brust zu sprengen droht.

Dreifach gebunden ist Nabataios der Starke, dessen Armes Wucht manches Römerschwert zu nichte machte. Wild flattern die dunkeln Locken um das bart-

Einzug des Siegers.

lose Antlitz des schönen Zacharias-Bar-Kain von Berytos, der, obwohl ein Jüngling noch, mit einer kleinen Heldenschar ganzen Römerlegionen die Spitze bot. Und siebenhundert der edelsten Abkömmlinge des geknechteten Israels — gebrochen ziehen sie vorüber — lautlos. Nur die Fesseln, welche auf dem Pflaster schleifen, klirren im Takte der Schritte ihrer Träger.

Um das Maß des Elends voll zu machen, folgen nun, angeführt von Tubabläsern die Scharen jüdischer Frauen, Zions Töchter, geknebelt und gebunden: Matronen mit silberweißen Locken, gebrechlich und schwankend; Frauen, dem häuslichen Herde entführt, Mädchen, der Kindheit kaum entwachsen. In

Digitized by Google

schwarze Gewänder gehüllt, schreiten sie dahin. Hitze, Müdigkeit und all das Weh machen ganze Reihen niedersinken, doch die Stöße ihrer Umgebung, harte Worte und Streiche bringen sie wieder zur Besinnung, und weiter schleppen sie ihre Fesseln und ihr Unglück ...

Und wiederum ein Chor von Flöten- und Tubabläsern, welcher mächtige Tragbahren umgibt. — Doch die Römer haben kein Auge mehr für die kostbaren Tempelschätze, für den goldenen Tisch der Schaubrote, den siebenarmigen Leuchter, für die ehernen Gesetztafeln und die Purpurvorhänge, dem Tempel Salomons entführt; denn schon haben die unmittelbar dem Triumphator vorangehenden Träger der Stangen mit den elfenbeinernen Viktorienbildern das Triumphthor durchschritten, schon wiehern die feurigen Rosse des Triumphwagens und entziehen sich bäumend der Faust ihrer Führer. Kränze durchschwirren die Luft, und unermeßlicher Jubel bricht sich Bahn. Im Ornate des kapitolinischen Jupiter, in purpurner, goldgestickter Toga, vergoldeten Schuhen, einem Zepter und einem goldenen Lorbeer in der Hand, über ihm die goldene edelsteingeschmückte Krone Jupiters, so naht der Held des Tages in seinem elfenbeinernen Becherwagen:

„Heil Titus, dem Triumphator, dem Sieger, dem Vater des Vaterlandes, Heil ihm, Heil, Heil!" — —

Ist es zu verwundern, wenn viele Heerführer, um die Bewilligung zu einem derartigen Triumphzuge zu erlangen, die größten Anstrengungen nicht scheuten, auch wenn sie, wie einige Feldherren, mit ihren Soldaten draußen vor den Thoren Roms auf die Bewilligung des Triumphes über ein Jahr lang harrend lagern mußten??

Digitized by Google

Titel, Triumphzeichen und Orden.

„Mundus titulis titillatur", „die Welt wird durch Titel gekitzelt", so beginnt in den „hinterlassenen Papieren eines lachenden Philosophen" das Kapitel über die Titulaturen, und an gleicher Stelle wird gesagt, daß dieser Ausspruch auf die deutsche Welt mehr anzuwenden sei, als auf alle anderen Staaten und Völker der Erde.

Diese letztere Behauptung halten wir zum mindesten für übertrieben, die Titelsucht ist eine Schwäche, die sich bei allen Menschen und in allen Zeitaltern findet und können wir nicht ersehen, warum die Titelsucht gerade eine „speziell deutsche Thorheit" sein soll. Die Menschen haben von jeher nach Erhöhung, nach Rang, Würden, Titeln und Orden gestrebt, und dieser Drang, emporzustreben, wird sich wohl zeitweise einschränken, aber sicherlich niemals unterdrücken lassen.

Wie unbegründet die Behauptung ist, daß speziell der Deutsche ein Titel- und Ordensnarr sei, ergibt sich sofort, wenn wir die Blicke über die Grenzen des deutschen Landes hinaus, beispielsweise nach dem Orient wenden und dem Zeremonienwesen der dortigen Höfe einige Aufmerksamkeit schenken. Dann werden wir sehr bald finden, daß das Ordenswesen daselbst eine mindestens ebenso hohe Ausbildung wie in Europa erlangt hat, daß daselbst Titel von einer in Deutschland ganz unerhörten Ueberschwenglichkeit und Länge bestehen.

Wollen wir, bevor wir einige dieser Titel aufführen, zunächst einen Blick in die Geschichte des Altertums werfen, so werden wir eingestehen müssen, daß schon die alten Egypter auf dem Gebiete der Titulaturen uns wenig zu erfinden übrig gelassen haben.

Gleich bei der Thronbesteigung nahm der altegyptische König folgende Titel an:

„Horus: der beide Länder vereinigte,
Der Herr des Geier- und Schlangendiadems: dauernden Glanzes,
Der goldene Horus: Seele der Götter,
Der König von Oberegypten und König von Unteregypten: „Rê' glänzenden Lebens",
Der Sohn des Rê': Sebekhôtep."

Alle diese Worte waren nötig, um einen egyptischen König zu bezeichnen.

Digitized by Google

Und doch genügte manchen Herrschern dieser Bombast noch nicht, sie ließen sich von feilen Schreiberseelen mit noch weiteren Titulaturen überschütten. So lautet z. B. die Datierung einer „Stele", die unter Ramses II. am Wege zu den nubischen Goldminen errichtet wurde:

„Im Jahre 3 unter der Majestät des

Horus: starker Stier, von der Göttin der Wahrheit geliebt,

Der Herr des Geier- und des Schlangendiadems: der Egypten schützt und die Barbaren bändigt,

Der goldene Horus: reich an Jahren, groß an Siegen,

Der König von Oberegypten und König von Unteregypten: „Rê'" stark an Wahrheit, vom Rê' auserwählt,

Der Sohn des Rê': der vom Amon geliebte Ramses, der immer und ewig Leben spendet, der vom Amon-Rê', dem Herrn des Tempels „Throne beider Länder", dem thebanischen, geliebt wird, leuchtend auf dem Throne unter den Lebenden, gleichwie sein Vater Rê' alltäglich,

Der gute Gott, der Herr des Südlandes — der buntgefiederte Horus des Tempels von Edfu, der schöne silberne Sperber, der Egypten mit seinen Flügeln schützt, für die Menschen Schatten bereitend, — die Burg der Stärke und des Sieges, — der aus dem Mutterleib schrecklich hervorkam, um sich seinen Ruhm zu nehmen, seine Grenzen ausbreitend, — dessen Leib Farbe gegeben ist gleich der Stärke des Kriegsgottes Mont, — der Gott Horus, der Gott Set; — am Tage seiner Geburt war ein Jauchzen im Himmel; die Götter sagten: wir haben ihn erzeugt; die Götter sagten: er ging aus uns hervor, um das Königtum des Rê' zu führen; Amon sprach: ich bin es, der ihn gemacht hat, ich setzte die Wahrheit dadurch wieder an ihre Stelle, die Erde ist nun befestigt, der Himmel vergnügt, die Götter zufrieden seinetwegen, — der starke Stier gegen das elende Aethiopien, der sein Gebrüll ausstößt gegen das Negerland; während seine Hufe die Troglodyten zerstampften, stieß sein Horn auf sie; sein Geist ist mächtig in Nubien, und der Schrecken vor ihm erreicht das Land Kary; sein Name kreist umher in allen Ländern wegen der Siege, die seine Arme errungen haben; — aus dem Berge kommt das Gold hervor auf seinen Namen gleichwie auf den Namen seines Vaters, des Gottes Horus vom Lande Baka — der viel geliebt wird in den Ländern des Südens, gleich dem Horus zu Me'ama, dem Gotte des Landes Buhen" ꝛc.*)

Aehnlich monströse Titel sind noch heute in außereuropäischen Ländern üblich, so rief ein Höfling bei der Audienz des Britten Brown bei einem afrikanischen Könige: „Sehet den Büffel, den Abkömmling des Büffels, den Stier der Stiere, den Elefant von großer Stärke, den mächtigen Sultan, dessen Leben Gott verlängern möge und ihm stets Sieg verleihe!"

*) Ebers, Egypten I., S. 89, 90.

Digitized by Google

Wie Weber in seinem Demokritos*) diese orientalischen Titel zusammenfaßt, sind die Könige des Orientes „Kinder der Sonne und Vettern des Mondes, Könige der Könige, Herren alles Goldes und des Schwertes mit 190 Scharten aus dem Kampfe mit dem Erzteufel; Herren des Dolches, der da murret, wenn man ihn in die Scheide steckt; Herren des Büffels, dessen Hörner zehn Fuß voneinanderstehen; des Kokosbaumes, den niemand ersteigt; Herr des süßen Wassers, der Luft und der Wolken, dessen eines Auge der Sonne, das andere dem Monde gleicht, dessen Atem wie der sanfte Wind des Himmels und wohlriechender als Benzoe und Myrrhen ist; seine Nasenlöcher duften Ambra und Moschus und seine Haut glänzt im Glanze des Diamantes." Der König von Ava nannte sich noch besonders in seinem ellenlangen Titel: „König der 24 weißen Sonnenschirme", der Herrscher von Birma hingegen „Herr des weißen Elefanten und aller Elefanten der Erde." Durch die Byzantiner und durch die Kreuzzüge wurden derartige Ueberschwenglichkeiten auch nach Europa importiert. Die Könige, Fürsten und Herzöge, die sich bisher ganz einfach nach ihrem Amte nannten (z. B. Herzog = Heerführer) begannen allerlei Bei- und Nebentitel anzunehmen, sie nannten sich „Majestät", „Hoheit", „Durchlaucht" „Erlaucht", „Exzellenz", Worte, deren eigentliche Bedeutung man aus Webers Demokritos erfahren mag.**)

Auch die alten Römer haben ihre Freude an leeren Titeln gehabt und es ist sattsam bekannt, daß solche leeren Titel gesucht wurden. Man ließ ihnen auch nicht bloß diese Freude, sondern man ließ sie dieselbe nicht selten teuer erkaufen. Ein solcher eifrig begehrter Titel war der „Vir perfectissimus", „vollkommenster" oder „vortrefflichster Mann". Der Titel ist allenfalls ebensoviel wert als das aus dem Mittelalter für die Doktoren der Medizin heutzutage noch bewahrte Titelchen: „Vir celeberrimus", „berühmtester Mann", das an Fadheit der alten Auszeichnung gewiß nicht nachsteht.

Vornehmlich den Bürgern des 17. und 18. Jahrhunderts lag ungemein viel an der richtigen Würdigung ihrer Rangstufen und Titel. Die Ratsherren wurden „hochedel", „wohledel", „hochweise" und „hochwohlgeboren" tituliert. Man nannte sie auch „Magnifici", „Amplissimi", „hochgelahrte und großgünstige Herren." Man füllte ganze Bücher mit Titulaturen, mit denen sich die Leute, die etwas zu bedeuten hatten oder etwas bedeuten wollten, schmückten oder schmücken ließen. Die Reichskanzlei war stets bereitwillig, solche Titel gegen gute Sporteln zu erteilen. Sehr häufig kam es zu Rangstreitigkeiten unter den Doktoren verschiedener Fakultäten, und freie Städte ärgerten gerne die Fürsten, indem sie in Briefen die Titulaturen derselben wegließen. Wie sehr dies die Fürsten ärgerte, geht aus einer Schrift Thümmels hervor, in welcher ein armer Kopist erwähnt wird, der, um Zeit zu gewinnen, aus dem

*) Band VIII., S. 130.

**) Band VIII., S. 120—141.

3*

Digitized by Google

„pleno titulo“, dem vollen Titel des Königs von Polen, eine Provinz um die andere wegließ und darum des Landes verwiesen wurde.

Der Hort, der Schirm dieser Titelsucht ist die sog. „hohe und höchste Aristokratie“, sie ist es, welche zur Erhaltung ihrer eigenen Existenz, ihres eigenen Ansehens die Titel nicht entbehren kann und nicht entbehren will und darum krampfhaft das Bestehende zu erhalten sucht. Was hätte es denn auch weiter für einen Sinn, wenn Fürsten in ihren Titeln sich noch immerfort Herrscher dieser oder jener Länder nennen lassen, die bereits von ihren Ur-ur-urahnen abgetreten, versetzt oder verloren wurden. So wirkt es komisch, wenn z. B. die Regenten einiger mitteldeutschen Fürstentümer noch heute und alle gleichzeitig sich „Herzog von Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Westfalen, Grafen zu der Mark und Ravensberg und Herr zu Ravenstein“ nennen lassen, obwohl sie in Wirklichkeit mit diesen Ländern kaum etwas zu schaffen gehabt haben und dieselben teils seit 1609, teils seit 1815 zu Preußen gehören. Mit genau demselben Rechte könnte sich der König von Sachsen noch König der Polen titulieren lassen.

Ein entschiedener Schritt zum Besseren ist im Titelwesen auch heute noch nicht zu konstatieren, und es ist im geselligen Verkehre immer noch gewagt, das Prädikat, den Titel, wegzulassen; man muß seine Leute sehr genau kennen, denn sehr oft schon hat ein vergessenes „Hochwohlgeboren“ oder auch nur „Wohlgeboren“, ein vergessenes „Herr Professor“, ein vergessenes „Herr Rat“ eine grobe Erwiderung oder sonstige Unannehmlichkeiten zur Folge gehabt. Besonders würden die Frauen sich sehr zurückgesetzt fühlen, wenn sie nicht bei jeder Gelegenheit mehr „Frau Geheimrätin“, „Frau Hofrätin“, „Frau Oberbürgermeisterin“ oder „Frau Doktorin“ zu hören bekämen, und wenn auch manches so lächerlich klingt wie das hannöversche „Frau reitende Landgensdarmin“ oder das „wirkliche Frau Geheimrätin.“

Die Zeiten sind noch nicht vorüber, wo Titel wie der von Weber angeführte: „Kaiserlicher-Reichskammergerichts-Visitations-Supernumerar-Accessist“ zu den Thatsachen gehörten, soll sich doch, neuesten Zeitungsberichten zufolge, kürzlich ein einfacher Diätenschreiber in Gotha den Titel „Eisenbahnbaudotationshauptkassenzentralbuchhaltungsregistraturfunktionär“ auf seine Visitenkarten haben drucken lassen.

Auch die Titel „Rat“, „Hofrat“, „Kommerzienrat“, „Regierungsrat“, „Ober-Regierungsrat“, „Geheimer-Rat“, „Wirklicher Herr Geheimer-Rat“, „Medizinalrat“, „Sanitätsrat“, „Generalarzt“, „Geheimer Ober-Medizinalrat“, „Justizrat“, Appellationsrat“ 2c. sind noch viel begehrt und viel umworben, wenngleich die übergroße Mehrzahl der betreffenden Herren auch niemals etwas zu raten hat. Handwerker und Kaufleute sind heute noch stolz darauf, wenn sie ihrer Firma den Titel „Hoflieferant“ anhängen, oder sich „Hofbürstenmacher“, „Hofmundbäcker“, „Hofbuchhändler“ oder „Hofkammerjägermeister“ nennen können,

Digitized by Google

heute noch fühlen sich nicht allein die Betitelten geehrt, nach ihren Titeln benannt zu werden, sondern auch die andern, mit Betitelten verkehren zu können.

Zweifellos ist der Orden auch schon eine uralte Einrichtung, finden sich doch Anklänge daran sogar bei rohen Naturvölkern. Unbedingt ist der Orden eine ursprünglich lediglich kriegerische Auszeichnung, ein Sinnbild, ein Ersatz der von den Kriegern erlangten Triumphzeichen. Unter allen wilden Volksstämmen ist die Sitte, irgend ein Triumphzeichen dem erlegten Feinde zu nehmen, bräuchlich; während einzelne orientalischen Völker ihren besiegten Gegnern die Lippen, die Ohren, die Nasen abschneiden und dieselben gedörrt als Siegeszeichen bewahren, rauben die Indianer Nordamerikas den gefallenen Feinden die Kopfhaut, den Skalp. Auf die Erbeutung derartiger Skalpe ist der Indianer mehr versessen, als der Gottseibeiuns auf eine arme Seele, denn die Skalpe sind ihm die Triumphzeichen, auf die er stolz sein darf, nach deren Zahl sein Wert bemessen wird. Um sich dieses Triumphzeichen zu erringen, setzt der Indianer die verschlagensten Schliche, die wütendsten Anfälle auf den Gegner in Szene. Wenn die Rothaut ihren zusammenbrechenden Feind erreicht hat, so setzt sie ihm den Fuß auf die Brust, windet das Haar des Erlegten um die linke Faust, trennt mit dem Skalpmesser im Nu die ganze Kopfhaut bis zu Nase und Augen herunter und reißt mit einem einzigen gewaltigen Ruck den ganzen Schopf vom Schädel. Dieser Skalp wird zunächst sorgfältigst gegerbt und sodann während des nächtlichen Skalptanzes, während welches die Sieger ihre Thaten aufzählen und bis ins kleinste Detail schildern, bei lodernden Feuern feierlich geweiht.*) Der Skalp ist bei dieser Gelegenheit auf einen an einem Stabe befestigten Reifen aufgespannt und mit allerhand Zieraten und Kuriosi-

Indianischer Skalp, wie er während des Skalptanzes ausstaffiert ist.
(Nach der Natur gezeichnet von Rud. Cronau.)

*) Cronau, Fahrten im Lande der Sioux, S. 31, 32.

Digitized by Google

täten ausstaffiert. Ueberhaupt werden die Skalpe als das höchste Heiligtum der Indianer betrachtet, und sie prangen als Schmuck an den Kriegswaffen oder, in viele einzelne Locken zerlegt, an den Säumen der Gewänder; bei besonderen Gelegenheiten erblickt man sie auch wohl an den langen Skalpstangen aufgereiht, die bisweilen auf Befehl des Häuptlings an schönen Tagen vor den Wigwams aufgepflanzt werden, um die Thaten und den Ruhm der siegreichen Geschlechter zu verkünden. Einzelne Völkerstämme begnügen sich nicht damit, nur einen Teil des Kopfes als Siegeszeichen heimzubringen, sie schneiden vielmehr ihren erschlagenen Feinden die Köpfe ganz ab, um dieselben präpariert als Siegeszeichen aufzubewahren. Diese Prä-

Von Dajaken erbeutete und von denselben präparierte Schädel (der eine mumifiziert und bemalt, der andere entfleischt und graviert.)

(Aus Hellwald: „Naturgeschichte des Menschen". Verlag von Spemann, Stuttgart.)

parierung wird bei den Mundrukus in Brasilien auf folgende Weise ausgeführt: „Zuerst wird das Gehirn durch ein in den Hinterkopf geschlagenes Loch und durch die Augenhöhlen herausgenommen und dann der Kopf völlig mit einer Thonlage überdeckt. Nachher hängt man ihn über ein Feuer, in welches die Blätter verschiedener Pflanzen geworfen werden; so wird er langsam geräuchert. Sobald er fertig ist, schmückt man ihn mit bunten Federn, füllt die Augenlöcher mit Baumharz aus und drückt in der Mitte Klauen vom Faultier ein. Solch ein Siegeszeichen trägt der Krieger am Gürtel vermittels einer Schnur, welche zwischen die Zähne des Kopfes geklemmt ist."

Am berüchtigtsten unter allen nach diesen schauerlichen Trophäen lüsternen Völkern sind aber unstreitig die Dajaken Borneos. Sie setzen alles daran, um

Digitized by Google

sich den Ruf eines gefürchteten Kopfjägers zu erwerben. Hat der Dajake einen Feindeskopf in sein Haus gebracht, so wird ein großes Fest bereitet, der Sieger darf eine Trophäe vor seinem Hause aufrichten und eine Schwanzfeder des Vogels Angang auf dem Kopfe tragen. Die Zahl dieser Schwanzfedern zeigt die Zahl der erbeuteten Köpfe an.

Diese Federn entsprechen vollkommen unseren Orden, sie sind ein Sinnbild der erworbenen Triumphe, ein Surrogat, da der Dajake doch keineswegs, im Falle er ein erfolgreicher Krieger und Kopfabschneider ist, alle von ihm erbeuteten Köpfe mit sich führen kann. Zu ganz denselben Einführungen sind auch die Indianer Nordamerikas gekommen, die Masse der erbeuteten Skalpe wurde den ausgezeichneten Kriegern hinderlich und sie suchten ihre Triumphe gleichfalls auf

Indianische Ehrenfedern.
(Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.)

einfachere Weise, durch sogenannte „Ehrenfedern" zu veranschaulichen. Genau in der gleichen Weise, wie sich in unserem Militärstande die verschiedenen Chargen durch schmale und breite Streifen und Litzen, durch silberne und goldene Tressen und Knöpfe, durch mehr oder weniger kostbare Federbüsche charakterisieren, genau in derselben Weise ist nach Maßgabe seiner Thaten einem jeden Krieger bestimmt, welche Art von Federn, wieviele, von welcher Form und Färbung er als Auszeichnung für seine Heldenthaten zur Schau tragen darf. Wer z. B. im Angesichte der Gegenpartei einen getöteten oder lebenden Feind berührte, steckt eine Feder horizontal in die Haare; aufrecht wird die Feder von dem befestigt, der einen Feind mit der Faust erlegte. Ward der Feind mit der Flinte erlegt, so steckt man ein kleines Holz in das Haar, welches einen Ladestock vorstellt. Wer den Feind zuerst auskundschaftet, darf eine kleine Feder aufstecken, welche, ausgenommen an der Spitze, ihrer Seitenbärte beraubt ist. Wer einen Gefangenen macht, trägt eine besondere Armbinde. Wer sich durch viele Thaten auszeichnet, darf die große Federmütze mit Ochsenhörnern tragen. Berühmte ausgezeichnete Krieger tragen im höchsten Prunke in den Haaren aller-

Digitized by Google

hand Zeichen von Holz für ihre Wunden und Heldenthaten; so trug nach der Angabe des Prinzen zu Wied*) der Häuptling Mato-tope ein aus Holz geschnitztes, rot angemaltes, etwa handlanges Messer quer in den Haaren befestigt, weil er einen Cheyennehäuptling mit dem Messer erstochen hatte, ferner sechs hölzerne,

Der Häuptling Mato-tope, geschmückt mit den Zeichen seiner Kriegsthaten.
(Nach einem Stiche aus dem Werke des Prinzen Maximilian zu Wied.)

rot, blau oder gelb gefärbte Stäbchen, die auf dem oberen Ende mit einem gelben Nagel beschlagen waren und ebensoviele Kugelwunden bedeuteten, wie er erhalten hatte. Für eine Pfeilwunde befestigte er die gespaltene Schwungfeder eines wilden Truthahns in seinen Haaren, auf dem Hinterkopfe trug er einen großen Bündel von gelb und rot gefärbten Uhufedern, als Zeichen der Menitz-Ochatä, der Bande

*) Prinz zu Wied, Reise in das Innere Nordamerika II., S. 111.

Digitized by Google

der Hunde. Sein Gesicht war halb rot, halb gelb bemalt, der Körper rotbraun angestrichen, darauf schmale ungefärbte Streifen, die durch das Wegstreichen der Farbe mit dem benetzten Finger hervorgebracht wurden. Auf den Armen von der Schulter abwärts hatte er 17 gelbe Streifen angebracht, welche seine Thaten bezeichneten, und auf der Brust die Figur einer Hand in gelber Farbe, als Zeichen, daß er Gefangene gemacht habe.

Diese Ehrenzeichen sind nun bei jedem Stamme verschieden, unter den Arrikaras durfte derjenige, der zuerst einen Feind erlegte, eine Spirallinie um den Arm malen und am Knöchelgelenk oder an der Ferse des einen Fußes einen ganzen Wolfsschwanz tragen. Hatte er den Feind zuerst getötet und berührt, so malte er eine schiefe um den Arm laufende Linie und eine in entgegengesetzter Richtung dieselbe kreuzende, mit drei Querbinden. Bei dem zweiten Feinde bemalte er das linke Bein rotbraun. Erlegte er den zweiten Feind ebenfalls, bevor ein anderer von seinen Kameraden getötet wurde, so durfte er zwei vollkommene Wolfsschwänze an den Fersen tragen. Erlegte er noch einen dritten Gegner, so malte der Sieger zwei Längsstreifen auf den Arm und drei immer gepaarte Querbinden.*)

Ist der Indianer verwundet worden, so malt er die Narbe mit Farben an; eine Pfeil- oder Schnittwunde in nebenstehender Form ⫴, eine Kugelnarbe ⊙, die drei untenstehenden Streifchen sollen die Blutstropfen bedeuten. Diese Wundenangaben werden sehr häufig sogar auch auf der Außenseite der Kleider angebracht.

Die durch Farben künstlich hervorgehobenen Wunden und Narben mögen vielleicht die allerersten und ältesten Orden und Triumphzeichen sein. Wirkliche Orden kommen aber auch schon bei einzelnen Naturvölkern vor.

So z. B. wird auf den Palau-Inseln der „Klilt", der erste Halswirbel der indischen Seekuh (Halicore dujong) seit uralten Zeiten als wirklicher Männerorden betrachtet. Dem König allein steht das Recht zu, ihn zu verleihen; er auch allein kann ihn dem in Ungnade Gefallenen wieder abnehmen. Das Anlegen des Ordens ist wie das Abnehmen eine grausame Prozedur; mit Gewalt wird die Hand durch das enge Loch gezwängt; dabei geht oft ein Finger verloren, die Haut wird jedesmal mit fortgerissen. Diese Auszeichnung können nur Fürsten und Freie erhalten.**)

Ein menschlicher Unterkiefer als Armband, von Neu-Guinea.

(Aus Ratzel's Völkerkunde. Verlag des Bibliogr. Instituts zu Leipzig.)

*) Prinz zu Wied, Reise in das Innere Nordamerika II., S. 197.

**) Hellwald, Naturgeschichte des Menschen I., S. 155.

Digitized by Google

Auf Neu-Guinea und den Nachbarinseln werden menschliche Unterkiefer als Armbänder allgemein verwendet.*) Ohne Zweifel figurieren dieselben gleichfalls als Triumph- und Ordenszeichen.

Ein solches Ordenszeichen von Gold tragen als Insignie ihrer Würde die weiblichen Garden des Königs von Aschanti.

In Europa kamen die Orden zuerst zur Zeit der Römer in Anwendung. Es wurden Hals- und Armketten verliehen von Gold und Silber, Medaillons von Gold und Silberblech oder Bronze, die, mit Reliefs verziert, an Riemen über der Brust getragen wurden. Unter die Auszeichnungen gehörten ferner die hasta pura, eine Lanze ohne Spitze, ferner Kränze und Kronen. Von L. Siccius Dentatus, welcher in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. lebte, wird berichtet, daß er in 120 Gefechten 22 hastae purae, 25 Medaillons, 83 Halsketten, 160 Armketten, 26 Kränze und Kronen und andere Auszeichnungen erhalten habe. Seit Septimius Severus, um 200 n. Chr., wurden die Medaillons durch förmliche, an einem Bande getragenen Medaillen ersetzt**) und waren somit die eigentlichen Orden, diese Schwäche unzähliger Leute, endgültig erfunden. Denselben wird mit einer Ausdauer und Beharrlichkeit nachgejagt, die oft ganz erstaunlich ist.

Besonders groß muß schon in früheren Zeiten diese Ordenspassion bei den romanischen Nationen gewesen sein. In Portugal z. B. scheuen Leute aus dem einfachen Bürgerstande auch heute noch kein Opfer, keine Mühe, um des Glückes teilhaftig zu werden, unter die Dekorierten zu gehören. Und wirklich sieht man in den portugiesischen Städten viele Personen, welche die niedrigsten Gewerbe verrichten, dennoch aber im Knopfloch ihres abgetragenen Rockes einen Orden tragen. Die Regierung verkauft zwar diese Auszeichnungen nicht, wie etwa der Fürst von Lucca u. A., aber sie nimmt bei ihrer Verteilung auch keine Rücksicht auf wahres Verdienst, und der unermüdlich Zudringliche erreicht meistens seinen Zweck. So sieht man häufig die Hausbedienten des hohen Adels dekoriert, was einst zu einem komischen Ereignisse Veranlassung gab. Dem Fürsten von Waldeck, der am Ausgang des 17. Jahrhunderts zum Oberbefehle des portugiesischen Heeres berufen worden war, wurde bei seiner Ankunft in Lissabon von dem höchsten Adel ein glänzendes Gastmahl gegeben. Zu seiner Verwunderung bemerkte der Fürst, während die Speisen aufgetragen wurden, daß mehrere aufwartende Diener das Ritterkreuz des Christus-Ordens trugen und daß er selbst von einem ähnlich Dekorierten mit der größten Aufmerksamkeit bedient wurde. Eine Weile ließ der Fürst das geduldig geschehen, plötzlich aber erhob er sich von seinem Stuhle, nahm dem hinter ihm stehenden Bedienten Teller und Serviette ab und nötigte ihn, seinen eigenen Platz einzunehmen. Vergebens wehrte

*) Ratzel, Völkerkunde II., S. 289.

**) Bender, Rom und römisches Leben, S. 575.

Digitized by Google

sich der arme Teufel und suchte der ihm zugedachten Ehre zu entgehen, er mußte nachgeben und wurde einige Zeit lang von dem Fürsten auf die eifrigste und ehrerbietigste Weise bedient. Als dieser endlich sich zur Genüge an dem Staunen und der Verlegenheit der Anwesenden geweidet hatte, entließ er den Bedienten von dem Marterstuhle, bemerkte jedoch, indem er seinen Platz wieder einnahm, daß ein Mann, welchen der König mit der Erteilung eines Ordens auszeichne, dadurch jedem Edelmann gleichgestellt werde; entweder müsse man daher den Bedienten keine unverdienten Orden geben oder sie als Edelleute behandeln. — Man sagt, daß seit dieser Zeit in Portugal die Orden wenigstens mit etwas mehr Auswahl verteilt würden.

Die Sucht nach Titeln, Rang und irgendwelchen Abzeichen, durch welche man berechtigt ist, Hans oder Peter von oben herab anzusehen, soll namentlich auch in dem französischen Beamtentum grassieren.

„Noch nie", so wird in dem Werkchen „Frankreich, gerichtet durch sich selbst", Seite 119 angeführt, „war ein Volk von solchem Durst nach Tressen erfaßt, als unsere Zeitgenossen; die ganze Gesellschaft von oben bis unten ist von dem thörichten Drang besessen, eine hervorragende Rolle, gleichviel in welchem Stand, zu spielen. Politiker, Bürger, Künstler und Volksmänner haben den Ehrgeiz, den schwarzen Rock, die Bluse, den Cylinder oder die Mütze mit vier Reihen Tressen zu besetzen. Jeder will irgend einem Verein vorstehen, Präsident von irgend etwas oder wenigstens Komiteemitglied sein."

„Die geringste Thatsache wird zum Ereignis gestempelt, und jeder Bürger will sich über seinen Stand erheben. Wenn zehn Pariser zufällig beim Frühstück zusammen kommen, so bilden sie sogleich einen Verein, ernennen einen Präsidenten, zwei Vizepräsidenten, zwei Sekretäre, einen Kassierer, einen Buchführer, einen Berichterstatter, einen Sprecher für die monatlichen Festmahle; das macht nun neun Aemter auf zehn Mitglieder; der zehnte, welcher bei der Verteilung leer ausgegangen ist, tritt aus und schimpft auf die andern neun. Gerade wie in der Politik."

„Wenn man keine höhere Stellung beanspruchen kann, so begnügt man sich damit, Komiteemitglied zu werden und wartet nun, bis man alles umstoßen kann, um selbst Präsident zu werden, und da jeder in seiner Eitelkeit gehätschelt werden will, so schmeichelt er auch den Andern."

„Alle sind auf dem ersten Platz; keiner will auf der Galerie sitzen; es ist wie eine Armee von Offizieren ohne Soldaten. Der Durst nach Dekorierung quält nicht nur die Bürgerschaft, sondern auch die Arbeiterklasse wird davon verzehrt; jeder Arbeiter will Mitglied einer Vereinigung, Sekretär, Kassierer, Abgeordneter irgend eines Klubs sein. Ein Franzose, der sein Volk kennt, sagte: „Wollt Ihr die Revolution verhindern? Dazu gibt es ein sehr einfaches Mittel. Macht ein Gesetz, nach welchem jeder Franzose mit seinem 21. Lebensjahre Ritter der Ehrenlegion und Ehrenmitglied des Staatsrates wird."

Digitized by Google

Titel- und Ordensnarren, die der Ansicht sind, daß sie, um für Männer von Bedeutung zu gelten, einer Ordensdekoration bedürfen, sind in Massen in aller Herren Ländern zu finden. Gelingt es nicht, eine solche Dekoration auf legalem Wege von den Herrschern des Landes zu erhalten, so kommt es vielen auch nicht darauf an, mit erkauften Orden und Diplomen Reklame zu machen. Diese Sehnsucht nach Dekorationen zu stillen, haben sich da und dort eigene Büreaus etabliert, durch deren Vermittelung die Ordensnarren gegen Zahlung gewisser Summen Erfüllung ihrer Wünsche finden, vielfach aber auch mit unechten Adelsdiplomen und untergeschobenen Ordensdekorationen betrogen werden. Solche Märkte sind vorzugsweise in Paris und London und wollen wir einen Fall, der sich vor wenigen Jahren an ersterem Orte ereignete, zur allgemeinen Kenntnis bringen. Ein Börsenspieler fand, daß er, um seiner Laufbahn die eigentliche Weihe zu geben und die Mitwelt von seiner Bedeutung zu überzeugen, eines Ordens bedürfe.

Er sprach gegen mehrere Personen seine Sehnsucht nach einem Stern oder Bändchen aus und eine von diesen bezeichnete einen Herrn G., der sich G. de Chahaignes nennen ließ, als einen Mann, der wohl imstande wäre, ihm zur Erfüllung seiner Wünsche zu verhelfen. G., ein ehemaliger Notar, der infolge gerichtlicher Verfolgung genötigt gewesen, seine Stelle niederzulegen, und der seitdem sich mannigfachen industriellen Unternehmungen zweideutigen Ursprungs hingegeben, brachte den Bittsteller mit einem gewissen D., einem Winkelmakler an der Börse in Verbindung, und dieser letztere wies den Ordenssüchtigen an Herrn L., der sich Graf L. de Bellefonds nannte. Nach mancherlei Verhandlungen verpflichtete sich der Pseudograf von Bellefonds, Herrn B. gegen Erlegung von 2000 Franks den „Orden der vier Kaiser von Deutschland" zu verschaffen. Herr B. erklärte sich zur Zahlung jener Summe bereit, wünschte aber zuvor näheres über die Personen, mit denen er zu thun habe, zu erfahren und sich von der Rechtsgültigkeit der Titel, die man ihm verkaufen wollte, zu überzeugen. Man fand dies Begehren gerechtfertigt und wies den Liebhaber ausländischer Orden an den Herrn Grafen v. St. Maurice-Cabanis. Dieser seltsame Graf ist ganz einfach ein Herr C., Sohn eines ehemaligen Papierhändlers der Straße St. Avoie. Er gab den „Nécrologe Universel" heraus und nannte sich Historiograph des „Ordens der vier Kaiser von Deutschland" und des „Löwen von Holstein-Limburg." Von dem Besuche des Herrn B. im voraus unterrichtet, nahm er denselben mit einer würdevollen Kourtoisie auf. Seine Brust war mit Bändern und funkelnden Ordenssternen bedeckt. Um ihn her lagen Pergamente mit heraldischen Wappen. Der eitle Börsenmann war von diesem Glanze geblendet. Als der Graf ihm versicherte, er habe mit den respektabelsten Persönlichkeiten zu thun, beeilte er sich, den Handel abzuschließen, zahlte die 2000 Franks und erhielt dafür ein Diplom, das ein wahres Meisterstück der Kalligraphie war. Begierig sein Ordensband in das Knopfloch zu knüpfen,

Digitized by Google

eilte B. in die Kanzlei und suchte um die Autorisation nach, die Insignien des „Ordens der vier Kaiser" tragen zu dürfen. Man antwortete ihm, daß dieser Orden seit langer Zeit aufgehört habe zu existieren (wenn er überhaupt jemals bestanden hat). Wütend über den Betrug, dem er zum Opfer gefallen, machte er eine Klage anhängig und die Untersuchung, zu welcher diese Klage Anlaß gab, führte zu der Entdeckung eines beträchtlichen Handels, der in Paris, London, Brüssel, Madrid, Rom, Florenz und Parma seine Märkte hat und von Industrierittern geleitet wird, die auf die Eitelkeit ihrer Mitmenschen spekulieren. Gegenstände dieses Handels sind Pergamente, Genealogien, Adelstitel, Ahnenbilder, Dekorationen, Ehrentitel, Diplome gelehrter Gesellschaften u. s. w.

In Paris sind die Etablissements dieser Art sehr zahlreich. Die Leiter derselben nennen sich Wappenrichter (juges d'armes), Genealogen, Chronologisten, Historiographen, und entfalten in dieser eigentümlichen, nicht patentierten Industrie eine große Fruchtbarkeit der Phantasie. Sie verschaffen jedem Beliebigen, der ihnen zahlt, seine Biographie, seine Genealogie mit zahlreichen Ahnen, Adelscertifikate und im Notfalle auch Dekorationen. An Personen, welche behaupten, ihre Familienpapiere verloren zu haben, verkaufen sie mehr oder weniger authentische Pergamente. Einige dieser Industriellen haben gewisse unbedeutende Orden zu ihrer Disposition, die von kleinen italienischen Fürsten und Autoritäten gegründet worden. Diese gehen mit einer Art von Regelmäßigkeit zu Werke. Sie haben ein goldenes Buch, ein wahres Meisterwerk der Typographie und des Kupferstichs, dessen Seiten die Namen der Gewählten enthalten. Sie bringen Genealogien zum Vorschein, in denen die Wahrheit mit dem Betruge in so geschickter Weise vermischt ist, daß es fast unmöglich ist, den letztern nachzuweisen. In ihrer Eigenschaft als juges d'armes erteilen sie Titel und Dekorationen, mit denen sie nachher handeln. Die anderen, welche über solche Mittel nicht verfügen, verlegen sich einfach auf Gaunereien. Sie haben ebenfalls ihr goldenes Buch und ihre Genealogien, welche, wie man leicht denken kann, rein erfunden sind. Jene Industrieritter ließen abgeschaffte Orden wieder aufleben, oder sie schufen neue Orden, wie z. B. den des „Don Juan von Nicaragua", und um den Wirkungen des Gesetzes von 1853 zu entgehen, welches den Gebrauch von Dekorationen ohne Autorisation der Kanzlei verbietet, trugen sie in der Regel ein Datum ein, das der Promulgation jenes Gesetzes vorangeht. Sie verkauften auch Diplome mit Konsuls- und Vizekonsuls-Titeln, gründeten angebliche Akademien oder gelehrte Gesellschaften, verteilten Medaillen an Industrielle und Kaufleute, verliehen Ehrentitel, vermittelten Heiraten und verschmähten nicht, auf Wucherzinsen Geld auszuleihen. —

Aus all dem bisher Gesagten dürfte hervorgehen, daß die Titel- und Ordenssucht eine allgemeine menschliche Schwäche ist, die in allen Landen und zu allen Zeiten grassiert hat, die sich hie und da wohl einschränken, schwerlich aber jemals unterdrücken und ausrotten läßt. Den schlagendsten Beweis hierfür

Digitized by Google

erhalten wir, wenn wir einen Blick auf das Land werfen, dessen Verfassung seinen Bewohnern die Annahme von Orden strenge verbietet, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Begründer dieser Verfassung war Georg Washington, ein Mann voll idealer Menschenliebe, ein Mann, der durch ein Ordensverbot die Gleichheit aller Bürger, die wichtigste Grundlage der Republik, sichern zu können glaubte. Wären alle Menschen so beschaffen gewesen, wie dieser erste Präsident der amerikanischen Republik, besäßen alle Menschen wie er die hohe Tugend, in edelster Uneigennützigkeit allein auf das Wohl der Gesamtheit bedacht zu sein, so würde Washingtons Theorie von Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit wohl richtig gewesen sein und sich bewährt haben, da aber die Menschheit sich nun einmal von je her aus tausend verschiedenen Elementen zusammensetzt, die tausend verschiedene Ziele verfolgen, die Natur in fast jedes Menschenherz den Ehrgeiz, den Drang zum Emporstreben gelegt hat, so mußte Washingtons Theorie über kurz oder lang unbedingt sich als eine verfehlte herausstellen.

Amerikanische Schießmedaille.

Was würde der große und edle Begründer der Union heute sagen, wenn er zusehen könnte, wie seine idealen Bestimmungen umgangen werden, wie, da der Staat keine Orden verleiht, die Leute sich selbst zu helfen wissen.

Da hat jeder Verein, zur Geselligkeit oder zu anderen Zwecken gestiftet, sein Ordensabzeichen, sodaß, wenn einer zu vielen Vereinen gehört, er auch viele Orden hat. Da hat ferner jedes Regiment, womöglich jede Kompagnie, seinen eigenen Orden; manche Offiziere haben den Krieg mitgemacht und gehören den Veteranenvereinen an, das gibt einen Orden; dann werden Schießmedaillen erteilt an die besten Schützen, obschon das Schießen nicht ihre stärkste Seite ist, und keine sechs Patronen pro Mann das ganze Jahr verschossen werden; aber wenn sie schießen, so muß doch einer näher treffen als die andern, also bekommt er eine Medaille, und die kann er sich auf die Brust kleben. Hohenwart, einer der scharfsinnigsten Beobachter des Lebens in der Union, berichtet,*) daß er einen Milizoffizier gesehen habe, der soviel Schießmedaillen und Orden auf der Brust hatte, daß es von weitem wie ein Küraß aussah.

Wie die Ordens- so ist auch die Titelsucht in Amerika allgemein.**) Jeder

*) Hohenwart, Land und Leute in den Vereinigten Staaten, S. 237.

**) v. Hübner, Spaziergang um die Welt. 5. Aufl. S. 23.

Digitized by Google

anständige oder unanständige Bürger hat einen Titel; militärische Titel sind am verbreitetsten, aber keiner geringer als Kapitän; es wäre ein Verstoß gegen die Höflichkeit, wollte man jemand mit einem geringeren Titel anreden.

Mit ehemaligen Generalen, die aber strenge auf ihren Titel halten, kann man buchstäblich die Straße pflastern. Wer Richter gewesen ist, wird nachher immer „Judge" genannt, ein Friedensrichter „Squire"; wenn man also den Titel eines Herrn nicht kennt, so richtet man sich nach seinem Aeußern: hat er einen großen Schnurrbart, so nennt man ihn „Kolonel", oder, wenn schon ein älterer Mann „General"; „Governor" ist auch ein hoher Titel, den man „schweren" Leuten gibt; hat er aber ein würdevolles Aussehen, so nennt man ihn „Judge"; geringe Leute nennt man schlechtweg „Squire" oder „Kapitän". Das erfordert die Höflichkeit, und wenn der Angeredete den Titel nicht hat oder nicht verdient, so kann er sich doch nicht dadurch beleidigt fühlen.

Als der Verfasser dieses Werkes in den Jahren 1880—83 als Spezialartist der „Gartenlaube" die Union bereiste, war die Adresse jedes zweiten an ihn gerichteten Briefes mit dem Prädikat „Professor", zum mindesten „Doktor" Cronau geschmückt, obwohl sich Verfasser Dieses eines solchen Titels nicht rühmen konnte und auch nie gerühmt hat. Da aber in diesem freien Lande jeder lumpige Tastenschläger sich „Professor der Musik", jedes verkommene Sprachgenie „Professor der Sprachen" nennen läßt, so glaubt man jedem Gebildeten diese Titel zumessen zu müssen, um sich ja nicht etwa einer Unterlassungssünde schuldig zu machen.

Auf altes Herkommen wird gleichfalls viel gehalten, und alle die reich geworden sind, leiten ihren Stammbaum auf irgend eine englische Adelsfamilie oder auf die Pilgrimväter zurück; wenn der Name aber einen französischen Klang hat, so war es eine hervorragende Hugenottenfamilie, von der sie abstammen. Ein exklusiverer Ahnenstolz ist schwerlich zum zweitenmale zu finden, als bei den amerikanischen Familien, die sich rühmen können, von den alten Knickerbookers herzurühren. —

Wie es der Ehrgeiz aller amerikanischen Parvenüs ist, irgend ein Wappen recht groß und farbenprächtig an ihrem Wagenschlag zu haben, so ist es der höchste Ehrgeiz der feineren Damen, sich mit europäischem Adel zu verbinden, zu welchem Zwecke sie, von den Müttern unterstützt, ihre europäischen Touren machen. Alle Zeitungen sind voll davon, wenn es gelingt, einen Baron oder Grafen einzufangen.

Noch in den fünfziger Jahren war das Gleichheitsgefühl, dies Vermächtnis der Begründer der Union, im amerikanischen Volke so mächtig, daß das Tragen von Uniformen geradezu verpönt war. Wer sich gar dazu erniedrigt hätte, eine „Livree" zu tragen, hätte sicherlich Gefahr gelaufen, gelyncht, zum mindesten getheert und gefedert zu werden.

In den letzten Jahrzehnten aber haben auch Livree und Uniform mehr und

Digitized by Google

mehr Eingang gefunden, und namentlich die letztere hat in dem Milizwesen eine geradezu fabelhafte Ausbildung gefunden. Die Miliz ist der Boden, auf dem sich der nach Auszeichnung und Titeln dürstende Amerikaner so recht eine Güte thun kann, da wimmelt es von Generalen und goldbetreßten Obersten und Offizieren. Es werden der letzteren so viele gewählt, daß wenigstens die halbe Mannschaft chargiert ist. Der Haupttag dieser Bürgergardisten ist der Tag der Unabhängigkeitserklärung, der 4. Juli. Dann findet große Revue und Parade statt, dann zeigt sich die Miliz in ihrem vollen Glanze, und kann, da ein jedes Regiment seine besonderen Uniformen hat, der Europäer ein militärisches Mixtum compositum bewundern, das in seiner Papageienbuntheit einem Karnevalszuge gleicht.*) Da sieht man noch Kompagnien in der Uniform der englischen Grenadiere des vorigen Jahrhunderts, mit der alten Grenadiermütze, roten Frackröcken, weißem Lederzeug kreuzweise über die Brust, strohgelben Hosen und schwarzsamtenen Gamaschen.

Dann „die Kontinentalen", in der Uniform General Washingtons, meistens ältere Leute, die sehr weit auseinander marschieren, 4 Mann Front, damit sie ihre Gewehre quer über beide Schultern tragen können, wie der Bär den Besenstiel hält, wenn er vor der jauchzenden Straßenjugend seine Tänze aufführt. Eine dicke Trommel gibt den Takt an, und jeder sucht, so gut er kann, mit dem rechten oder linken Fuße Schritt zu halten.

Dann kommt die „Garde Rochambeau", aus der Zeit Louis XVI.; auch die „Garde Napoleons" fehlt nicht, mit ihren hohen Bärenmützen und der Devise: „Die Garde stirbt, sie ergibt sich nicht".

Dann kommen Weiße mit blauen Hosen und Blaue mit weißen Hosen; dann grasgrüne Irländer, Söhne „Grün-Erins"; dann Schotten in ihrem Highland-Kostüm, die gar keine Hosen anhaben; dann kommen Engländer mit roten Röcken und blauen Hosen; dann deutsche schwarze Jäger mit dem Totenschädel vor dem Tschako; dann flotte Bersaglieris; dann französische Zuaven mit langen blauen Röcken und roten Hosen; dann Preußen mit Pickelhauben; dann Ulanen und Tiroler Scharfschützen, kurzum man sieht alle möglichen Farben: hechtgraue, zeisiggrüne, blitzblaue und feuerrote. Es überläuft Dich ein Zittern, lieber Leser, wenn Du all diese grimmigen Krieger unter ihren Helmen und Roßschweifen oder ihren ellenhohen Bärenmützen, den klirrenden Schleppsäbel an der Seite, einherstolzieren siehst! Und dann noch der Schnurrbart, — der lange grimmige Schnurrbart! „Sie sollen nur kommen, die Herren Engländer oder Franzosen — — wir hauen sie zusammen wie Kraut und Rüben! so spricht der Bürgergardist und pflanzt sein Bajonnet auf.

Die Kavallerie ist schwach vertreten, aber um so imposanter. Sie reiten

*) Hohenwart, Land und Leute in den Vereinigten Staaten, S. 234; Grieſinger, Leben und Treiben in Amerika, S. 86.

Digitized by Google

gewöhnlich im Schritt, in einer Front von 4 Mann, weit auseinander, so daß sie die ganze Breite der sehr breiten Straßen einnehmen. Man hat nie gehört, daß einer vom Pferde gefallen sei; die Tiere, die den Tag vorher hart gearbeitet haben, sind nicht geneigt und zu vernünftig, um tolle Sprünge zu machen.

Auch ein paar Kanonen sieht man manchmal in dem Aufzug, sehr blank gescheuert, mit zwei Pferden bespannt. Da sie nur im Schritt manöverieren, braucht es nicht mehr Pferde; das Ding wird wohl nicht so schwer sein.

Die Hauptleistung dieser Regimenter ist, mit halber Kompagniefront, also mit 15 Rotten zu marschieren; halten die eine gerade Linie ein, so klatscht die Menge vor Begeisterung, und das Regiment, oder vielmehr die Kompagnie, die es am besten macht, ist stolz auf ihre Leistung.

Was diese ganze amerikanische Miliz betrifft, so ist sie nach Hohenwarts Ansicht in militärischer Hinsicht keinen Schuß Pulver wert; wie würden die Kerle laufen, wenn ein einziges deutsches Kavallerieregiment zum Einhauen angeritten käme — z. B. Kürassiere oder gar Ulanen mit ihren spitzen Lanzen —, im panischen Schrecken würde einer über den andern stürzen und sich den Hals brechen. —

Aus allen diesen Anführungen dürfte sich ergeben, daß Titel-, Orden- und Uniformensucht keineswegs spezifisch deutsche, sondern der ganzen Menschheit eigene Krankheiten sind, die ihre Entstehung dem Ehrgeize, dem Drange nach Auszeichnung, der Großmannssucht verdanken. —

Der Herr Kommerzienrat

vor seiner Dekoration

und nach seiner Dekoration.

(Aus den „Fliegenden Blättern".)

Digitized by Google

Nationen.

Seitdem sich die Menschen zu einzelnen Horden, Stämmen und Nationen verbanden, gibt es einen Nationalstolz, einen Nationaldünkel. Wie ein jedes Individuum einer jeden Gemeinschaft geneigt ist, seine eigene werte Person allen anderen voranzusetzen, so ist auch jedes Volk geneigt, sich für das erste, beste, auserwählteste zu halten.

Wenn man nach der wirklichen etymologischen Bedeutung der Völkernamen forscht, so wird man in sehr zahlreichen Fällen finden, daß die Bedeutung vieler Völkernamen ursprünglich nichts anderes als „Menschen" oder „das Volk" ist. Zugleich kann man die Bemerkung machen, daß diese „Menschen" ihre Nachbarn gering schätzen, mißachten, ihnen schlechte Namen geben, wenn auch in Wirklichkeit diese Nachbarvölker eine weit höhere Kulturstufe einnehmen.

Dieser bei fast allen Völkern zu findende Nationaldünkel erklärt es, warum der armselige, Thran trinkende Grönländer den Dänen, der wandernde Kalmücke und Kosake den Russen, der Orientale den viel höher stehenden Abendländer verachtet, warum der Pawnee- und Siouxindianer seine ihm ebenbürtigen Nachbarn „Hunde", der Franzose die Deutschen „Barbaren" nennt, wohingegen die Franzosen sich wiederum von Engländern als „damned dogs" und von seiten der Türken alle christlichen Fremden sich als „Giaur's" betiteln lassen müssen.

Fast alle Völker des Altertums rühmten sich, wie noch heute manches Naturvolk, direkt von den Göttern abzustammen, und jedes Volk war vor der weiteren Verallgemeinerung und Ausbildung der geographischen Kenntnisse aufs festeste davon überzeugt, daß sein Land recht eigentlich den Mittelpunkt des Weltalls bilde. Diese Anschauung hegten z. B. die Griechen, welche Delphi als den Mittelpunkt der Erde ansahen, weil daselbst zwei Adler, die Zeus von entgegengesetzten Richtungen habe ausfliegen lassen, zusammengetroffen seien. Den Israeliten war Jerusalem, den alten Peruanern Cusko (d. i. der Nabel) der Mittelpunkt der Welt; die Bewohner des „himmlischen Reiches" nennen ihr Land auch heute noch das „Reich der Mitte".

Digitized by Google

Jedes Volk rühmte sich auch, das älteste der Erde zu sein. Die Egypter gaben sich ein Greisenalter von 100,000 Jahren, wohingegen die Chaldäer behaupteten, schon 400,000 Jahre vor dem Alexanderzuge astronomische Beobachtungen angestellt zu haben. Aber auch sie werden überboten, und zwar von den Chinesen, die für sich und den Bestand ihres himmlischen Reiches kühn ein Alter von 100,000,000 Jahren in Anspruch nehmen.

Daß die Juden das allerälteste Volk seien, lehrt die Bibel; der Talmud fügt hinzu, daß seine Angehörigen vor Jahveh, dem besonderen National-Gotte der Juden, angenehmer seien als Engel.

Weiter lehrt der Talmud: „Die Welt ist allein der Israeliten wegen geschaffen; diese sind der Kern des Menschentums, die übrigen sind die Schale. Das Judentum ist ein Gefäß von lauterem Golde. Die übrigen Völker sind hingegen wie gemeine Körbe, in die man Stroh und Dünger thut, sie haben eine gemeine Seele gleich dem Vieh." —

Daß auch unser liebes deutsches Vaterland an einem kräftigen Nationaldünkel leide, ist uns in neuester Zeit gewiß oft genug und zwar von allen Seiten gesagt worden. Das „Volk der Dichter und Denker" zu sein, die größten Erfindungen (des Schießpulvers, des Buchstabendruckes u. dergl.) gemacht zu haben, die gewaltigsten Volkshelden, die edelsten Frauen, die herrlichste Poesie und Musik, die klangvollste und wortreichste Sprache zu besitzen, das streitbarste Volk der Erde zu sein — dessen und noch mancher andern Tugend mehr rühmt sich die deutsche Nation, in poetischen und prosaischen Ergüssen. Namentlich in der neuesten Zeit hat der erfochtene Kriegsruhm oft genug zur Selbstüberschätzung verführt, so daß sich zahlreiche warnende Stimmen vernehmen ließen und dem Volke ins Gewissen redeten. Die sprüchwörtliche Wanderlust der Deutschen, ein Erbteil altgermanischer Eigenart, hat zu mancher drolligen poetischen Verherrlichung Anlaß gegeben. Noch jüngst durchlief eine scherzhafte Auslassung darüber die Blätter, als eine russische Militärabteilung mitten in Zentralasien einem schwäbischen Sattler begegnet war, der sich durch die afghanische Wüste nicht hatte abhalten lassen, seiner Wanderlust zu genügen. Diese hat in der Figur des Bruder Straubinger ihre typische Figur gefunden. In seinen Erlebnissen berichtet er über eine Begegnung aus Hinterindien bei einem Tempelbesuche:

Ich stellte mich an die Thür und schrie:
„Ist denn keiner von Böblingen hie?"
„„Nein! aber aus Ellwangen!"" rief
Weit hinten ein alter Brahmine.

Unsere nächsten Nachbarn sind die Franzosen, die sich mit Vorliebe „la grande nation" nennen hören. Diese „große Nation" ist nirgends größer als im Fluge ihrer Phantasie. Sie nimmt für sich in Anspruch, allen anderen Völkern weit voran „an der Spitze der Zivilisation" dahinzuschreiten und in Kultur, Bildung, Kunst und Wissenschaft den höchsten Grad erreicht zu haben.

4*

Digitized by Google

Auch den Kriegsruhm haben die Franzosen in Generalpacht genommen, sie halten sich nicht nur für die Griechen der Neuzeit, sondern auch für die Römer des modernen Europa. Nichts geht über Frankreichs ruhmreiche Feldherren, nichts über Frankreichs große Dichter und Künstler, nichts über Frankreichs „Akademie der Unsterblichen", nichts geht über Paris, diese Zentralsonne des Weltalls, wo nur allein man Bildung lernen, wo nur allein man menschlich leben kann. —

Ueberschreiten wir den Aermelkanal, so kommen wir nach Großbritannien, das sich stolz „die Königin der Meere" nennt, in deren Gebiet die Sonne nicht untergehe. Keine Nation verachtet, wie Weber treffend behauptet, so alle anderen neben sich, wie die des Puddings und Porters. Der Engländer fragt nie nach den Interessen anderer Völker, er fragt nie was Recht oder Unrecht, sondern was englisch sei. Er hält nicht leicht etwas für schlecht oder verbesserungsfähig, was in England althergebracht und Gewohnheit geworden ist, und mögen es auch die verknöchertsten, zopfigsten und albernsten Einrichtungen sein.

Auf seine Weltherrschaft ist der Brite überaus stolz und eifersüchtig, und trefflicher als irgend welche Journale anderer Völker wissen seine illustrierten Wochenschriften „London News" und „Graphic" die zivilisierte Welt mit allerhand imponierenden Schlachtenbildern in Erstaunen zu versetzen. Unangenehm auffällig war es, daß gerade während der von England geführten Kriege im Boerenlande und im Sudan, wo die Rotröcke die empfindlichsten und schmachvollsten Schlappen erlitten, die obengenannten Journale wahrhaft ergreifende Bilder brachten, auf denen zu sehen war, mit welchem Löwenmute die englischen Truppen gegen ihre Feinde fochten. Da standen sie auf dem Papier, die Letzten des Regiments, zu einem winzigen Häuflein zusammengeschmolzen, Rücken gegen Rücken gelehnt, um sich gegenseitig Deckung zu geben. So sehen wir sie streiten und kämpfen, wie Saul gegen die Philister, wie Roland im Thale zu Roncevaux. Mit 1000 solcher Soldaten würde der große Alexander die ganze Welt erobert haben.

Aber leider waren es nur papierne Helden, Phantasiegebilde eines talentvollen Künstlers, die die Herzen Aller bewegten, denn in Wirklichkeit befleißigte sich die stolze englische Armee eines schimpflichen Rückwärtsmarsches, einen heroisch tapferen Feldherren, eine ansehnliche Europäerkolonie, eine große Stadt, die Jahrzehnte hindurch der Sitz des ostafrikanischen Binnenhandels und Ausgangspunkt zahlreicher wissenschaftlicher Expeditionen gewesen war, dem Verhängnisse überlassend.

Auch der Amerikaner hält sein Land und sein Volk für das erste der ganzen Welt, das beste unter der Sonne, das alles Gute, alle Tugenden in sich vereinigt. Genau wie der Franzose, so ist auch er davon felsenfest überzeugt, an der Spitze aller Nationen zu stehen, und dieser Glaube ist ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er es nicht einmal für nötig hält, Vergleiche anzustellen.

Von den übrigen Ländern weiß er nur so viel, daß die Völker alle von

Digitized by Google

Fürsten und Fürstendienern geknechtet werden, und alle mit sehnsüchtigen Augen nach Amerika blicken, wohin jeder zu gehen denkt, sobald er seine Ketten abschütteln kann, um der Segnungen der Freiheit auch teilhaftig zu werden. Die Erfahrungen, die andere Nationen seit Jahrhunderten gemacht, suchten die Amerikaner nicht zu verwerten, weil sie sich anderen überlegen dünken, und glauben im fortschrittlichen Geist die Welt durch Neuerungen zu beglücken; oder sie trösten sich mit dem Gedanken, daß es anderswo noch schlimmer sein müsse. Durch den Schein lassen sie sich trügen, sie sind zufrieden mit dem Gedanken, daß so etwas noch nie dagewesen, weisen mit Stolz auf ihre materiellen Errungenschaften und bilden sich ein, die ganze Welt blicke mit Neid und Bewunderung auf sie.

Dies zeigt sich namentlich bei größeren Festessen und derlei Veranstaltungen. „Unsere Millionäre" oder „Unsere großen Korporationen" — „Unsere großen und berühmten Männer" — alle werden toastiert, und in den Reden kommen überschwengliche Phrasen von Ehre, Patriotismus, Zivilisation und der hohen Mission des amerikanischen Volkes vor.*)

Jedem Fremdling, der die Küsten seines Landes betritt, legt der Amerikaner die Frage vor: „How do you like Amerika?" („Wie gefällt Ihnen Amerika?") und zwar in der festen Erwartung, daß der also Befragte unbedingt das Zugeständnis gebe, daß Amerika das größte Land der Erde sei und die stolzesten Städte, die schönsten Flüsse, die höchsten Gebirge, die gewaltigsten Wasserfälle, die bedeutendsten Männer, die lieblichsten Frauen, die dicksten Kartoffeln und größten Rosinen habe. —

„No hay mas que una España en el mundo!" („Es gibt nur ein Spanien in der Welt") so ruft mit stolzer Grandezza der gebräunte Hidalgo, voll des Glaubens, daß er gleichfalls einem vom Himmel auserwählten Volke angehöre. Er fühlt sich als Nachkomme jener großen Konquistadore, jener großen Freibeuter, die einst die ganze Welt durchzogen, um Spaniens Reichtum und Ruhm zu mehren. Der Abglanz dieser längst vergangenen Tage vergoldet noch heute dem Spanier seine zerfallenen Paläste, Burgen und Kathedralen, läßt ihn heute noch mit derselben Feierlichkeit erscheinen, wie in den Tagen, wo ein Columbus, ein Pizzaro, ein Cortez die spanische Flagge in neue Welten trugen, und berühmte Dichter und Künstler wie Cervantes, Calderon de la Barca, Murillo, Velasquez mit den Geistesheroen anderer Nationen erfolgreich um die Palme rangen.

„Gemeine Bauern", sagt Weber, „nennen sich noch heute untereinander Caballeros (Ritter) und die geringste Merkwürdigkeit im Lande ist famoso.

Mancher Hidalgo („Sohn von Etwas") lebt die ganze Woche hindurch von Zwiebeln, Brot und Wasser, fastet am Sonntage, weil keine Zwiebeln auf

*) Hohenwart, Land und Leute in den Vereinigten Staaten, S. 101, 109, 115, 117.

Digitized by Google

den Markt gebracht werden, geht aber nie aus, ohne einen Bedienten hinter sich zu haben; der elendeste Maultiertreiber redet von sich in der dritten Person und will auch so angeredet sein; ein tirolisches „Du" würde ihn rasend machen. Vuestra Merced („Eure Gnaden") und Vuestra Sennoria („Eure Herrlichkeit") geben sie sich untereinander mit der größten Freigebigkeit; der König selbst unterzeichnet: Yo el Rei „Ich, der König", — als ob er der einzige König — und seine Kinder heißen Infantes, als ob sie die einzigen Kinder der Erde seien. Der Vater tröstet den sterbenden Sohn, „daß er in Madrid gelebt habe", und jener Schuster auf dem Sterbebette hinterläßt seinen Kindern die Lebensregel: „Bemühet euch, zu der Höhe emporzusteigen, die eurer Familie würdig ist." Es gibt ein spanisches Sprüchwort: „Hätte Christus auf dem Berge über die Pyrenäen hinübersehen können, er hätte dem Versucher nicht widerstanden." —

Im Ruhme der Vergangenheit sonnen sich auch die Italiener. Jedes armselige Denkmal wird als schön, überaus schön vorgestellt; jedes lumpige Dorf, jede lumpige kleine Stadt, in der ein Kaiser, ein Maler oder ein Dichter das Licht der Welt erblickte, hält diesen Kaiser, diesen Künstler mit echtem Kleinstädtersinn für den größten Kaiser oder Künstler der Welt. Die Trasteveriner, die Bewohner des Stadtteils von Rom jenseits der Tiber, hielten sich gar für Abkömmlinge der Trojaner, des göttlichen Aeneas, und alle übrigen Römer nur für faex Romuli („die Hefe des Romulus"). Römer, Florentiner und Venezianer schwelgen noch heute im Glanze der Tage, wo ihre Städte die Weltherrschaft übten oder leuchtende Zentralpunkte der Kunst und Wissenschaft waren. —

Auch der Russe sieht stolz auf alle anderen Nationen herab. Und sollte er nicht? Bewohnt er nicht ein Reich, das über 22½ Millionen Quadratkilometer groß ist und über 104 Millionen Menschen umschließt? Und ist Rußlands Kriegsruhm nicht altverbürgt? Ist das heilige russische Reich nicht eine furchtbare Macht, wenn es an drei Millionen Streiter unter die Waffen rufen kann? Und sind diese Streiter nicht berühmt durch ihre sprichwörtlich gewordene Selbstverleugnung, Pflichttreue und Todesverachtung? Sind nicht Beispiele genug vorhanden, wo diese Pflichttreue die russischen Soldaten bataillonenweise in den sicheren Tod getrieben hat? Wir geben für diese Selbstaufopferung nur ein Beispiel.

Bei einer plötzlichen Wasserflut rief einst Katharina der Wache ihres Palastes zu, sich zurückzuziehen; aber die Wache blieb. „Kennst Du mich nicht?" fragte die Regentin. „O ja!" war die Antwort, „aber nur der Korporal kann mich ablösen". — Das Wasser stieg der Schildwache bereits bis an den Hals, als zum Glück der Korporal mit dem Glockenschlage geschwommen kam, sie abzulösen.

Solche Pflichttreue hat neuerdings der russische Maler Wereschtschagin in drei Bildern zu verherrlichen gesucht, deren erstes einen russischen Wachtposten im Balkangebirge zeigt. Auf dem zweiten Bilde sehen wir, wie der Schnee in dicken Flocken fällt, Schnee und immer mehr Schnee, wie er die nicht wankende

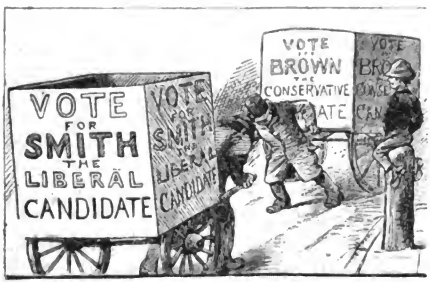
Digitized by Google

Soldatenfigur umhüllt, immer höher kriecht und sie mit einem weißen Mantel umkleidet. Auf dem dritten Bilde endlich sehen wir den wackeren Russen, der nicht von seinem Posten weichen wollte, unter Schneemassen begraben, verweht und erstickt, ein Opfer seiner Pflichttreue.

Der Vorwurf dieser Bilder erinnert an jene gut erfundene Anekdote, mit welcher einstmals der „Figaro" den russischen Telegraphenbeamten die Palme der größten Pflichttreue und des unbedingten Gehorsams zuerkannte. Die Geschichte gewinnt dadurch besonders, daß sie nicht wahr und deshalb nicht so grausig ist, wie sie scheint, so daß das Urkomische des Witzes ganz seine Wirkung thun kann. „Es war zu Anfang der dreißiger Jahre", fängt die Erzählung an, „als von Petersburg über Moskau nach Tomsk in Sibirien viele Tausende von Werst noch kein Telegraphendraht führte, sondern nur die optischen Signaltelegraphen ihre langen Arme in die Luft streckten und mechanisch die Gestikulationen des Vordermanns wiederholten. Da kam eines Tages eine wichtige Depesche aus Petersburg an den Gouverneur in Tomsk. Unbehindert hatte sie ihren Weg bis zur sibirischen Grenze gefunden, aber drüben hatte der Telegraph sich in starrer Unbeweglichkeit gehalten und keine von den sonderbaren Gestikulationen nachgemacht, welche ihm sein europäischer Kollege vorzappelte. Das kam aber daher, daß der sibirische Telegraphenwärter unter dem Banne eines starken Rausches den Schlaf des Gerechten schlief und erst nach zwölf Stunden aufwachte. Dann sah er freilich mit Schrecken, was geschehen war, denn drüben hielt der europäische Telegraph in unheimlicher Ruhe noch ein Signal fest, wobei der oberste Flügel gerade wagerecht die Form eines Galgens abzeichnete. Den sibirischen Beamten durchschauerte es. Was stand ihm bevor? Entweder totgeknutet oder in die Bergwerke verschickt zu werden. Kurz entschlossen bringt er denn seinen Telegraph in die Stellung des europäischen Gegenüber und hängt sich flugs am obersten Flügel auf. „Sonderbares Signal", denkt der Kollege auf dem zweiten sibirischen Telegraphenturm, „aber was hilft's, dem Zaren muß man gehorchen." Binnen zwei Minuten baumelt auch dieser pflichttreue Telegraphist am obersten Signalflügel, und so repetiert sich dieses Zeichen von Station zu Station bis Tomsk. Ueber 40 Längengrade hinweg hatten sich gehorsam sämtliche sibirische Telegraphenwärter wie ein Mann aufgehängt."

Digitized by Google

Die Wahl- und politischen Agitationen.



Englische Wahlreklamen.

Das Schicksal der Völker wird nicht allein auf blutigen Schlachtfeldern entschieden. Schwerer für das Wohl und Wehe einer Nation wiegen die Beschlüsse, welche in den parlamentarischen Versammlungen gefaßt werden; denn durch dieselben wird sowohl die Wehrkraft des Staates geregelt, wie der materielle Wohlstand und die geistige Entwickelung seiner Bürger beeinflußt. Daher wurde auch bei allen Kulturvölkern die Zeit, welche den Wahlen vorausging, durch eine fieberhafte Thätigkeit der verschiedenen politischen Parteien gekennzeichnet, deren eine jede den größtmöglichen Einfluß auf das Staatswesen, die bestmöglichste Realisierung der Parteiziele zu erstreben wünscht.

Um eine derartige Realisierung herbeizuführen, ist es erforderlich, daß die Partei in den parlamentarischen Versammlungen möglichst stark vertreten sei und so sehen wir während der Wahlcampagnen die einzelnen Parteien bemüht, eine möglichst große Stimmenzahl zu sichern. Die politische Agitation weiß zur Erreichung dieses Zieles vielerlei Mittel zu verwenden, sie bedient sich in erster Linie sogenannter Agenten, die allenthalben im Lande umherziehen und mit den verschiedensten Reklamen, Anschlägen und öffentlichen Reden für ihre Partei Propaganda machen, das Volk unter ihre Fahnen zu bringen suchen. Unzweifelhaft ist eine derartige Institution uralt, schon von den Römern wissen wir, daß auf diese Weise die Tribunen und die Patrizier um die Gunst des Volkes warben. Genau so geschieht es noch heute bei uns nach Tausenden von Jahren, noch heute überfluten die politischen Agenten das Land, um in Privatgesprächen den einfachen Mann für ihre Zwecke zu bearbeiten. Die Wichtigkeit dieses Agitationsmittels darf nicht unterschätzt werden; denn die Geschichte hat gelehrt, daß Par-

Digitized by Google

teien, deren Presse von der Regierung mundtot gemacht wurde, einzig und allein mit Hilfe dieser stillen Agitation bei den Neuwahlen in alter Stärke und sogar manchmal in größerer Zahl aus der Urne hervorgingen. Die Agitatoren mischen sich in den Wirtshäusern unter die Gäste, sie schmuggeln sich an den Stammtischen ein, wissen geschickt das Gespräch auf die politischen Verhältnisse, auf die Bedeutung der bevorstehenden Wahlen zu lenken, sie unterwerfen das Manifest der Gegenpartei einer scharfen, vernichtenden Kritik und lassen hiergegen die Vorzüge ihrer Partei in hellstem Lichte erglänzen. „Wahlwühlerei" ist der technische Ausdruck, mit welchem die gegnerische Presse diese Thätigkeit mit sittlicher Entrüstung bezeichnet. Aber wozu die Scheinheiligkeit? Welche Partei in der Welt wird auf dieses Agitations- und Reklamemittel verzichten? Oder wäre nicht auch ein langes Lied zu singen von der „Wahlwühlerei" der Herren Landräte und Gensdarmen, der hohen und niedrigen Staatsbeamten, der hohen und niedrigen Geistlichkeit, welch letztere bekanntlich gar häufig Kanzel und Beichtstuhl zum Schauplatze politischer Wahlumtriebe macht?

* * *

QUA · DIES · PATIENTUR.
SVETII · CERTI · AEDILIS · FAMILIA · GLADIATORIA.
PUGNABIT.
POMPEIIS · PRIDIE · KALENDAS · AUGUSTAS.
VENATIO · VELA · SPARSIONES · ERVNT.

„Wenn es die Witterung erlaubt, wird die Gladiatorenbande des Aedilen Suetius Certus am 30. Juli in der Arena zu Pompeji einen Gladiatorenkampf aufführen. — Auch sollen Tiere gehetzt werden. — Der Zuschauerraum ist gedeckt und wird bespritzt."

So etwa lauteten die Anzeigen, durch welche die alten Römer schon Monate voraus ihre Gladiatorenkämpfe, Tierhetzen und öffentlichen Schauspiele und Lustbarkeiten auf den „Alben", den öffentlichen Anzeigetafeln, anzukündigen pflegten.

Waren die Spiele anfänglich ein Vergnügen, nationale, von den Regierungen zur Hebung der physischen Kraft ihrer Völker angeordnete Einrichtungen (z. B. bei den Athenern, Spartanern und Thebanern), so wurden sie in Rom mit der steigenden Pracht derselben zuletzt mit maßlosem Luxus und Pomp gefeiert und bildeten ein wichtiges Rad in der Regierungsmaschine. Sehr oft suchten Vornehme und Reiche mit Veranstaltung derartiger Feste ihren persönlichen Ehrgeiz, ihre Popularitätssucht zu befriedigen, Beamte die Wähler zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Oft genug hing es nicht von persönlicher Tüchtigkeit, von wirklichem Verdienst, sondern von der Veranstaltung möglichst glänzender Spiele ab, ob das souveräne Volk einen Bewerber um ein höheres Amt wählte oder durchfallen ließ, weshalb dann von den Aemterjägern einer den

Digitized by Google

andern in Prachtentfaltung und Verschwendung zu überbieten suchte, um sich so mehr in Gunst zu setzen. Es war selten, daß man mit einem mäßigen Aufwande sich begnügen zu dürfen glaubte. Obwol Cicero sich bei den Spielen, welche er als curulischer Aedil geben mußte, auf das Nötigste beschränkte und sich darauf verließ, daß seine Amtsführung ihn empfehle, so wußte er doch sehr wohl den Einfluß zu schätzen, welchen man durch die Spiele auf das Volk ausüben konnte, denn, wie er selbst sagt: „ist nirgends das Volk zahlreicher versammelt; hier kann man also am stärksten und umfassendsten wirken." „Dem L. Murena haben seine eleganten Spiele und die Pracht, mit welcher er die Bühne schmückte, nicht wenig geholfen, denn das urteilslose Publikum hat eben einmal an den Spielen seine Freude." Cicero fühlte wohl, daß die „silberne Bühne" seines Rivalen ihm eine gefährliche Konkurrenz bereitete; dieselbe Erfahrung machte Aelius Tubero, ein sehr gebildeter Mann. Als derselbe bei dem Leichenmahle, welches er zu Ehren seines Oheims dem Volke gab, hölzerne Bänke aufstellen und über dieselben Bocksfelle ausbreiten ließ, überdies irdene Gefäße anstatt korinthischer verwendete, war das römische Publikum höchlichst unzufrieden mit diesen Anordnungen, und trotz seiner Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit, trotzdem er ein Enkel des Aemilius Paulus, ein Neffe des Africanus war, verscherzte er durch seine Bocksfelle sein Amt, die Prätur. — In Erinnerung dessen scheuten die Kandidaten um öffentliche Aemter keine Kosten, um durch Veranstaltung öffentlicher Spiele die Menschen zu ihren Gunsten zu beeinflussen und für ihre Person Reklame zu machen; viele stürzten sich in Schulden, manche Familien ruinierten sich, sodaß es zuletzt an Bewerbern um die hohen Aemter fehlte, weil man den damit verbundenen Aufwand scheute. Der Demagog Annius Milo opferte dreimal sein Vermögen für Spiele auf, er ist es, von dem Cicero schrieb: „er ist rein toll, seine Spiele kosten ihm 30 Millionen Sestertien!" (ca. 6 Millionen Mark).

Durch immer größere Prachtentfaltung suchten die Veranstalter der Spiele zu imponieren. Catulus ließ zuerst nach der Sitte der weichlichen Campaner ein Zeltdach über der ganzen ungeheuren Arena anbringen; Pompejus fand Mittel, durch Zuleitung von fließendem Wasser die Hitze zu mildern; durch Claudius Pulcher wurde die Bühnenwand bunt bemalt, durch C. Antonius wurde sie mit Silber, durch Petrejus mit Gold, durch Lutatius Catulus mit dem noch kostbareren Elfenbein ausgeschlagen. Die größte Pracht der Gewänder entfaltete Aemilius Scaurus.

Waren bei den Gladiatorenkämpfen anfangs nur drei Paare aufgetreten, so waren es im Jahre 216 vor Christus 22, im Jahre 200 bereits 25, im Jahre 183 nicht weniger als 60 Paare; bei dem Spiel, welches Cäsar als Aedil im Jahre 65 v. Chr. veranstaltete, traten trotz beschränkender Bestimmung des Senats 320 Paare auf. Auch die Zahl und Mannigfaltigkeit der zu den Tierkämpfen herbeigeschafften Tiere war außerordentlich.

Die seltensten, nur unter den größten Schwierigkeiten zu erlangenden

Digitized by Google

Tiere wurden jahraus, jahrein gejagt, gefangen, und zu Wasser wie zu Lande mit oft unsäglicher Mühe nach Rom geschleppt; nicht blos Löwen, Panther, Tiger, Elefanten und solche häufigeren Raubtiere, sondern auch solche, welche in den zoologischen Gärten der modernen europäischen Hauptstädte nur in wenigen seltenen Exemplaren sich finden: Nilpferde, Nashörner und dergl. Bei dem hundertägigen Fest, welches der Kaiser Titus bei der Einweihung des flavischen Amphitheaters gab, wurden an einem Tage 5000 wilde Bestien vorgeführt, im ganzen wurden dabei 9000 zahme und wilde Tiere getötet. Bei dem viermonatlichen Feste, welches Trajan nach der Besiegung der Dacier veranstaltete, waren es gar 11,000 Tiere, die gehetzt und getötet wurden. Auch ließen die Großen in den unter Wasser gesetzten Amphitheatern ganze Seegefechte aufführen. Cäsar und Augustus hatten besondere Bassins zu diesem Zwecke herrichten lassen, während Claudius den Fucinersee zu einem großartigen Seekampf benützte, bei welchem 19,000 Menschen verwendet wurden.

Die Eröffnung der Spiele war den Veranstaltern derselben der ersehnte Augenblick, wo sie ihre Triumphe ernten, ihre Popularitätssucht befriedigen konnten.

Im herrlichen Gewande eines Triumphators fuhr der Festgeber voran, über seinem Haupte hielt ein Sklave einen mit Edelsteinen besetzten goldenen Kranz; Tubabläser, Priester mit Opferstieren und Gerät gingen voraus und in langem, prächtigem Zuge folgten die Genossen und Klienten des Spielgebers. Unter lauten Beifallsbezeugungen des Publikums betrat diese „pompa" den Zirkus und begab sich über die mit prächtigen Teppichen und mit Rosenblättern bestreuten Treppen zur großen städtischen Loge. An einer wohlorganisierten Claque fehlte es damals so wenig als heutzutage, und führte die freche Thätigkeit derselben häufig zu Tumulten. Ein „Chef der Claque" war jener Pescennius, welcher im Jahre 14 n. Chr. der Haupträdelsführer bei dem Aufstand der pannonischen Legionen war.*) —

Politische Agitatoren waren auch die Mönche, die zu den Kreuzzügen aufforderten. In künstlicher Weise wurde im Abendlande eine religiöse Erregung entfacht, die einige Jahrhunderte lang fast ausschließlich die Gemüter beherrschte. Ein schlichter Einsiedler, Peter von Amiens, war es, der zu dieser ungeheuren Bewegung den Anstoß gab. Er war in seiner Jugend Soldat gewesen, hatte aber den Waffenschmuck mit dem Mönchsgewande vertauscht und sich durch strengste Enthaltsamkeit den Ruf besonderer Heiligkeit erworben. Im Jahre 1094 unternahm Peter, vom Volke spottweise „Kukuks-peter" genannt, eine Wallfahrt ins gelobte Land. Beim Anblick der vielen Greuel, mit welchen die Türken die heiligen Stätten entweihten, reifte der Entschluß in ihm, das Abendland zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufzurufen, und zurückgekehrt nach Europa, begann er nunmehr sofort seine Agitation für diesen Plan ins Werk zu setzen.

*) Bender, Rom und römisches Leben, S. 316—337.

Digitized by Google

In ein mit einem dicken Seile umschlungenes Pilgergewand gekleidet, barfuß und mit einem Kruzifix in der Hand, durchzog nun Peter, bleich und abgezehrt, auf einem Esel reitend, Italien und Frankreich und entzündete überall die Herzen seiner Zuhörer mit dem Feuer seiner gewaltigen Rede. Er betete, weinte, klagte und gewann die Herzen aller für den gottgefälligen Zug ins gelobte Land. Wie ein Heiliger wurde er verehrt, und glücklich wurden die gepriesen, denen es vergönnt war, seine Kleider zu berühren; ja die Haare, die man seinem Grautiere ausriß, wurden als Heiligtümer aufbewahrt.

Namentlich wurde das Feuer auf der Kirchenversammlung zu Clermont in Frankreich (1095) geschürt. Hier hielt auf freiem Felde zuerst Peter eine feurige Ansprache, dann trat der Papst auf und schilderte in begeisternder Rede die Bedrängnis der morgenländischen christlichen Kirche, die Entweihung des allerheiligsten Bodens, wie die Türken die Tempel zu Ställen umgewandelt, das heilige Grab des Erlösers durch Hunde verunreinigen lassen, die Christen geschändet, gemartert, geschlachtet hätten. Dann verkündete er den Befehl vom Himmel, die furchtbaren Gräuel zu rächen, das Heiligtum zu retten. Und aus aller Munde scholl der Ruf: „Gott will es! Gott will es!" Allen, die am frommen Unternehmen teilnahmen, ward Vergebung der Sünden und ewiger Lohn vom Himmel zugesichert. Alle Teilnehmer hefteten ein rotes Kreuz auf die rechte Schulter, woher ihr Name Kreuzfahrer und die Benennung Kreuzzüge rührt. Alle die der Versammlung beigewohnt hatten, verbreiteten die allgemeine Begeisterung in der Heimat. Jedermann sah Zeichen am Himmel, die Gottes Willen bekundeten. Steine fielen hageldicht aus der Luft hernieder, Kometen und Nordlichter erschienen; man sah eine große Stadt am Himmel. Ein feuriger Weg, heißt es, ging durch die dunkle Bläue des Himmels nach Morgen hin, und bald darauf erschien der halbe Himmel blutrot. Ein Priester wollte am Himmel ein Schwert, ein andrer ein ganzes Heer, ein dritter zwei feurige Ritter fechtend und den mit dem Kreuze siegend gesehen haben; ja es wurde das Gerücht verbreitet, Karl der Große sei von den Toten auferstanden und werde die heiligen Streiter selbst anführen. Eine damals ausbrechende Seuche, das heilige Feuer genannt, wurde schon als göttliche Strafe der Zögerung ausgelegt.*)

Die Deutschen nahmen bei der großen Nüchternheit ihres Sinnes an der Begeisterung anfänglich noch keinen Teil, erst als sich auch unter ihnen Agitatoren erhoben, wie der Priester Volkmar in Sachsen, der Priester Gottschalk am Main, der Graf von Leiningen am Rhein, und als es dazu kam, daß die Enthusiasten sich das Kreuz auf die Schulter hefteten, da schien plötzlich ein anderer Geist unter die Menge zu fahren. Wie wir es heutzutage noch bisweilen erleben, daß ein Band im Knopfloch einen umstimmenden Einfluß auf die Ansichten eines Menschen ausübt, so geschah es damals im Großen. Nachdem erst in dem

*) Stacke, Deutsche Geschichte I., S. 395, 396.

Digitized by Google

sichtlichen Symbol des roten Kreuzes ein gemeinsamer Sinnesausdruck gewonnen war, der beständig an die treibende Idee erinnerte, entstand ein hastiges Drängen, sich den Kreuzfahrern anzuschließen, und jene abenteuerlichen Unternehmungen mitzumachen, die Millionen von Menschen den Untergang brachten, ohne einen dauernden Erfolg herbeizuführen.

Ohne politische Agitation und Reklamemacherei, ohne die Thätigkeit der Organisatoren und Stegreifredner, welche durch flammende Reden die Massen erregten, hätte es keine Bauern- und Hussitenkriege gegeben, gäbe es auch keine Sozialdemokratie, keinen Nihilismus, kein Feniertum. —

Der politischen Agitation der Neuzeit stehen gleichfalls gewaltige, früher unbekannte Mittel zu Gebote, so vor allem die Macht des gedruckten Wortes in der Gestalt der Flugschriften und der Zeitungspresse. Jede einzelne Partei hat ihre bestimmten Organe, jede einzelne Fraktion sucht durch tausende und abertausende von Pamphleten und Zirkularen die Parteiziele der Verwirklichung näherzuführen.

Beim Wahlkampfe steht sowohl in Amerika wie in England die Reklame auf ihrem Höhepunkte. Die Parteien entwickeln eine großartige Thätigkeit. Es gibt Zeitungen genug, die ohne den regelmäßigen Zuschuß aus den Wahlkassen verkommen müßten. Einzelne Kandidaten beginnen schon Jahre lang vor der Entscheidungsschlacht sich dem Volke in langen Artikeln anzupreisen; oft genug buhlen sie mit kolossalen Summen um die Gunst ihrer Mitbürger. Und wenn dann die großen Tage herannahen, sind die Zeitungen überfüllt mit allen möglichen Ankündigungen, Beschreibungen, Versprechungen und Berichten der verschiedenen Programme. Natürlich setzen die Herren Kandidaten ihr und ihrer Freunde Vermögen nur auf das Spiel, um im Falle ihrer Erwählung die Kosten mit Wucherzinsen aus den Hilfsquellen ihres Amtes herauszuschlagen.

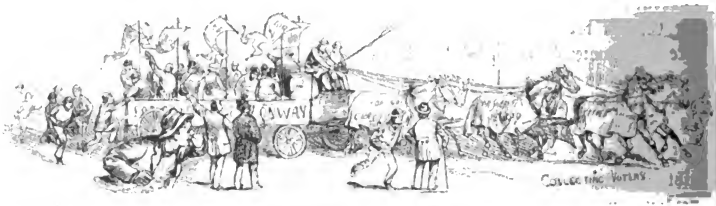
Welch große Summen Geldes die Engländer von jeher für Wahlzwecke aufgewendet haben und zum Teil noch heute aufwenden, ist weltbekannt. Diese Manipulationen ehrgeiziger Wahlkandidaten geben dem englischen Wahlgeschäft einen herben Beigeschmack. Wenn nun auch durch die sogenannte Korruptionsakte die Ausgabe für Wahlzwecke ganz bedeutend eingeschränkt worden ist, so haben die Kandidaten bei den letzten Wahlen doch noch über 20 500 000 Mk. verbraucht. Die Ausgaben für Drucksachen beliefen sich auf die Summe von 5 220 000 Mk.; allerdings ist die Höhe derselben bei den einzelnen Kandidaten ganz verschieden. Der Kandidat in West Meath beispielsweise verausgabte für den Druck von Anzeigen ꝛc. nur 10 Mk., während derjenige in Lancashire die Summe von 11,340 Mk. brauchte. Der erstere wurde gewählt, der letztere fiel durch und hatte somit sein Geld umsonst ausgegeben.

Zu noch größeren Anstrengungen versteigen sich die nordamerikanischen Aemterjäger. Um ein einflußreiches Amt zu erlangen, werden vielfach ganz kolossale Summen aufgewendet, mit enormen Kosten werden von den verschiedenen

Digitized by Google

Parteien großartige Demonstrationen und Umzüge in Szene gesetzt, nur, um unschlüssige schwankende Stimmen auf Seiten der Partei zu bringen.

Einer der großartigsten Umzüge war die von den Demokraten inszenierte „Grand Tammany demonstration“ in New-York am Abende des 21. Oktober 1884. An der Prozession beteiligten sich über 30 000 Mann, und der Vorübermarsch derselben dauerte zwei und eine halbe Stunde. Die verschiedenen Klubs in ihren bunten Uniformen, mit ihren wehenden Bannern und unzähligen Transparenten, boten in dem Scheine der bengalischen Flammen ein Schauspiel, wie es selbst das in dieser Beziehung verwöhnte New-York lange nicht erlebt hatte.



Stimmensammler in Amerika.

Digitized by Google

Oeffentliche Demonstration der Demokraten in New-York am 31. Oktober 1884.

(Nach einem Holzschnitt in „Frank Leslie's Illustr. Zeitung", New-York.)

Schriftsteller und Buchhändler.

Wie alle Läden im alten Rom, so befanden sich auch die Buchhandlungen unter den Kolonnaden, welche die Straßen einfaßten, oder waren an den Häuserfronten angebaut. An die Pfeiler und Säulen dieser Läden waren die Anzeigen der Novitäten (vermutlich mit Farbe) angeschrieben. Diese Läden gehörten ganz besonders zu den Lokalen, in denen man sich (wie noch heutzutage in Italien) zur Konversation zusammenfand und die neuen Erscheinungen des Büchermarktes besprach. Da aber solche Zusammenkünfte nicht hinreichen konnten, einem Buch die gewünschte Verbreitung, dem Verfasser die Volkstümlichkeit zu verschaffen, so suchten die Schriftsteller des alten Roms dies durch mündlichen Vortrag ihrer Werke vor einem großen Auditorium zu erlangen.

Asinius Pollio, unter den geistigen Zierden des Augusteischen Hofes die hervorragendste, zugleich der Stifter der ersten öffentlichen Bibliothek in Rom, war der erste, welcher förmliche Einladungen zu einer Vorlesung ergehen ließ, und fortan war dies der Weg, den die meisten neu auftauchenden Schriftsteller einschlugen, um sich bekannt zu machen. Die Wichtigkeit dieses Mittels zur Verbreitung litterarischer Erzeugnisse ist man leicht geneigt zu unterschätzen, wenn man hier nach modernen Analogien urteilt: nur durch eine Zusammenstellung der darauf bezüglichen Aeußerungen, von denen die Schriften des ersten Jahrhunderts voll sind, gewinnt man einen Begriff von der Bedeutung der Vorlesungen für den damaligen litterarischen Verkehr.

Wenn aus diesen Aeußerungen hervorgeht, daß das Institut der öffentlichen Vorträge zu einer wahren Landplage geworden war, so zeigt dies schon allein, daß es sich ins Grenzenlose ausgedehnt hatte; denn es gehörte viel dazu, dem Bedürfnisse des damaligen litterarischen Publikums auch nur zu genügen, geschweige denn die lern- und hörbegierigen Kreise so zu übersättigen, wie es in der That geschah. —

Der Autor, der auf diese Weise seine Werke bekannt machen wollte, verschaffte sich, wenn er nicht in seinem eigenen Hause einen geräumigen Saal besaß, ein passendes Auditorium mit Bänken und Sesseln entweder für Geld oder durch die Gunst eines reichen Gönners. Er sandte Ankündigungen, Einladungen,

Digitized by Google

Billete umher und warb persönlich um die Gegenwart von Zuhörern, die in der wirklichen oder litterarischen Welt den Ton angaben. Kam endlich der große Tag, so erschien er in elegantester Kleidung und Frisur, und trug, auf einer Erhöhung sitzend, sein Werk vor; an Affektation in Sprache und Geberde ließ man es nicht fehlen. Die Zuhörer spendeten reichlichen Beifall, oder stellten sich wenigstens aufmerksam und befriedigt. Viele von ihnen schrieben selbst und rechneten bei ihren eigenen Vorlesungen auf Gegendienste, andere klatschten aus Höflichkeit oder Freundschaft für den Autor. Uebrigens wurde kein Mittel verschmäht, um eine möglichst zahlreiche und wohlgesinnte Zuhörerschaft zusammen zu bringen. Gar manches Bravo, das bei solchen Gelegenheiten erscholl, war durch eine Einladung zum Mittagessen, durch das Versprechen eines abgelegten Kleidungsstücks, ja wohl gar durch einige bare Denaren erkauft.

Wie sehr diese öffentlichen Vorlesungen den Schriftstellern des alten Roms Mittel zur Reklame waren, ergibt sich aus dem Umstande, daß die Qual der Vorlesungen für die Schriftsteller des ersten und zweiten Jahrhunderts ein eben so geläufiges Thema ist als die Qual der musikalischen Unterhaltungen und Konzerte für heutige Journalisten. Wenn Horaz den „bittern Vorleser" mit einem Blutegel vergleicht, der den Hörer nicht losläßt, bis er ihn zu Tode gemartert hat; wenn Juvenal die Vorlesungen der Dichter im August neben häufigen Bränden und Häusereinstürzen zu den gefährlichsten Uebeln Roms rechnet, um derentwillen man einen anderen Wohnort aufsucht; wenn Martial den Dichter schildert, bei dessen Erscheinen eine allgemeine Flucht entsteht, und der mit dem Manuskript in der Hand sein Opfer selbst bis in das geheimste Gemach verfolgt, so sind dies freilich alles poetische Uebertreibungen, die aber keinen Sinn gehabt hätten, wenn nicht wirklich ganz unmäßig viel in dieser Art von schriftstellerischer Reklame gethan worden wäre. Klagt doch Juvenal:

„Bersten müssen ja die Säulen von der ewigen Leserei,
Und so macht dir's jeder Dichter, ob nun groß, ob klein er sei!" —

In der ersten Hälfte des Mittelalters war es um die Schriftstellerei weitaus ungünstiger als zur Zeit des römischen Kaiserreiches bestellt. Zeitungen waren noch nicht erfunden. Lesen und Schreiben konnten nur wenige Gebildete, die Bücher wurden in außerordentlich mühsamer Weise von den Klostermönchen abgeschrieben und so vervielfältigt. Das einzige Mittel, sich bekannt zu machen, war und blieb der öffentliche Vortrag, und gelang es namentlich den Minnesängern und Troubadouren, sich auf diese Weise Ansehen und Namen zu verschaffen. Mit Erfindung der Buchdruckerei kam aber allmälich Wandel. Fliegende Blätter wurden zu Mitteilungen und Ankündigungen benutzt, Bücher konnten leichter in Massen vervielfältigt und vertrieben werden.

Die erste bekannte Buchhändlerreklame in Deutschland findet sich in einem alten, im Britischen Museum aufbewahrten „Neuigkeitsbuche", eine Art Jahres-

Digitized by Google

kalender, welcher anno 1591, doch ohne Angabe des Druckortes, hergestellt wurde. Neben Berichten über allerlei denkwürdige Begebenheiten der Jahre 1588 und 1589, wie z. B. über den Untergang der Armada und die Ermordung des Königs Heinrich III. von Frankreich, findet sich auch folgende Ankündigung eines Werkes:

„Ein wunderliches Gewechs man hat
Vor Baltwedel der alten stad,
Der Berber die Vorstadt genand
Gefunden, welches gar niemand kend.
In einem Garten gewachsen ist,
Bey andern Kreutern ist gewis.
Sein Konterfey und recht gestalt,
Wird auff'm Titel gezeiget bald.
Das Buch wird Hoffarts Laster genand,
Welches jetzt noch sehr unbekand
Darin gewiesen und vermeld't,
Was das gewechse in sich hält;
Mag. Kunaw hats geben an den Tag,
Zu Wittemberg druckts Matthis Welach,
Wer des Bedeutung noch nit weis,
Kauff das Buch, lis mit allem fleis."

Vielfach geben Verleger und Bücherhändler ein Verzeichnis ihrer Verlagswerke oder Vorräte auf den ersten und letzten Blättern eines Buches. Dieser Sitte bediente sich im Jahre 1447 schon der Buchhändler Lauber in Hagenau. In einigen aus jener Zeit stammenden Handschriften der Heidelberger und Berliner Bibliotheken finden wir nämlich die Notizen: „Item welcher hande bücher man gerne hat, groß oder clein, geistlich oder weltlich, hübsch gemalt, die findet man alle by Diebold Louber, schriber in der Burge zu Hagenow." Den Anfang macht „das groß buch genant Gesta Romanorum mit den Biguren gemalet"; dann folgen größere Werke der deutschen Poesie, wie Parzival, Tristan, Freidank und viele andere Erzählungen, z. B. „der witsare ritter, von eim getruwen ritter der sein eigen Hertze gab umb einer schönen frowen willen; der ritter under dem zuber; ein gerymete bibel; ein psalter latin und tütsch; die zehn gebot mit glossen; item der ackermann und belyal, gemalt; item der Hertzog von östreych; item der Wylhalm von Orlyentz und die schöne amely; item der heyligen dryer künig buoch, gemalt; item des bespül buoch, genant der welt lauff, gemalt", und „sust (sonst) cleine bette bücher."

Vielfach wurden die Bücher durch Kolportage vertrieben, so wurde z. B. im Jahre 1522 Luthers Neues Testament in Leipzig von einer Frau für 15 Groschen feilgetragen, in Meißen wurde es vor dem Freiberger Keller auf

Digitized by Google

dem Domplatz für 20 Groschen verkauft. Die Bücherhändler wählten die besuchtesten Stellen der Stadt zur Schaustellung ihres Büchervorrates: die Plätze, die Stände unter den Rathäusern und vor den Kirchthüren.

Wie bei einer Zeitung, so ist auch bei dem Buche der Titel eine wesentliche Hauptsache. Je packender, charakteristischer und prägnanter er ist, desto eher prägt er sich dem Publikum ein, desto eher wird dieses zum Kaufe veranlaßt. Und so ist zu allen Zeiten der Titel für Schriftsteller und Verleger ein Gegenstand ihres Scharfsinnes gewesen.

Bilder- und Bücherhändler im Mittelalter.
(Aus Henne am Rhyn: „Kulturgeschichte". Grote's Verlag in Berlin.)

Im Mittelalter waren recht phantastische Bücheraufschriften sehr beliebt, die wie auf Stelzen dahinschritten.

Der Satiriker Fischart gab einigen seiner Werke folgende burleske Titel mit: „Die Flöh Hatz, der wunder unrichtige und spottwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern", ferner „Das podagrammische Trostbüchlein", welches „die gliederkrämpfige Fußkitzlerin" verherrlicht, die zum Gefolge hat „ein Gezött von Bisamstinkigen Frawenzimmern", als da sind „Methe von Trunckenhaid und Acratia von Unmäßingen, Polyphagia von Fraßhausen und Schleckspitzen, Misaponia von Faulgenglingen, Schlafshulda von Federhauffen, Wolustas von Wollusthausen, Hirtzstoltzin, Sorgenon, Schmähloch, Kitzeltrut" ꝛc. Ferner ließ

5*

Digitized by Google

derselbe Autor erscheinen: „Die wunderlichst, unerhörtest Legend und Beschreibung des vierhörnigen Jesuwiderhütleins, gerichtet gegen den Orden des Ignazio Lugiovoll", sodann „Aller Praktik Großmutter", ferner die „Affentheurlich Naupengeheuerliche Geschichtsklitterung Von Thaten und Rhaten der vor kurtzen langen und je weilen Vollen wolbeschreiten Helden und Herren Grandgoschier Gorgellantua vnd deß Eiteldurstigen Durchdurstluchtigen Fürsten Pantagruel von Durstwelten, Königen in Utopien, Jederwelt Nullatenenten vnd Nienenrich, Soldan der Neuen Kannarien Täumlappen Dipsoder, Dürstling vnd Oudissen Inseln, auch Großfürsten im Finsterstall vnd Nubel Nibel Nebelland, Erbvogt auf Nichilburg, vnd Niederherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Nirgendheym."

Nicht unwesentlich für die Verbreitung des Buches ist auch das Gewand, in welchem es in die Welt tritt. Gar manche sicherlich trefflichen Werke tauchen auf und gehen unbeachtet unter, weil ihre Ausstattung eine zu bescheidene war, um unter der Hochflut der in den Bücherläden und Schaufenstern ausgestellten Litteratur die musternden Blicke auf sich zu ziehen. So sind denn nicht mit Unrecht die Verleger bestrebt, ihre neuesten Verlagswerke mit immer effektvolleren, mit immer farbigeren, und in die Augen fallenden Umhüllungen zu schmücken, um so ihren Unternehmungen die Beachtung zu sichern. Dieses Streben führt mitunter freilich zu ausschweifenden Phantastereien, zu welchen z. B. jene „ausgegrabenen Bücher" des Malers E. M. Seyppel gehören, die, dem Titel angemessen, ein jahrtausendaltes, modriges, zerfressenes Aeußere zeigten, welches erst mit allem Raffinement künstlich erzielt wurde.

Dank unseren modernen Kultureinrichtungen verfügen die Schriftsteller unserer Tage über einen weitaus reichhaltigeren Reklameapparat als wie ihre Herren Kollegen aus dem Altertum. Schon, wenn sich der Dichter noch in Geburtswehen befindet, wird die Kunde von der zu erwartenden Geistesfrucht verbreitet. Geheimnisvolle Andeutungen hier und dort besagen, der berühmte Mann arbeite an einem neuen Werke; acht Tage später erfährt man etwas über die Natur des Embryo, welchen Gegenstand das Werk behandle. Abermals acht Tage darauf wird der Titel mitgeteilt und zugleich verraten, daß die Schöpfung alle früheren Dichtungen des Meisters, überhaupt alle anderen menschlichen Schöpfungen weit hinter sich lassen werde. Anderswo ist zu gleicher Zeit die Rede von den ungeheueren Angeboten, mit denen der Dichter von Verlegern bestürmt werde. Darauf wird uns das kolossale Honorar genannt, durch dessen Bewilligung es endlich der rühmlichst bekannten Verlagsfirma Schnellimgriff gelungen sei, alle anderen Bewerber aus dem Felde zu schlagen. Nachdem nunmehr die Neugierde des Publikums aufs Höchste gespannt ist, werden den Redaktionen sämtlicher einheimischen und fremden Zeitungen Bruchstücke mitgeteilt, um den Appetit nach dem Ganzen zu schärfen.

Damit ist die Reklame aber immer noch nicht erschöpft, im Gegenteil tritt

Digitized by Google

dieſelbe nunmehr erſt recht ins Leben. In jedem größeren Tageblatt erſcheint in Fettdruck folgende geheimnisvolle Annonce:

Diebe

Am zweiten und dritten Tage lieſt man:

Die beiden

am vierten:

Die beiden Schweſtern

zum Schluß folgt endlich die ganze Reklame:

Die beiden Schweſtern.

Das neueſte Werk
von
Gottfried von Bartehude
iſt ſoeben erſchienen und in jeder Buchhandlung zu haben. — Senſationellſtes Werk der Neuzeit.

Und nunmehr kommen in unabſehbarer Folge lobſtrotzende Kritiken, Auszüge, Blumenleſen und Lichtſtrahlen, beſorgt von den Freunden und Vettern des Dichters. In dicken Qualmwolken ſteigt aus den geſchwungenen Becken der Weihrauch empor, ſo daß einem gewöhnlichen Sterblichen weh und übel werden mag. Nur der an Lorbeerkränze und Weihrauch gewöhnte Dichter vermag's zu ertragen und ſieht's mit triumphierendem Lächeln, wie das Volk zu Haufen rennt, die Buchhandlungen ſtürmt, um ſein Werk zu kaufen.

Hunderte von Subſkribentenſammlern durchziehen das Land, um den Ruhm des Dichters zu verkünden und neue Gönner und Käufer unter ſeine Fahne zu ſcharen.

Digitized by Google

Da, welch ein Schrecken! Die gesamte Geistlichkeit donnert von den Kanzeln hernieder gegen das ihr gottlos erscheinende Buch, — es kommt auf den Index, es wird verboten — der Triumph ist verloren! — — Im Gegenteil! Noch toller ertönt nunmehr das Paukengeschlage, das Trompetengeblase; Verfasser und Verleger beeilen sich, durch riesige Plakate aller Welt zu verkünden, daß ihr Werk das Glück habe, verboten und konfisziert worden zu sein! Der Erfolg des Buches ist gesichert. Der Tadel der hohen Geistlichkeit, der Behörde wirkt geradezu als die beste Empfehlung und von dem einzigen Werke erscheint Auflage nach Auflage.

Doch blicken wir noch ein wenig weiter hinter die Koulissen der Bücherreklame. Ueberall in der litterarischen Welt besteht ein Koterietreiben, ein Cliquenwesen, welches man recht wohl mit dem Namen „Auf Gegenseitigkeit begründete Gesellschaft für Unsterblichkeit" bezeichnen könnte.

Die Mitglieder derselben sind bemüht, ihre eigenen Produkte in jeder Weise zu poussieren, zu empfehlen; die Produkte anderer Dichter aber, die nicht zu dieser Clique gehören, werden vornehm ignoriert oder durch kurze schnöde, summarisch aburteilende Bemerkungen in Miskredit gebracht, um den Verfassern, vielleicht jung aufstrebenden Talenten, den Weg zu verlegen.

Derartigen Koterien, zumeist aber der Feder des Verlegers und Verfassers selbst, entspringen jene blumenreichen Geistesprodukte, die wir auf jedem Bücherprospekte lesen können. Da wird z. B. das eine Werk in folgender Weise dem hochverehrten Publikum anempfohlen:

„Von Burtehude's Werk ist ein wirkliches Meisterwerk poetischer Empfindung und kunstvoller Komposition, ein Lebens- und Kulturbild voll echter dichterischer Glut, ein beredtes Zeugnis von Burtehudes vielgerühmter farbenprächtiger Darstellung und kraftvoller Gestaltungsgabe. Viele Szenen in dem Werke sind so mächtig angeschaut, sind von solch dramatischer Verve und hinreißender Gewalt, die Sprache verrät so sehr das Gepräge durch und durch meisterhafter Schulung an den Werken unserer Klassiker, — daß diesem Roman ganz entschieden ein Ehrenplatz in der deutschen Litteratur zuerkannt werden muß. Mit großer physiologischer Feinheit sind die einzelnen Charaktere durchgeführt und heben sich von dem leuchtenden, in prachtvollem Kolorit gehaltenen Hintergrunde wundervoll ab, und die überaus anschauliche Darstellung von der großartigen Pracht der nordischen Natur, die dramatisch bewegten Seelengemälde und Szenen fesseln den Leser bis zur hereinbrechenden Schlußkatastrophe. Die Lektüre dieses gediegenen Buches, welches in keiner Bibliothek fehlen sollte, gewährt einen solchen Hochgenuß, daß eine lebhafte Nachfrage darnach nicht ausbleiben kann."

So lautet wörtlich die Ankündigung eines Werkes, welches in der litterarischen Welt schon am zweiten Tage seines Erscheinens zu den vergessenen Büchern gehörte und niemanden zu interessieren vermochte, als seinen Verfasser und Verleger. Um letzteren die Abfassung der Prospekte zu erleichtern, hat ein Anony-

Digitized by Google

mus eine Anzahl von Rezepten zu derartigen Bücheranzeigen gesammelt und dieselben in einem kleinen Heftchen vereinigt unter dem Titel erscheinen lassen:

Die Posaune

oder

tausendmal-tausend effektvolle Bücheranzeigen.

Ein harmloses Würfelspiel für Buchhändler, Autoren und Bücherfabrikanten.

Es finden sich in dieser Sammlung eine Unmasse jener in den buchhändlerischen Ankündigungen typisch gewordenen Phrasen, wie z. B.:

„Dieses Werk, eine herrliche Blüte des menschlichen Geistes, hilft einem wesentlichen Bedürfnisse ab", —

„übertrifft alle Forderungen in geistiger und technischer Hinsicht, wie ohne Rückhalt anerkannt werden muß", —

„ist ohne Zweifel das Beste in seiner Art und wird für Jahrhunderte bleiben", —

„Deutschland und seine Litteratur hat bisher nichts Vollendeteres aufzuweisen", —

„das Werk bietet der gesamten Leserwelt die exquisiteste Nahrung und ist ein recht eigentlich dem ganzen deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk", —

„die glänzendsten Kapazitäten haben sich vereinigt, dem Buch das Prädikat des Gediegensten zu verleihen", —

„diese vorzügliche, die höchsten Interessen der Menschheit ins Auge fassende dichterische Schöpfung sollte überall, im Palaste, im Bürgerhause wie in der Bauernhütte angetroffen werden", —

„es vereinigt die größte Zweckmäßigkeit mit höchster Eleganz und größtmöglichster Billigkeit und darf darum Keinem mangeln, der Anspruch auf Bildung erhebt", u. s. w. u. s. w. — —

In besonders erotischen Blüten gefällt sich das Verlegertum der sogenannten Schundlektüre, der Schauerromane. So kündigte ein Berliner Verleger den Roman „Maria Stuart" mit folgenden Worten an:

„Am französischen Hofe unter den Maitressen des Königs schimmert uns zuerst Marias liebliches Bild entgegen; die Grazien ihrer jungfräulichen Schöne schleichen sich in unsere Herzen schmeichelnd ein; gezeitigt von der milden Sonne Frankreichs entwickeln sich die Formen ihres Körpers, und alle blendend durch die Fülle ihrer Reize schlingt sie ins duftige Haar das Diadem von Schottland.... Und welche Nebenparticen hat das überreiche Gemälde!" fährt die Anzeige nach einigen albernen Phrasen fort. „Wir sehen Katharina von Medicis einen Frauenbund zu geheimen Orgien stiften, sehen (alle diese Stellen sind fett gedruckt) die üppige Sirene sich winden auf schwellendem Polster in den Umarmungen des kecken, verlangenden Pagen, sehen Heinrich VIII. mit

Digitized by Google

seinen sechs Frauen ꝛc. ꝛc." — Schließlich wird den Abonnenten dieses saubern Machwerks eine Prämie versprochen: „Maria Stuart bei der Nachttoilette überrascht durch Chastelard". —

Hier ein anderer Prospekt. **„Wenn wäre nicht das Los einer armen Näherin bekannt!** Am frühen Morgen, wenn der Tag graut, finden wir sie bereits am Arbeitstische, dicht am Fenster des armseligen Dachstübchens, um sich bis spät in die Nacht hinein beim düsteren Scheine der Lampe ihr tägliches Brot durch ihrer Hände Arbeit zu erwerben! Wie sehnt sich das arme Wesen hinaus in die schöne, weite Gottesnatur, um nur einmal in vollen Zügen frische, reine Luft zu atmen! Aber vergebens! Ihr sind die Freuden der Natur, ihr sind die Annehmlichkeiten des Lebens verschlossen! Wie eine zarte Blume, welcher Luft und Sonnenschein entzogen wird, wird ihre zarte Wange bleich, um vielleicht nie wieder zu erblühen, erlischt das Feuer ihres schönen Auges vielleicht gar bald für immer! Wahrlich, das Herz einer fühlenden Menschenbrust möchte brechen beim Anblicke dieses Jammers!"

„Die Heldin unserer Erzählung ist ein solches von aller Welt verlassenes Wesen, das bereits in früher Jugend viel Trübsal und Herzeleid erfuhr. Aber ihr Elend sollte noch nicht groß genug sein. Zur blühenden Jungfrau herangereift, schleudert auch noch die Bosheit und Tücke ihre giftigen Pfeile der Verleumdung auf das arme, unglückliche Menschenkind. **Eine Mordthat** soll die Aermste, vom Schicksale so hart Verfolgte begangen haben — **eine Mordthat,** sie, die dem eigenen Vater entfloh, um Unschuld und Tugend zu retten. Doch der **Verdacht** ruht auf ihr. Verhör und Prozeß sollen sie zum Geständnis bringen. Aber ihre Lippen öffnen sich nur, um ihre Unschuld zu verteidigen. Sie wird freigesprochen; denn die Beweise ihrer Schuld fehlen, aber die Schmach des Verdachtes bleibt auf ihr haften! — Und kaum atmet sie, freigelassen, auf, da tritt von neuem das entsetzliche Verhängnis an sie heran. Unstät und flüchtig muß sie sein. Von einem Orte zum anderen wird sie getrieben. Aber nirgends findet sie die ersehnte Ruhe, den erhofften Frieden! Kaum glaubt sie sich geborgen, so befindet sie sich auch schon wieder in der Schlinge, die ihr die Verfolger gelegt haben. Gefahren reihen sich an Gefahren. Aber sie erduldet alles und geht unbeirrt ihren eigenen Weg. Auf Gott, den Vater aller Verlassenen, setzt sie ihre Hoffnung und ihr Vertrauen. Und in diesem Glauben findet sie die Kraft und die Stärke, das Elend ihres Daseins zu ertragen. Da plötzlich leuchtet der heilige Schein der Liebe hinein in die dunkle, freudenlose Nacht ihres Lebens! Jetzt, denkt der geneigte Leser, hat alle Not und alles Elend ein Ende! Mit nichten! Was anderen zum Glück und Segen gereicht, bringt ihr noch größeres Weh und Herzeleid! Ein furchtbarer Kampf beginnt! Vorsätzlich von ihren Feinden, unbewußt von dem Freunde, dem Geliebten ihres Herzens, gehetzt und gemartert, wird die arme Näherin bis an den Rand der Verzweiflung getrieben. Die Verhältnisse verwirren sich so furchtbar, daß man

Digitized by Google

glaubt, es sei für die Aermste kein Entrinnen mehr möglich, sie müsse der Bosheit unterliegen. Doch der Glaube an Gott und die feste Zuversicht, daß er der Vater aller Waisen ist, verläßt sie keinen Augenblick und bewahrt sie vor jedem Falle. — Schwer ist der Kampf, doch plötzlich verwandeln sich die Thränen des Jammers in Thränen der Freude und des Glückes. Die arme Näherin erreicht ein nie geahntes hohes, herrliches Ziel. Der Schleier, der über ihrer Geburt lag, lüftet sich und die — kühnsten Erwartungen des geneigten Lesers werden übertroffen!"

Auch hier erhalten die „geehrten Abonnenten" als Prämien:

Große, wirklich prachtvolle

Oelfarbendruck-Bilder

für den zehnten Teil ihres wirklichen Wertes,

nach den Originalen berühmter und beliebter Künstler in herrlichster Farbenpracht ausgeführt.

Genoveva
mit der Hirschkuh.

Königin Isabella
mit der Tugendrose.

Jedes dieser reizend schönen Bilder gegen die geringe Nachzahlung von nur 1 Mark = 60 Kreuzer östr. W.

Wie es gerade nicht angezeigt ist, an den Kunstwert der „wirklich prachtvollen Oelfarbendruck-Bilder" zu glauben, so thut man auch wohl, die Behauptungen der Herren Verleger, daß dies oder jenes ihrer Verlagswerke in „Zehntausenden von Exemplaren" sich innerhalb weniger Wochen verkauft habe, nicht für bare Münze aufzunehmen. Zumeist ist es in Wirklichkeit ganz anders bestellt und der Verleger würde herzlich froh sein, die erste Auflage von tausend Exemplaren los geworden zu sein. Um aber den Glauben an den angeblich großen Wert und den daraus naturgemäß hervorgehenden riesigen Absatz des Werkes beim Publikum zu erregen, werden bereits die zweiten hundert Exemplare des Buches mit dem Vermerk „Zweite Auflage" in die Welt gesendet, das dritte Hundert mit dem Zusatz „Dritte Auflage" und so fort. Nur so erklären sich die hohen Auflagen gewisser Bücher, die als „der große Erfolg des Tages" hingestellt werden. Dieser „große Erfolg" ist eben nichts als betrügerische, unverschämte Reklame.

Eine fernere, weitverbreitete Unsitte ist es, daß die Verleger der Zeitungen neben der bezahlten Annonce für den Anzeigeteil zugleich eine lobende Reklame einsenden und die Aufnahme dieser Empfehlung zur Bedingung des Einrückens oder der Bezahlung für das Inserat machen. So sind sehr viele dieser „Bücher-

Digitized by Google

besprechungen" und Anpreisungen, die der arglose Leser als Aussprüche sachkundiger Richter hinnimmt, nichts weiter als von den Verlegern oder den Autoren besorgtes Selbstlob, erkaufte oder bestellte Lobsprüche, auf Täuschung berechnete Kunstgriffe der Spekulanten.

Die meisten Blätter, welche ein besonderes Geschäft vom Bücherbesprechen machen, befinden sich in Abhängigkeit von Buchhändlern und Koterien, und sehr oft ist es der Fall, daß diese Blätter von Anpreisungen schlechter und mittelmäßiger Bücher voll sind, während sehr viele gediegene Werke für die Besprechung gar nicht vorhanden zu sein scheinen.*)

Inseriert ein großer Verleger alle in seinem Verlage erscheinenden Werke in einem Blatte, so wird der Eigentümer desselben dem Buchkritiker den Auftrag geben, dieselben zu loben, und jeder Schriftsteller kann, sobald ein Buch von ihm unter der betreffenden Firma erscheint, gewiß sein, in dem betreffenden Blatte par ordre du Mufti gelobt zu werden, ebenso gewiß, wie das Konkurrenzblatt ihn so lange konsequent herunterreißen wird, bis sein Verleger die Flagge streicht und auch in diesem inseriert.**) „Diejenigen eingehenden neuen Erscheinungen", so äußerte sich ein Zeitungsbesitzer in einem Rundschreiben an deutsche Verleger, „werden unbedingt in erster Linie und am eingehendsten besprochen, denen zugleich der Auftrag zum Abdruck eines Inserates beigefügt ist". Diesem deutlichen Winke mit dem Zaunpfahl war ein Schema zur Unterschrift beigefügt folgenden Wortlautes: „Herrn H. H. in Berlin zur Nachricht, daß ich der Redaktion der „S.-Zeitung" die Novitäten meines Verlages für die Folge einsenden werde; daß ich ein für allemal den Abdruck eines viergespaltenen zwölfzeiligen Inserates bei gleichzeitigem Gratishinweis auf die erfolgte Rezension gestatte." —

Derartiges Geschäftsverfahren, die wachsende Zunahme des Erscheinens offenbar von Verlegern oder Autoren selbstverfaßter Bücherbesprechungen haben manche Firmen veranlaßt, den auf ihren Prospekten zum Wiederabdruck gekommenen „Urteilen der Presse" voranzudrucken, daß dieselben „unbeeinflußt" abgegeben seien.

„Gute und unabhängige Bücherbesprechungen", sagt Wuttke, „werden auch heute noch geschrieben: die große Menge der Bücherbesprechungen aber entsteht auf die angegebene Weise. Es ist im ganzen und großen keine rechte Kritik mehr vorhanden, um die Auswahl des lesenden Bevölkerungsteiles gut zu richten. Und daraus sind mit der Zeit auch erhebliche Nachteile für die Verleger selbst hervorgegangen. Es gibt mehr als einen Verleger, der stutzig geworden ist über den geringen Absatz vortrefflicher Bücher, an deren Vertrieb er Hoffnungen zu knüpfen berechtigt war. Denn schon ist es dahin gekommen, daß nicht die

*) Wuttke, Die deutschen Zeitschriften, S. 56, 57.

**) Sacher-Masoch, Ueber den Wert der Kritik, S. 55.

Digitized by Google

Beschaffenheit des Buches selbst, sondern die Anstrengungen, die zu seiner Empfehlung gemacht werden, über sein buchhändlerisches Schicksal entscheiden. Das Lob des Sachkenners, einer Berühmtheit sogar, dringt nicht mehr durch; soviel wie jede andere Anzeige vom ersten besten, der von der Sache nichts Rechtes versteht, wiegt es, selten mehr. Des Erfolges ist nur sicher, wer von vielen Zeitungen besprochen wird. Achtbare und wohlgesinnte Verleger sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß der gegenwärtige Stand dem guten Verlage schädlich ist, und daß es besser wäre, wenn eine unabhängige und maßgebende Kritik vorhanden wäre, die einzig nach dem wahren Werte der Bücher urteilte."

Das Bedürfnis einer solchen Kritik sei bereits so lebhaft empfunden worden, fährt Wuttke fort, daß der Börsenverein der Buchhändler schon mehrmals ernstlich über die Gründung einer großen Litteraturzeitung verhandelt habe, welche wieder die echte Beurteilung an Stelle der falschen setze.

Da Bücherbesprechungen in den Zeitungen also wenig mehr verfangen, so haben einzelne Verleger versucht, mit anderen Mitteln Abonnenten und Käufer zu gewinnen. Es wurden Preisausschreibungen veranstaltet, Preisaufgaben gestellt, durch deren Lösung den Abonnenten gewisse Vorteile in Aussicht gestellt werden. Derartige Preisausschreibungen, deren Beträge mitunter ganz ansehnliche Summen ausmachen, sind namentlich in letzter Zeit massenhaft zu verzeichnen gewesen. — —

Höchst originell ist unlängst eine Gesellschaft amerikanischer Historiker vorgegangen, um ihren Werken einen zufriedenstellenden Absatz zu sichern. Die Städte Milwaukee, Chicago, Baltimore und andere erhielten von diesen Historikern Stadtchroniken, kolossal dickleibige Bände, deren Anblick schon eine gewisse Ehrfurcht einflößt. Diese Stadtchroniken besitzen, wie der oder die Verfasser beispielsweise der „History of Milwaukee" im Vorworte mit Selbstgefühl hervorheben, „das Verdienst der Originalität", denn das Werk enthält neben einer leidlich geschriebenen Chronik der Stadt, ihrer Vereine und Anstalten etwas, was bisher noch kein Geschichtsschreiber geboten, nämlich eine Sammlung von über 4000 Biographien Milwaukeer Bürger, als da sind Senatoren, Bankiers, Postbeamte, Totengräber, Schuhmacher, Handelsleute, Schnapsbrenner, Bierbrauer, Barbiere und Second-hand-dealers. Dieses Adreßbuch der um die Stadt sich verdient gemacht habenden 4000 Bürger wird durch eine Gallerie von 75 lithographierten Porträts besonders berühmter Männer illustriert, und so gewissenhaft ist die Chronik geführt, daß nicht allein der zumeist höchst unbedeutende Lebenslauf dieser berühmten Männer bis ins Detail dargelegt wird, sondern auch der der tugendfesten und ehrenhaften Eheliebsten. Es wird sogar stets angegeben, wie viele Kinder dem Ehebunde entsprossen sind. Der Chronist stellt sich selbst die gewiß berechtigte Frage, warum so viele Biographien verhältnismäßig obskurer Menschen in dem Werke Aufnahme fanden, aber er weiß

Digitized by Google

auch sofort eine passende Antwort auf dieselbe: „Wenn ein Bürger durch seine Unterstützung dem Verleger zu Hilfe kam, so ist er auch zu einer Erwähnung in den Blättern der Geschichte berechtigt", und bezüglich der Kinder schlägt er jede vorwitzige Anfrage mit dem triftigen Grunde aus dem Felde: „der Junge, der mühsam seinen Schiebkarren des Weges entlang zieht, kann der hochgeehrte Präsident der Nation werden."

Von welcher Art die Unterstützung der berühmten Bürger gewesen ist, geht gleichfalls deutlich aus der Vorrede des Werkes hervor, indem sie sagt: „daß es nahezu ein Jahr in Anspruch nahm, und daß durchschnittlich eine „Force" von fünfundzwanzig Mann an der Arbeit war." Fünfundzwanzig Mann wurden von dem Haupt-Geschichtsschreiber — dem sogenannten „Boß" — auf Milwaukee und seine von ihrer historischen Bedeutung noch gar nichts ahnenden Bewohner losgelassen. Und diese fünfundzwanzig Mann machten dem Kneipwirt Spundloch, dem Schustermeister Knieriem in überzeugendster Weise klar, daß die Geschichte Milwaukees doch eigentlich unvollständig wäre, wenn nicht auch ihr „Lebensläufel", der Name der geliebten Gattin aus erlauchtem Geschlecht und der lieben „Jöhren" in dem Buche vorkämen. Sie machten auch darauf aufmerksam, daß die Nennung ihrer Namen in dem Geschichtswerke in geschäftlicher Beziehung nicht so „ohne" sein dürfte und daß sie für den billigen Preis von zwölf Dollars (!) ein großes, dickes, schön eingebundenes Buch erhalten würden, welches ihrem Salon zur nicht ungewöhnlichen Zierde gereichen würde.

Reklamevignette eines amerikanischen Buchhändlers.

Und siehe da, diese Spekulation auf den Größenwahn der Menschheit erwies sich als keine verfehlte: über 4000 Bürger gingen in die Falle und so konnte die „Geschichte", vielmehr das Adreßbuch der kaum vier Dezennien alten Stadt auf 1663 Seiten anschwellen. Und nun, ziehen wir das Rechenexempel: 4000 × 12 Dollars ergibt 48,000 Dollars, hiervon ab die Herstellungskosten des Werkes, sehr hoch gerechnet, 8000 Dollars, bleiben 40,000 Dollars Reingewinn, ein Betrag, welcher sich natürlich noch steigern wird, wenn, wie die unternehmende Firma, die „Western Historical Company", verheißt, auch die übrigen Städte Amerikas so mit Chroniken beglückt sein werden.

Digitized by Google

Zeitungen.

In seinem „Büchlein von der schwarzen Kunst" gibt der Leipziger Humorist Edwin Bormann folgendes

Rezept für eine Muster-Zeitschrift.

Vor allen Dingen müßt ihr haben:
Ein Dutzend Bilder, in Holz gegraben,
Ein Mandel Vignetten, zinkographiert,
Ein Prachtblatt, in Oelbruck ausgeführt!
Dann lasset mir in die Schranken treten
Ein Schock verlockender Autoritäten.
Die brauchen nur alle drei Jahr was zu schreiben,
Doch müssen sie stets auf dem Titelblatt bleiben.
Jetzt schafft mir von fruchtbaren Federn zur Stelle
Ein Schnippchen Roman und zwei Häppchen Novelle.
Laßt drauf 'nen Professor in anderthalb Spalten
Der Wissenschaft tiefste Probleme entfalten.
Auch darf man das Koloniale nicht missen,
Drum schnell, eh' sie wieder wo anders hissen!
Zwei Rätsel, 'nen Rebus, 'ne Schachpartie,
Einen Witz (aber fragt mich nur nicht wie!)
Hurra! einen scheckigen Umschlag drum . . .
Jetzt abonniere, Publikum!

Da hätten wir das Rezept für die Muster-Zeitschrift! Nur der Titel fehlt noch, unter dem die neue Schöpfung seine Wanderschaft „Ueber Land und Meer" antreten soll. Traut, verlockend, anheimelnd muß dieser Titel sein, soll doch das „Neue Blatt" ein „Buch für Alle", ein „Familienjournal", ein „Hausfreund" werden, mit dem man gern im Winter am warmen Ofen im trauten „Daheim", im Sommer in der schattigen „Gartenlaube" manche schönen Stunden verplaudert.

Digitized by Google

Titel hätten wir. Gelingt es nun, einen hervorragenden beliebten Schriftsteller zu bewegen, sich als Herausgeber des Blattes nennen zu lassen, so ist auch das ein Gewinn und wird sicherlich die neue Schöpfung in die Höhe bringen, wenn auch dieser Herausgeber in Wirklichkeit mit dem Blatte durchaus nichts zu thun hat. Hackländer war wohl der erste, der seinen Namen, selbstverständlich gegen ein Honorar, hergab, um einem Blatte („Ueber Land und Meer") einen Ruf zu verschaffen! Seinem Beispiele sind noch mehrere andere Schriftsteller gefolgt bis in die allerjüngste Zeit.

Nun die Autorenliste!

Friedrich Bodenstedt, Spielhagen, Paul Heyse, Gustav Freytag und Georg Ebers müssen zum mindesten darunter sein, wie in dem Verzeichnis der Künstler die Namen Andreas Achenbach, Benjamin Vautier, Ludwig Knaus, Grützner und Defregger nicht fehlen dürfen, wenn auch von allen Genannten nicht einer jemals dazu kommen wird, einen Beitrag zu liefern.

Und nun wird der Prospekt frisch und fröhlich in Massen unter das Publikum geschleudert. „Das Blatt soll eine herrliche Vereinigung der größten, besten und begabtesten Geister aller Nationen und Konfessionen sein, von New-York bis Moskau, von Stockholm bis Athen! Die Haltung des Organs, dieses neutralen Bodens, auf dem keine Interessen gelten als jene der ganzen Menschheit, auf dem sich die bedeutendsten Geister aller Richtungen offen und ehrlich, aber stets würdevoll gegeneinander aussprechen sollen, wird stets eine entschiedene aber vornehme sein. Mögen andere in der Tiefe, wo die finsteren, brutalen Naturgewalten herrschen, sich in Haß und Neid bekämpfen, begeifern und zerfleischen, wir wollen mit unseren Freunden stets oben weilen, **auf der Höhe, wo das Licht wohnt.***)

Mit diesen gewiß edlen Vorsätzen tritt das Journal ins Leben, „in kürzester Zeit ist es", wie spätere Prospekte besagen, „für jede auf Bildung Anspruch machende Person eine absolute Notwendigkeit geworden, eine anerkannte Institution des geistigen Lebens in Deutschland", ein „repräsentatives Organ der gesamten deutschen Kulturbestrebungen".**) Daß es sich ferner rühmt, das „vielseitigste, amüsanteste, verbreitetste und billigste Familienblatt zu sein, der wahre Sorgenbrecher für alle und für jeden, ein unerschöpflicher Born spannendster Unterhaltung und gediegenster Belehrung", ist ganz selbstverständlich, sollen ja doch, wieder dem Prospekt zufolge: „kostbare Kunstblätter, zahlreiche Beilagen, Spiele, Kalender, statistische Tafeln, Musikstücke, praktische Mitteilungen für alle Fälle und Lagen des Lebens,

*) Wörtlich einem Prospekte der im Jahre 1885 eingegangenen Monatsschrift „Auf der Höhe" entnommen.

**) Prospekte der „Deutschen Rundschau" und des „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes".

Digitized by Google

abgeschlossene Erzählungen fast in jedem Hefte, das Beste aus allen Gebieten und — last but not least — ein witzsprudelnder Briefkasten" (!)*) dem Leser geboten werden.

Fangen wir zunächst einmal beim Ende an und sehen, wie es mit dem „witzsprudelnden Briefkasten" beschaffen ist.

Zu allen Zeiten ist diese Korrespondenz mit dem Publikum eine Hauptreklame der Verleger gewesen, sodaß einzelne Blätter derselben mehrere Spalten widmen. Zum Teil enthält der Briefkasten Antworten auf allerlei wissenschaftliche und dergleichen Fragen, Beurteilungen eingesandter Handschriften und Photographien, dann folgen Ratschläge aller Art über die Kultur des Bartes, über die Vertreibung von Hühneraugen, Sommersprossen und übermäßig rote Nasen, vor allem aber werden auch Liebesangelegenheiten behandelt. Daß eine Unmasse solcher Antworten auf fingierte, von der Redaktion selbst erfundene Anfragen gegeben werden, dürfte manchem unglaubhaft erscheinen, ist aber eine in der Schriftstellerwelt allgemein bekannte Thatsache.

Eine große Anzahl von Blättern, namentlich englische, auch einige deutsche dritten Ranges, leben von dieser Korrespondenz, denn Tausende von Abonnenten halten die Blätter nur dieses Reizmittels halber. Wir lassen einige Proben dieses Reizmittels folgen, wie wir sie aus einer Unmasse uns vorliegender gerade herausgreifen:

Oberst N. Wir glauben nicht an die Theorie, daß ein Mann oder eine Frau nicht zum zweitenmale lieben könne. Die wahre Liebe ist ein Gefühl, das durch die Umstände geleitet wird, und kann ebenso rein und glühend beim zweiten als beim erstenmale sein.

Margaretha. Im allgemeinen ist es richtig, daß eine Tochter ihren Eltern gehorchen soll, aber es könnte ein Fall eintreten — und solche Fälle treten oft ein — in dem sie völlig berechtigt sein würde, von ihnen im Denken und Handeln abzuweichen.

O. F. Bernburg. Es gibt kein Mittel gegen krumme Beine, wenn die betreffende Person bereits die Grenze der Kindheit überschritten hat.

Erika im Siebengebirge. Denkt Ihr Erwählter wirklich so? Eine größere Entwürdigung kann einem Mädchen doch nicht werden, als wenn es wegen seines Geldes geheiratet wird.

Landpomeranze in L. Ein Mittel gegen „permanentes inneres Knurren?" Schnüren Sie sich nicht so fest, und speisen Sie nur in kleinen Portionen. Wirds dann nicht anders, so konsultieren Sie einen Arzt.

Das ist der „witzsprudelnde Briefkasten".

In England existierten und existieren noch eine ganze Zahl von Penny-

*) Prospekt von „Vom Fels zum Meer."

Digitized by Google

und Halfpenny-Blättern*), die, um Abonnenten zu ködern, geradezu eine „matrimonial column", eine „Heiratsvermittelungsspalte" errichtet haben und Absatz und Popularität vorwiegend dieser Schöpfung verdanken. Einer dieser Spalten entnehmen wir folgende Notizen:

Bess und Nelly — zwei Schwestern — haben zusammen 50 Pfd. St. jährlich für ihr ganzes Leben; Bess ist fünfundzwanzig Jahre alt, hat schwarze Haare und Augen, ist groß, Nelly, braunes Haar; blaue Augen, einundzwanzig Jahre alt. Sie würden Herren vorziehen, die älter als sie selbst sind. Adr. N. Y. Postamt Bath.

William Russel bedarf einer Lebensgefährtin, ist 58 1/2" groß, dunkel, sieht stattlich aus, zweiundzwanzig Jahre alt, nimmt 150 Pfd. St. jährlich ein. Er möchte gerne eine schöne, guterzogene junge Dame zur Frau haben. Auf Vermögen kommt es nicht an. Adresse mit Visitenkarte, W. R. Postamt Dorking, Surrey.

Eily O'Connor glaubt, daß Alfred Carl Stuart ihr vortrefflich zusagen wird, da sie nur jemand begehrt, der sie liebt und sie vollkommen glücklich macht. Wenn Alfred Carl Stuart wirklich glaubt, daß auch sie für ihn paßt, so wird es ihr großes Vergnügen machen, mehr von ihm zu hören.

Bessie Lewis möchte entweder einen Landoffizier oder einen Juristen heiraten. Sie ist siebzehn Jahre alt, hat dunkles Haar und dunkle Augen und ist sehr hübsch (wie ihr Spiegel und ihre Freunde sie versichern). Der Mann ihrer Wahl muß entweder ein Engländer oder ein Irländer sein — das letztere würde sie vorziehen.

Das „Half-Penny-Journal" veröffentlicht fast stets eine lange Liste der wünschenswertesten Houris zur Auswahl. Sie sind fast alle vollkommen, und eine derselben, welche sich „Madoline" unterzeichnet, ist noch dazu sehr aufrichtig; denn sie sagt: „Ich habe ein Gesicht, das bei Nacht am besten aussieht und ich bin eine große Freundin von Gesellschaften und Vergnügungen." Eine andere, welche unter dem duftigen Namen „Schneeglöckchen von Monmouth" schreibt, erklärt, daß „sie ebensosehr im Salon wie in der Küche zu Hause ist" — und hieran zu zweifeln wäre unhöflich. Noch eine andere der Sirenen singt einen keineswegs bezaubernden Gesang: „Ich bin 26 Jahre alt, hochgewachsen, mit hellem Haar und blauen Augen, ich habe ein Herz an irgend welche Person zu vergeben, welche es für der Mühe wert halten sollte, auf diese Anfrage zu antworten; am liebsten würde ich einen zartfühlenden Arbeiter haben, da ich selbst gewohnt bin für meinen Lebensunterhalt zu arbeiten. Ich bin durchaus nicht hübsch und ziemlich bleich." Große Nachfrage scheint nach „hochgewachsenen Gentlemen" zu sein, und es ist gewöhnlich eine unerläßliche Bedingung,

*) All the year round; Chambers Journal; Guide to literature; Half-penny Miscellany London Reader; Cottage Journal; Reynold's Miscellanies; Family Herald u. a.

Digitized by Google

daß der ersehnte Liebhaber zu einem Freiwilligen-Korps gehöre. Schnurrbärte werden als wünschenswert betrachtet und gewinnen immer den Vorzug. In einigen Fällen scheinen die durch diese Korrespondenz vermittelten Zusammenkünfte kein sehr befriedigendes Resultat zu liefern. Wenigstens läßt die Antwort, welche eine Korrespondentin in dem erwähnten Blatte erhält, auf so etwas schließen, denn sie endet mit dem bezeichnenden Rate: „Wenden Sie sich an einen Detektiv (Mitglied der geheimen Polizei), um den Aufenthalt Ihres Bezauberers aufzufinden."

Die Kaltblütigkeit, womit ein solcher Herausgeber seine Hand bietet, um ganz unbekannte Personen zusammen zu bringen, ist erstaunlich. Der Gedanke an das namenlose Elend, das er durch derartige Heiraten in vielen Fällen vermitteln muß, scheint ihn keinen Augenblick in der Erfüllung seiner selbstübernommenen delikaten Pflichten zu stören.

Von wohlunterrichteten Leuten ist versichert worden, daß hunderte von Ehen auf diesem Wege geschlossen werden, wobei die Herausgeber noch ihren besonderen Profit machen, Ehen, von deren weiterem Verlaufe dann meistens die unendlich zahlreichen Scheidungsprozesse und die Ehebruchsgeschichten zeugen. Daß sich die Redaktionen öffentlicher Blätter in dieser Weise direkt zu Heirats-Agenturen hergeben, ist bisher nur in England erfolgreich gewesen. —

In den 50ger Jahren wurde es Sitte, den Abonnenten auf größere Lieferungswerke sogenannte „Prämien" (Stahlstiche, Prachtwerke oder dergl.) in Aussicht zu stellen, eine Sitte, die immer mehr eingerissen und die sogar von einzelnen größeren illustrierten Zeitschriften adoptiert worden ist. Im Jahre 1869 knüpfte die Hallbergersche Buchhandlung an die Abnahme ihrer Zeitschriften, worunter „Ueber Land und Meer", sogar eine Geldlotterie, indem sie unter den Abnehmern Staatspapiere und Anlehensloose ausspielte.

Der Pariser „Figaro" bot im Jahre 1886 seinen Abonnenten gleichfalls eine eigentümliche Belohnung an. Das Blatt hatte mit einem der ersten Photographen, Namens M. E. Maurice, das Uebereinkommen getroffen, daß jeder, welcher sich als Abonnent des „Figaro" auszuweisen vermochte, im Atelier Maurice gratis photographiert wurde.

Der Herausgeber eines kleinen Blättchens in München kam kürzlich auf den pfiffigen Einfall, sein 2 Tage altes Unternehmen durch ein Bierversprechen zugkräftig zu gestalten. Der Schlauberger versprach nämlich in seiner Abonnementseinladung 10 Fässer ausgezeichnetes Pschorrbräubier in folgender Weise. Am 22. Januar 1887 wird in den Text des neuen Blättchens in zehn Exemplare der Satz hineingedruckt werden: „Inhaber dieses Blattes bekommt ein Faß Bier." Diese zehn Exemplare werden unter die anderen hineingemischt, und wer dann ein solches Blatt erhält, braucht dasselbe nur an die Redaktion einzusenden und er bekommt dann sofort ein Faß Bier zugeschickt.

Der Verleger der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" setzte, um Abonnenten

Digitized by Google

zu gewinnen, drei verschiedene Medaillen aus, goldene, silberne und bronzene. Derjenige nun, welcher der Zeitschrift 50 neue Abonnenten zuführte, erhielt als Belohnung und Anerkennung eine goldene Medaille, wer 25 Subskriptionen sammelte, eine silberne, wer 10 Abonnenten warb, eine bronzene Medaille.

Zu dem Mittel, durch Absonderlichkeiten die Aufmerksamkeit auf ihr Blatt zu lenken und Leser heranzuziehen, greift auch stets die Parteisucht gerne. So lassen die Sozialdemokraten ihre Organe und Publikationen mit Vorliebe auf blutrotem Papiere oder in blutroter Schrift erscheinen, auch geben sie diesen ihren Schriften absonderliche, auffällige Titel mit. Als das Ungeheuerlichste, was in diesem Sinne geleistet worden ist, ein Kuriosum in optima forma, war das Blatt des Kommunisten Blanqui, welches sich nannte: „Ni dieu, ni maître". In Berlin erschien „Der Bauernfänger", der die Dummen gescheiter machen wollte, in Dresden „Der Shlips", welcher in seinem Programme bekannt machte, daß er schonungslos gegen Betrüger und Schwindler vorgehen werde, schließlich aber wegen Schwindeleien und Erpressungsversuchen selbst unliebsame Bekanntschaft mit den Behörden machte. In Paris erscheint seit vergangenem Jahre das Blatt „La Revanche", ein unsauberen Spekulationsideen entsprungenes Hetzblatt, welches sich mit allen Mitteln der Reklame Eingang und Absatz unter der Pariser Bevölkerung zu verschaffen suchte.

Vom frühen Morgen bis gegen Mitternacht fuhren große Wagen in den Pariser Straßen umher, welche durch riesige Plakate in französischen und russischen (!) Farben das Erscheinen der „Revanche" ankündigten. Auf jedem Wagen wehten auch französische und russische Fahnen; letztere sollten wahrscheinlich den neugierigen Boulevard-Bummlern weismachen, daß hinter dem neuen Racheblatt die russische Regierung stecke und das von den Franzosen so lange ersehnte Bündnis mit Rußland in vollem Anzuge sei. Ueberdies befanden sich auf jedem Wagen zwei bis drei robuste Blousenmänner, welche mit Stentorstimme in die sich herandrängende johlende Menge unaufhörlich die Worte schrieen: „Le grand journal patriotique: La Revanche! Notre programme c'est la guerre! La guerre à outrance! Vive la France!" — Auf einem besonders großen, phantastisch geschmückten Wagen, der über die Boulevards fuhr, hatte auch der Karikaturen-Zeichner Alfred Le Petit sein wanderndes Atelier aufgeschlagen, aus dem er die gemeinsten Fratzen und schmutzigsten Bilder, natürlich alle auf Preußen und Deutschland bezüglich, unter den sich nachdrängenden und wild durcheinander schreienden Pöbel warf. Wie man sieht, fehlte nur die Trompete und die Trommel, um das Ganze zu einer wandernden Jahrmarktsbude zu machen.

Während der allzeit skandalsüchtige Pariser Pöbel sich in Massen um die Reklame-Wagen der „Revanche" sammelte, diesen unter unaufhörlichem Beifallsgeschrei durch die Straßen das Geleite gab und so, trotz der Bemühungen der Polizei, den Verkehr unmöglich machte, gab es aber auch Leute, die mit ihrer

Digitized by Google

Empörung über dieses widerliche Treiben nicht zurückhielten. Man hörte selbst die Rufe: „Mais ces sont des agents provocateurs!“ „C'est une honte pour Paris!“ Ja in der Rue Caumartin wurde sogar ein Wagen von einer Gruppe entrüsteter Personen angehalten, was zu einem großen Lärm führte, dem die Polizei ein Ende machen mußte. —

Kürzlich sahen in Paris die zahllosen Spaziergänger, die auf den großen Boulevards den schönen, sonnigen Herbstsonntagnachmittag genossen, einen Zug von etwa 50 Sandwichmännern, die nicht den gewohnten Anblick trübselig hinschleichender, stumpfer Kopfhänger boten, sondern allesamt von einer unbändigen Lustigkeit erfaßt zu sein schienen. Jeder hielt ein Blatt in der Hand, in dem er las oder zu lesen vorgab, und drückte auf die mannigfaltigste Weise das größte Ergötzen aus. Der eine blieb alle paar Schritte stehen, warf den Kopf zurück und hielt sich die Seiten vor Lachen, der andere krümmte sich, von einem lautlosen Gelächter geschüttelt, und schlug sich mit der Hand immerzu klatschend auf die Schenkel, der dritte machte Luftsprünge und hob beide Hände wie außer sich in die Höhe, und so, mit beständiger Abwechselung, die ganze Reihe der 50 entlang. Was bedeutete das? Waren die Leute plötzlich verrückt geworden? Hatten sie Lachgas geatmet? Nein. Die Sache war viel einfacher. Wie ein Blick auf ihre Anzeigetafeln lehrte, waren sie dafür bezahlt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf ein neues Witzblatt zu lenken, und ihre Auftraggeber hatten den Einfall gehabt, die großartig erheiternde Wirkung ihrer Zeitung durch die Sandwichmänner mimisch darstellen zu lassen. Hoffentlich bekamen diese für ihre schauspielerische Extraleistung auch mehr als den üblichen Franken, der in Paris die gewöhnliche Löhnung des Zweckbummelns eines solchen Sandwichmannes ist.

Fast alle Unterhaltungsblätter bestreben sich neuerdings, durch gute Illustrationen zu bestechen, sie müssen solche bringen, wenn sie gekauft werden sollen. Sehr viele Redaktionen legen augenblicklich auf die Abbildungen das Hauptgewicht, da sie dadurch die Restaurateure als Abonnenten heranziehen, welche den Gästen, die flüchtig einen Schoppen trinken, auf diese Weise eine Unterhaltung gewähren. Es ist eine längst beobachtete Thatsache, daß man, wenn ein Gast eine Restauration betritt, denselben immer zuerst nach illustrierten Journalen greifen sieht. Nur wer sich länger daselbst niederläßt, langt nach den politischen Blättern.

Diese Beobachtung hat die großen illustrierten Blätter zu den Bestrebungen geführt, entweder durch gute Illustrationen zu wirken oder aber, wo es sich um die Illustration von Zeitereignissen handelt, durch möglichst schnelle Beschaffung authentischer Bilder Aufsehen zu erregen. Die schnelle Beschaffung der Bilder wird durch Entsendung eigener „Spezialartisten“ erreicht, deren Mission es ist, die Zeitereignisse, wie Manöver, Schlachten, Trauungen, Einzugsfeierlichkeiten, Ausstellungsfeierlichkeiten u. s. w. u. s. w. bildlich festzuhalten und diese Bilder

6*

Digitized by Google

mit schnellster Gelegenheit der Redaktion zu übermitteln. Heute hat fast jedes große, auf Bedeutung Anspruch erhebende Blatt seine gelegentlichen „Spezialartisten", namentlich leisten die „London News" und „Graphic", beide in England, sowie „Harpers Weekly" in Amerika Hervorragendes in der schnellen Herbeischaffung authentischer Abbildungen von Zeitereignissen. Im Vergleich zu diesen Unternehmungen sind deutsche Blätter noch ungleich weniger thatkräftig und unternehmungslustig, man hilft sich vielfach mit Photographieen oder bezieht Klischees der genannten englischen Zeitschriften. Zur Entsendung von Spezialartisten auf so große Entfernungen, wie dies die genannten englischen Journale häufiger thun, hat sich unseres Wissens eine deutsche Zeitschrift aus eigenem Antriebe noch nicht ein Mal verstiegen, obwohl manche Ereignisse der letzten Zeit, wie z. B. die Annexion von Angra-Pequena, Kamerun, Vituland und Neu-Guinea, sowie auch die erste Fahrt der deutschen Subventionsdampfer nach China und Australien dazu genugsam Anlaß und gewiß auch die interessantesten Aufgaben in Fülle geboten hätten.

Man begnügte sich zumeist mit der Reproduktion sehr mittelmäßiger Photographieen, oder brachte Jahrzehnte alte Klischees zum zweitenmale zum Abdruck oder schuf auch aus dem vorhandenen geringen Materiale direkte Phantasiegebilde. Wirkliche authentische Illustrationen und Neuaufnahmen kamen verhältnismäßig erst spät zum Abdruck.

In den vierziger, fünfziger und sogar noch in den sechziger Jahren suchten illustrierte Blätter zweiten und dritten Ranges vielfach durch betrügerische Manipulationen, durch vollständig erfundene, angeblich aber nach der Natur aufgenommene Illustrationen Sensation zu machen. Ein regelrechter Illustrationsschwindel wurde betrieben, namentlich tischte man höchst unverfroren vor Dezennien angefertigte und gedruckte Schlachtenbilder wiederum als die „neuesten, von den Spezialartisten eigens für das Blatt aufgenommenen Gefechtsszenen" auf.

Grobe Betrügereien ließ sich in dieser Hinsicht die „Illustrated-Weekly-News" zu schulden kommen, indem sie z. B. Holzschnitte, die aus der Zeit des spanisch-marokkanischen Krieges herrührten und die deutlich die eigentümliche Form der spanischen Militär-Kopfbedeckung, sowie die flatternden Burnusse der Beduinen zeigten, als authentische Darstellungen der Gefechte der französischen und merikanischen Truppen zum Abdruck brachte. Alte Illustrationen von italienischen Scharmützeln wurden zum zweitenmale als Szenen aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege reproduziert; das Einzugsbild des Königs von Preußen in Berlin wurde dazu benutzt, um die Abreise der Prinzessin Alexandra von Dänemark aus Kopenhagen zu illustrieren. Derartige Schwindeleien kamen auch seitens einiger deutschen Verleger vor, nur daß diese insofern den schamlosen Betrug wenigstens zu bemänteln suchten, indem sie die auffälligsten Stücke der Holzschnitte herausfägen und an deren Stelle neue einsetzen ließen, auf denen dann die mit den richtigen Kopfbedeckungen versehenen Köpfe der Soldaten

Digitized by Google

neu gezeichnet wurden. Ob die anderen Bestandteile der Uniform übereinstimmten, darauf kam es weniger an, und so kann man auf manchen Schlachtenbildern aus jener Zeit preußische Truppen mit Zouavenhosen, französische Soldaten mit Versaglierihüten angethan sehen.

Derartigem Illustrationsschwindel ist durch die Bestrebungen der besseren Journale endgültig ein Ziel gesetzt worden. —

Welche Dimensionen diese Bestrebungen, authentische Illustrationen zu liefern, annehmen, geht aus folgender Thatsache hervor.

In einer großen amerikanischen Zeitung sind die Reporter mit Augenblicks-Apparaten ausgerüstet und machen von ihnen geeignet scheinenden Objekten oder Situationen Aufnahmen. Im Geschäfte selbst ist ein Photograph angestellt, welcher die sensitiven Platten entwickelt, sobald sie ankommen. In noch nassem Zustande werden sie dann in eine Laterna-magika plaziert und ein Negativbild auf ein großes Blatt Papier geworfen, das auf einem Tische befestigt ist. Ein Künstler zeichnet alle lichten Partieen, also diejenigen, welche später in schwarzen Linien erscheinen sollen, rasch nach, führt die Skizze dann vollständig aus, und von diesem Bilde in großem Maßstabe werden schließlich durch das gewöhnliche Photogravurverfahren druckfertige Klischees gewonnen.

Wie niedrig stehende Blätter, die ihr Publikum in den untersten, rohesten Volksklassen suchen, durch sinnlich lockende Bilder, Mordszenen und Liebesabenteuer zu ködern suchen, so auch durch ihre Erzählungen, an denen schon die Titel charakteristisch genug sind. Da sind die bekannten, auch in Buchform zur Ausgabe gelangenden Sensationsromane: „Die Nihilisten"; „Der Sträfling"; „Der Seelenverkäufer von Frankfurt"; „Das Basiliskenauge"; „Das ermordete Eheweib oder der Geist der alten Ruine"; „Der verjagte Schurke", von dem Verfasser des „Vergifteten Weibes" u. s. w.

Mit den Titeln aber wird noch nicht die genügende Anzahl von Lesern gewonnen, und so müssen noch andere Mittel herhalten. Die Reklame ist darin wahrhaft erfinderisch. So erließ eine bekannte Zeitungsredaktion an der Spitze ihres Blattes folgende Mitteilung: „Gestern gegen Abend wurde unser geehrtes Redaktionsmitglied Herr Nicol, der Autor des in unserer Zeitung soeben zum Abdruck gelangenden Sensationsromans: ‚Der Raub des Anatomen', in der Nähe seiner Wohnung von einer Anzahl eleganter Herren und Damen überfallen und ernstlich bedroht, wenn er nicht über die weitere Entwickelung und Lösung dieses sensationellen Romans Auskünfte geben wolle. Herr Nicol besitzt glücklicherweise Körperkräfte genug, um einen solchen Ueberfall zurückzuweisen, was ihm auch endlich gelang. So schmeichelhaft für ihn und uns das Interesse ist, welches die epochemachende Erzählung ‚Der Raub des Anatomen' erregt, so können wir doch nicht umhin, derartige Vorkommnisse als tief beklagenswert zu kennzeichnen. Wir knüpfen hieran nochmals die Versicherung, daß wir unter keiner Bedingung — und selbst Drohungen gegenüber — zu privaten vor-

Digitized by Google

zeitigen Auskünften über den Schluß des farbenprächtigen Meisterwerks ‚Der Raub des Anatomen' zu bewegen sein werden." (Folgt eine Abonnementseinladung.)

Ein angesehenes deutsches Wochenblatt bediente sich kürzlich einer ähnlichen Reklame, indem es folgende Notiz geschickt in die Tageszeitungen lanzierte:

„Der letzte Wunsch einer Sterbenden.

Die Redaktion des ..... Familienblattes erhielt in der vergangenen Woche folgende Zuschrift: „Hochgeehrte Redaktion! Wie Sie wissen, bin ich seit langen Jahren eine treue Abonnentin Ihres geschätzten Blattes und habe den Fortgang Ihres neuesten Romanes mit stets wachsendem Interesse verfolgt. Von einem unheilbaren Leiden heimgesucht, ist es mir nicht vergönnt, das Ende dieser überaus spannenden Dichtung zu erleben, denn meine Tage sind gezählt. Und doch möchte ich nicht scheiden, ohne über das Schicksal unserer Helden unterrichtet zu sein. Sie würden einer Sterbenden die letzten Tage um ein Vieles verschönen, wenn Sie die Freundlichkeit hätten, mir einige Korrekturbogen, oder eine Abschrift des Manuskriptes oder vielleicht dieses selber für ganz kurze Zeit zuzustellen. Hoffend, daß eine hochlöbliche Redaktion dieser Bitte entsprechen wolle, zeichne Natalie N."

Gleichfalls eine Reklame war das Heiratsgesuch, in welchem eine Dame gesucht wurde, die der Heldin eines bestimmten Romanes in „Auf der Höhe" zu gleichen hätte.

Klappern gehört eben zum Handwerk, und so findet man überall die Ankündigungen, daß die „Abendpost" oder das „Tageblatt" die „größte, verbreitetste, interessanteste und beliebteste Zeitung des ganzen Staates" sei und „eine doppelt so große Zirkulation als alle anderen Blätter der Stadt zusammen genommen" habe. Mitunter lassen sich dies einige Blätter sogar gerichtlich, d. h. durch einen Rechtsanwalt, bescheinigen.

Auf der Höhe der Situation befindet sich unstreitig der Herausgeber der Zeitung in Kokomo bei Leadville (Kolorado), der seiner 11,860 Fuß über dem Meeresspiegel gedruckten Zeitung in Fettschrift die Bemerkung an den Kopf setzte: „Published at a higher altitude than any other paper in the world."

Gesunden Humor besaß auch der Herausgeber eines amerikanischen Witzblattes, welcher öffentlich anzeigte, daß sein Blatt diesmal nicht so sauber gedruckt sei wie sonst, weil sich beim Druck die Walzen der Maschine vor Lachen gekrümmt hätten.

Ein anderer amerikanischer Zeitungsbesitzer versah 150 Jungen mit roten Flanellhemden und roten Mützen, und mußten diese Jungen sein Abendblatt einem jeden Straßengänger aufdrängen, eine Idee, die in der Folge von vielen amerikanischen und englischen Zeitungen nachgeahmt wurde und Tausenden von Straßenjungen Verdienstquellen eröffnet hat.

Gewisse Zeitungsredakteure suchen durch eine eigentümliche Sprache, mitunter

Digitized by Google

sogar durch ihre Grobheit Aufsehen und Reklame zumachen. So hat sich vor allen durch seine handgreiflichen Grobheiten der Redakteur des „Bayrischen Vaterland", Dr. Sigl, berühmt und berüchtigt gemacht.

Was aber wollen die bittersten Ergüsse, die schärfsten Stiche derartiger europäischer Preßmänner gegen die Leistungen ihrer transatlantischen, speziell ihrer Kollegen im fernen Westen bedeuten! Es ist eitel Honigseim, eitel Liebkosung und Samthandschuhstreicheln im Vergleich zu den amerikanischen Attacken. Das Lexikon der amerikanischen Redakteure ist unerschöpflich für derartige Ausfälle und Scharmützel, in denen die Leser dieser Blätter ihr Ergötzen finden. Namentlich ungeheuerliche Thaten kommen zu Tage, wenn es gilt, ein feindliches Blatt, einen gegnerischen Redakteur zu bekriegen, wie etwa „den gemeinen Hund Kapitän Taylor, der das lumpige Zweicentblatt drüben über der Straße herausgibt." Einige Proben solcher Freundlichkeiten mögen genügen, darzuthun, welche Rolle das persönliche Element in der amerikanischen Tagespresse spielt. So urteilt der Herausgeber eines westlichen Blattes über einen Kollegen: „Der Kerl ist seines Zeichens nichts als ein Bummler. Er spielt mit der Politik, gerade wie er mit falschen Karten spielt oder jemandem die Kehle abschneiden würde, um im Monte (einem bekannten mexikanischen Hazardspiele) zu gewinnen. Sein Gehirn sitzt ihm hinter den Ohren und sein Gesicht ist blos ein konvexer Fleischklumpen, in welchem stets wenigstens das eine Auge von der letzten Balgerei her noch das schwarze Trauerkleid trägt. Sein Geld vergeudet er mit zweideutigen Weibern, und er macht es sich zur besonderen Ehre, niemals seine Schulden zu bezahlen. Oeffentliche Aemter nimmt er nur an, um Staat und Publikum zu bestehlen, und er ist ehrlich blos so lange, wie es besser lohnt als die Schurkerei."

Ein texanisches Blatt schrieb in grimmiger Fehde gegen die Redaktion eines andern: „Letzte Woche führte die Gattin unseres geehrten Zeitgenossen vom „Argus" ihr neues Reitkleid auf den Straßen von Crosbyville spazieren. Bezahlt ist es jedenfalls noch nicht. Reiten kann sie auch nicht besonders. Das neue Reitkleid ist nicht so übel und recht modern; dahingegen gab sie durch ihre alte Mode, auf dem Sattel herumzuhopsen, als gälte es, ein zähes Steak mürbe zu reiten, reichlichen Stoff zu allerlei mehr oder minder zarten Scherzen. Trotz alledem kann sie übrigens besser reiten, als ihr jämmerlicher Kerl von Mann eine Zeitung zu redigieren versteht!"

Der Herausgeber eines anderen Blattes ruft über seinen gegnerischen Kollegen mit Entrüstung aus: „Wahrhaftig, eine gekochte Mohrrübe wird eher die Alpen durchbohren, als ein einziger Funke gesunden Menschenverstandes durch den dicken Hirnkasten eines gewissen Redakteurs zu bringen vermag."

Der Leiter eines anderen westlichen Blattes wirft seinem Gegner folgende Injurie an den Kopf: „Mr. Prentice ist ein Erzlügner, und wir werden ihm dies ins Gesicht sagen, wann und wo wir ihm immer begegnen."

Digitized by Google

Hierauf erwidert der also Angegriffene in der nächsten Nummer seines Organes: „So meinen Sie, Mr. Smith? Zur selben Zeit, wo Sie Ihren Vorsatz ausführen, wird ein Leichenbegängnis notwendig werden und die Familie Smith als Hauptleidtragende dabei fungieren". Das läßt wenigstens an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Derartige „Deutlichkeiten" sind amerikanischen Blättern sehr oft die Mittel, mit denen sie Leser heranziehen, aus der Mehrzahl der amerikanischen Blätter spricht das Bestreben, originell, sensationell zu sein.

Eine ähnliche Sensationssucht grassierte bereits unter den Zeitungsschreibern des 16. Jahrhunderts. Mit Spannendem, Ungeheuerlichem, noch nie Dagewesenem suchte man Reklame zu machen, man verfiel, um Aufsehen zu erregen, auf das Erfinden von Sensationsnachrichten. Dieses Reizmittel wird schon von dem Satiriker Fischart und von Philander von Sittenwald in dem 6. und 7. seiner „Gesichte" (Straßburg 1642) gegeißelt, also bereits zu einer Zeit, wo das Lügen noch nicht privilegiert war. Wie ungeniert man in dieser Hinsicht mitunter heute verfährt, beweist das Programm, welches eine Illinois-Zeitung ihren Lesern mit folgenden Worten verspricht: „Wir werden uns bemühen, die sensationellsten und unerhörtesten Details über schreckliche Mordthaten und Selbstmorde zu berichten, ebenso werden wir den Kirchenfesten und den kirchlichen Stiftungen sowie den Vorkommnissen in den Sonntagsschulen die genaueste Aufmerksamkeit schenken. Unsere Lokalberichterstatter werden nach der Sonntagsschule getreulich noch 17 Meilen wandern, um unsere Leser mit der Schilderung einer Preisboxerei erfreuen zu können. Gleiche Berücksichtigung werden sie den Leichenbegängnissen und allen anderen traurigen Vorkommnissen widmen. Ueber Pferderennen, Hochzeiten und Regattafahrten wird im höchsten Stile der Reporterkunst berichtet werden. Auch werden wir unermüdlich sein, pikante häusliche Szenen und eheliche Zerwürfnisse aufzustöbern; über Polizeirapporte und über Predigten werden wir in einer Weise Bericht erstatten, die geeignet ist, die Gefangenen, den Magistrat und die Priester in Erstaunen zu versetzen."*)

„Sensation" zu machen, das ist in der That das Ideal der amerikanischen Zeitung, des amerikanischen Reporters. Wenn es gilt, etwas Interessantes zu

*) Daß deutsche Unternehmungen anfangen, solchen amerikanischen Vorbildern getreulich nachzuahmen, bekundet ein zum Schluß des Jahres 1886 versandtes Zirkular der für Zeitungen bestimmten „Grothe'schen Correspondenz" in Berlin, in welchem zum Abonnement eingeladen wird. Am Schlusse heißt es: „Nekrologe werden entweder sofort als Extrablatt versand, oder, wie uns dies häufig durch unsere vorzüglichen Informationen gelungen ist, bereits einige Tage vor dem Tode der betr. Persönlichkeit." — Alles Mögliche und beinahe mehr als das! — In Leipzig lebte bis vor einigen Jahren ein Dr. S.....n, dem nachgesagt wurde, daß er die Nekrologe aller noch lebenden bedeutenderen Männer soweit fertig in seinem Pulte liegen habe, daß es beim thatsächlichen Absterben eines dieser Männer nur noch der Zufügung des Todesjahres und -Tages bedürfe, um den entsprechenden Artikel druckfertig sofort an irgend eine Redaktion senden zu können.

Digitized by Google

erfahren, so ist eine amerikanische Zeitung vor Kosten, und seien sie noch so bedeutend, noch nie zurückgeschreckt. Spezialberichterstatter werden von den Zeitungen oft hunderte von Meilen weggeschickt, um für das sensationshungrige Publikum Futter zu schaffen, und zumeist entledigen sich diese Reporter ihrer Aufgabe mit aller erdenklichen Umständlichkeit in spaltenlangen telegraphischen Berichten.

Ueber den Ausfall eines Konzerts, über ein neues Theaterstück, über ein Meeting — Versammlungen und Vergnügungen fangen in Amerika erst um acht Uhr an — müssen die Zeitungen am nächsten Morgen bereits ausführlich berichten, und sie besorgen dies so gewissenhaft, daß Berichte über politische Meetings gewöhnlich — nicht Spalten, sondern ganze Seiten füllen. Im Polizeihauptquartier aber halten die Polizeiberichterstatter bis gegen drei Uhr morgens Wacht, um die aus den verschiedenen Revieren einlaufenden Rapporte, die ihnen sofort zur Einsicht gegeben werden, zu prüfen und entweder selbst daraus Auszüge zu machen oder die Redaktionen zu verständigen, damit sie einen Spezialreporter an den Schauplatz eines größeren Unfalls oder Verbrechens entsenden.

Die Jahresbotschaft des Präsidenten, welche in der Regel acht bis neun Zeitungsspalten füllt, kann man in New-York eine Stunde, nachdem sie in Washington verlesen worden, in den Zeitungen studieren.

Bei Gelegenheit einer Wahlagitation für den Präsidenten Garfield brachte der „Western" in Chikago (Nr. 44 vom 31. Oktober 1880) einen Aufruf für ihn in 21 verschiedenen Sprachen, darunter neben den gangbaren Hauptsprachen lateinisch, schwäbisch, keltisch, pfälzisch, rabbinisch, schweizerisch, wälisch, plattdeutsch.

Der Kabeldepeschenverkehr hält mit diesen außerordentlichen Leistungen gleichen Schritt. Durchschnittlich füllt der Raum der Kabeltelegramme in den Zeitungen nicht weniger als eine Spalte aus, häufig aber erstrecken sie sich auf drei bis vier Spalten, und zur Zeit des deutsch-französischen Krieges waren seitenlange Kabeldepeschen keine Seltenheit. In zahlreichen Fällen hatte man im Jahre 1870—71 von dem Ausfalle der Schlachten in New-York frühere und eingehendere Kunde als in Berlin. Die von Wehle zitierte Bemerkung Grants, daß die Thronrede der Königin von England in New-York früher gedruckt erschienen sei, als sie im Parlamente verlesen worden, mag auf den ersten Blick sonderbar erscheinen, erfährt aber täglich Bestätigung. Die Erklärung ist sehr einfach. Die Zeitdifferenz zwischen London und New-York beträgt nämlich ziemlich genau fünf Stunden. Eine Depesche, welche um zwei Uhr von London abgeschickt wird, kann also, wenn man zwei Stunden Zeitverlust bei der Uebermittelung in Anschlag bringt, in New-York bereits um elf Uhr Vormittags nach dortiger Zeit eintreffen. So ist es nichts Seltenes, daß Privatdepeschen aus Londoner Blättern, welche der dortige Korrespondent der „Associated Preß" um fünf Uhr Morgens aufgibt, in New-York noch rechtzeitig ankommen, um in der ersten Ausgabe der Morgenzeitungen, welche ungefähr um drei Uhr zur Presse geht, Aufnahme zu finden.

Digitized by Google

Ganz besondere Anstrengungen unternimmt die Redaktion des „New-York-Herald."

Mit welchen Mitteln dieselbe arbeitet, läßt sich schon daraus entnehmen, daß sie eigens mehrere Dampfjachten besitzt, welche den von Europa kommenden Postdampfern weit hinaus ins Meer entgegenfahren, dieselben um Neuigkeiten ansprechen und, sobald sie solche von einiger Wichtigkeit erlangt haben, unter vollem Dampf zurückkehren und das inzwischen druckfertig hergestellte Material an die Redaktion abliefern — dies alles nur, damit der „New-York-Herald" die Mehrzahl der wichtigen Nachrichten um einige Stunden früher bringen kann, als andere Blätter.

Neuerdings hat die Expedition einen besonderen Blitzzug zwischen den Städten New-York, Philadelphia, Baltimore und Washington einstellen lassen, wodurch es ermöglicht wird, daß die Bewohner dieser Städte zur gleichen Minute ihren „New-York-Herald" lesen können, wo er in New-York zur Ausgabe gelangt.

Gilt es, eine wichtige sensationelle Frage zu lösen, so werden die gewaltigsten Kosten nicht gescheut, Herald-Reporter gehen durch alle Welt, ja große Expeditionen werden eigens von diesem Blatte ausgesendet. Vor allem wurde so die berühmte Stanley'sche Expedition zur Aufsuchung Livingstones in Innerafrika in Szene gesetzt; einige Jahre später folgte die noch weitaus kostspieligere Jeanette-Expedition in das nördliche Eismeer.

Digitized by Google

Studenten und Gelehrte.

Reklamenhafte Renommisterei klebt in nicht geringem Grade auch dem Studententume an, wenn heutzutage auch nicht mehr in solch unerquicklichem Maße, wie es in früheren Jahrhunderten der Fall gewesen, wo die mit weiten Pluderhosen, mächtigen Stulpenstiefeln, unmäßig langen Stoßdegen mit gewaltigen Stichblättern und wuchtigen Knotenstöcken ausgerüsteten Studenten sich mit Bankettieren, Schwelgen und Raufen hervorzuthun strebten und namentlich das alte deutsche Laster der Trunksucht zu einer wahren Saufkunst herausbildeten. Für die Lebensphilosophie der Studenten jener Zeit ist der Schlußsatz eines Liedes höchst charakteristisch, welches die Gelehrsamkeitsbeflissenen von Jena bei ihren Gelagen sangen:

„Gute Gesellschaft pflegen ist ja keine Sünde;
Sauf' also dich voll und lege dich nieder,
Steh' auf und sauf' und besaufe dich wieder!"

Wenn auch das heutige Studententum im großen Ganzen sich von einer derartigen Wüsterei glücklicherweise frei gemacht hat, so gibt es immerhin aber noch gar manche alte Burschen, die den Begriff der irdischen Glückseligkeit in einer solchen Völlerei erblicken und den Wert der Persönlichkeit lediglich darnach veranschlagen, je nachdem man große Massen Bieres vertilgen kann und je nachdem die Physiognomie durch eine mehr oder weniger große Zahl von sogenannten „Renommierschmissen" verunstaltet ist.

Strebertum und Reklamewesen finden wir auch unter den gereifteren Männern der Wissenschaft. Die höchsten Ehrenstellen an den Hochschulen und Universitäten zu bekleiden, dazu halten sich zwar viele berufen, aber nur wenige sind die Auserwählten, d. h. Befähigten, und diese Befähigten sind vielfach so ernst in ihre Studien versunken oder sind in ihrem Auftreten und Gebahren so bescheiden, so anspruchslos, daß ihnen gar oft der wohlverdiente Ehrenplatz von unbedeutenden Gelehrten dritten, vierten Ranges, von rücksichtslosen Strebern entrissen wird. Derartige Streber, die auf geraden Wegen, durch eigene Kraft und eigenes Können wohl schwerlich die ersehnten Ziele zu erreichen vermöchten, sind fast an jeder Hochschule zu finden, sie bilden untereinander sogenannte „Cliquen", Lobesassekuranzgesellschaften, deren Mitglieder

Digitized by Google

sich stillschweigend verpflichten, sich durch gegenseitige Unterstützung und Nachhilfe die Karriere günstig zu gestalten.

Diese Clique schart sich, wie Professor Flach in seinem Buche „Der deutsche Professor der Gegenwart" (Seite 111—118) ausführt, gewöhnlich um ein Haupt oder eine Sonne, und der erste Akt, um den Eintritt in die Clique zu ermöglichen, ist, daß der Aspirant jene Sonne nicht nur für den bedeutendsten Mann des Städtchens hält, sondern ihn rückhaltslos den hervorragendsten Männern des Universums zuzählt und ihn womöglich so anredet: „Geehrtester, Berühmtester, Zierde unserer Hochschule." Wenn die Gesellschaft von dieser Anerkennung überzeugt ist, dann erfolgt der zweite Akt, daß er auch alle Mitglieder derselben für sehr bedeutende und gelehrte Männer zu halten verpflichtet ist. Endlich muß er dann auch von der innerlichen Ueberzeugung ganz durchdrungen sein, daß er selbst zu den bedeutendsten Männern des Erdballes gehöre. Wenn er diese drei Proben glücklich überstanden hat, und über seine Denkungsart kein Zweifel mehr obwalten kann, dann wird er in der Gesellschaft willkommen geheißen und dann ist sein Ruf an der Hochschule gegen alle Fährlichkeiten gesichert.

Der Einfluß der herrschenden Clique oder eines Ringes ist an mancher Hochschule so mächtig, daß Lehrer, die sich unabhängig, charakterfest, objektiv stellen wollen, mit systematischem Haß verfolgt werden, besonders wenn man instinktiv (und dafür hat die Clique eine gute Nase) herausgemerkt, wie der Unabhängige über sie denkt und urteilt. Die Geschichte deutscher Fakultäten hat aus den letzten Dezennien mehrere hervorragende Beispiele von solchem Verfolgungsfanatismus aufzuweisen.*)

Nicht ohne Einfluß sind die Rezensionen der deutschen Anzeigeblätter. Die Mitglieder der Clique lassen sich von ihren guten Freunden rezensieren, die oftmals ihre eigene wissenschaftliche Blöße dadurch zu verdecken suchen, daß sie fleißige Arbeiten in unhöflichem und absprechendem — in der klassischen und neueren Philologie oftmals grobem und brutalem Ton behandeln. In den Litteraturzeitungen findet man nicht selten Doktorarbeiten, durch welche die Wissenschaft gar nicht gefördert wird, mit großer Anerkennung behandelt, während wissenschaftlich bedeutende Werke mit Hohn traktiert werden, weil die maßgebenden Leiter des Blattes auf einem entgegengesetzten Standpunkte stehen, weil die betreffenden Autoren — nicht zur Lobesassekuranzgesellschaft gehören. Nicht selten wird ein Buch in einer Zeitschrift mit Lobeserhebungen bedacht, das in einer anderen der Vernichtung oder dem Papierkorbe empfohlen wird, und in zahlreichen Fragen stehen die Zeitschriften dieser Art in prinzipiellem Gegensatz.**)

Der Boden, auf welchem eine Clique wirkt, ist die Abendgesellschaft: ein

*) „Die akademische Karriere", S. 35, 36.
**) „Die akademische Karriere", S. 38.

Digitized by Google

halbes Dutzend Familien kommen wöchentlich mehrere Male zusammen, und da in einer kleinen Stadt kein Unterhaltungsstoff vorhanden ist, zu einer solchen Clique auch, wie erwähnt, nur unbedeutende Leute gehören, welche weder wissenschaftliche noch andere geistige Interessen haben, so bilden die Mitmenschen den Unterhaltungsstoff, die nach der Distanz, in welcher sie bis zur Clique stehen, milder oder grausamer behandelt werden. In welcher schamlosen Weise hier Urteile gefällt werden, ist unerhört: wenn einer aus der Clique sich in einem öffentlichen Vortrag blamiert, so wird man das Urteil in der Stadt verbreiten, daß der Vortrag ausgezeichnet war; wenn ein anderer dann einen vortrefflichen Vortrag gehalten hat, so wird man die Achseln zucken und sagen, daß die Fachgenossen sich sehr ungünstig ausgesprochen hätten. Der oben erwähnte Verfasser schildert derartige Manöver der Clique also: „Ein der Assekuranzgesellschaft angehöriger Professor hält seinen ersten öffentlichen Vortrag. Der unbefangene Teil des Publikums schreit: „Entsetzlich! Beleidigung des Publikums! Unerhört! Wir leben in keinem Dorfe, daß man uns so etwas bieten kann!" Große Aufregung allenthalben.

Da tritt die Versicherungsgesellschaft ein. In der ersten Sitzung der Assemblee ist der Ansturm der Unbefangenen noch groß. Man muß etwas zurück. Die vorgeschobenen Werke werden nach einigem Widerstande aufgegeben, aber man behauptet die innere Bastion. Der Vortrag wird nicht gerade für einen vollendeten Vortrag erklärt, aber für eine „reizende Causerie", wie sie der Redner in seiner Bescheidenheit nur geben wollte. „Causerie!" Das Wort macht die Runde, die Unbefangenen müssen zurück, das Publikum hat sich getäuscht, die Wurstpresse acceptiert die Versicherung, die Assekuranzgesellschaft hat gesiegt, der Professor — ist gerettet.

Der Professor ist siegestrunken. Er schreibt ein Buch. Die Rezensenten vernichten es. Wäre er ein mißliebiger Dozent, der nicht Mitglied der Versicherungsgesellschaft sein würde, so hätte man sich auf diese Rezension berufen und seine Karriere erschwert. Aber so! Man kennt die Rezensenten! „Clique und Intriguen!" schreit die Assekuranzgesellschaft. „Das Buch ist gut" — sagt die Assemblee, „vortrefflich" die kaffeetrinkenden Damen und die filetkauenden Streber. „Vortrefflich!" schreit das Publikum und zuletzt das ganze Städtchen.

Da ist der Sieg des Professors entschieden. Er ist der große Mann, und wenn er stirbt, ruft ihm der Geistliche am Grabe nach, daß er zu den größten Gelehrten des Erdballes gehört habe."

Der Verfasser der Flugschrift: „Die akademische Karriere der Gegenwart" erteilt dem jungen Dozenten „der an der Hochschule weiter kommen will", folgenden sarkastischen Rat: „Er lasse, wenn er vorsichtig ist, jede Hoffnung draußen, durch außerordentlichen Fleiß Eindruck zu machen. Er kann arbeiten, bis er schwarz wird: es wird nicht die geringste Aufmerksamkeit erregen. Er kann lesen, bis er grau wird: es wird gleichgültig sein. Deshalb ist ihm nur der

Digitized by Google

Rat zu erteilen, daß er mehr andere Künste kultiviere. Ist er verheiratet und reich, so gebe er öfter Gesellschaften, beauftrage seine Frau, recht liebenswürdig zu den Ordinarien zu sein und gewinne sich Freunde auf diese Weise. Ist er unverheiratet, so tanze er fleißig, besonders auch mit Frauen, die sonst auf andere Sterbliche keine Anziehungskraft mehr ausüben können, nachdem sie das achte Lustrum längst überschritten haben (an manchen Hochschulen finden deshalb noch Großmütter aufmerksame Tänzer), er laufe Schlittschuhe, hole die Einflußreichen zum Spazierengehen ab, stelle ihnen im Konzert oder bei anderen Gelegenheiten Stühle hin und grüße sie stets in der devotesten und verbindlichsten Weise. Gelegentlich schreibe er eine verhimmelnde Rezension über ein Werk seines Ordinarius. Besonders sei er gegen die Frau und Familie überaus zart, er werde ein begeisterter Kinderfreund, befestige den Professorenfrauen geschickt die Schlittschuhe, spiele Theater, oder wenn er musikalisch ist, spiele er vierhändig oder Duo's und ertrage die schwerste Verletzung seiner Gehörorgane: alles dieses wird ihn zuerst in den Augen der maßgebenden Damenwelt zu einem jungen, liebenswürdigen, sehr genialen Gelehrten machen, man wird von ihm sprechen, und in der Fakultätssitzung werden die gehorsamen Männer der beglückten Frau ihren Einfluß aufbieten und ihm zu einer gefahrlosen Entbindung verhelfen. Er wird in kurzem — gewöhnlich nach 3—4 Jahren — — Professor, und in der Clique werden rauschende Vergnügungen gefeiert werden, weil wieder ‚Einer der Unsrigen' mit unserer Hilfe voran gekommen ist."

Digitized by Google

Von demselben Verfasser erschien im Verlage von **T. O. Weigel** in **Leipzig:**

Von Wunderland zu Wunderland.

Landschafts- und Lebensbilder

aus den

Staaten und Territorien der Union.

Fünfzig Bilder

nach Originalen von **Rudolf Cronau.**

In Lichtdruck ausgeführt von Römmler und Jonas.

Mit Erläuterungen in Poesie und Prosa

von

Friedr. v. Bodenstedt, H. W. Longfellow, Bret Harte u. A.

1886. 1887. **Zwei Bände,** jeder einzeln gebunden in Prachtband, je 30 Mark.
Zusammen in einem Prachtbande 54 Mark.

☛ Man wolle umwenden!

Digitized by Google

Von umseitig erwähntem Werke erscheint

eine neue Lieferungs-Ausgabe

unter nachfolgendem verändertem Titel:

Unter dem Sternbanner.

Land und Volk

der

Vereinigten Staaten von Nordamerika

in

Bild und Wort

geschildert von

Rudolf Cronau

in Verbindung mit

Friedr. v. Bodenstedt, H. W. Longfellow, Bret Harte u. A.

Vollständig in 24 Lieferungen

mit je 2—3 Bildern nebst Text.

Preis der Lieferung à 2 Tafeln 1 M. 80 Pf.,

der Lieferungen XII und XXIV je 2 M. 40 Pf.

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt darauf Bestellungen entgegen.

„Unstreitig eins der originellsten und schönsten Prachtwerke der letzten Jahre" nennt die „Vossische Zeitung" wiederholt dies Werk, das **überhaupt zum ersten Male** die über alle Begriffe wunderbare Eigenart des gewaltigen transozeanischen Reiches in vorzüglichen künstlerischen und schriftstellerischen Charakterskizzen schildert.

☛ Allen Angehörigen und allen Freunden des amerikanischen Staates, sowie allen denen, welche zu demselben in Beziehung stehen, also namentlich den Vertretern der Handelswelt, sei das ebenso schöne wie preiswürdige und nunmehr Jedermann zugängliche Werk angelegentlich empfohlen.

Julius Mäser, Leipzig-Reudnitz.

Digitized by Google

RUDOLF CRONAU

IV. ABTEILUNG.

PREIS: 1 MARK.

Inhaltsverzeichnis der einzelnen Hefte.

Jedes reich illustrierte Heft im durchschnittlichen Umfange von etwa 100 Seiten bildet ein Ganzes und kostet geschmackvoll geheftet 1 Mark.

Erstes Heft = I. Abteilung.

Bedeutung und Wert der Reklame.

Die Mittel der Reklame. 1. Der Herold, Ausrufer. 2. Die Aushängeschilde. 3. Das Album, die Plakattafeln und Anschlagsäulen. 4. Der Sandwichman, die Flugblätter, Handbills und Reklamelaternen. 5. Umzüge und Schaustellungen auf den Straßen. 6. Das Schaufenster. Industrielle Gewänder. 7. Die Inserate.

Zweites Heft = II. Abteilung.

Von Zauberern, Schamanen, Medizinmännern und Regenmachern.
Priester und Wunderthäter.
Heilige und Reliquien.
Himmel, Hölle und Teufel.
Sekten, Orden und Kanzelredner.

Drittes Heft = III. Abteilung.

Häuptlinge, Kaiser und Könige.
Krieger und Feldherren.
Titel, Triumphzeichen und Orden.
Nationen.
Die Wahl- und politischen Agitationen.
Schriftsteller und Buchhändler.
Zeitungen.
Studenten und Gelehrte.

Viertes Heft = IV. Abteilung.

Flachköpfe, Perrückenhelden, Kleider- und Dienernarren, Bildungsschwindler, Hochzeits- und Leichenfeierlichkeiten.
Geldprotzen und Parvenüs.
Sensationswüteriche, Sportshelden, Wettläufer, Bergsiere, Passionsschwimmer, Vielfraße, Hungerleider, Scheintote und Selbstmörder.
Handwerker, Kaufleute und Fabrikanten.
Gastwirte, Restaurateure und Hoteliers.
Die Wunderdoktoren und Marktschreier des Altertums und des Mittelalters.
Die Quacksalber und Geheimmittelfabrikanten der Neuzeit.

Fünftes Heft = V. Abteilung.

Fahrende Künstler.
Schauspieler und Sängerinnen.
Maler und Komponisten.
Börsenspekulanten und Gründer.
Eisenbahnen- und Städtegründer.
Lotterieen.
Wohlthätigkeitsvereine.
Heiratsbüreaus und Verkuppelungs-Anstalten.
Hetären, Kurtisanen und Bettler.

Digitized by Google

Das

Buch der Reklame

Geschichte, Wesen und Praxis

der

Reklame

geschildert von

Rudolf Cronau.

Mit Abbildungen

von

deutschen, englischen, amerikanischen, französischen, russischen, japanischen und indianischen Künstlern.

Vierte Abteilung.

Kommissionsverlag

der

Wohler'schen Buchhandlung in Ulm.

1887.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung
in fremde Sprachen behält ſich der Verfaſſer vor.

Jede unbefugte Benutzung der Abbildungen des Buches iſt ſtrafbar.

Entered according to Act of Congress, in the year 1887 by
Dr. O. V. DEUSTER
in the office of the Librarian of Congress
at Washington D. C.

Digitized by Google

Flachköpfe, Perrückenhelden,

Kleider- und Dienernarren, Bildungsschwindler, Hochzeits- und Leichenfeierlichkeiten.

So lange die Erde menschliche Wesen trägt, so lange sind diese Menschen im Wesentlichen dieselben geblieben in ihrem Denken, Fühlen und Handeln, in ihren Vorzügen und Schwächen, ihren Tugenden und Lastern. Müssen wir nicht zum Beispiel in den Charakterbildern, die vor nunmehr 22 Jahrhunderten der Athener Theophrast von seinen Zeitgenossen malte, unser eigenes Portrait erkennen? Sind nicht alle Züge dieser Schilderungen so durchaus menschlich, daß wir nicht in den einzelnen Figuren unsere Freunde, unsere Feinde zu sehen vermeinen? Da ist z. B. der Prahler, „ein Mensch, der sich vor dem Hafenthore aufpflanzt und dem Fremden des Langen und Breiten erzählt von den Gütern, die er jetzt auf dem Meere schwimmen habe; dabei spricht er zugleich ausführlich von dem Darlehnsgeschäfte, wie bedeutend es sei und wieviel er selbst dabei gewonnen und eingebüßt habe, und während er so renommiert, schickt er seinen Diener zu dem Bankier, wo er vielleicht gerade acht Groschen liegen hat. Kann er dann unterwegs einen Reisegefährten erwischen, so weiß er diesem zu erzählen, daß er mit König Alexander zu Felde gezogen sei und wie gut er mit ihm gestanden, und von den vielen mit Edelsteinen besetzten Pokalen, die er heim gebracht habe; dabei behauptet er dann kühnlich, die asiatischen Kunstarbeiter seien den europäischen doch um vieles überlegen; und das alles sagt er, ohne je aus seiner Vaterstadt hinausgekommen zu sein. Dann will er auch Briefe erhalten haben von König Antipater, worin er nun schon zum dritten Male eingeladen wird nach Macedonien zu kommen. Bei der letzten Getreideteuerung, sagt er, habe er an siebentausend Thaler verbraucht, nur um bedürftige Mitbürger zu unterstützen, denn er könne nun einmal nichts abschlagen; und wenn gerade Unbekannte bei ihm sitzen, so läßt er sie ausrechnen, wie viel es betrage: sechshundert Personen, auf jeden fünfundzwanzig Thaler, wobei er zu jedem Posten ganz glaubwürdig einen Namen nennt, und bringt so an fünfzehntausend Thaler heraus. Soviel, versichert er, habe er allein für Unterstützungen verwendet, dabei seien noch gar nicht berechnet die Schiffsaus-

Digitized by Google

rüstungen und seine sonstigen Leistungen an den Staat. — Auf dem Pferdemarkt tritt er zu den Verkäufern edler Rennpferde und thut als ob er kaufen wollte. Er geht in die Kleidermagazine und sucht sich Anzüge bis zu dreitausend Thaler aus und zankt dann auf seinen Diener, daß er vergessen Geld mitzunehmen. Er wohnt zwar selbst zur Miete, sagt aber einem jeden, der es nicht weiß, es sei das sein vom Vater ererbtes Haus, er denke es aber demnächst zu verkaufen, weil es zur Aufnahme seiner Fremdenbesuche zu klein sei".

Ebenso zutreffend ist Theophrast's Charakterschilderung des Eitlen, der, „wird er zu einem Gastmahle geladen, ängstlich darauf bedacht ist, seinen Platz neben dem Hausherrn zu bekommen. Sein Bedienter, der ihn stets begleitet, muß, wenn irgend möglich, ein Mohr sein. Läßt er seinem Sohn die Knabenhaare abschneiden, so reist er mit ihm deshalb nach Delphi. Hat er Geld zu bezahlen, sorgt er dafür, daß dies nur in neuer Münze geschehe. Sicherlich hält er auch gar Affen und sizilische Tauben, besitzt Würfel von Gemsenhorn, runde thurische Salbenfläschchen, gebogene Stöcke aus Lacedämon, und persische Teppiche mit Figuren durchwirkt. Auch hat er einen Hof, der mit Sandboden zum Turn- und Ballspielplatz eingerichtet ist. Diesen bietet er unablässig den Philosophen, Sophisten, Fechtmeistern und Musikern zu ihren Aufführungen an. Er selbst aber erscheint bei den Vorstellungen immer erst zuletzt, damit bei seinem Eintreten ein Zuschauer zum anderen sage: „Siehe, der da ists, der ist der Besitzer der Palästra!"

Daß derartige Prahler und Renommisten nicht allein in jedem Zeitalter, nein auch bei jedem Volke vorkommen, lehrt uns Longfellow in seiner reizenden indianischen Dichtung von „Hiawatha", indem er hier den Prahlhans Jagoo auftreten läßt.

Furchtbar prahlte stets Jagoo.
Ward erzählt ein Abenteuer, —
Er bestand gewiß ein größ'res;
Hört' er Heldenthaten preisen, —
Er vollbrachte eine kühn're;
Hörte Wunder er erzählen, —
Er ein größ'res Wunder wußte.

Willst Du auf sein Prahlen hören,
Ihm allein nur Glauben schenken:
Halb so weit wie er hat niemand
Jemals einen Pfeil geschossen,
Niemals halb so hoch, so weit hin.
Niemand fing so viele Fische,
Niemand so viel Wild erlegte,

So schnell konnte niemand laufen,
So tief niemand untertauchen,

Digitized by Google

So lang' konnte niemand schwimmen,
So weit niemand war gewandert,
So viel Wunder niemand schaute,
Als der Fabelheld Jagoo,
Dieser „Wunderding-Erzähler".

Dr. Buchner berichtet sogar von einem Manne der Viti-Insulaner, der seine eigene Frau lebendig kochte und fraß, blos um in den Ruf eines fürchterlichen Menschen zu gelangen.

Die Sucht, durch irgend welche Thaten oder Verrichtungen sich über die anderen hervorzuheben, hervorzuthun, ist so uralt, wie die Menschheit selber. Auch die Mittel, durch welche dies erreicht werden soll, sind zu allen Zeiten so ziemlich dieselben gewesen. Derartige Figuren z. B., wie das vorige Jahrhundert eine solche in der Person des berüchtigten Kieselak hatte, der nicht müde wurde, seinen Namen auf die edelweißbewachsenen Felsen Tirols, an die Kreidekklippen Rügens und in die Borkenhäuser Thüringens zu malen, fanden sich, den stellenweise über und über beschriebenen Wänden Pompeji's nach zu urteilen, sowohl im Altertume, wie sie sich noch heute in allen Landen, selbst unter rohen Naturvölkern finden.

Das Bemühen, sich hervorzuthun, mehr scheinen zu wollen, äußert sich bei dem Naturmenschen wohl zunächst darin, daß er seinen Körper zu schmücken sucht. Er blickt mit Neid auf die schillernden Schuppen der Insekten und Reptilien, auf das bunte Gefieder der Vögel, auf die zierlichen Zeichnungen, mit denen die Felle der Säugetiere versehen sind, und um nun das ihm Versagte zu ersetzen, greift der Naturmensch zu Färbemitteln der verschiedensten Art und bemalt seine ihm eintönig erscheinende Haut mit den buntesten Farben und den absonderlichsten Ornamenten.

Wenn die Indianer Nordamerikas zum Tanze gehen, erfordert die Herstellung derartiger Malereien mitunter einen Zeitaufwand von drei bis sechs Stunden, und derjenige, welcher es verstanden hat, in seiner Malerei die originellsten oder kunstvollsten Ideen zu Tage zu fördern, wird am meisten bewundert, fühlt sich am erhabensten.

Bei einem großen Tanzfeste, welches im Oktober des Jahres 1881 von dem Stamme der Sioux zu Ehren des Verfassers dieses Buches veranstaltet wurde, und an welchem gegen 5000 Rothäute teilnahmen*), erschienen sämtliche Krieger von Kopf bis zu Fuß nackt und bemalt, der eine war zinnoberrot, der andere ockergelb, der dritte grün gefärbt, und in diesen Untergrund waren die kunstvollsten Schnörkel und Punkt- oder Strichornamente hineingemalt. Einige waren tiefschwarz und trugen überall weiße oder gelbe Streifen, so daß sie mehr wan-

*) Cronau, Fahrten im Lande der Sioux, S. 21—23.

1*

Digitized by Google

belnden Skeletten als lebenden Wesen glichen. Die Gesichter waren zu den schauerlichsten Satansfratzen umgewandelt: der hatte ein Auge ringsum grellblau, das andere hochrot, die Backen mit weißen, schwarzen und grünen Streifen angemalt, ein anderer war über und über mit großen Vierecken in schwarzer Farbe bedeckt, ein dritter hatte einen blauen Bauch und gelbe, schwarzpunktierte Beine und ein Gitter von feinen, hellblauen Streifchen über dem Gesicht. Jeder sucht etwas in seiner eigenen schönen Erfindung. Findet er andere, die zufällig auf gleiche Art bemalt sind, so entfernt er sich sogleich und ändert augenblicklich sein Muster.*)

Die Felatah-Damen in Mittelafrika färben ihre Zähne abwechselnd blau, gelb und rot, hier und da behält einer, des Kontrastes halber, seine natürliche

Botokuden vom Rio Doce.

(Aus Hellwald: „Naturgeschichte des Menschen". Verlag von Spemann, Stuttgart.)

Farbe. Die Augenlider werden mit Schwefelantimon, die Haare mit Indigo gefärbt. Finger und Fußzehen werden bereits bei Einbruch der Nacht mit Hennablättern umwickelt, so daß dieselben am folgenden Morgen eine köstliche Purpurfarbe besitzen.

Vielfach werden diese Verzierungen, um sie dauerhafter zumachen, in die Haut eingeritzt, eingeschnitten. Diese „Tätowierung" hat die größte Ausbildung auf den Inseln des Stillen Ozeans gefunden und sind viele der hier lebenden Wilden, Männer und Frauen, über und über in dieser Weise verziert, so daß die Tätowierung mitunter den Eindruck einer Spitzenarbeit hervorruft. Namentlich die

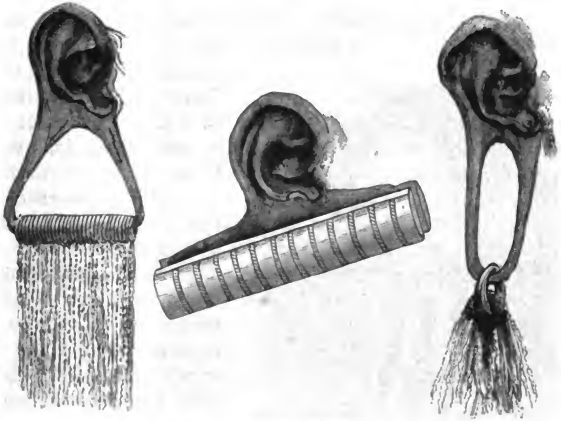
*) Vergl. auch Prinz zu Wied, Reise in das innere Nordamerika II., S. 112.

Digitized by Google

Marquesas-Insulaner und Neuseeländer haben auf diesem Gebiete der Kunst wohl das Vollkommenste geliefert.

Da das von Kleidern unbedeckte Gesicht stets gesehen wird, so mußte es vor allem anderen dazu dienen, allerlei Malereien sowie auch schmückende und auszeichnende Gegenstände aufzunehmen. Diese letzteren sind nun von der mannigfachsten Art, man legt große Ringe in Nase und Ohren, oder schiebt bunte Federn durch die durchbohrte Nasenscheidewand. Brenchley sah die Eingeborenen der Salomons-Inseln mit durch den Nasenknorpel gesteckten Krebsscheeren geschmückt.

Die westlich vom Makenzie-Flusse wohnenden Eskimos machen sich in ihre Backen zwei Oeffnungen, an jede Seite eine. Diese werden allmählich vergrößert



Ohrenstrecker der Massai.

und eine steinere Schmucksache in Form eines Manschettenknopfes darin getragen. Dieser Manschettenknopf wird bei anderen Völkern, z. B. den Botokuden Brasiliens, einigen Stämmen Nordamerikas und bei den afrikanischen Nyassa-Völkern in Ober- und Unterlippe getragen.

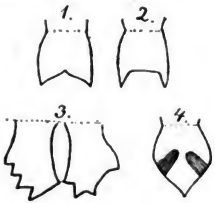
Araberinnen bringen derartige große goldene Manschettenknöpfe in den Nasenflügeln an, die Schönen der sogenannten zivilisierten Völker hingegen ausschließlich in den Ohrläppchen.

Einige Völker verlängern sich die Ohrläppchen, bis sie auf die Schultern herunterhängen*), andere wieder schlagen sich einzelne Zähne aus, feilen dieselben auf mancherlei Weise, oder schleifen dieselben mittelst kleiner Schleifsteine voll-

*) Cronau, Fahrten im Lande der Sioux, S. 20.

Digitized by Google

ſtändig ab, während welcher Prozedur das betreffende Individuum auf dem Rücken zu liegen hat.



Künſtlich geſchnitzte Zähne
(1 u. 2 der Neger, 3 der Kaber in Indien, 4 der Malayen).

Einzelne oſtafrikaniſche Völker färben ihre Zähne kohlſchwarz. Die Vorderzähne eines Dayakenſchädels, im Beſitze des Forſchers Davis, ſind ein jeder mit einem kleinen, ſorgfältig gebohrten Loche verſehen, in die ſämtlich eine mit einem kreisförmigen Meſſingknopfe geſchmückte Nadel getrieben iſt. Bei jeder Erhebung der Oberlippe mußten natürlich zu Lebzeiten des Mannes die glänzenden Knöpfe auf den Zähnen ſichtbar werden.*)

Einzelne Völker Afrikas laſſen die Nägel der Finger gleich den Krallen eines Vogels anwachſen, auf gleiche Weiſe ſuchen die Vornehmen der Anamiten ihren hohen, keine Arbeit kennenden Stand zu dokumentieren, eine Sitte, die in geringerer Ausdehnung auch bei manchen Vornehmen des ziviliſierten Europa anzutreffen iſt.

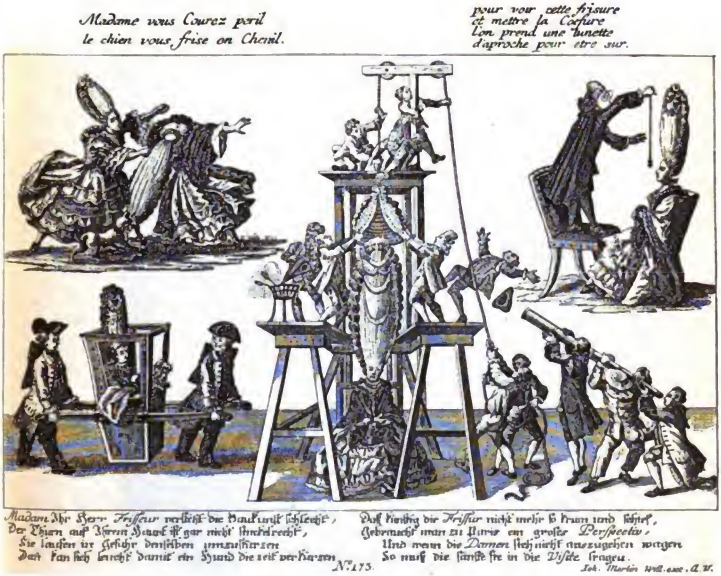
Hand eines vornehmen Anamiten.
(Aus Hellwald: „Naturgeſchichte des Menſchen". Verlag von Spemann, Stuttgart.)

Mit den Haren werden ebenfalls die abenteuerlichſten Manipulationen vorgenommen. Scheren einige Völker dasſelbe vollſtändig ab, ſo tragen andere, wie z. B. einige Südſeevölker, Hartouren, die mitunter mehrere Fuß im Umfange haben. Der Forſcher Williams maß eine ſolche Friſur, die einen Umkreis von fünf Fuß hatte. Ganz dieſelben rieſenhaften Gebäude wurden im 17. und 18. Jahrhundert von den Damen Europas aufgeführt. Dieſe Friſuren mußten mit Hilfe künſtlicher Drahtgeſtelle geſtützt werden und erhielten zudem noch durch Bandſchleifen, Blumen ꝛc. den abenteuerlichſten Aufputz. Da trugen ſie die Erdkugel oder den Himmelsglobus, im Durchmeſſer von einem bis zwei Fuß, auf dem Kopfe; auf jener bildeten

*) Lubbock, Entſtehung der Ziviliſation, S. 49.

Digitized by Google

bunte Bänder die Grenzen der Erdteile und Länder, auf diesem Goldflitter die Sterne. Auch schon wurde das Har zu einer Fruchtschale hergerichtet, welche etwa eine Elle hoch war und wirklich Weintrauben und Zitronen enthielt. Im Jahre 1778 hatten diese Hartürme eine Höhe erreicht, daß sich die Pariser Oper genötigt sah, hierin ein Maß vorzuschreiben, welches die das Theater besuchenden Damen nicht überschreiten durften, wenn sie eingelassen sein wollten.



Augsburger Spottbild auf die Modethorheiten des 18. Jahrhunderts.
(Aus Henne am Rhyn: „Kulturgeschichte". Verlag von Grote, Berlin.)

Gleiche Harwülste waren auch in der Herrenwelt Mode. Man trug, wie auf unserer umstehenden Illustration ersichtlich, Perrücken von kolossalem Umfang.

Mit derartigen Mitteln, Stand und Würden herauszukehren, sich aufzublasen und hervorzuthun, war die Menschheit noch nicht zufrieden. Um sich ja von dem gewöhnlichen Volke in nicht zu verkennender Weise zu unterscheiden, gingen die Edlen und Vornehmen einzelner Völker dazu über, durch eigene Vorrichtungen den Kopf oder andere Körperteile vollständig umzuformen. Schon Hippokrates und Plinius haben derartiger Völkerschaften gedacht. Ersterer sagt:

Digitized by Google

„Anfänglich habe man diese Großköpfe (Macrocephali), welche als Adelige, als besonders Bevorzugte angesehen wurden, künstlich erzeugt, aber mit der Zeit sei eine mechanische Umformung nicht mehr erforderlich gewesen, indem infolge der

Kaiser Josef I., von Oesterreich. Beispiel der damaligen spanischen Hoftracht.
(Aus Stacke: „Deutsche Geschichte". Verlag von Velhagen & Klasing, Leipzig.)

Vererbung die Natur allein diese adeligen Köpfe besorgt habe." Diese Umformung ist heute noch bei den sog. Flachkopfindianern Nordamerikas, bei einigen Stämmen am Amazonenstrom und sogar noch in Süd-Frankreich Sitte. Man erzielt diese Spitz-, Turm-, Lang- oder Flachköpfe, indem man Brettchen, Kom-

Digitized by Google

preſſen und Binden in eigentümlicher Weiſe um den Schädel des im zarteſten Alter befindlichen Kindes legt.*)

Weltbekannt iſt, daß die vornehmen Damen Chinas eine gleiche Umgeſtaltung an ihren Füßen ausüben, um ſich von ihren Mitſchweſtern in geringerer ſozialer Stellung zu unterſcheiden.

Aus gleichem Grunde ſchnüren ſich noch heute die vornehmen Schönen des gebildeten Europa vermittelſt einer raffiniert erdachten Druckmaſchine, Korſett genannt, die Taille zuſammen, ohne zu berückſichtigen, daß dadurch für die Geſundheit überaus nachteilige Folgen verſchiedener Art entſtehen.

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten herrſchte unter den verſchiedenen Ständen das Beſtreben, den entſprechenden Rang auch durch die Kleidertracht zu charakteriſieren. Die Freien und Edlen wollen nicht mit dem Volke, dieſes nicht mit den Unfreien, den dienenden Ständen oder gar den Sklaven verwechſelt werden. Daß ein derartiges Beſtreben notwendigerweiſe ſehr bald zu Ausſchreitungen, zum Luxus führen mußte, liegt in der Natur des Menſchen, der bekanntlich weit eher geneigt iſt, des Guten zu viel zu thun, als vernünftiges Maß zu halten. So ſehen wir ſchon unter den altgriechiſchen Völkern den Kleiderluxus auf eine Höhe geſtiegen, daß die Geſetzgeber es als angezeigt hielten, dieſem Luxus durch ſcharfe Geſetze einigermaßen Schranken zu ziehen.

Flachkopf-Indianerin.
(Aus Hellwald: „Die Erde und ihre Völker". Verlag von Spemann, Stuttgart.)

Die Verſchwendung und die Sucht, einander in Toilettenpracht zu überbieten, ſtieg bei den römiſchen Damen ins Unglaubliche und nicht mit Unrecht ſagt der Satyriker Lucian von den Römerinnen: „Sie verſchwenden in dieſen Salben das ganze Vermögen ihrer Männer, und laſſen einem das ganze glückliche Arabien aus ihren Haaren entgegenduften." „Die Frauen", ſo ſpricht Cato Cenſorius, „ſind mit Purpur und Gold überdeckt; Diademe, goldene Kronen, ein rotgemaltes Geſicht, roter und goldener Staub, der ihre Haare bedeckt, alles dies iſt ihnen nichts Fremdes mehr."

Und das war in einer Periode, wo man noch von der Sitteneinfachheit der Republik ſprach, wenige Jahre vor dem Geſetzesvorſchlag des Volkstribun C. Oppius, welcher den Frauen das Tragen von goldenem Schmuck über eine halbe Unze an Wert, bunte Kleider, ſowie das Fahren in Wagen verbot. Das

*) Vergl. eingehender Heft 215 der Sammlung gemeinverſtändlich-wiſſenſchaftlicher Vorträge: „Ueber die willkürlichen Verunſtaltungen des menſchlichen Körpers.

Digitized by Google

spätere Schicksal dieses an die Kleiderverordnungen der deutschen Reichsstädte erinnernden Luxusgesetzes, welches Livius in den ersten Kapiteln des vierunddreißigsten Buchs seiner römischen Geschichte erzählt, ist übrigens so interessant, daß es hier wohl erzählt zu werden verdient.

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte das Verbot gegen die Kleiderpracht gedauert, als die Matronen, unter welcher Bezeichnung man bei den Römern nicht wie bei uns alte Frauen, sondern vorzugsweise legal verheiratete, vornehme Damen verstand, müde dieser strengen Einfachheit ihre Männer aufreizten, das Gesetz umzustoßen. Die Volkstribunen Fundanius und Valerius stellten hierauf einen Antrag auf Abschaffung des Gesetzes und es wurde ein Tag zur Verhandlung darüber anberaumt. Der entschiedenste Verteidiger des angegriffenen Gesetzes war jener obenerwähnte Marcus Portius Cato, der gerade Konsul war. Die Frauen wußten dies und an dem Tage, wo in der Volksversammlung darüber abgestimmt werden sollte, konnten, wie Livius sagt, die Männer ihre Frauen weder durch ihr Ansehen, noch Beschämung, noch Befehl in den Häusern zurückhalten („Matronae, nulla nec auctoritate, nec verecundia, nec imperio virorum contineri limine poterant" Liv. Hist. XXXIV. Lib. 1 cap. 5); scharenweise eilten sie auf die Straßen, begleiteten ihre Männer unter flehentlichen Zureden nach dem Versammlungsort und belagerten förmlich die Zugänge zum Markt und Kapitolium. Die Debatten zogen sich in die Länge und mit jedem Tage kamen wahre Freischarenzüge vornehmer Damen aus einer Menge von Städten und Flecken Italiens, um ihre Schwestern in Rom zu unterstützen. Was half des strengen Cato donnernde Rede gegen den Vorschlag und den Luxus überhaupt? Die Frauen schmähten ihn und klatschten dem Tribun Valerius, der für die Abschaffung des strengen Gesetzes sprach, rauschenden Beifall zu. Und als am anderen Tage nach dieser Rede noch immer einige Volkstribunen zögerten, dem neuen Gesetzesvorschlage ihre Stimme zu geben, so belagerten die Frauen die Häuser jener Tribunen, bestürmten sie mit Bitten, Drohungen, Schmeicheleien und ruhten nicht, als bis sie, wie immer in der Welt, auch dieses Mal ihren Willen durchgesetzt hatten und das Gesetz aufgehoben wurde. Seit dieser Zeit war jede Schranke niedergerissen und die üppigste Kleiderpracht trat an die Stelle der früheren Einfachheit. Besonders in Schmucksachen war der Aufwand außerordentlich. So trug z. B. die Mutter des Brutus, eine sehr schöne Frau, eine Perle, welche sie von Julius Cäsar zum Geschenk erhalten und für welche dieser, nach unserem Gelde berechnet, 800,000 Mark bezahlt hatte.

Der Kleiderprunk und die Sucht, sich zudem durch Farben, Wappen ꝛc. hervorzuthun, erreichten auch im 13. Jahrhundert ein solches Uebermaß, daß der große Prediger Berchtold der modischen Welt von damals zürnend zurief: „Ihr habt nicht genug daran, daß euch der allmächtige Gott die Wahl gelassen hat unter den Kleidern, sagend: wollt ihr sie braun, rot, blau, weiß, grün, gelb, schwarz? Nein, in eurer großen Hoffart muß man euch das Gewand

Digitized by Google

zu Flecken zerschneiden, hier das rote in das weiße, dort das gelbe in das grüne, das eine gewunden, das andere gestrichen, dies bunt, jenes braun, hier einen Löwen, dort einen Adler.“ Und in der That ließ das Farbenspiel der Trachten jener Zeit nichts zu wünschen übrig, es war die Zeit, wo man den einen Aermel des Leibrockes grün, den andern rot, oder die eine Hälfte der Beinkleider gelb, die andere blau trug, oder der ganze Mensch in eine rote, in eine weiße Hälfte geteilt war. Andere stolzierten mit Kleidern umher, deren Säume und Aermel „gezaddelt“, d. h. in unzählige zungenförmige Lappen zerschnitten waren. Später wurde der geschlitzte Anzug Mode, wobei Hosen und Röcke so zerschlitzt wurden, daß überall das anders gefärbte Unterfutter hervorsah. — Zu den modischen Tollheiten des Mittelalters gehörten auch die Schellentracht und die Schnabelschuhe, welch letztere so unmäßig lange Schnäbel hatten, daß dieselben manchmal mit Bindfaden in die Höhe gehoben oder an das Knie befestigt werden mußten, wenn ihre Träger in diesen Schuhen gehen wollten.

Mittelalterliche Zaddeltracht.
(Aus den Seemann'schen „Kulturhistorischen Bilderbogen“.)

Eine der unsinnigsten Erfindungen, welche die Mode je gemacht hat, waren die Pluderhosen, wahre Ungeheuer von Beinkleidern, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts aufkamen und namentlich von den Landsknechten ins fabelhafte erweitert wurden. Fabelhaft ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man erfährt, daß zu solchen Pluderhosen 60, 80, ja 130 Ellen Zeug verwendet wurden. Unzählige Verwarnungen wurden gegen diese, die Leute arm machende Großmannssucht erlassen, bekannt ist des Brandenburger Hofpredigers Musculus „Vermahnung und Warnung vom zerluderten, zucht- und ehrverwegenen pludrichten Hosenteufel.“

Ein Edler des Mittelalters mit Schnabelschuhen.

Geiler von Kaisersberg klagt: „Es gon jetz frawen wie die man, lassent das Har an den rücken hangen und hont Baretlin mit Hahnenfederlin uff, pfui schand und laster! Die Mann tragen jetzund hauben wie die frawen mit seidin und gold gestickt und die weiber machen hinten an den Häuptern

Digitized by Google

Diademe wie die heiligen in den kirchen. Der ganz leib ist voll Narrheit. Tausenderlei erdenkt man mit der kleidung, jetz ganz weite ermel, jetz also eng. Die frawen ziehen die langen schwentz uff dem ertrich hernach. Es seind etlich, die haben so vil kleider, daß sie die ganz wochen alle tag zwei kleid hont; wan man zu tanz geht oder zu einem andern spil, so haben sie andere kleider. Sie schminken sich oft mehrmals des tages und haben eingesetzte zähn, tragen frembes haar. Es kommen vil seltsamer sitten, so wilde kleider in unser land, die von den kaufleuten und landfahrern herkommen, die sie aus fremden landen herbringen.

Landsknechttracht.

(Aus Henne am Rhyn: „Kulturgeschichte". Grote's Verlag in Berlin.)

Sie fahren (als) narren hinweg und kommen noch vil größere narren herwieder in ihren seltsamen und närrischen kleidern."

Das Bestreben, den übermäßigen Luxus einzudämmen, finden wir während des ganzen Mittelalters und besonders im 16. und 17. Jahrhundert in allen europäischen Landen, namentlich häufig wurden die sogenannten „Kleiderordnungen" in den deutschen Reichsstädten erlassen. So folgten in Leipzig von 1626—1698 nicht weniger als zehn Kleiderordnungen nacheinander. Im Jahr 1612 wurde eine allgemeine Kleider- und Hochzeitsordnung für das Kurfürstentum Sachsen erlassen, in Braunschweig erfolgte eine ganze Reihe solcher Verordnungen seit

Digitized by Google

1594; ja 1616 wurde auf kaiserlichen Spezialbefehl ein Luxusverbot für das ganze deutsche Reich verkündet. Die Nürnberger Kleiderordnung von 1593 teilte die Bürger in fünf Klassen; die erste Klasse, die Patrizier, durften Hutschnüre von Gold bis zum Werte von 25 fl. tragen, ferner Samtschauben mit Marderpelz, pelzgefütterte Seidenschauben, Hosen, Röcke und Wams von Atlas und Samt, aber nicht über 20 fl. an Wert, endlich silberne und vergoldete Knöpfe an Rock und Wams. Den Frauen und Töchtern dieser Klasse waren gestattet: Samtschauben mit Zobel- und Marderpelz, mit Goldrosen und Perlen, nicht aber mit Diamanten, goldene Haarhauben bis zum Wert von 40 fl., Röcke und „Schurzflecke" von Samt, Atlas und Damast, Mäntel von Atlas und Damast. Der zweiten Klasse, den Großkaufleuten, waren fast dieselben Kleider gestattet mit Ausnahme unerheblicher Verzierungen. Dagegen war der dritten Klasse, den kleineren Kaufleuten und größeren Handwerkern, genau vorgeschrieben, wie breit die Halskettlein der Weiber und Töchter sein durften; Samt, Atlas und Damast war diesen nur spärlich in handbreiter Verbrämung zugelassen. Der vierten Klasse, den Krämern, Handlungsdienern, kleineren Handwerkern, waren Atlas, Samt, Seide, Feinpelz gänzlich verboten. Endlich der fünften Klasse, den Handwerksgesellen, Dienstboten und Tagelöhnern waren vorgeschrieben Tuchschauben mit Fuchspelz, wollener Rock mit Taffetband besetzt; die Jungfrauen durften noch ein Perlenhalsband bis zum Werte von 10 fl. tragen. Diese Ordnung wurde bis 1621 alljährlich am Sonntag Jubilate von der Kanzel, später im Rathause öffentlich verlesen. Trotzdem wurde häufig geklagt über die Uebertretung des Gesetzes, und die „Hoffartspön" brachte dem Stadtsäckel nicht wenig ein. Erst der alle deutsche Lande dem Ruine nahebringende dreißigjährige Krieg machte dem übertriebenen Kleiderluxus in Deutschland ein Ende.

An seine Stelle trat das à la mode-Wesen; man äffte französische Tracht, französische Sitten nach; auch die Sprache wurde mit allerhand Fremdwörtern aufgeputzt, die meist gebraucht wurden, um den Mund recht voll zu nehmen und der Welt zu zeigen, welch ein Hauptkerl man sei. In fein sein wollender Gesellschaft sprach man entweder nur französisch oder warf wenigstens mit welschen Redensarten um sich, denn, wie Moscherosch von seinen Zeitgenossen sagt: „was haben will ein'n Schein, muß nur à la mode sein."

Daß diese Verhunzung deutscher Sprache schon zur Zeit der Minnesänger begann, beweist eine Strophe im „Tannhuser":

„ein riviere ich da gesach
durch den fores ging ein bach,
ze tâl über ein planüre.
ich schlich ir nach, bis ich sie fand
die schöne creatüre,
bei dem fontane sass die klare, süsse von statüre."

Digitized by Google

Diese Wichtigmacherei mit ausländischen Ausdrücken und Floskeln hat niemals ein so ungeheuerliches Maß angenommen, als nach dem dreißigjährigen Kriege. Man glaubte sich ein rechtes Ansehen zu geben, wenn man die aus aller Welt hervorgeholten fremden Sprachlappen auf die Muttersprache aufplätzte. „Heutzutage", so heißt es in einer 1689 erschienenen Schrift über den „deutsch-französischen Modegeist", „heutzutage muß alles französisch sein. Französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französischer Hausrat, französisch Tanzen, französische Musik und französische Krankheit. Die meisten deutschen Höfe sind französisch eingerichtet, und wer an denselben versorgt sein will, muß französisch können und besonders in Paris gewesen sein, welches gleichsam die Universität aller Leichtfertigkeit ist."

Wie dies „alamodische" Fremdwesen unsere Sprache verhunzte, mag aus den nachstehenden Briefen hervorgehen, die im Herzen von Deutschland, in Leipzig, geschrieben wurden:

„Schönstes Sophiechen, meine einig Geliebte. Dero hohes und gesundes Vergnügen würde mir in Nachricht ganz ungemeinliches Plaisir causiren. Beigehend schlechtes Souvenir, ein silbern Bisam-Birlein wünschet dasjenige nach hochgeneigter Acceptirung zu effectuiren, daß meine Allerwertheste durch ein liebgeschätztes Antwortschreiben erweise, meine Wenigkeit sei bei meinem Ange in dem aestim und Hochachtung sich ungescheut zu nennen.

Machern, am 7. Juni 1667.

Mademoiselle

Ihrer Schönheit

Treuschuldigster Knecht

Wolff von Lindenau."

Die Antwort der Verlobten lautete:

„Mon coeur!

Von dessen liebwerthester Zuneigung erstatte ehrengebührenden Dank. Seine Gesundheit und contentement werden meinem Wohlsein jederzeit eine Vermehrung geben. Mir manquirt Gott sei gelobt, nichts als meines Allerwertheften Praesens, die mich mehr als Alles vergnügen würde, doch sage schuldigen Dank für überschicktes Bisam-Birlein, welches Seiner mich immerdar eingedenkend machen wird. Monsieur, wenn ich Seiner wertheften Embrassirung versichert leben soll, so wird Seine baldige Anherokunft mir das beste contentement geben. Das wünscht von Herzen, die sich Ihm ganz ergeben hat und verbleibet.

Leipzig, am 10. Juni 1667.

Monsieur mon coeur

Seine

Ehren Treubeständigste Dienerin

Sophia von Beuchling.

P. Schönsten Gruß von der Frau Muhme und ihrem Jungker."

Digitized by Google

Ferner:

„Monsieur hochgeehrter Patron!

Seine hohen Meriten dadurch Er a l'extrême mich verobligiret causiren mich, denselben mit diesen Zeilen zu serviren. Mein Devoir hätte mir ohnlängst Adresse gegeben, solches zu effectuiren, aber aus manquement einiger Occasion verblieb es. — — Uebrigens bitte ich sich in particularien zu assecuriren daß ich strebe.

Sein Fidel, Diener, Knecht und Esclave
Le Baron de Haxthausen."

Dichtungen kamen in dieser Weise vor:

„Reverirte Dame
Phoenix meiner âme
Gebt mir Audience!
Eurer Gunst Meriten
Machen zu Falliten
Meine Patience!"

Am Hofe der Maria Theresia zu Wien befand sich ein Hansnarr, der so verfranzöselt war, daß er sich bemühte, seine deutsche Muttersprache nur radebrechend zu sprechen. Es war dies der Staatskanzler Kaunitz, derselbe von Reklamesucht bis zum Bersten aufgeblähte Parvenü, der einem vornehmen Russen sagte: „Ich rate Ihnen, mein Herr, kaufen Sie sich mein Porträt; denn man wird in ihrem Lande froh sein, das Abbild eines der berühmtesten Männer kennen zu lernen, eines Mannes, der am besten zu Pferde sitzt, der als der beste Minister die österreichische Monarchie seit fünfzehn Jahren regiert, der alles kennt, alles weiß, sich auf alles versteht."*)

Wie sehr ein derartiger Bildungsschwindel auch ins Volk eingedrungen war, geht aus der Notiz eines Schriftstellers des vorigen Jahrhunderts hervor, der über die sächsische Frauenwelt, namentlich die Leipzigerinnen sich also ausspricht: „Will man in ihrer Gesellschaft nicht für einen geschmacklosen Menschen gehalten werden, so muß man eine Menge Titel von den neuesten Romanen und Komödien auswendig wissen und aus vielen Stellen zitieren können. Fragen sie nach diesem oder jenem Roman, ob man ihn gelesen, wie er gefallen hat, und man antwortet nein, so ist man gewiß ihren Sticheleien bei aller Gelegenheit ausgesetzt. Ihre Einbildungskraft wird noch durch das häufige Lesen von liebehauchenden, hinschmelzenden und hirnlosen Romanen erhitzt, woraus viele nur lernen, selbst Romane und Intriguen zu spielen. Und die Handwerkerstöchter? Wie schön war nicht vor Zeiten ihre Benennung „Jungfrau." Das Mädchen mit den rosigen Wangen nahm diese Anrede sittsam auf, denn dieser

*) Scherr, Deutsche Kulturgeschichte, S. 431.

Digitized by Google

Name kam ihr mit Recht zu und sie verlangte ihn. Allein jetzt würde man sich dem Hasse und der Verfolgung aller aussetzen, wenn man die Tochter eines Schneiders, Schuhmachers, Parruckenmachers oder sonstigen Handwerkers wollte „Jungfer" und nicht „Mademoiselle" nennen. Man würde für den gröbsten Kerl gehalten und in der ganzen Familie als ein Mensch von schlechter Lebensart gescholten werden. Die Mademoiselle würde schnippisch sein und mit so einem ungeschliffenen Flegel gar nicht sprechen und, müßte sie es ja thun, ihm soviel von Mademoiselle und Demoiselle vorschwatzen, daß er gleich ersähe, worin er gefehlt hat. Dieses kommt in ein paar Tagen in der ganzen Zunft der Putzmacherinnen herum, sodaß ein Mensch, der dergleichen Sünde begangen hat, nicht auf der Straße gehen kann, wenn er nicht aus diesem und jenem Fenster ein höhnisches Lachen hören will. Das ist eine süße Rache. — Am besten verstehen es die Ladendiener mit den „Mademoiselles" umzugehen. Dafür sind sie aber auch für artige Leute ausgeschrien; ja einige, die den Kniff recht verstehen, küssen der Demoiselle gar die Hand und dann sind sie Abgott der ganzen Familie. In den Moden sind die Leipziger Frauen und Demoiselle sehr veränderlich. Jede Messe bringt eine neue. Vor kurzem war die Mode à la Marleborough und die Damen — aber auch die Herren — kleideten sich à la Marleborough, ja man speiste sogar auf Richters Kaffeehaus à la Marleborough. Kaum hatte die Erfindung der Luftbälle stattgefunden, so trugen die Damen alsbald Hüte, Schürzen, Tücher und Kleider à la Montgolfier. Ein Puderhändler ließ in die Zeitung setzen, daß bei ihm Puder à la Montgolfier zu haben sei, und in Zeit von ein paar Tagen hatte er über tausend Pfund abgesetzt."

Dieses Liebäugeln mit dem Franzosentum hat sich trotz aller Bestrebungen patriotisch und wahr denkender Männer noch nicht ganz verdrängen lassen. Wenn auch ein sehr großer Schritt zur Besserung bereits geschehen ist, so gibt es doch noch eine Unmasse einfältiger Menschenkinder, die da glauben, was rechtes zu sein, wenn sie sich statt Schneidermeister marchand tailleur, statt Gastwirt Restaurateur und Hôtelier, statt Haarschneider Coiffier und Parfümeur, ihre Arbeitsstuben atelier nennen und die Speisekarten mit vielfach falsch geschriebenen, dem großen Volke vollkommen unverständlichen Brocken verhunzen. Namentlich auch der sogenannte Amtsstil wimmelt noch von sprachlichen Ungeheuerlichkeiten, die in ihrer Zusammensetzung sehr oft dem Laien geradezu unlösbare Rätsel bieten. —

Bei den Völkern des Altertums wurde auch mit der Kostbarkeit des Gerätes, der Ausstattung der Häuser großer Luxus entfaltet und viel Reklame getrieben; ein besonderer Prunktisch, abacus, stand (wie heute bei uns der Silberschrank) im Speisesaale, und war auf demselben das kostbare Tafelgeschirr aufgestellt. Man hatte Prunk- und Schaugeräte, die von ihren Besitzern gegen gewisse Entschädigung an Leute, die bei ihren Festen großen Prunk entfalten wollten, vermietet wurden. Schon zu Sullas Zeiten gab es in Rom über 100 silberne Schüsseln von 100 Pfund jede. Der Sklave Rotundus besaß eine

Digitized by Google

solche von 500 Pfund, der Tragöde Aesopus hatte gar eine Schüssel im Werte von 100000 Sestertien. Neros maître de plaisir, T. Petronius, besaß einen Schöpfbecher im Werte von 300000 Sestertien, welchen er vor seinem Tode zerbrach, um ihn nicht in den Besitz des Kaisers kommen zu lassen. Nero selbst bezahlte für einen murrhinischen Becher eine Million Sestertien.

Ein verschwenderischer Luxus wurde auch in menschengroßen Metallspiegeln getrieben, und nicht selten war der Wert eines solchen einer Maitresse gehörigen Spiegels größer, als der der Aussteuer, welche der römische Senat der Tochter des großen Scipio gegeben hatte.

Vorliebe für derartige Schaugeräte zeichnete auch das ganze Mittelalter aus. Am berühmtesten war das massiv goldene Tafelservice des österreichischen Hofes. Dasselbe wog volle $4^1/_2$ Zentner; jeder der achtundfünfzig Teller hatte 2000 Gulden, das Ganze 1300000 Gulden gekostet.*)

Ungeheuren Aufwand betrieben die vornehmeren Römer mit ihren Sklaven. Man renommierte mit der Zahl dieser „Schausklaven", die mitunter so massenhaft vorhanden waren, daß man sie absolut kaum beschäftigen konnte, so daß infolge dessen die Teilung der Arbeit bis ins Einzelnste ging. Jede Verrichtung gröberer oder feinerer Art hatte in einem vornehmen Hause ihre besonderen Sklaven: die Aufsicht über Haus und Hof, über die Zimmer, über das Bad, über Gerätschaften, Geschirre, über die Ahnenbilder, die Vorräte, die Garderobe, die Kunstgegenstände, ferner die Bedienung des Herrn sowohl im Hause als beim öffentlichen Erscheinen, die der Frau, zumal bei der Toilette, die Anmeldung, Unterbringung, Bedienung der Gäste, die vielerlei Verrichtungen beim Essen, beim Trinkgelage, im Bad, in der Bibliothek, im Stall, die gesellige Unterhaltung durch Vorlesen oder irgend welche Lustbarkeit. „Ein Sklave ist da", sagt Seneca, „um das Ausgespieene aufzuwischen, ein anderer, um unter die Tische zu schlüpfen und aufzulesen, was die Gäste auf den Boden geworfen haben; ein anderer tranchiert kostbares Geflügel, ein anderer hat den Wein herumzureichen, ein anderer muß aufmerken, welche Gäste auf morgen wieder eingeladen werden sollen, andere sind da, um eine Speise zu würzen, um den allergnädigsten Gaumen zu studieren!"

Neben den Thürhütern, Sänftenträgern, Küchengehilfen, Badedienern u. drgl. hatte man eine Menge Sklaven, welche eine besondere Kunst oder Fertigkeit verstanden, wie den triclini archa, welcher das Arrangement der Tafel zu besorgen hatte, den structor oder Vorschneider, welcher bisweilen nach einem gewissen Rhythmus sein Geschäft ausrichtete, die Barbiere und Friseure, ferner höher Gebildete, die für die geistige Unterhaltung zu sorgen hatten, die anagnostae, Vorleser, die paedagogi, die Aufseher der Kinder. Ein gewisser Calvisius Sabinus kaufte eine Anzahl Sklaven zu litterarischem Gebrauch, jeden zu 100000 Sestertien,

*) Scherr, Deutsche Kulturgeschichte, S. 427.

Digitized by Google

der eine wußte den Homer, der zweite den Hesiod auswendig, ebenso hatte jeder Lyriker seinen besonderen Vertreter; sie mußten beständig um ihren Gebieter sein und ihm die Verse, welche er gerade gebrauchte, soufflieren; der Herr meinte, er wisse das, was seine Sklaven wissen.

Wenn eine vornehme Dame unserer Zeit um ihren Toilettentisch vielleicht eine Kammerfrau und zwei Kammermädchen herumflattern sieht, so gehört sie gewiß schon zu den höchsten und vornehmsten Kreisen der Gesellschaft. Eine römische Patrizierin setzte aber jeden Morgen eine ganze kleine Armee von Sklavinnen in Bewegung.

Da gab es Thürsteherinnen (Janitrices), blos dazu bestimmt, den Vorhang von tyrischem Purpur zurückzuschlagen, wenn die Herrin aus dem Schlafgemach in das Ankleidezimmer trat, Schminkmädchen, Rot- und Weißauflegerinnen, Augenbrauenmalerinnen, Zahnputzerinnen, Spiegelhalterinnen, sämtlich „Kosmeten" genannt, ein der griechischen Sprache entnommenes Wort, der griechischen Sprache, die bei den römischen Damen der Kaiserzeit genau in derselben Weise gebraucht und als Umgangssprache der feinen Modewelt gang und gäbe war, wie es in unserer Zeit die französische Sprache ist — oder vielmehr, in bezug auf Deutschland wenigstens, war. So waren auch die griechischen Mädchen bei den römischen Damen als Zofen in demselben Ruf, wie es bei den deutschen Damen des achtzehnten Jahrhunderts die französischen filles de chambre waren, und eine Römerin würde sich für sehr schlecht geschminkt und frisiert gehalten haben, wenn sie nicht griechische Sklavinnen zur Bedienung gehabt hätte. Eine jede dieser Dienerinnen hatte ihre besondere Bestimmung bei der Toilette ihrer Herrin, ein Amt, das sie täglich üben mußte, um darin die größtmöglichste Geschicklichkeit zu erreichen. Die eine wusch der Gebieterin mit lauwarmer Eselsmilch den Brotteig ab, mit der die eitle Dame während der Nacht ihr Gesicht beklebte, um die Haut weiß und weich zu erhalten, gerade, wie manche unserer Damen mit frischem Talg bestrichene hirschlederne Handschuhe des Nachts anziehen, um eine zarte Hand zu bekommen; die andere legte ihr Rot und Weiß auf die Wangen; die dritte malte mit einem zarten in fein gepulverten Bleiglanz getauchten Pinsel jene schwarzen Augenbrauen, die noch jetzt bei den Frauen des Orients als Schönheit gelten, und die ihren Besitzerinnen bei den alten Hellenen den Beinamen einer „kuhäugigen Juno" (Homer) verschafften; und die vierte endlich, die Zahnputzerin, reichte der Dame Mastix aus Chios zum Kauen, ein Mittel, welches die Zähne weiß und schön erhält. Haben die Schminkmädchen ihren Dienst verrichtet, dann nahen sich die Haarschmückerinnen, um die Locken der schönen, gefallsüchtigen Herrin in die modernste Façon zu bringen.

So ging die Teilung der Arbeit ins Unendliche, das ganze Sklavenwesen war eine lächerliche Uebertreibung. Cancilius Claudius hinterließ im Jahre 8 vor Christus, trotzdem er im Bürgerkriege große Verluste gehabt hatte, doch noch 4116 Sklaven. „Dem Demetrius Pompejanus wurde das Register seiner

Digitized by Google

Sklaven wie bei einer Heerschau alltäglich vorgelesen; „die Zahl ist", so sagt Seneca, „oft so groß, daß man zur Unterhaltung ausgedehnte fruchtbare Länderstrecken nötig hat". Nur zehn Sklaven zu besitzen war ärmlich; man schätzte den Mann nach der Zahl seiner Sklaven, welche ihn auf der Straße begleiteten oder welche er überhaupt zu halten im stande war. Gar keinen Sklaven zu besitzen galt als Zeichen großer Armut.*) Die Vornehmen ließen sich auf der Reise von einem Troß von Sklaven begleiten; und vollends groß wurde der Luxus des Apparats, welchen man auf Reisen mit sich führte, in der Kaiserzeit. Es galt für schmutzig, wenn ein höherer Beamter auf einer Reise nur von fünf Sklaven sich begleiten ließ. „Jetzt ist es allgemeine Sitte", sagt Seneca, „auf den Reisen ein ganzes Regiment numidischer Reiter mitzunehmen; eine Schar Läufer muß vorangehen; es gilt für eine Schande, wenn man keine Leute bei sich hat, welche die Begegnenden zwingen, Platz zu machen; welche durch die Staubwolken, die sie aufwirbeln, zeigen, daß ein Reisender von Distinktion sich nähert. Man nimmt Maultiere mit, welche Kristallgefäße und alle möglichen kostbaren Geräte tragen; man würde sich schämen, nur solche Dinge mitzunehmen, welche ohne Schaden zerbrechen können".

Die Sucht, durch einen derartigen Dienertroß zu glänzen, zog sich noch durch das ganze Mittelalter hin.

Der Herzog Alba hatte in seinem Palast in Madrid keinen angemessenen Saal, wohl aber 400 Bedientenkammern, die zugleich die Frauen und Kinder der Dienerschaft beherbergten. Er bezahlte monatlich 20,000 Mark Lohn, der Herzog von Medina-Celi sogar 80,000 Mark. — In Rußland hielt vor 1812 noch mancher Adelige 1000 Diener, von denen vielleicht mancher nur eine Verrichtung des Tages hatte. Der Sultan Bajazeth hielt sich 7000 Falkoniere. Unter Jakob I. von England gab es noch Gesandte, welche 500 Diener hatten, und doch besaß er selbst nur ein Paar seidener Strümpfe, die er seinem Minister lieh, um die Audienz des französischen Gesandten annehmen zu können. —

Wie gegen den Kleideraufwand, so sah sich der römische Senat auch mehrfach veranlaßt, gegen die überhandnehmende Ueppigkeit der Tafel einzuschreiten, da sich gar manche Familie durch das Bestreben, sich einen großen Namen zu bereiten, sich hervorzuthun, finanziell völlig ruinierte. Der berühmte Tragöde Aesop setzte seinen Gästen einmal eine Schüssel vor, welche 100 000 Sestertien gekostet hatte. Man staunte, fragte und erfuhr, daß sie nur Zungen von solchen Vögeln enthielt, die zum Singen oder Sprechen abgerichtet worden waren. Caligula verzehrte in einer Mahlzeit ein Vermögen von 10 Millionen Sestertien. Man aß die Zungen der Nachtigallen wegen ihres Gesanges, des Flamingo wegen

*) Bender, Rom und römisches Leben im Altertum, S. 157, 358.

2*

Digitized by Google

seiner Farbenschönheit. Kaiser Heliogabalus ließ bei einer einzigen Mahlzeit 600 Straußengehirne servieren. Es gab Seebarben, die das Stück mit 8000 Sestertien bezahlt wurden.

Die Schlemmerei, gepaart mit unnatürlicher Großmannssucht führte die römischen Vornehmen zu den wahnsinnigsten Ausschreitungen. Auf Dächern gab es Gärten und Fischteiche; man ließ, um dem Uebermute zu fröhnen, Berge ab- und an einem anderen Orte wieder auftragen. Hortensius begoß seine Bäume mit Wein. Cleopatra und Caligula lösten kostbare Perlen in Essig auf, um in einem Schluck ein Vermögen vertrinken zu können. Man hielt sich purpurgefärbte Schafherden, schleppte aus den Wäldern und Wüsten Asiens und Afrikas Tausende reißender Tiere, um die Schaulust des entarteten Geschlechts bei den öffentlichen Kampfspielen zu reizen. Man ließ selbst Rehe kämpfen, Elefanten tanzen, fuhr mit gezähmten Löwen und Tigern, ja sogar mit wilden Schweinen. Man suchte etwas darin, die seltensten Tiere für die Tafel herbeizuschaffen; „am Phasis", so sagt Seneca, „holen sie das Material für ihre Küche, Vögel bei den Parthern; die Enden des Ozeans müssen die Leckerbissen für ihren verwöhnten und verdorbenen Magen senden. Sie erbrechen sich, um zu essen und essen, um sich zu erbrechen. Nur die Seltenheit oder die Schwierigkeit der Herbeischaffung hat noch einigen Reiz, das ist das einzige, was für den abgestumpften Gourmand noch pikant ist".

Die Großmannssucht des derberen Mittelalters gefiel sich weniger in der Kostbarkeit der herbeizuschaffenden Speisen und Getränke, sondern mehr in der massenhaften Konsumtion derselben. Gelage und Hochzeiten brachten gerade hierin einen ungeheueren Aufwand mit sich.

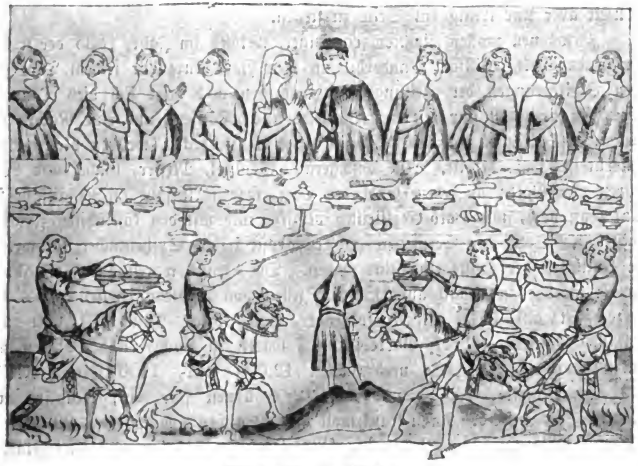
Auf der Hochzeit Wilhelms von Oranien wurden 4000 Scheffel Weizen, 8000 Scheffel Roggen, 13,000 Scheffel Hafer, 3600 Eimer Wein, 1600 Fässer Bier verzehrt. Die Hochzeitsgäste hatten allein 5647 Pferde mit. Bei der Hochzeit Eberhards von Württemberg im Jahre 1474 erschienen 14,000 Gäste. Bei der Hochzeit Ulrichs von Württemberg im Jahre 1511 wurden 136 Ochsen, 1800 Kälber, 2759 Kramtsvögel verzehrt. Das merkwürdigste Beispiel ist die Hochzeit des Wilhelm von Rosenberg mit Anna Maria von Baden vom 26. Januar bis 1. Februar 1576. Konsumiert wurden 1100 Eimer ungarischen und deutschen Weins, 40 Pipen spanischen Weins, 903 Fässer Bier, 40 Hirsche, 50 Gemsen, 20 wilde Schweine, 50 Fässer gesalzenes Wildpret, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 150 Mastochsen, 20,688 kleine Vögel, 561 Kälber, 2308 Würste, 654 Schweine, 450 Hammel, 395 Lämmer, 20 geräucherte Ochsen, 40 geräucherte Hammel, 330 Pfauen, 5235 Gänse, 18,120 Karpfen, 13,029 Hechte, eine Unzahl andere Fische, 30,943 Eier, 490 Scheffel feines Korn, 42 Zentner Butter, 29 Zentner Schmalz ꝛc.

Daß auch geistliche Herren eine Ader für derartige Völlereien und kostspielige Massenfressereien hatten, ist sattsam bekannt; als Beispiel setzen wir

Digitized by Google

den Küchenzettel für das Gastmahl hierher, welches am Tage der Installation des Erzbischofs von York, Georg Nevils, gegeben wurde.

Zu diesem Feste waren erforderlich: 300 Quart Weizen, 330 Tonnen Aale, 104 Tonnen Wein, 1 Pipe Gewürzwein, 80 fette Ochsen, 6 wilde Stiere, 1004 Hammel, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 3000 Kapaunen, 300 Ferkel, 100 Pfauen, 200 Kraniche, 200 Ziegenlämmer, 2000 junge Hühner, 4000 junge Tauben, 4000 Kaninchen, 204 Rohrdommeln, 4000 Enten, 200 Fasanen, 500 Rebhühner, 4000 Schnepfen, 400 Wasserhühner, 100 große Brach-



Ein Bankett im Mittelalter.

(Aus Henne am Rhyn: „Kulturgeschichte". Grote's Verlag, Berlin.)

vögel, 100 Wachteln, 1000 Reiher, 200 Rehe, 400 Stück Rotwild, 1506 Wildpretpasteten, 1400 Schüsseln gebrochenes Gelee, 4000 Schüsseln ganzes Gelee, 4000 kalte Custards, 2000 warme Custards, 300 Hechse, 300 Brachsen, 8 Robben 4 Delphine oder Tümmler und 400 Torten. — 62 Köche und 515 Küchendiener besorgten die Zubereitung dieser Speisen und bei Tafel selbst warteten 1000 Diener auf. Mitunter ließ man sich von berittenen Dienern servieren, wie dies unsere Abbildung zeigt.

Solchen von den Großen gegebenen Beispielen ahmte der Bürgerstand getreulich nach. Die Sucht, sich hervorzuthun, ergriff den Handwerkerstand und wir sehen einzelne Handwerker des Mittelalters mitunter einen fürstlichen Aufwand treiben. So richtete im Jahre 1493 der Bäcker Veit Gundlinger zu

Digitized by Google

Augsburg seiner Tochter eine Hochzeit aus, bei welcher an sechzig Tischen gespeist wurde. An jedem Tische saßen zwölf Männer, Junggesellen, Frauen und Jungfrauen, zusammen 720 Hochzeitsgäste. Die Hochzeit dauerte acht Tage; es wurde so gegessen, getrunken, getanzt, geneckt und gebuhlt, daß am siebenten Tage schon viele wie tot hinfielen.

Aehnliche Zustände, wenn auch in bescheidenerem Maße, haben sich noch in einigen deutschen Gauen erhalten. Namentlich die Hochzeitsfeierlichkeiten in der Lausitz und in Westfalen sind durch die damit verbundene Massenkonsumtion an Speisen und Getränken berühmt. Den mittelalterlichen Leistungen hat die Neuzeit aber nur wenig zur Seite zu stellen.

Erwähnen wollen wir noch ein Diner, welches im Jahre 1885 der Krösus der neuen Welt, William Vanderbilt in New-York, kurz vor seinem Tode gab. Den Schilderungen der Zeitungskorrespondenten nach läßt sich dies Diner in seiner Zauberpracht nur mit den Banketts aus „Tausend und eine Nacht" vergleichen. Die Tafel war mit kostbaren alten Spitzendecken, welchen blauer Atlas unterbreitet war, bedeckt. Alle Tischgeräte, Schüssel, Messer, Gabel und Löffel waren von Gold; an jedem Ende der Tafel waren Aufsätze im Renaissancestil, fünf Fuß hoch, mit Halb-Edelsteinen verziert und mit den köstlichsten Früchten angefüllt. Statt der Servietten gab es große irische Spitzentücher, in welchen die Initialen der Gäste eingestickt waren. Die Menüs waren auf Goldtabletts gemalt, welche in Email ausgeführte Szenen von Watteau darstellten. — Ein kurze Zeit auf dieses Diner folgender Ball kostete Vanderbilt weit über 100,000 Dollars. Zwölf Barrels Mehl waren zu Kuchen und Pasteten verbacken worden, die Köche verbrauchten 12,000 Eier, 1100 Pfund Fleisch, 300 Quart Gelee, 400 Hühner und 12 Gallonen Portwein, Madeira und Claret. Im Laufe der Nacht trank man 1750 Flaschen Champagner, 90 Flaschen Sherry, 1225 Flaschen Rheinwein, 1300 Flaschen Rotwein und 670 Flaschen andere Weine. Die für die Dekoration der Souper-Tafeln und Ballsäle verwendeten Blumen waren aus Florida herbeigeschafft worden und kosteten 20,000 Dollars; das Damastgedeck, welches für diese Gelegenheit eigens fabriziert worden war, kostete 15,000 Dollars. Die Toiletten der Damen waren prachtvoll, obgleich die meisten durch eine Ueberladung mit Brillanten schlechten Geschmack verrieten; zwischen den männlichen Besuchern schien ein edler Wettstreit zu herrschen, wer den andern durch die größten Brillant-Hemdknöpfe überbieten könne. Ueber dieses Fest brachte der „New-York-Herald" am andern Morgen nicht weniger als fünfundzwanzig Spalten Beschreibung, und die anderen Zeitungen brachten verhältnismäßig ebenso ausführliche Berichte. Vanderbilt wurde geradezu beschuldigt, diese exorbitanten Schilderungen provociert zu haben, indem er einem jeden der in corpore geladenen Journalisten eine 1000 Dollarnote in die Serviette habe einknüpfen lassen.

Digitized by Google

Den Reklamehelden bietet aber nicht nur das Leben, nein auch der Tod Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Großmanns- und Reklamesucht. Wie im alten Griechenland, so sah sich auch im alten Rom die Gesetzgebung gezwungen, zu wiederholtenmalen scharfe Bestimmungen gegen den überhandnehmenden Begräbnisluxus zu erlassen. Daß diese Erlasse in der That eine Notwendigkeit waren, geht aus dem Berichte des Plinius hervor, daß man sogar gemalte und polierte Scheiterhaufen hatte, daß deren bei der Totenfeier Sullas sechstausend brannten und daß, als Nero seine Gemahlin Poppäa Sabina begrub, mehr Weihrauch und Kassia verräuchert wurde, als ganz Arabien in einem Jahre nachwachsen lassen konnte. Römische Geschichtsschreiber berichten, daß sich einzelne Familien durch ein einziges mit allem Pomp ausgestattetes Leichenfest und das darauf folgende Leichenmahl stark in Schulden stürzten, ja förmlich ruinierten, da der Aufwand wahre Unsummen verschlang.

War ein vornehmer Mann gestorben, so wurde der mit den Insignien des Amtes, das der Tote innegehabt, geschmückte Leichnam auf einem mit purpurnen, golddurchwirkten Decken versehenen und mit Kränzen verzierten Paradebett im Atrium des Hauses aufgestellt; daneben standen Rauchpfannen und zum Zeichen der Trauer waren Tannen- und Cypressenzweige angebracht. Am Tage des Begräbnisses ward das Publikum zur Teilnahme an der Feier durch den Ruf der Herolde eingeladen:

„Ollus (Ille) Quiris leto datus. Exsequias quibus est commodum ire iam tempus est. Ollus ex aedibus effertur.“ (N. N. ist des Todes verblichen. Wer es kann, mag sich jetzt dem Leichenzuge anschließen. Eben wird er zum Hause herausgetragen.“) Der Leichenzug wurde geordnet durch den Dissignator und seine Diener. Eröffnet wurde der Zug (pompa funebris) durch ein Musikkorps (die Zahl der Flötenbläser wurde durch die Gesetze auf zehn beschränkt) und die Klageweiber, welche ein Klagelied absangen, auch wohl durch Klagegeberden ihren bezahlten Schmerz ausdrückten. Zum Kontrast folgte eine Schar von Tänzern und Mimen, welche teils auf ernste, teils und besonders durch komische, nicht selten possenhafte Weise die hervorstechendsten Charakterzüge des Verstorbenen zur Anschauung brachten. Höchst eigentümlich war die hierauf folgende Prozession der Ahnenbilder. Es waren diese Ahnenbilder nicht nur bloße Wachsmasken oder Wachsbüsten, wie man sie in dem Atrium, dem Hauptsaale des Hauses, in Schränken aufbewahrte, sondern auch ganze Wachsfiguren in der vollen Amtstracht eines jeden der dargestellten Ahnen. Die Wachsmasken und Büsten wurden von Schauspielern aufgesetzt, die nun förmlich die betreffenden Ahnen vorstellen mußten. Die ganzen Wachsfiguren wurden auf Wagen sitzend mitgeführt. Wie im Leben den Würdenträgern die Liktoren vorangegangen waren, so zogen auch hier dieselben den Wachsbildern voraus. Auf mehrere Hunderte belief sich bei den vornehmsten Geschlechtern

Digitized by Google

die Zahl dieser Ahnenbilder; vom Leichenbegängnisse der Marcia wird berichtet, daß bei demselben ein größerer Zug von Ahnenbildern als von lebenden Begleitern der Leiche zu sehen war. Beim Begräbnisse des Sulla sollen sogar 6000 dieser Bilder mitgeführt worden sein. Daran schlossen sich allerlei Erinnerungen an die Thaten des Verstorbenen, Abbildungen der von ihm eroberten Städte, erlangten Auszeichnungen und dergleichen. Nun folgte das Paradebett, auf welchem der Tote in voller Galatracht saß; er wurde getragen von den nächsten Verwandten, den Erben und Freigelassenen, an welche sich dann die übrigen Leidtragenden in schwarzen Kleidern und ohne allen Schmuck, die Söhne mit verhülltem Haupt, die Töchter mit aufgelösten Haaren anschlossen. Der Grieche Polybius spricht mit Lebhaftigkeit von dem imposanten Anblick, den es gewährte, wenn nun der Leichenzug sich nach dem Forum bewegte und dort vor den Rednertribünen Halt machte, um die Leichenrede (laudatio funebris) anzuhören. Da wurden die Ahnenbilder auf den elfenbeinernen Amtssesseln in weitem Kreise niedergelassen. „Etwas schöneres", so sagt Polybius, „kann ein des Ruhmes und der Tugend beflissener junger Mann nicht leicht sehen." Ein Verwandter des Verstorbenen hielt nun vor der versammelten Menge und vor den gleichsam zum Leben zurückgekehrten Ahnen die Leichenrede, (worin der bestehenden Sitte nach nicht nur von dem Leben und den Thaten des zu bestattenden Toten die Rede war, sondern ganz besonders auch ein Rückblick auf die glorreiche Geschichte des Geschlechtes und der einzelnen Vorfahren geworfen wurde.*) Das „De mortuis nil nisi bene" pflegten die Redner im strengsten Sinne des Wortes zu beobachten, weshalb schon die alten Schriftsteller bemerken, daß die Leichenreden eine Hauptursache der Geschichtsfälschung seien.

Der Verbrennung des Toten, wobei der abgebrannte Holzstoß nicht selten mit Wein gelöscht wurde, folgten Opfer- und Leichenmahlzeiten, auch veranstalteten vornehme Familien, um ihren Ruhm, das Renommee ihres Adeltums, ihres Reichtums noch mehr zu befestigen, große öffentliche Mahlzeiten, Fleischverteilungen, theatralische Vorstellungen und Gladiatorenkämpfe, wozu das ganze Publikum geladen ward. —

Einer höchst originellen Reklame beim Begräbnisfeste bedienen sich die Chinesen. Die Sitte derselben erfordert, daß der Tote mit mehreren Anzügen angethan in den Sarg gelegt werde. Reichen die Mittel nicht aus, dieser allerdings kostspieligen Sitte Genüge zu thun, so hilft man sich mit Anzügen, die bis auf die Schuhe und Mützen herab, aus der allerschlechtesten Seide oder selbst aus Papier zusammengekleistert, in besonderen Läden zu diesem Zweck verkauft werden. In einiger Entfernung gesehen, machen sie sich ganz gut und reichen vollständig hin, den Schein zu wahren. Wie die Orientalen überhaupt, so lieben auch die Chinesen freigebig zu scheinen und große Geschenke

*) Bender, Rom und römisches Leben, S. 302; Polybius VI., S. 53.

Digitized by Google

zu machen, während der Geber sicher darauf rechnet, daß sie nicht angenommen werden, und es von seiten des Empfängers sogar Mangel an Takt und einen Verstoß gegen Sitte und Anstand verraten würde, wollte er dieselben annehmen. So gibt es denn unzählige Gelegenheiten, wo es herkömmlich ist, daß Freunde und Bekannte sich Anstandsgeschenke übersenden. Um sich nun nicht in unnötige Unkosten zu stürzen, geschieht es wohl, daß man die Gegenstände, die man auf solche Weise zu verschenken wünscht, sich nur leiht oder unter der Bedingung kauft, daß sie zurückgegeben werden können, falls der Beschenkte sie, wie man hofft und erwartet, dankend ablehnt. Für solche Gaben hat man einen eigenen Namen; sie heißen „Pferde zum bloßen Ansehen."*)

Mit unerhörtem Prunk werden zumeist auch die Großen, die Herrscher der Erde bestattet. Die Leichen werden auf eigens hergerichteten Parabebetten ausgestellt, und wochen- ja monatelang ist strengste Trauer dem ganzen Lande vorgeschrieben.

Den denkbar höchsten Grad derartigen Aufwandes, derartiger Reklamesucht erreichen wohl die Leichenfeierlichkeiten, die unter den Eskimos und den Indianern der Nordwestküste Amerikas bereitet werden, um dem Verstorbenen und den Angehörigen einen großen Namen zu verschaffen. Diese Leichenfeierlichkeiten sind mit einem Schenkfeste (potlash) verbunden, während welchem von den Hinterbliebenen ganze Massen von Decken, Kleidungsstücken und dergl. an alle diejenigen verschenkt werden, die an dem Feste teilnehmen. Kapitän Jacobsen berichtet über ein derartiges Fest, welches von fünf verschiedenen Familien gegeben wurde, die sich gemeinsam zu diesem Feste vereinigt hatten, um das Andenken ihrer Verstorbenen ins rechte Licht zu bringen. Im Namen jeder Familie fungierte ein Mitglied derselben als Repräsentant beim Feste.

„Nach Beendigung des Essens", so schreibt Jacobsen**), „wurde das Oberlichtfenster in der Mitte des Daches herausgenommen und es begann ein Schauspiel ganz eigener Art, indem nunmehr der große Akt des Verteilens der Geschenke sich abspielte. Man würde so viele Gegenstände, wie ich weiter unten aufzählen werde, kaum durch das gewöhnliche Einsteigeloch in der Mitte des Fußbodens haben hineinbringen können und man versuchte dieses auch gar nicht, sondern wählte den Weg durch das Oberlichtfenster. Es bot eine hübsche Augenweide dar, als eine lange Leine von oben durch die Fensteröffnung hinabgelassen wurde, welche die Eskimos langsam herunterzogen. An dieser Leine befand sich alle paar Fuß einer der als Geschenk zu verteilenden Gegenstände. Da die dortigen Eskimos nicht nach dem dekadischen Zahlensystem, sondern nach der Anzahl ihrer Finger und Zehen rechnen, so entspricht die höhere Zahleneinheit der Zwanzig. Die Geschenke waren deshalb auch immer in Gruppen zu 20 angeordnet. Während diese Gegenstände langsam hinabgezogen wurden und bald

*) „Ausland", Nr. 36, 1866.

**) Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas, S. 263.

Digitized by Google

den Innenraum des Festhauses mit ihrer stattlichen Menge anfüllten, wurde ein gemeinsamer Gesang vorgetragen. Der Inhalt des letzteren besagte, daß nunmehr das Eigentum der Verstorbenen verteilt würde, und daß alle Anwesenden eingeladen seien, ihren Teil von der Erbschaft zu empfangen. Hierauf wurde der Verstorbene außerordentlich gelobt, indem darauf hingewiesen wurde, daß er ein großes Vermögen hinterlassen habe.

Es wurden verteilt:

20 Stück Nähtaschen aus Renntierfell.
20 Stück Regenmäntel für Kinder.
20 Stück Tücher.
20 große Kamelikas, Regenmäntel aus Seehundsnetz.
20 Paar Stiefel.
20 Paar kleine Seehundsblasen.
20 Faden buntes Baumwollenzeug.
20 Hemden von buntem Baumwollenzeug.
20 Matten für Kajaks.
20 Seehundsblasen.
20 Stück Unterhosen.
20 Paar Frauenstiefel.
20 Kamelikas.
20 Nähsäcke aus Lachshaut.
20 geschnittene Riemen aus Seehundsfell.
20 europäische Messer.
5 Stück große Maklak- (Seehunds-) Felle.
20 Bündel getrockneter Lachse.
20 Stück Fenster, respektive die Seehundsdärme dazu.
20 Stück Nähtaschen aus Walroßkehlen.
20 Paar wasserdichte Handschuhe.
20 Kamelikas.
20 Paar kleine Stiefel.
20 Paar Kinderstiefel.
20 Paar Stiefel für Erwachsene.
20 Vorspitzen für Harpunen.
20 Harpunen.
20 hölzerne Speiseschüsseln.
20 Vogelharpunen.
20 Blasen zu Vogelharpunen.

u. s. w. u. s. w.

Es dauerte einige Stunden, bevor die Sachen hinabgelassen waren und nahm fast die ganze Nacht in Anspruch, bevor alles an

Digitized by Google

die Teilnehmer des Festes verteilt worden war. Mit den fünf Familien-Repräsentanten ging gegen Schluß des Festes eine merkwürdige Veränderung vor, indem sie sich nämlich, als ein äußeres Zeichen dafür, daß sie alles zu Ehren der Verstorbenen verschenkt hatten, sämtliche Haare des Körpers vollständig abschoren. Alsdann begannen sie sich zuletzt auch noch des einzigen Besitztums, ihrer Kleider, zu entledigen und warfen dieselben aus dem Kassigit, der Hütte, hinaus. Nunmehr konnten sie mit Fug und Recht behaupten, daß sie absolut gar nichts mehr besäßen. Diese bis aufs äußerste getriebene Entsagung wurde sofort belohnt, indem von unsichtbarer Hand Kleidungsstücke geflogen kamen, welche von den fünf Personen sofort angezogen wurden."

Digitized by Google

Geldprotzen und Parvenüs.

Wer wäre in seinem Leben noch nicht mit einem Geldprotzen zusammengetroffen, wer kennte sie nicht, jene zweibeinigen Narren, die kein größeres Vergnügen kennen, als allüberall ihren Reichtum auszuposaunen!

Die wahre Type eines solchen Geldprotzen ist Trimalchio, jene ergötzliche Karikatur, welche uns Petronius in seiner berühmten Satire aus der Zeit des Kaiser Nero gibt.*)

Trimalchio, ein reicher Parvenü, hat seine Freunde zu einem Gastmahle geladen und krebenzt während desselben seinen Gästen einen Wein, von welchem er beiläufig erwähnt, daß derselbe auf einem seiner Landgüter gewachsen sei, das er selbst aber bisher noch nicht einmal gesehen habe. Als während des Auftragens der Speisen zufällig eine große silberne Schüssel zu Boden fällt und ein Knabe dieselbe aufhebt, läßt ihm Trimalchio Backenstreiche geben und befiehlt ihm, die Schüssel wieder hinzuwerfen. Gleich darauf kommt ein Küchenjunge und wirft das Silber samt dem Auskehricht weg.

Weiter wird geschildert, wie das von Trimalchio bereitete Gastmahl durch den Eintritt eines Aktuarius, eines Hausschreibers, unterbrochen wird, welcher seinem Herrn einen Tagesbericht vorliest über das, was an diesem Tage sich auf den Gütern des Trimalchio ereignet habe. Hier liegt die Pointe der Reklame darin, daß dieser karikierte Prahler Trimalchio sich einen Bericht erstatten läßt ganz in der Form und Weise, wie täglich die von der Regierung oder dem Senate herausgegebenen acta urbana erschienen, also gerade wie wenn seine Besitzungen die Größe und Bedeutung einer ganzen Stadt hätten und darum ein eigenes Tageblatt, ihre eigenen Acta diurna, wie die Weltstadt Rom selbst hätten. In derselben karikierten Uebertreibung der Größe und des Reichtums sind alle einzelnen Angaben des Tagesberichtes gehalten. Die Stelle bei Petronius lautet also: „Die Ausgelassenheit des Tanzes unterbrach ein hereintretender Aktuar, ein Hausschreiber, welcher, als läse er den Tagesbericht einer Stadt, folgendes vortrug: „Auf dem Cumanischen Landgute, welches dem Trimalchio

*) Petronius, Das Gastmahl des Trimalchio.

Digitized by Google

gehört, sind am 26. Juli geboren worden 30 Knaben und 40 Mädchen; von der Tenne wurden in die Scheunen gebracht 500,000 Scheffel Weizen; 500 Ochsen wurden gezähmt. — An demselben Tage wurde der Sklave Mithridates ans Kreuz geschlagen, weil er von dem Genius unseres Herrn übel gesprochen hatte. — An demselben Tage wurde die Summe von einhunderttausend Sestertien bar in die Schatzkammern gelegt, weil das Geld sonst nicht angebracht werden konnte. — Unter dem nämlichen Datum entstand ein Brand in den pompejanischen Gärten; er kam in dem Hause des Verwalters Nesta zum Ausbruch. . . .

„Wie?" unterbrach hier Trimalchio, „seit wann sind die pompejanischen Gärten für mich angekauft worden?" —

„Erst seit dem vorigen Jahre," antwortete der Hausschreiber, „deswegen sind sie auch noch nicht in Rechnung gebracht worden."

Da wurde Trimalchio glühend vor Zorn und sagte: „Wenn Grundstücke für mich angekauft werden und mir dieses nicht innerhalb eines halben Jahres zur Anzeige gebracht wird, so sollen sie mir nicht mehr in Rechnung gestellt werden."

Darauf wurden von dem Hausschreiber weiter vorgelesen die Namen und die Edikte der Gutsverwalter; ferner, daß eine Freigelassene von ihrem Manne, einem Oberaufseher, verstoßen worden sei, weil sie in sträflichem Umgange mit einem Bader betroffen wurde; daß ein Thürhüter nach Bajä verbannt worden; daß ein Rechnungsführer in Anklagestand versetzt und durch ein von Kammerdienern zusammengesetztes Gericht verurteilt worden sei" u. s. w.

Bezeichnend ist, daß Trimalchio sein Vermögen auch auf seinem Grabsteine angeben läßt; er gleicht darinnen dem Freigelassenen P. Decimius, der auf seinem Monumente angibt, daß er ein Vermögen von 520,000 Sestertien hinterlassen habe.

Wie ein Parvenü unserer Tage sich bemüht, sein Licht leuchten zu lassen, wie er bestrebt ist, sich die höheren gesellschaftlichen Kreise zu erschließen, schildert der verstorbene Kalisch mit folgenden Worten:

„Aller Anfang ist schwer. Der Emporkömmling, der zum erstenmale seine Salons eröffnet, nimmt es mit seinen Gästen nicht sehr genau. Da sieht man denn Ritter, die sich selbst zu Rittern geschlagen, Grafen, deren Grafschaften in unentdeckten Ländern liegen, Marquisinnen mit langen Namen und Schleppen und in deren Blicken das Vestafeuer längst erloschen, Prinzessinnen, von denen die Philosophie des Gothaischen Almanachs sich nichts träumen läßt und deren Verwandte, wer weiß wo, mit Schwefelhölzchen handelten oder gar die Straßen kehrten. Der Amphitryon sorgt für ein vortreffliches Orchester und noch vortrefflicheres Büffet. Er bietet seinen Gästen zum Souper die feinsten Weine, das kostbarste Wildpret und, obgleich der Schnee auf den Dächern liegt, die dicksten Spargel und die aromatischsten Erdbeeren. Der Zweck einer solchen Soiree wäre jedoch verfehlt, wenn der Glanz derselben nicht in den öffentlichen

Digitized by Google

Organen bewundert würde. Er hat es deshalb nicht unterlassen, eine Schar Journalisten einzuladen, die am folgenden Tage die Herrlichkeit dieser Soiree, die Liebenswürdigkeit des Hausherrn, die Grazie der Hausfrau, die ebenso pracht- als geschmackvolle Einrichtung der Salons, die Leistungen der Künstler und ganz besonders die ausgezeichnete Gesellschaft rühmen, in der sich Graf M—y und der geistvolle Prinz C—a befanden und die Prinzessin P—i unter den vielen Schönheiten durch ihre eigentümliche, höchst malerische Toilette die Bewunderung aller erregte.

Durch diese Posaunenstöße angelockt, bestrebt man sich schon in weiteren Kreisen um die Gastfreundschaft des Emporkömmlings, und nach und nach werden seine Soireen und seine Bälle auch von den Berühmtheiten des Tages besucht und von den großen Pariser und auswärtigen Zeitungen besprochen. Der Parvenü liest die Schilderung seiner Feste und die Namen seiner Besucher in der Indépendance Belge, und er unterläßt auch nicht, die betreffenden Exemplare dieses vielgelesenen Blattes in einem Salon auf den Tisch zu legen, wo die neuesten Erscheinungen der Litteratur die vergoldeten Rücken zeigen. Der Hausherr selbst betrachtet von diesen Erscheinungen sowie von dem Inhalt der reichverzierten Bücherschränke auch niemals mehr als die glänzende Rückseite. Freilich merkt man an seiner Unterhaltung, an den derben Ohrfeigen, die er in seinem Gespräche unabläßig der Grammatik versetzt, an seinen gemeinen Redewendungen, an der Plattheit seiner Gesichtszüge und an seinem ganzen Gebahren, daß die Musen und Grazien nicht an seiner Wiege gelächelt. Allein die Musen und Grazien geben keine glänzenden Abendunterhaltungen, und die Unwissenheit und Flachheit des Wirtes benehmen seinem Chateau Margaux nicht das Bouket, den Trüffeln in seinen Feldhühnern nicht den angenehmen Duft, den seltenen Früchten, die in reicher Fülle die Tafel zieren, nicht die süßanlockende Würze. Indessen werden solche Salons nicht blos der Tafelfreuden wegen besucht. Ernstbedachte Mütter, die reicher an Töchtern sind als an Mitgift für dieselben, werfen hier Netze nach Schwiegersöhnen aus. Man sieht in solchen Kreisen einen reichen Flor junger Schönen und es gelingt auch mancher Mutter, nach vielen vergeblichen Versuchen endlich einen unvorsichtigen Eidam im Netze zappeln zu sehen.

Eine Hauptsorge des Parvenüs, der in der Pariser Gesellschaft eine Rolle spielen will, besteht darin, den ersten Vorstellungen beiwohnen zu können. Die erste Darstellung eines Stückes in einem großen Pariser Theater ist immer ein Ereignis. Alles, was die Weltstadt an Litteratur- und Kunstgrößen besitzt, sowie die Spitzen der Diplomatie und der Finanz sind dann zugegen, und die Damen zeigen sich bei einer solchen Gelegenheit in den kostbarsten Toiletten. Schon mehrere Monate bevor ein Stück von Emile Augier, Dumas Sohn oder Victorien Sardou in Szene geht, thut man Schritte, um sich einen Platz für die erste Aufführung zu sichern. Dies gelingt aber nicht durch Geld allein;

Digitized by Google

man muß auch Einfluß in gewissen Kreisen haben, wenn die Schritte nicht vergebens sein sollen. Es ist daher eine große Ehre, an solchen feierlichen Abenden sich in einer Loge spreizen zu können und am folgenden Tage unter den berühmtesten Namen seinen eigenen zu lesen. Eine große Ehre ist es auch, zu den Ministerbällen und den diplomatischen Soireen zugelassen zu werden. Warum sollte er aber nicht zugelassen werden? Hat er nicht erst vor kurzem fünfhundert Brote unter die Armen seines Viertels verteilen lassen? Hat er nicht eine bedeutende Summe für das „Asyle de Prince Impérial" geschickt? Ist seine Gattin nicht „Dame Patronesse" mehrerer mildthätiger Anstalten? Und haben nicht alle Zeitungen zu wiederholtenmalen die Wohlthaten gepriesen, die er im Verborgenen ausübt?

Der Parvenü will aber nicht blos als wohlthätiger Mann, er will auch als Mäcen gelten. Er besucht daher häufig das Hotel Drouot und läßt sich von einem Bilderhändler zuflüstern, welche Werke er kaufen, wie viel er dafür bieten soll. Hat er irgend ein Bild um einen hohen Preis an sich gebracht, so wird seine Kunstliebe in den Tagesblättern gerühmt und daran liegt ihm viel mehr als an dem Kunstwerke, das er bei der ersten besten Gelegenheit wieder losschlägt. Er kauft wohl auch alte Rüstungen und stellt sie in einem besonderen Saal auf, und wenn er dieselben seinen Besuchern zeigt, geberdet er sich, als ob diese Helme und Harnische von seinen Ahnen in wütenden Schlachten getragen worden wären, während seine Ahnen friedliche Pfeffertüten drehten, oder Schere und Bügeleisen hantierten.

Es gibt in Paris nicht wenige Emporkömmlinge, die alte Porträts in Perrücken und besternten Fräcken kaufen und dieselben als Konterfeis ihrer Vorfahren an die Wände hängen; ja, sie lassen wohl auch zu diesem Zweck Feldherren und Admiräle in den absonderlichsten Uniformen malen. Es gibt Künstler, die fast ausschließlich solche phantastische Ahnen fabrizieren, Antiquitätenhändler, die mit diesen „Ahnen" ihre besten Geschäfte machen. Schämt sich der Parvenü seines bürgerlichen Namens und sucht er ein Adelsdiplom zu erlangen, so wird ihm solches von irgend einer Seite bereitwilligst verabreicht. Es ist für einen Grafen viel schwerer, Millionär, als für einen Millionär, in den Grafenstand erhoben zu werden. Die Würden bringen nicht zu Geld; das Geld aber bringt heutzutage zu allen Würden, bis auf die persönliche, an der freilich nicht viel liegt. Ein solch frischgebackener Graf hat mehr Stolz als ein Montmorency, und seine Nachkommenschaft sieht mit großer Verachtung auf die Roturiers.

Es gibt aber auch Parvenüs, die nach litterarischem oder künstlerischem Ruhme geizen. Es gibt Rentner, die sich als Maler, andere, die sich als Musiker, wiederum andere, die sich als Schriftsteller einen Namen erwerben wollen. Sie lassen sich ihr Farbengeklecks von einem befreundeten Maler, ihre Arien von einem Tonkünstler, ihre Verse mit den verwachsenen Füßen von einem Dichter ausbessern, und ihre Namen prangen dann in den Katalogen der Kunst-

Digitized by Google

ausstellungen, auf Konzertprogrammen und in Gedichtsammlungen. Ich kenne einen Millionär, der die Musen liebt, ohne von ihnen geliebt zu werden, und da sie bei ihm nicht freiwillig einkehren, so zieht er sie bei den Haaren herbei. Er ist nicht damit zufrieden, sein Klavier vom frühen Morgen bis spät am Abend so zu quälen, daß es vor Schmerz und Zorn ein Zetergeschrei erhebt und die Ohren der Nachbarschaft zerfleischt, er will auch als Opernkomponist mit Meyerbeer um die Palme ringen. Da nun kein Theaterdirektor sich dazu verstehen mag, die Werke des reichen Musenliebhabers in Szene zu setzen, so bezahlt dieser außer den beträchtlichen Kosten der Aufführung noch obendrein dem Direktor und der Claque eine bedeutende Summe und hat dann das Vergnügen, mit dem einfältigen Kinde seiner musikalischen Laune das Publikum einen oder zwei Tage gähnen zu machen.

Ich kenne einen andern, der an der Börse ein großes Vermögen erworben und jetzt in seiner Zurückgezogenheit durchaus als Gelehrter gelten will. Er gibt jungen Gelehrten große Diners, läßt sich von einigen derselben die Notizen sammeln, von den andern die einzelnen Kapitel ausarbeiten und schickt unter seinem Namen das zusammengestoppelte Buch in die Welt. Es fehlt dann auch nicht an Rezensenten, welche sich die Straßburger Gänseleberpasteten, die getrüffelten Feldhühner, den Château Lafitte und die Havannazigarren vortrefflich schmecken lassen und aus Dankbarkeit das Werk loben, das nicht seinen Meister lobt."

Bis zu welch wahnsinnigen Marotten sich die Reklame, die Großmannssucht einzelner versteigen kann, zeigt eine vor kurzem der „Frankfurter Zeitung" aus London zugegangene Notiz: „Mr. Bizdulph Smith, einer der reichsten Privatiers Londons, wandte sich vor einigen Monaten an Mme. Tissaud mit der Anfrage, was er ihr zu zahlen habe, wenn sie seine Person unter den andern Berühmtheiten ihres Wachsfiguren-Kabinetts aufstelle. Mme. Tissaud sagte, die Sache habe bedeutende Schwierigkeiten; ihre Sammlung enthalte Fürstlichkeiten, große Dichter, Künstler, Generäle, Räuber und Mörder, aber zu all diesen gehöre Mr. Smith nicht, und sie wisse nicht, wie der Führer ihn den Gästen präsentieren könne. Die Unterhandlungen zogen sich bedeutend in die Länge, vor einigen Tagen endlich kam Mr. Smith triumphierend ins Wachsfiguren-Kabinett und sagte der Inhaberin: „Heureka, lassen Sie meine Figur aufstellen, hier haben Sie einen Check auf fünftausend Pfund Sterling, und wenn die Besucher bei mir anlangen, sagen Sie: „„Hier ist die getreue Kopie eines Mannes, der ein Eintrittsgeld, das ein Vermögen beträgt, gezahlt, um in die wächserne Gesellschaft aufgenommen zu werden."" Natürlich acceptierte Mme. Tissaud, und an Mr. Smiths Ebenbild wird nun fleißig gearbeitet." —

Es gibt in Großstädten, wie Paris, London und New-York viele Familien, viele Häuser, in denen es an den sogenannten Empfangsabenden außerordentlich glänzend hergeht; allein das ist erborgter Glanz. Die Gemälde, die das Auge fesseln,

Digitized by Google

sind vom Bilderhändler, die vergoldeten Sessel vom Möbelhändler, die Diamanten und Perlen, welche die Hausfrau um den Hals und in den Haaren trägt, vom Juwelier gemietet, und kaum daß der letzte Gast den Salon verlassen, müssen die kostbaren Gegenstände wieder ihren Eigentümern zugestellt werden. Selbst die Früchte, die riesigen Aepfel und Birnen, die in silbernen Vasen prangen, sind, wie die Vasen selbst, blos gemietet. Nicht selten wird auf solche Tafeln eine herrliche Lachsforelle gestellt und, nachdem sie einige Augenblicke die Bewunderung der Gäste erregt, entfernt, um, wie man sagt, zerlegt zu werden. Den Gästen werden dann kleine Stücke einer winzigen Lachsforelle serviert; von dem prächtigen Fisch aber ist, wie von Schillers Mädchen aus der Fremde, jede Spur verloren. Er war ebenfalls gemietet und ist nach seiner kurzen Gastrolle zu dem Delikatessenhändler zurückgewandert, um morgen vielleicht auf einer anderen Tafel zu paradieren. Und wie ist es mit den herrlichen, goldglänzenden Prachtwerken bestellt, welche dort zur Zerstreuung der Gäste auf den Tischen liegen? Nun, am Morgen sandte „die gnädige Frau" ein zierliches, parfümiertes Billet zu dem das Modejournal liefernden Buchhändler und bittet denselben, ihr doch einige der neuesten Prachtwerke „zur Auswahl" zu senden, da sie ein Geschenk zu machen habe. Die Prachtwerke liegen zur Ansicht aus, um aber gleichfalls am nächsten Tage sämtlich zurückzuwandern. Eine beigelegte Karte bedeutet den Buchhändler, daß sich „die Gnädige" bezüglich des Geschenkes „anders entschlossen habe."

Doch wer ist jener junge, hübsche, vornehm aussehende Mann, der mit seinen Geistesfunken die Gesellschaft den ganzen Abend hindurch so vortrefflich zu unterhalten weiß, der bald am Piano sich verdient zu machen versteht, bald dieser, bald jener Dame eine Schmeichelei, bald diesem, bald jenem Herrn eine Artigkeit zu sagen weiß? Er ist von der „gnädigen Frau" als „Graf Pallavachini" mit großer Ostentation vorgestellt worden, und doch, was würden die lieben Gäste sagen, wenn sie wüßten, daß auch dieser Graf ein für den Abend ermietetes Möbel ist, dessen Aufgabe es ist, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, dadurch einflußreiche Gäste ins Haus zu ziehen, die Töchter an den Mann, die Söhne an die Frau oder in den Staatsdienst zu bringen? Der „liebe Graf" gehört zu jenen, in den großen Weltstädten nicht seltenen Leuten, die ein Geschäft aus ihren gesellschaftlichen Talenten machen, zu einer derartigen Kompagnie, die sich in New-York und London zuerst vor zirka fünf Jahren bildeten. Der Prospekt einer solchen Kompagnie lautet wie folgt:

„New-York, den 14. Januar 1887.

Familien, welche Gesellschaften, Bälle, Diners oder sonstige Unterhaltungen zu geben beabsichtigen, werden mit Vergnügen erfahren, daß Personen, welche zum Gelingen dieser Veranstaltungen wesentlich beizutragen befähigt sind, durch Vermittelung des „Globe-Büreaus" geladen werden können. Die betreffenden

Digitized by Google

Perſonen machen keinen Beruf daraus, ſondern es ſind Leute von feiner Bildung, von geſellſchaftlicher Stellung und tadelloſer Erſcheinung. Ihre Haltung und Kleidung iſt von vollkommener Eleganz. Sie ſind fähig, ſich unter die Gäſte zu miſchen, zu ſpielen, zu ſingen, in jeder Weiſe an der Konverſation teilzunehmen, wenn nötig, amüſante Geſchichten zu erzählen, Lieder vorzutragen, oder ſonſt irgend etwas zu thun, was dazu beitragen kann, den Abend in glatter und angenehmer Weiſe verlaufen zu laſſen.

Das „Globe-Büreau" entſpricht mit dieſer geſchäftlichen Organiſierung der von ihm ausgeführten Vermittelung nur den beſtändig wachſenden Anforderungen, die an ſeine Unternehmer von einer großen und umfangreichen Klaſſe wohlhabender Bewohner New-Yorks geſtellt werden. Die Mitwirkung der oben näher bezeichneten Perſonen kann für den Preis von fünfzehn Dollars pro Perſon für den Abend erlangt werden. Wir garantieren ſelbſtverſtändlich die ſtrikteſte Ehrenhaftigkeit und Verläßlichkeit der von uns ausgeſchickten Perſonen.

Die Verwaltung des Globe-Büreaus."

Digitized by Google

Sensationswüteriche, Sportshelden, Wettläufer, Bergfexe, Passionsschwimmer, Vielfraße, Hungerleider, Scheintote und Selbstmörder.

Von Ruhmsucht und Ehrgeiz geplagte Menschenkinder finden sich bei allen, auch den entlegensten Völkern. Schon das Altertum weiß von sensationsdurstigen Narren zu erzählen, die, um sich einen Namen zu machen, auf die absonderlichsten Dinge verfielen. Der eitle Cyniker Peregrinus Proteus gab den schaulustigen Griechen das interessante Schauspiel einer Selbstverbrennung, der Reisende Buchner erzählt von einem Polynesier, der, nur um in das Renommee eines furchtbaren Menschen zu gelangen, seine eigene Frau lebendig briet und fraß.

Sicherlich höchst originell ist auch die Art und Weise, wie der Sohn eines Poncahäuptlings sich mit einem Schlage Ruf und Bedeutung errang.*)

Der alte Häuptling Schu-be-ga-cha, der seinen Sohn alt genug glaubte, um selbst eine Familie gründen zu können, stattete diesen zu solchem Zwecke vollständig aus, er errichtete ihm ein wohnliches Zelt, gab ihm 9 Pferde und viele andere wertvolle Dinge zum Geschenke. Diese Geschenke verwendete nun Hongskay-de, des Häuptlings Sohn, in folgender sicherlich höchst originellen und genialen Weise. Er beschloß, die einflußreichsten Männer des Stammes durch Blutbande sich zu verbinden und ihren Einfluß so für spätere Zeiten zu sichern. Zu diesem Zwecke begab er sich zunächst zu einem der ausgezeichnetsten Männer des Stammes, und vermochte denselben in seiner Stellung als Häuptlingssohn leicht zu bewegen, ihm die Hand seiner Tochter gegen eine Gabe von 2 Pferden, 1 Gewehr und einigen Pfunden Tabakes zuzusagen. An diesen Handel knüpfte Hongs-kay-de die einzige Bedingung, daß er das Mädchen an einem bestimmten Tage in Empfang nehmen werde, bis dahin aber jeder der beiden Teile über den abgeschlossenen Vertrag strengstes Schweigen bewahren solle. In ganz gleicher Weise schloß Hongs-kay-de im Geheimen Verträge mit noch drei anderen hervorragenden Männern, welche gleichfalls im Besitze junger und hübscher Töchter

*) Catlin, Illustrations etc. of the North american Indians. Letter 26.

Digitized by Google

heiratsfähigen Alters waren. Kein einziger der vier Väter wußte auch nur das Geringste von den Abmachungen, die der Häuptlingssohn außer mit ihm noch mit drei anderen Männern geschlossen, hatte sich ja doch ein jeder zu absolutem Schweigen verpflichtet und zwar bis zu dem Tage, den Hongs-kay-be als den seiner Heirat im ganzen Stamm bekannt gegeben hatte. Dieser Tag kam und sämtliche Bewohner des Dorfes standen neugierig versammelt, um endlich zu erfahren, wer von den Schönen der Poncas die Ehre haben werde, dem Häuptlingssohne als Weib in das Zelt desselben zu folgen.

Lange wurde die Geduld der Harrenden auf die Probe gestellt, da endlich nahte der Held des Tages, gefolgt von 4 seiner Freunde, deren ein jeder zwei Pferde am Halfter führte. In der Mitte des Lagers angekommen, wo alle Stammesgenossen versammelt standen, ergriff Hongs-kay-be mit der einen Hand die Zügel der beiden Vorderpferde, nahm in die andere Hand die weiteren Geschenke, schritt auf den ersten seiner Schwiegerväter zu und sagte, auf die neben ihm stehende Tochter deutend: „Du versprachst mir die Hand Deiner Tochter auf diesen Tag, wofür Du zwei Pferde als Gegengeschenk erhalten solltest". Der Angeredete bekräftigte dies mit einem lauten „ugh!", nahm die Geschenke in Empfang und lieferte dagegen seine Tochter aus. Große Verwirrung seitens der drei anderen Väter, die gleichfalls mit ihren Töchtern erschienen waren und nunmehr über die anscheinende plötzliche Gesinnungsänderung des Häuptlingssohnes bitter enttäuscht waren und in höchster Aufregung eine Erklärung verlangten. Hongs-kay-be aber, sobald er ihre Bestürzung und Aufregung einigermaßen beschwichtigt hatte, redete die Männer also an: „Ihr habt Euch hier öffentlich zu den Verträgen bekannt, die Ihr mit mir geschlossen habt, und ich erwarte, daß Ihr dieselben halten werdet. Ich bin hier, alle meinerseits gemachten Versprechungen ganz zu erfüllen, von Euch erwarte ich dasselbe."

Nichts weiter wurde gesprochen. Jedem einzelnen der Männer führte Hongs-kay-be die bestimmten Pferde vor, überlieferte dieselben nebst den anderen Geschenken und nahm dagegen die Mädchen in Empfang, faßte je zwei mit jeder Hand und schritt so seinem Zelte zu, um das neue Leben zu beginnen. Durch diesen sensationellen und kühnen Akt steigerte der junge Häuptlingssohn sein Ansehen in den Augen des Volkes ganz ungeheuer, er legte durch denselben die Grundlage zu der Bedeutung seines späteren Lebens.

Catlin konstatiert übrigens, daß er sich gelegentlich mehrerer Besuche im Zelte Hong-kay-be's von der augenscheinlichen Harmonie der Vermählten überzeugt habe, alle fünf Personen schienen die Pflichten, die Leiden und Freuden des ehelichen Lebens in glücklichster Eintracht zu teilen. —

Es gibt auch eine Klasse von Menschen, die es vorziehen, Früchte zu ernten, die sie nicht gesäet haben, die es lieben, sich mit falschen Federn zu schmücken. Zu dieser Klasse zählen die Renommisten, die Jägerlatein-Erzähler, die sich ein Ansehen geben möchten, indem sie in überschwenglichster Weise ihren Mitmenschen

Digitized by Google

allerlei Anekdoten aufbinden, dieſelben als Epiſoden aus ihrem eigenen Leben hinſtellen, obwohl ſie in Wirklichkeit niemals derartige Erlebniſſe beſtanden haben.

Karl Immermann hat uns eine klaſſiſche Figur eines ſolchen Renommiſten

Ein Abenteuer des Freiherrn von Münchhauſen.
(Nach einer Originalzeichnung von Schröter.)

in ſeinem „Münchhauſen" gegeben, deſſen angebliche Abenteuer an Kühnheit der Erfindung bekanntlich alles überbieten.

Daß es dem berühmten Freiherren ähnliche Perſonen noch heute in Menge gibt, iſt allbekannt. Nicht immer aber gelingt ihre Entlarvung in ſo draſtiſcher

Digitized by Google

Weise, wie dies einmal einem neuen Münchhausen von seiten des Alexander v. Humboldt passierte und welche in dem Briefwechsel dieses großen Forschers mit H. Berghaus also geschildert wird:

„War Humboldt mit dem Könige in Potsdam, so pflegte er bei gutem Wetter Spaziergänge in der Umgebung der Stadt zu machen und namentlich eine Anhöhe zu besuchen, von der aus man eine Uebersicht der Landschaft und besonders der Havel-Seen hat. Eines Tages saß er auf einer Ruhebank auf dieser Anhöhe (Brauhausberg genannt), als ein junger Mann ihn flüchtig grüßte und sich neben ihn setzte. Humboldt sprach gegen den Unbekannten von der schönen Aussicht.

„Ja, die Aussicht ist ganz niedlich, sogar hübsch, aber was ist sie gegen die Aussichten in der Schweiz und nun gar gegen die vom Chimborazo! Dagegen ist sie gar nichts!"

Humboldt glaubte nach dieser Rede einen ihm noch unbekannten Reisenden vor sich zu sehen, der vielleicht nach Potsdam gekommen sei, ihn aufzusuchen; er fragte also:

„Sie waren in Amerika und auf dem Chimborazo? Ich glaubte bisher, es wären nur zwei Versuche gemacht worden, den Chimborazo zu ersteigen, einmal von Humboldt mit Bonpland und Montufar, dann dreißig Jahre später von Boussinggault und Gale. Sie haben also auch den Versuch gemacht?"

„Ich habe nicht nur den Versuch gemacht, sondern bin auf die Spitze hinaufgekommen. Meine Gefährten mußten ein paar tausend Fuß tiefer zurückbleiben".

„Darf ich fragen, wer Ihre Begleiter bei diesem gefährlichen Unternehmen waren?"

„So arg sind die Gefährlichkeiten nicht, als sie den Leuten vorgeredet werden".

„Einige Bergreisen habe ich auch und dabei die Erfahrung gemacht, daß außer anderen Gefahren die persönlichen Leiden in den höhern Luftschichten doch nicht so ganz unbedeutend sind."

„Viel Wind dabei, auf Ehre! Nur Kourage gehört dazu. Die habe ich; meinen Begleitern ging sie aus, und darum mußten sie zurückbleiben."

„Darf ich meine Frage nach den Namen Ihrer Gefährten wiederholen?"

„Sie haben sie vorhin selbst genannt. Der Humboldt hatte noch die meiste Kourage, er wollte mir nach, aber die Kräfte reichten bei ihm nicht aus. Der Franzose wollte bei jedem Schritte umkehren."

„Sie scheinen wenig über 30 Jahre alt zu sein", sagte Humboldt lächelnd; „Humboldt machte seinen Versuch 1802, und jetzt haben wir 1835. Wie reimt sich das zusammen?"

„Bitte um Vergebung. Sie verwechseln die Zahlen. Nicht 1802, sondern 1820 war ich mit dem Humboldt auf dem Chimborazo. Damals war ich 20 Jahre alt."

Digitized by Google

„Ich habe immer gehört, daß mit Humboldt nur zwei Personen waren."

„Sie irren sich, auf Ehre. Da ich selbst dabei gewesen bin, muß ich es doch besser wissen. Wenn Humboldt mich in seinen Schriften nicht erwähnt, so ist dies aus Neid geschehen, weil ich auf dem Gipfel des Chimborazo war und er nicht nachkommen konnte. Er war seitdem übler Laune und ließ sie oft an mir aus. Ich habe ihm mehrmals meine Meinung darüber derb gesagt. Da kam es einmal zu einem Wortwechsel; ich trennte mich von ihm und kehrte allein nach Europa zurück."

Jetzt wurde Humboldt ernst und antwortete:

„Ich höre gern Münchhausensche Geschichten, wenn sie gut erfunden sind, die Ihrige ist aber schlecht erfunden und dichtet überdies den häßlichen Neid einem Manne an, der sich bewußt ist, von demselben immer frei gewesen zu sein."

„Kennen Sie denn den Humboldt?"

„Ich bin es selbst."

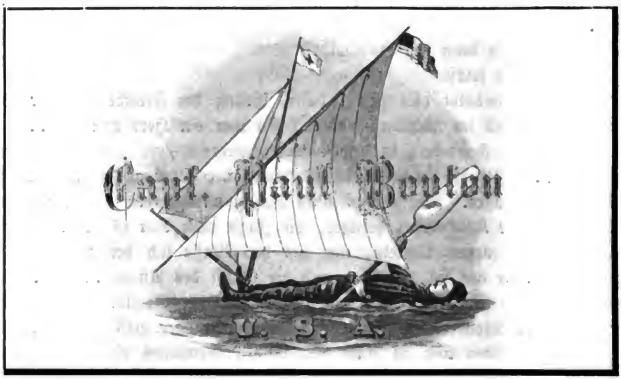
Sobald Humboldt dies gesagt hatte, sprang der Fremde von der Bank auf und verschwand im nächsten Gebüsch. Es war ein Herr von Sch..f, der später Landrat in Friedeberg in der Neumark wurde. —

Zu keiner Zeit ist die persönliche Reklame aber höher ausgebildet gewesen, als in unseren Tagen. Der Kampf ums Dasein wird immer schwerer, immer rücksichtsloser, die Konkurrenz heftiger, die Jagd nach dem Glück fieberhafter. Jeder sucht nach neuen Mitteln, um aus der Masse sich herauszuheben, die Augen der Menge auf sich zu ziehen und die Gunst des Augenblickes zu nützen soweit es möglich ist. So ist unsere Zeit die Zeit der Spezialitäten geworden, jeder sucht seine besondere Begabung, jede körperliche oder geistige Veranlagung mit Fleiß zu pflegen und zu einer Quelle des Gewinnes oder des Ruhmes zu machen.

Von der Großmannssucht wird namentlich die Sportswelt stark geplagt. Die Gier nach dem Ruhme, ein unermüdlicher Dauerläufer, ein ausgezeichneter Reiter, Schwimmer, Boxer oder Ruderer zu sein, die größte Entfernung auf dem Velociped zurückgelegt, auf den höchsten Gipfeln der Erde gestanden zu haben, oder in die tiefsten Bergwerke und Höhlen gekrochen zu sein, läßt gar viele nicht zur Ruhe kommen, treibt gar viele Menschenleben dem Verderben entgegen. Kaum ein Jahr vergeht, wo nicht die Chronik die verschiedensten Unglücksfälle zu verzeichnen hätte, daß da oder dort eine Anzahl „Bergfexe" bei dem Versuche, einen noch jungfräulichen Schneegipfel zu ersteigen, elendiglich zu Grunde gingen, da oder dort ein wahnsinniger Reiter das Genick gebrochen hätte, oder ein passionierter Schwimmer ertrunken sei. Der unsterbliche Kieselack, der seinen Namen allüberall anpinselte, der tollkühne Graf Sándor, der die verwegensten Reiterstückchen ausführte und manche andere ähnlichen Vorbilder liegen der sportslustigen Menschheit einmal zu sehr im Blute.

Digitized by Google

Einer der bekanntesten Sportsmen, die auf abenteuerlichen Wegen zum Ruhme kamen, ist der Schwimmer Kapit. Paul Boyton, der Erfinder des weltbekannten Gummi-Schwimmanzuges. Um die Vorzüge dieser seiner Erfindung, die für den Lebensrettungsdienst gewiß von unbestreitbarem Werte ist, in das rechte Licht zu setzen, die erforderliche Reklame zu machen, bestieg der Kühne am 10. Oktober 1874 den von New-York nach Europa bestimmten Dampfer „Queen", in der Absicht, 250 englische Meilen von der amerikanischen Küste entfernt in See zu springen und schwimmend wieder das Land zu erreichen. Die Ausführung dieses Vorhabens ward aber von den Seeoffizieren verhindert, da sie dasselbe als einem Selbstmorde gleichbedeutend ansehen zu müssen glaubten. Wider Willen mußte sich Boyton so zur unfreiwilligen Reise nach Europa entschließen; daß er aber



Visitenkarte meines Freundes Kapitän Paul Boyton.

seinen Entschluß keineswegs aufgegeben, bewies er dadurch, daß er in der Nacht des 21. Oktober, als das Schiff der irischen Küste nahe kam, in See sprang, um schwimmend das Land zu erreichen. Eine halbe Stunde nach dieser That erhob sich ein furchtbarer Sturm, durch welchen die britische Handelsflotte allein 56 Schiffe verlor. Diesen schweren Sturm hatte Boyton zu bestehen, und erst nach neunstündiger herkulischer Arbeit konnte er seinen Fuß auf die felsige Küste Irlands setzen. Diese unerhörte That, welche die ganze zivilisierte Welt in Erstaunen versetzte, war Kapitän Boytons Einführung in Europa. Nunmehr begann Boyton eine Reihe der abenteuerlichsten Fahrten in Europa und Amerika auszuführen, er schwamm in seinem Anzuge den Rhein, die Donau, den Po, den Arno, den Tiber, die Rhône, die Loire, den Tajo, den Guadalquivir, die Seine und andere Ströme hinab, er kreuzte den englischen Kanal, die Bai von Dublin, die Bai von Neapel, die Straßen von Messina und Gibraltar u. s. w. Seine

Digitized by Google

berühmtesten Schwimmfahrten sind die beiden auf dem Mississippi, von welchen die erste achtzig Tage, die zweite einen Monat währte, während welcher die Strecke von 1200 englischen Meilen zurückgelegt wurde. Verfasser Dieses, welcher den wackeren Kapitän während dieser Fahrt in einem kleinen Ruderboote begleitete, kann die unerhörte Ausdauer und Widerstandsfähigkeit des kühnen Schwimmers nicht genug rühmen. Höchst originell erschien mir, wie Boyton neben der Reklame für seinen Schwimmanzug auch noch zugleich für das Patentmittel St. Jacobs-Oel Reklame zu machen verstand. Verfasser hegt daher den stillen Verdacht, daß Boyton von dem Fabrikanten dieses Oeles engagiert war, um während seiner Fahrt die Vorzüge des St. Jacobs-Oeles bekannt zu geben. Allabendlich nämlich, nachdem wir in einer Stadt oder Ansiedlung Quartier gefunden hatten, salbte sich Boyton mit diesem äußerst stark duftenden angeblichen Rheumatismus-Vertreiber so ein, daß der Geruch durch die geöffneten Fenster sich über die ganze Nachbarschaft verbreitete. Den Reportern, die scharenweise herbeieilten, um den berühmten Schwimmer zu „interviewen", machte Boyton stets plausibel, daß er ohne dieses „great german remedy" längst starr und steif geworden sein würde, welche Aussage natürlich in den ellenlangen Zeitungs-Berichten über Boyton stereotyp figurierte. Jedenfalls machte der Fabrikant des „St. Jacobs-Oeles" mit dieser schwimmenden Reklame brillante Geschäfte.

Durch die Schnellen des Niagara.
(Nach einer amerikanischen Vorlage.)

Digitized by Google

Ein gefährlicher Nebenbuhler Boytons war Kapitän Webb, gleichfalls ein Schwimmbold erster Sorte, dessen Sensationswut ihn bekanntlich zu dem wahnsinnigen Versuche trieb, die furchtbaren Stromschnellen des Niagara zu durchschwimmen. Daß Webb in diesem Unternehmen, mit welchem er den Gipfel des Ruhmes zu erreichen gedachte, sein Leben verlor, ist ja bekannt. — Den Angloamerikanern liegt aber die Sensationswut im Blute, und was Webb nicht durchzuführen vermochte, daß suchten nun andere zu erreichen. Mehrfach wurden seit Webbs Tode Versuche gemacht, die berühmten Strudel zu durchschwimmen, einer der originellsten Versuche ist der, welcher am 28. November 1886 ausgeführt wurde. An genanntem Tage fuhren zwei sensationswütige Narren, Georg Hazelett und Fräulein Allen aus Buffalo in einem eigens dazu gebauten Fasse durch die Stromschnellen des Niagara. Als sie dieselben erreichten, faßten die Wogen das eigentümliche Gefährt und drehten es einige Minuten lang in exzentrischer Weise rund herum, bis es plötzlich gerade aus den Fluß hinab gegen Lewistown schoß. Nach einer Fahrt von ungefähr 200 Yards packten die Wellen das Faß und trieben es bis hart an das kanadische Ufer, wo der Strom es wieder packte und in der Richtung nach den Stromschnellen zurücktrieb. So ging es mit dem Auf- und Abtreiben 45 Minuten, wobei das Faß bald in dem Mittelpunkt der Stromschnellen, bald wieder hart an dem Ufer war. In einem der letzteren Momente wurde dem Hazelett ein Strick zugeworfen, das Faß ans Ufer gezogen, und die Insassen gelandet.

Sie waren im ganzen 1 Stunde und 15 Minuten im Faß. Frl. Allen hatte, als sie dasselbe verließ, mehrere Erbrechensanfälle, erholte sich aber bald und wurde von ihren Freunden, die sich vor Freude nicht zu halten wußten, förmlich erdrückt. —

Nicht gering ist auch die Zahl derjenigen, die durch körperliche Leistungen nach eitlem Ruhme geizen. Einige glauben denselben durch kolossale Kraftproduktionen zu erlangen, indem sie Hufeisen zerbrechen, Thaler zusammenrollen, Tische mit den Zähnen aufheben, auf einem auf die Brust gestellten Ambos herumhämmern lassen oder mit einem Kanonenrohr spazieren gehen.

Andere glauben wahre Haupthähne zu sein, wenn sie sich durch erstaunliche Leistungen im Essen oder Trinken zum Vielfraß oder Säufer degradieren. Es sind thatsächliche Vorkommnisse, daß derartige Hansnarren auf einen Sitz bis 100 zu einem Omelette zusammengebackene Eier, ein halbes oder ganzes Kalb, oder ein Schock faustdicker Leberknödel verschlungen und das Ganze mit einem Kurierstiefel voll Wein hinabgespült haben. Ereignete sich doch sogar ein Fall, wo ein Bauer wirklich und wahrhaftig sich vermaß, auf einmal einen ganzen Zentner Heu, sowie ein halbes Schock Eier zu fressen. Die Ungläubigen, die dieserhalb eine Wette eingingen, verloren dieselbe, indem das pfiffige Bäuerlein die anscheinend übermenschliche Aufgabe leicht und spielend löste, indem er den Zentner Heu zu Asche verbrannte, die Asche mit den Eiern zu einem soliden Pfannekuchen

Digitized by Google

zusammenbacken ließ und diesen mit einigen Gläsern Bieres ganz gemächlich hinunterspülte.

Von allen Todfeinden der Menschheit hielt man bisher den Hunger für den stärksten und unversöhnlichsten. Das Wort Hungerleider hat eine Beigabe grausamen Spottes. Hunger thut weh, sagt das Sprichwort, und außer den Propheten und Heiligen, die ihrerzeit glaubten, zum Heile der Menschheit Wunder wirken zu müssen, hat in früheren Jahrhunderten wohl niemand freiwillig gehungert. In neuerer Zeit hat dagegen die Sensationswut, die Sucht, von sich reden zu machen, mehrfach einzelne Leute bewogen, das Hungerleiden als Mittel zum Zwecke zu gebrauchen und sich als professionelle Hungerleider eine Art von Berühmtheit zu erwerben.

Der erste, welcher durch derartige Hungerproben sich einen Namen erwarb, war der amerikanische Dr. Tanner, welcher im Jahre 1880 eine vierzigtägige Fastenzeit absolvierte. Nach seinem erfolgreichen Vorgange erhielt er im Jahre 1886 zwei Nachfolger, die Italiener Merlatti und Succi, beide wohnhaft in Paris. Succi, ein Forschungsreisender, hatte schon in Mailand dreißig Tage unter erstaunlichen Umständen gefastet. Nicht als Kuriosum, als ein Mann der Wissenschaft, wollte er gelten. Schon wegen seiner Vergangenheit. Nachdem seines Vaters Barke, auf welcher er die Adria und das Mittelmeer durchkreuzte, eines stürmischen Tages gescheitert war, versuchte Succi sich als Forschungsreisender in Afrika. Aus den fernen Gegenden schickte er der italienischen Regierung Vorschläge über die Errichtung von Faktoreien und Begründung von Hafenstationen. Auf einer Reise in Afrika überfiel ihn ein hitziges Fieber. Von dieser Zeit stammt sein Hungerglück. Während der Krankheit und der Rekonvaleszenz aß er nämlich fast gar nicht und trank blos einen Likör, über dessen Wesen er Geheimnis bewahrt. Nach Italien zurückgekehrt, stellte er sich in Rom mehreren Aerzten mit der Behauptung vor, er brauche dreißig Tage nicht zu essen, sobald er seinen Likör getrunken habe. Die Aerzte sahen einander augenzwinkernd an, dann sagten sie zu allem gemütvoll ja und sperrten Succi ins Narrenhaus. So lange er nun hier schwor, er sei kerngesund, wurde ihm geantwortet: „So sprechen alle Kranken, die hereinkommen", und er wurde festgehalten. Als er aber schlauerweise zu rufen begann: „War ich denn verrückt, daß ich behauptete, man könne dreißig Tage ohne Nahrung leben?" — da betrachtete man ihn als geheilt und ließ ihn frei. Schnurstracks eilte er nach Mailand. Da fand er einen Gönner, Freund von originellen Menschen, und dieser Gönner half ihm ein Ueberwachungs-Komitee formieren, vor welchem Succi in aller Fröhlichkeit dreißig Tage und dreißig Nächte hungerte.

Mit diesem Renommee ausgerüstet und umgeben von einem wissenschaftlichen und einem finanziellen Generalstabe, kam nun Succi nach Paris. Dennoch ging es nicht gleich nach Wunsch. Vor allem verstutzte die Pariser Aerzte das Geheimnis des Likörs. Und da Succi seinen Likör der Analyse nicht über-

Digitized by Google

geben wollte, was hatte das Hungern noch für einen Zweck? Schließlich wurde aber doch ein Ueberwachungs-Komitee gebildet, und Succi konnte seinem Ideal nachgehen, wie sich Dr. Borghini so schmeichelhaft für den Hunger ausdrückte. Auch harte Bedingungen stellte sich der Hungerleider. Er wollte sich abmagern; jeden Tag entweder fechten, oder reiten, oder schwimmen, oder einen Dauerlauf machen, nur filtriertes Wasser und alkalische Gewässer nehmen; am Ende des Fastens dieselbe Kraft und Aufgeräumtheit zeigen wie zu Beginn, nicht zusammengebrochen daliegen. Es müsse ihm blos gestattet sein, ein Fläschchen seines Likörs am Beginne der Fastenzeit zu trinken und am Ende die Hälfte

Der Hungerleider Succi Besucher empfangend.
(Nach einem Holzschnitte der „London news".)

der Flüssigkeit aus einem andern Fläschchen, das versiegelt dem Uebernehmenden zur Aufbewahrung übergeben bleibt. Diese zweite Flüssigkeit wolle er der chemischen Analyse ausliefern.

Succi begann sein „Hungern" am 29. November 1886, geriet aber mit seinem Impresario aneinander, indem dieser ihm nicht den ausbedungenen Hungerlohn — der diesmal buchstäblich zu nehmen ist — auszahlen wollte. Ehe Succi ihn gerichtlich dazu zwingen konnte, war der Impresario über alle Berge.

Merlatti, der dritte Hungerleider, ein Herr in den zwanziger Jahren, ist eigentlich nicht Hungerer, sondern Maler von Beruf. Früher war das fast das Gleiche. Heute ist es anders geworden, wenigstens in Paris. Merlatti ge-

Digitized by Google

hörte in Beziehung auf sein Dasein zur alten Schule. Windschiefe Treppe. Dunkler Korridor. Kleines Zimmerchen unter dem Dache; die Wände mit eigenen Schöpfungen geziert. Madonnen! Die tragen heutzutage gar nichts mehr. Selbst den Ofen heizen, selbst Kaffee machen, sein eigener Herr, aber auch sein eigener Diener sein. Vielleicht ging Merlatti's Kunst nach Brot, leider fand sie keines. Der Hunger war sein Hausfreund geworden, der einzige, der ihn häufig besuchte und ihm, länger als ihm lieb sein konnte, treu blieb. So gewöhnte er sich an den schlimmen Gast mit den eingefallenen Zügen. Als Merlatti hörte, daß in Mailand einer seiner Landsleute berühmt geworden, weil er dreißig Tage ohne Nahrung blieb, da regte sich auch in ihm der — Ehrgeiz. Nicht dreißig Tage, fünfzig Tage wollte er fasten. Einem Doktor, der in einer Pariser Zeitung Zweifel darüber aussprach, daß jemand dreißig Tage ohne Speise bleiben könne, bot Merlatti die Hungerprobe an. Mit einer stattlichen Menge von Gesten und Posen und in einem den italienischen Accent tragenden Französisch beteuerte Merlatti lebhaft: „Warum sagen Sie, daß man keine dreißig Tage fasten könne? Ich faste fünfzig Tage. Ich faste nicht zum erstenmale lange Zeit. Versuchen Sie es doch mit mir." Anfangs besah der Doktor seinen Gast mit begreiflichem Mißtrauen, schließlich, da der junge Mann nicht aufhörte zu gestikulieren, zu drängen und zu bitten, beschloß er, in Gemeinschaft mit mehreren ärztlichen Kollegen ein Ueberwachungs-Komitee zu bilden und im Namen der Wissenschaft den Italiener seine Fastenlust befriedigen zu lassen. Niemand war darüber glücklicher als der arme Maler. Mit wahrer Leidenschaft unterwarf er sich allen Bedingungen: Sich Tag und Nacht bewachen zu lassen, sich jeder Prüfung und jedem Experiment seitens der Aerzte zu unterziehen. Sein Entschluß war um so bemerkenswerter, als er sich davon keinerlei Geldgewinn versprechen konnte. Die Aerzte lehnten ab, daß daraus ein Geschäft gemacht werde. Es ist denn doch anders gekommen.

In einem großen Saale des „Grand Hotel" war der Hungerheld einquartiert worden. Ein eleganter, dunkler Anzug ward ihm angemessen. In Lackschuhen schritt er umher. Die schwarzen Haare strich er kokett in die Stirne hinein. Das Gelaß wurde genau untersucht, ob nicht irgendwo Nahrungsmittel verborgen wären. Im Vorzimmer oder bei ihm selbst hielt sich Tag und Nacht ein Vertrauensmann der Aerzte als Wächter auf. Die Aerzte selbst kamen und gingen. Sie wogen den Hungerleider, prüften sein Auge, besichtigten seinen Körper und schrieben ihre Beobachtungen in ein Buch. Auf dem Tische vor Merlatti stand ein großer Pokal mit filtriertem Wasser und lagen mehrere Instrumente, wie Lungen- und Kraftmesser, umher. Dies war die ganze Inszenierung. Der Junge war gar nicht zu bändigen. Am sechsten Tage war ihm hart zu Mute. Schmerzen durchwühlten alle seine Glieder, daß er laut schrie. Die Aerzte setzten ein Protokoll auf, wonach Merlatti nur auf eigene Rechnung und Gefahr weiter fasten dürfe. Das war ihm aber einerlei. Er kenne sich,

Digitized by Google

entgegnete er, das habe er auch früher um den sechsten Tag herum gelitten. Merlatti wurde, je größer die Zahl der Fasttage, desto ruhiger. Blos daß er häufig schlief und dabei von bösen Träumen gequält war. Bei Tage sprach er von seiner Zukunft, ganz vernünftig, und empfing seine Freunde. Jeden Abend gegen 7 Uhr ging er zwei Stunden spazieren. Immer in Gemeinschaft von zwei Aerzten. Wer ihn so auf den Boulevards schlendern sah, das Gesicht von der frischen Luft gerötet, die Augen glänzend, von allem angeregt, von unstillbarer Mitteilsamkeit und gutmütiger Vertrauensseligkeit, würde sicherlich nicht vermutet haben, daß dieses putzige Männchen schon so viele Tage nichts gegessen, blos täglich einige Zigarren geraucht und drei Liter filtrierten Wassers getrunken habe.

Das Pariser Publikum verhielt sich ihm gegenüber anfangs ziemlich skeptisch. Vor allem an einen so lange hungernden Menschen blos zu denken, machte schon einen unbehaglichen Eindruck. Am liebsten wollte man davon gar nicht sprechen. Dann ließen es sich nicht wenige Leute keineswegs nehmen, daß hier ein Einverständnis herrsche und daß der Hungerer eigentlich die gläubigen Pariser zum Besten halte. Sie dachten nicht daran, daß alles, alles chemisch untersucht werde. Hätte Merlatti Nährendes gegessen oder getrunken, würde der Chemiker den Betrug sofort entdeckt haben. So sah man denn die erste Zeit im Hungerzimmer blos ärztliche Berühmtheiten, wie Germain See, wie den alten Dr. Ricord, dessen Jugendjahre in eine unwahrscheinlich gewordene Zeit zurückfallen, und Journalisten. Später aber begann man an das Experiment zu glauben, und täglich wuchs das Interesse für den jungen Mann, dessen Wille so viele Leiden besiegte. Nach und nach wuchs der Strom der Besucher. Nicht ohne heimliches Grauen, auf den Zehen, wie in ein Totenzimmer traten sie ein. Ein Schreckgespenst mit hohlen Augen, eingefallenen Wangen, ein wandelndes Skelet fürchteten sie zu sehen. Wie waren sie aber durch Merlatti angenehm überrascht! Der sah am zwanzigsten Tage noch gar nicht schlimm aus. Mager war er schon. Die Kleider schienen ihm zu weit. Aber er war noch munter, sprach viel und philosophierte häufig: „Sehen Sie, wie das Leben ist. So lange ich hungerte weil ich mußte, floh mich alle Welt. Jetzt, da ich hungere weil ich will, bekomme ich Besuch auf Besuch.“

Diesen Besuchern verkaufte Merlatti Photographien und Autographen; er nahm von ihnen Blumen und Geschenke, später auch Entree in Empfang; ein Pariser Korrespondent berichtet sogar, daß Merlatti während seiner Fastenzeit von der Frauenwelt bewundert, ja fast belagert wurde und zahlreiche duftende Briefe von Damenhand erhalten habe. Ob Merlatti so interessant ist, wie diese Damen schwören würden, mag dahingestellt bleiben. Daß er aber über die Maßen schlau und berechnend war, indem er hoffte, die 50 Hungertage würden ihm ein reiches Jahr 1887 herbeiführen helfen, das kann heute niemand mehr bezweifeln.

Digitized by Google

Merlatti beendete seine fünfzigtägige Fastenzeit am 15. Dezember 1886, ganz außerordentlich geschwächt, doch immer noch fähig, am Abende des folgenden Tages einem ihm zu Ehren veranstalteten Bankett beizuwohnen und daselbst einen Toast auf — die französische Presse auszubringen, wahrscheinlich zum Danke, daß sie es war, die ihn auf dem Pfade der Berühmtheit so eifrig unterstützte. —

Die Lorbeeren dieser Hungerleider lassen, nach dem alten Sprichwort: „Ein Narr macht viele", eine ganze Anzahl von Menschen nicht zur Ruhe kommen. In allen Weltgegenden melden sich jetzt Hungerer, seltsamerweise darunter aber bis jetzt kein einziger Dichter oder Dorfschulmeister. In Belgien hungert jetzt ein Herr Simon, der sich nur ausdrücklich verbittet, daß in seiner Gegenwart gegessen und getrunken werde. In London fastet ein Franzose, Namens Jacques, daß es eine Lust ist. Und neuerdings hat sich ein Italiener, Alberto Montango, erboten, die Fastenzeit auf volle sechs Monate auszudehnen, im Falle er sich während dieser Zeit wie Succi, eines besonderen, aus einer südamerikanischen Pflanze bereiteten Likörs bedienen dürfe. Montango erzählte in italienischen Blättern, daß er Dank dieses von ihm erfundenen Likörs vom 4. März bis Ende September 1886, ohne etwas zu essen, habe bleiben können.

Es müßte eine wahre Freude sein, solche Menschen in Pension zu nehmen, 50—80 Prozent Gewinn wären dem Unternehmer sicher.

Noch unendlich viel größeres als diese Hungerleider erreichen einzelne Anhänger der Jogin-Philosophie in Indien, die sich unter anderem auch darauf verlegen, eine Art Diät und Körpererhaltungsweise auszusinnen und in Anwendung zu bringen, wodurch die psychischen Kräfte des Menschen erhöht und die Befriedigung leiblicher Bedürfnisse allmählich fast völlig erstickt werden soll.*)

Ein englischer Wundarzt, N. E. Paul, hat im Jahre 1851 seine nach diesen Richtungen gemachten Studien und Erfahrungen unter dem Titel „A treatise on the Yogi-Philosophy" in Benares erscheinen lassen. Wir erfahren daraus, daß die Jogins sich durch eine Reihenfolge künstlicher Vorbereitungen, wie Abschließen von der Außenwelt, äußerste Ruhe, Abhaltung jeder Störung, dann durch Luftmangel, Herstellung und Erhaltung einer bestimmten Temperatur, ferner durch Beschränkung auf den Genuß vegetabilischer und leichtverdaulicher Nahrungsstoffe, allmählich in einen Zustand zu bringen vermögen, in welchem jede Sinnes- und Willensthätigkeit unterbrochen, der Körper sich in jede Stellung und Lage fügen zu lernen und der Geist in Schlaf versunken zu sein scheint. Zuletzt kann ein solcher Asket sogar die Luft und Nahrung vollständig entbehren.

Paul berichtet ferner, daß er während 25 Jahren in mehreren, darunter in drei feststehenden sicheren Fällen, von der sogenannten „Hibernation" Kenntnis

*) Otto, Wunderglaube und Wirklichkeit, S. 184.

Digitized by Google

erlangt habe. Zwei dieser Fälle, bei welchen sich die Jogins wochen- und monatelang lebendig begraben ließen, sind durch Zeugnisse englischer Regierungsbehörden beglaubigt, den dritten Fall beobachtete Paul als Augenzeuge selbst. Der Bericht, welchen wir nachstehend folgen lassen, gründet sich auf die Aussagen zweier europäischer Aerzte, des Oesterreichers Dr. Honigberger, der längere Zeit Leibarzt des Maharadschah Runschit Singh von Lahore war, und des Engländers James Braid. Beide hatten schon früher manche jener Fanatiker und Wunderthäter in ihrem Treiben beobachtet und waren nun begierig, das Wiederaufleben eines solchen Schwärmers, den man lebendig begraben, mit anzusehen.

Von diesen Jogins werden in Indien steif und fest die seltsamsten Dinge geglaubt; so wird behauptet, daß sie ein wirkliches Methusalemalter im Zustande des Lebendigbegrabenseins zu erzielen vermöchten.

Der erwähnte Dr. Honigberger erzählt eingehender jenen außerordentlichen Fall, in welchem ein Fakir, Namens Haridas, unter Aufsicht des obersten Ministers des Maharadschah Runschit Singh wiederholt, und einmal vier Monate lang, sich habe in einer Grabhöhle einsargen lassen. Bei der Wiederausgrabung sei auf dem glatt rasiert gewesenen Gesicht des Fakir keine Spur eines neuen Bartwuchses zu entdecken, alles Wachstum also monatelang unterbrochen gewesen. —

Der genannte Maharadscha habe darauf diesen Fakir nochmals in ein ausgemauertes Grab legen, dieses mit Steinplatten, das Ganze mit Erde hoch bedecken und dann die Erdschichte feststampfen lassen; hierauf habe man eine obere lockere Erdmasse darauf gebracht und Gerste in dieselbe gesäet, so daß ein grüner Pflanzenwuchs auf der Grabstätte entstanden sei. Tag und Nacht seien Wachen am Grabe postiert gewesen und — nach Monaten habe man den Fakir lebend wieder ausgegraben! —

Es gibt nach unserem Gewährsmanne und anderen Zeugen in Indien Fakire, welche das Lebendigbegrabenwerden gewissermaßen professionsweise betreiben. Freilich bedürfe es zur Vorbereitung des Körpers für den Zustand der Lethargie oder „Anabiosis", wie der Physiolog Preyer in Jena diesen Zustand nennt, umfassender, geradezu grauenerregender Vorbereitungen, einer Ausmerzung aller gewöhnlichen menschlichen Bedürfnisse, einer Fleischabtötung, wie sie nur Verzückte oder Verrückte — zu denen freilich meist die religiösen Fanatiker gehören — ausüben können und mögen.

Es gehört schon etwas dazu, 12,000 Mal an einem Tage das heilige Wort Om (Gott) vor sich hinzuflüstern, wozu dann später die sechstausendfache Wiederholung anderer ähnlicher tiefsinniger Wörter kommt. Weiterhin hat der Jogin sich zu üben, auf dem Kopfe zu stehen, den Körper an die schmerzlichsten Verrenkungen, Zusammenziehungen und Ausdehnungen zu gewöhnen, Hände, Füße und Kopf in eine an das Unfaßbare grenzende Verknäuelung zu bringen, und

Digitized by Google

dabei immerfort jene mystischen Wörter zu wiederholen. Hierauf folgen die Uebungen des Einhaltens des Atems und des Verschluckens oder Hineintreibens der Luft in den Magen. Auch die Fähigkeit, so rasch zu atmen, daß der Schweiß ausbricht, wird jahrelang mit größter Regelmäßigkeit ausgebildet. Dabei ist leichte Nahrung, aus Reis und Milch, Hafer und Weizenmehl bestehend, Enthaltung von Gewürzen, Wein, Zwiebeln, Oel, Säuren u. s. w., langsame Bewegung bis zur Regungslosigkeit, Schweigsamkeit und Enthaltsamkeit, sowie moralisch reiner Wandel geboten. Um das Einzwängen der Zunge zur Verstopfung des Schlundes und nachher das Auspumpen des Magens zu bewerkstelligen, müssen vor allem in das Zungenbändchen 21 Einschnitte gemacht werden, und zwar je einer in dem Zwischenraum einer Woche; um den Magen zu reinigen, gewöhnen sich die Jogins daran, 3 Zoll breite und 15 Ellen lange, mit Wasser angefeuchtete Bänder hinunterzuwürgen; sie erlangen nach und nach darin wirklich eine solche Fertigkeit, daß sie es später auch unangefeuchtet in den Magen hinabbefördern können. Ist dies geschehen, so wird das Band wieder herausgezogen und das Experiment so oft wiederholt, bis der Magen mit oder ohne die bekannten Nachhilfen vollständig entleert ist.

Ist so der Fakir mit seinen Vorbereitungen bis zum höchsten Grade der Abtötung gelangt, so erfolgt nach Braids Bericht das Lebendigbegrabenwerden auf ziemlich einfache Weise. Nachdem der Jogin den erwähnten Reinigungsprozeß vervollständigt hat, setzt er sich auf ein leinenes Grabtuch, das Gesicht nach Osten gekehrt, dabei unverwandt den Blick auf die Spitze seiner Nase gerichtet. Nach kurzer Zeit tritt die Starre ein: die Augen schließen sich, die Finger krampfen sich zusammen, der ganze, in einer kauernden Lage befindliche Körper wird unbeweglich, die Gesichtsfarbe geht ins Fahle über und die Atmungsthätigkeit hört auf. Dann eilen die Diener hinzu, verstopfen dem Fakir Ohren und Nase mit wachsgetränkten Pfropfen und hüllen den leblosen Körper in das Grabtuch ein, das zugenäht und mit einem Siegel versehen wird, in der Regel mit dem Abdrucke des Ringes eines Ministers oder des Radschah selbst. Hierauf verschließt man den Körper in einen Kasten, doch legt man ihn auch ohne weiteres in eine ausgemauerte Grabhöhlung, welche mit Steinplatten zugedeckt und mit Erde beschüttet wird. Weder bei Tag noch bei Nacht verlassen während der ganzen Dauer des Begrabenseins die sorgsam ausgewählten, besonders zuverlässigen Wachen und Diener der meist mißtrauischen und Betrug fürchtenden Fürsten und Großen die Grabstätte des im Todesschlaf Liegenden. Ist die verabredete Zeit verstrichen, so zieht der Hof mit allen Großen an die Stätte, an der bisher Tausende von gläubigen Hindus in Andacht geharrt haben, um ihre Seele durch die Nähe des Heiligen zu läutern. Die Siegel und sonstigen Vorkehrungen zur Sicherheit gegen Betrug, die man auch noch an den Deckplatten anzubringen pflegt, werden amtlich geprüft und dann gelöst, um den Toten wieder auferstehen zu lassen.

Digitized by Google

Einem solchen Akte wohnte nun der Ministerresident Wade im Jahre 1837 in Lahore bei und schildert denselben wie folgt: „Ich war am Hofe des Runschit Singh, als der von Kapitän Osborne in seinem Buche über Indien erwähnte Fakir lebend auf sechs Wochen begraben wurde. Obwohl ich erst einige Stunden nach dem Begräbnis ankam, so bestätigten doch der Maharadschah selbst und die glaubwürdigsten Hofleute, daß der Fakir in ihrer Gegenwart begraben worden sei, und da ich selbst zugegen war, als er wieder ins Leben zurückgerufen wurde, wobei ich so nahe stand, daß eine Täuschung ausgeschlossen blieb, so glaube ich fest, daß kein Betrug bei der erlebten außerordentlichen Thatsache unterlief. Als der bestimmte Zeitraum herannahte, begleitete ich infolge an mich ergangener Einladung den Maharadschah dahin, wo der Fakir bestattet oder untergebracht war. Es war dieses ein viereckiges Gebäude, in der Mitte eines der prächtigen fürstlichen Gärten von Lahore, ringsum mit Veranden und Laubgängen umgeben und mit einem mittleren, geschlossenen Raume. — An Ort und Stelle angekommen, stiegen Runschit Singh und seine Begleiter von ihren Staatselefanten und wir beide untersuchten nun sorgsam die Beschaffenheit des Gebäudes. Wir gelangten zur Ueberzeugung, daß sich alles so verhalte, wie am Tage seiner Verschließung. Der Maharadschah zeigte sich hinsichtlich seines Befundes so kritisch, wie irgend ein Europäer es hätte sein können; deswegen war es sein erstes gewesen, den Siegelabdruck an der Pforte des Gebäudes auf seine Unverletztheit und Echtheit hin aufs genaueste zu prüfen, um zum vornherein den Verdacht irgend welchen Betrugs auszuschließen. Zwei Kompagnien der fürstlichen Ehrengarde hatten in der Nähe des Grabortes ein Lager bezogen und überall ausgestellte Wachtposten zeigten, wie ernst die Sache genommen wurde.

Mit Lichtern versehen stiegen wir nun in eine Art Nische mehrere Fuß unter der Bodenfläche. In diesem Raume stand aufrecht ein hölzerner Kasten mit Deckel, etwa vier Fuß lang und drei breit, in welchem der Fakir eingeschlossen war. Der Deckel war zudem noch durch ein Vorlegeschloß und durch dasselbe Siegel wie das an der Außenthüre befindliche gesichert. Als der Kasten geöffnet und sein Inhalt sichtbar geworden war, sahen wir einen weißen Sack vor uns, dessen Form die zusammengekauerte Gestalt eines darin eingeschlossenen Menschen erkennen ließ. Diese über den Kopf gezogene und oben zugebundene leinene Hülle ward abgestreift und wir gewahrten nun einen mumienartigen Körper; Arme und Beine waren runzelig und steif, die glanzlosen Augen starr, der Kopf neigte sich, wie bei Leichen, auf die Seite. — Ich bat meinen Arzt, der mich begleitete, ebenfalls hinabzusteigen und den Körper zu untersuchen. Es geschah; der Doktor konnte weder in der Herzgegend, noch an den Schläfen, noch am Arm einen Pulsschlag verspüren. Doch fühlten sich die mit dem Gehirne zusammenhängenden Kopfteile wärmer an als die übrigen Körperteile.

Die totenähnliche Masse wurde zuerst in heißem Wasser gebadet; dann

Digitized by Google

ward dem Haupte ein heißer Weizenteig aufgelegt. Erst als der zur Wiederbelebung zubereitete Teig zum drittenmal auf den Scheitel gebracht worden, bemerkte man an dem Körper krampfhafte Bewegungen; man entfernte nun aus den Ohren und der Nase die hineingesteckten Pfropfen und auch die Zunge ward aus dem Schlunde gezogen. Jetzt schienen die Nasenlöcher sich zu erweitern, und die Glieder begannen zu natürlicher Fülle anzuschwellen. Der Puls blieb jedoch immer noch matt, kaum fühlbar; der Diener legte jetzt etwas zerflossene Butter auf die starren Augen, dann auf die Zunge des Fakirs und ließ sie verschlucken. Wenige Minuten später traten die Augäpfel hervor und erhielten eine natürliche Färbung; der Fakir erkannte den neben ihm sitzenden Runschit Singh und murmelte diesem sich zuwendend in kaum verständlichem Grabestone: „Glaubst Du mir nun?" — Der Maharadschah mußte die Frage bejahen. Er ließ daher dem Fakir ein Perlenhalsband, prachtvolle goldene Armbänder und ein Ehrenkleid aus Seide, Musselin und Shawlstoff, wie es gewöhnlich von indischen Fürsten hervorragenden Personen verliehen wird, reichen.

Wie ein Dr. Mac Gregor berichtet, hielt derselbe Fakir ein derartiges Lebendigbegrabensein sogar einmal zehn Monate aus, in die seligsten Träume gewiegt, wie er erzählte. Aus Furcht vor Ameisen ließ er die Kiste im Grabe aufhängen. —

Einmal bei der Reklame der Scheintoten angelangt, wollen wir auch noch der Reklame der — Selbstmörder erwähnen. Der Selbstmörder? hören wir im Geiste manchen Leser ungläublich fragen. Ja, der Selbstmörder, und wir können hinzufügen, daß es deren nicht wenige sind, die es lieben, mit möglichst großem Eklat aus dieser Welt abzufahren. Nach Hunderten zählen die Fälle, wo Lebensüberdrüssige die Spitzen der höchsten Türme oder Denksäulen erkletterten und sich von oben herabstürzten, nicht etwa, weil so ihr Tod ein gewisserer, sondern lediglich, weil ihr Name und ihre That dann noch Stoff zu effektvollen Zeitungsartikeln geben. Es sind einzelne Fälle bekannt, wo Selbstmörder, von der Sucht getrieben, Aufsehen zu erregen, sich schauderhaften Todesarten unterwarfen, daß sie sich von Kopf bis zu Fuß mit Petroleum bestrichen und dann bei lebendigem Leibe verbrannten. Einige Soldaten gab es, die ein Geschütz mit einer Granate luden, sich vor die Mündung des Rohres stellten, den Zünder fallen ließen und nunmehr mit einem wirklichen Knalleffekt dies irdische Jammerthal verließen.

Digitized by Google

Handwerker, Kaufleute und Fabrikanten.

Reklame eines amerikaniſchen Parfümeurs.
(Aus dem „Century-Magazin", New-York.)

Die Reklame iſt heutzutage eine Wiſſenſchaft — oder Wiſſenſchaft und Kunſt zugleich. In den Weltſtädten London, New-York, Paris und Berlin wird daran wohl feſter geglaubt, als an irgend etwas ſonſt.

Jeder Geſchäftsmann allda bedient ſich ſeiner Reklame. Der eine glaubt dadurch ans Ziel ſeiner Wünſche, zum Reichtum, zu gelangen, wenn er einige Negerjungen in ſeine Livreen ſteckt und ſie ſo als Portiers oder Laufburſchen verwendet, der andere hofft den grämlichen Drachen „Geſchäftsloſigkeit" dadurch bekämpfen zu können, daß er ſeinen Kunden in den kleinen Provinzialſtädtchen eine Schar hübſcher weiblicher Geſchäftsreiſenden auf den Hals ſendet, vor deren Engelsmienen die Abnehmer ſich doch nicht auf einige oberflächliche Komplimente beſchränken können, ſondern mindeſtens etwas beſtellen müſſen.

Ein dritter glaubt ſein Heil darinnen zu erblicken, daß er Predigern ſeine Waren zum Selbſtkoſtenpreiſe offeriert, wenn ſie ſich bereit erklären, dieſe Waren ihrer Gemeinde zu empfehlen. Ein vierter ſucht das Vertrauen des Publikums durch die Angabe zu erwecken, wie lange das Geſchäft bereits beſteht, und findet man daher das Wort „begründet" mit Angabe der Jahreszahl häufig in Inſeraten und auf Aushängeſchilden.

Auch Medaillen ſind beliebt, und wird es niemals verſäumt, mit Nachbildungen derſelben in Wagenradgröße das Haus zu zieren. Daß ſich die Medaillen, zu einem ſchönen Tableau vereinigt, in Holzſchnittwiedergabe auch auf allen Preiskourants, Rechnungen, Katalogen, Wechſeln, Briefbogen, Kouverts und Etiketten der Firma wiederfinden, iſt ſelbſtverſtändlich.

Digitized by Google

Ein außerordentlich wertvolles und gesuchtes Reklamemittel ist dem Kaufmannsstande die „hohe und höchste Protektion."

Ein Geschäftsmann zahlt Unsummen, kann er seinen Mitbürgern berichten, daß „Ihre königliche Hoheit die Prinzessin von Dinkebühl und Doppelhafensprung allergnädigst geruhten, bedeutende Einkäufe in seinem Laden auszuführen."

Wird ihm diese Ehre vielleicht mehrmals zuteil, so ruht er sicherlich nicht, bis er, dank seinem gelenkigen Rückgrate, seinem Namen den Titel „Hoflieferant" anhängen kann. So kündigt er sich denn an als Hof-Parfümeur des Königs, der Königin, oder wenn es keine der Majestäten sein können, doch wenigstens S. k. Hoheit des Prinzen Christian oder Gottlieb. Die Reklame der „höchsten Protektion" wird übrigens auch viel von Gesellschaften benützt; wird eine solche gegründet, so muß sie Patrone haben, und den meisten Segen kann sie sich versprechen, wenn sie den Kaiser oder die Kaiserin zum Protektor haben.

Daß man nach dieser Protektion schon vor längerer Zeit strebte, geht aus einer Stelle in Casanovas Memoiren hervor. Er war erstaunt über die Menge der Käufer, die man fortwährend in einem in der Nähe des Palais Royale zu Paris errichteten Tabaksladen sah und er bat einen Mann, ihm hierüber Auskunft zu geben.

„Was machen alle diese Leute vor dieser Thür?"

„Sie kaufen sich hier Tabak."

„Ohne Zweifel, weil man nur hier welchen verkauft?"

„Keineswegs; man verkauft in Paris auch an tausend anderen Orten Tabak, aber seit drei Monaten will jedermann nur Tabak, der hier gekauft worden ist. Man gilt für einen armseligen Schlucker, wenn man in seiner Tabaksdose keinen Civettetabak hat."

„Er ist also besser als in andern Läden?"

„Durchaus nicht."

„Warum ist er denn Mode?"

„Weil die Herzogin von Chartres es gewollt hat."

„Was hat sie dafür gethan?"

„Fast nichts! Zwei- oder dreimal hat sie, wenn sie vom Palais Royal aus spazieren fuhr, ihren Wagen vor diesem Laden halten und sich in demselben ihre Tabaksdose füllen lassen und dabei ganz laut gesagt, ihr Tabak sei der beste in ganz Paris. — Weiter bedurfte es nichts. Einige Maulaffen hatten die Worte der Herzogin gehört, am folgenden Tage kannte ganz Paris dieselben und am zweitfolgenden Tage drängte die Menge sich nach Civette und hat es seitdem nicht verlassen."

„Die Händlerin muß dabei einen schönen Gewinn machen?"

„Das läßt sich denken. An manchen Tagen verkauft sie für mehr als 100 Thaler Tabak."

„Die Herzogin weiß ohne Zweifel gar nicht, daß sie die Ursache dieses großen Glückes ist?"

Digitized by Google

„Im Gegenteil. Die Prinzessin hat das beste Herz von der Welt und sie hat in diesem Fall nichts weiter gethan, als einen sinnreichen Gedanken ihres Herzens zur Ausführung gebracht. Diese Händlerin hatte sich eben verheiratet, die Herzogin interessierte sich für das Wohl des jungen Paares, doch zugleich wünschte sie, ihr gutes Werk möge nicht als eine Wohlthat erscheinen und durchaus nicht den Zwang der Dankbarkeit nach sich ziehen."

„Sie erdachte sich demnach also das Mittel, das Sie mir eben mitgeteilt haben?"

„Ganz recht. Ist das nicht göttlich?"

Casonava stimmte diesem Gedanken von ganzem Herzen bei, wie es wohl ein jeder thun wird. Merkwürdig ist, daß der Laden la Civette 110 Jahre bis zum Abbruche des Häuserviertels in der Mode blieb.

Daß auch die Protektion einer berühmten Künstlerin von Wert sein kann, wußte der Besitzer eines bedeutenden Putz- und Modewarengeschäfts zu New-York, welcher vor der Ankunft von Jenny Lind einen ebenso schönen, als kostbaren Damenhut hatte anfertigen lassen. Am Tage nach ihrer Ankunft begab sich der Hutmacher in das Hotel, in welchem sie abgestiegen war, ließ sich bei ihr anmelden, wurde angenommen und bat sie um die Erlaubnis, ihr einen Hut als einen Beweis seiner besonderen Hochachtung überreichen zu dürfen. Jenny Lind konnte das ihr angebotene Geschenk nicht ablehnen. Sie nahm es an, und der Kaufmann bat nun um die Erlaubnis, diese Hüte unter dem Namen Jenny-Lind-Hüte verkaufen zu dürfen. Frl. Lind erklärte, daß sie hiergegen nichts einzuwenden haben könne, und der Kaufmann ersuchte sie nun, um, wie er sagte, jeden Schein einer Anmaßung zu vermeiden, ob sie nicht die Güte haben wolle, ihm durch wenige Zeilen zu bescheinigen, daß sie ihm gestattet habe, ihren Namen zu benutzen, was er sich sonst nie zu erlauben gewagt haben würde. Die ebenso geistreiche, als bescheidene und gutmütige Künstlerin lächelte, setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb die gewünschte Bescheinigung. Der überglückliche Kaufmann empfahl sich, und am folgenden Tage hing in dem glänzenden Schaufenster des Ladens in einem reichen Goldrahmen das Autograph von Fräulein Lind, umgeben von einer Anzahl von gleichen Hüten, wie der der Künstlerin offerierte. Alle Welt lief nach dem Laden, wo eine eigenhändige Handschrift des Frl. Lind zu sehen war; im Nu waren sämtliche Hüte zu enormen Preisen verkauft, und als nun gar Frl. Lind die Freundlichkeit hatte, bei ihrer ersten Spazierfahrt diesen Hut zu tragen, da konnte der Kaufmann kaum so viele davon anfertigen lassen, als bestellt wurden. In wenigen Tagen hatte er mehrere Tausend Dollars damit verdient, die Anstrengungen seiner Konkurrenten konnten ihn nicht überflügeln, denn sie konnten ja keine eigenhändige Bescheinigung der Künstlerin vorlegen, und ihre Fabrikate waren also nicht „genuine".

Die Anwesenheit der Jenny Lind in New-York mußte auch noch zu anderen Reklamen dienen. Genin, gleichfalls ein Hutmacher, erstand bei der

Digitized by Google

Versteigerung der Sitze zum ersten Konzerte der Künstlerin das allererste Billet für den fabelhaften Betrag von 225 Dollars (ca. 950 Mark), weil er wußte, das werde für ihn Reklame machen. Er täuschte sich nicht. „Wer ist der Ersteher?" fragte der Auktionsbeamte. — „Der Hutmacher Genin." Die in großer Menge anwesenden reichen Leute von der Fünften Avenue und aus verschiedenen Gegenden des Landes fragten überrascht: „Wer ist dieser Hutmacher eigentlich?" Sie hatten nie von ihm gehört. Tags darauf stand in allen Zeitungen die Nachricht, der Hutmacher Genin habe für das erste Lind-Billet 225 Dollars gegeben. Allenthalben nahmen die Männer die Hüte ab, um zu sehen, ob dieselben von Genin seien. Inmitten einer Volksmenge in Jowa entdeckte ein Mann, daß er einen Geninschen Hut auf dem Kopf habe, und schwang ihn triumphierend in der Luft, obgleich derselbe ganz alt und schundig war. „Ei!" rief jemand aus, „was Sie für ein Glücksmensch sind! Sie haben ja einen echten Genin-Hut!" Ein zweiter sagte: „Bewahren Sie diesen Hut wohl! Er wird ein Familienkleinod werden, ein wertvolles Erbstück." „Ei was!" schrie ein dritter, der den „Glückskerl" förmlich zu beneiden schien, „geben Sie jedem von uns einen Hoffnungsstrahl! Versteigern Sie den Hut!" Der Mann kam dieser Aufforderung nach und erzielte für seine schäbige Kopfbedeckung nicht weniger als achtunddreißig Mark.

Reklamevignette eines amerikanischen Hutmachers.

Genins 225 Dollars waren eine gute Anlage, denn er verkaufte schon im ersten Jahre zehntausend Hüte mehr als sonst, und da die Käufer — zuerst von der Neugierde getrieben — für ihr Geld gute, befriedigende Ware erhielten, steigerte sich der Absatz von Jahr zu Jahr. Die Reklame lockte die Kunden an, die solide Bedienung fesselte sie.

Natürlich kann und soll nicht jedermann so annoncieren wie Genin. Auch Zeitungsinserate und Maueranschläge sind nicht immer erforderlich. Ein auffälliges Wägelchen oder eine Reihe von Plakatmännern, ein Theatervorhang, eine Erwähnung in einem Lustspiel oder Roman und vielerlei andere Mittel können ebensogut — unter Umständen noch eher — zum Ziele führen.

Digitized by Google

Mancher Mensch erfreut sich im Gebiete der Anzeigen einer ganz besonderen Befähigung, die ihn in den Stand setzt, eine Bekanntmachung zu ersinnen, welche die Aufmerksamkeit des Lesers sofort und unfehlbar auf sich lenkt. Ein solches Talent ist natürlich von hohem Werte. Zuweilen macht sich jemand durch ein geschickt arrangiertes Schaufenster zum Stadtgespräch. Andere locken einen großen Kundenkreis mit Hilfe auffälliger Firmatafeln. In New-York wurde ein Kaufmann dadurch populär, daß er vor seinem Laden ein Querschild anbrachte, auf dessen rechter Seite die Inschrift prangte:

MAN LESE DIE ANDERE SEITE NICHT!

Natürlich las jedermann die andere Seite, welche auf die Ware, die im Laden zu haben war, hinwies. Viele kauften aus Neugierde, wurden reel bedient und kamen wieder — der Geschäftsmann erwarb ein großes Vermögen. —

Es ist bekannt, welche hohe Summen Geldes amerikanische Geschäftsleute für die Annonce in Wort und Bild verwenden. Sie kennen ihr Publikum und wissen genau, wie es zu machen ist, ihren Artikeln Eingang in den kaufenden Kreisen zu verschaffen. Allen voran stehen die großen Gold- und Silberwarengeschäfte New-Yorks mit ihren prächtig ausgestatteten Katalogen. Eine einzige Firma verausgabte für einen solchen in einer Auflage von 7000 Exemplaren hergestellten Katalog 100,000 Dollars, während andere Firmen Summen von 30,000 bis 50,000 Dollars für gedachten Zweck verwenden. Der ersterwähnte Katalog hat Folioformat und enthält, wie amerikanische Blätter berichten, 400 Seiten mit zahlreichen Stahlstichen und lithographischen Farbendrucken, von denen einzelne bis zu 15 Platten erforderten. Es sind Blätter dabei, deren Zeichnung gegen 1200 Dollars kostete. Die reich mit Silber ausgestattete, prächtige Pressung der Decken erforderte allein 3000 Dollars. Einige haben ihr Vermögen damit gemacht; Tausende streben, es ihnen nachzuthun; Viele ruinieren sich wohl auch auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege. Es gibt illustrierte Reklamen, welche künstlerischen Wert haben, und Pears, der Londoner Seifenfabrikant, welcher viel Reklame macht, rühmt sich zum Beispiel, Mitglieder der königlichen Akademie in Besoldung zu haben. Seine hübschen Porträts von Primadonnen, Theaterprinzessinnen und Gesellschaftsbeauties sind überall zu sehen; wir erinnern blos an seine reizende Adeline Patti, wie sie von einem Notenblatt die Worte absingt: „Probiert Pears' Seife", oder an das Bild der Mrs. Langtry in ihrer Hauptrolle als „professional beauty".

Ein amüsantes Histörchen wird von einem amerikanischen Kunstmäcen, dem reichen New-Yorker Konfektionsmann Stewart erzählt, welcher durch ein etwas planloses Bilderkaufen in letzter Zeit vielfach von sich reden machte. Er bestellte bei einem der bekanntesten Maler des high life ein Bild und bot ihm dafür das Dreifache des geforderten Preises unter der einzigen harmlosen Bedingung, daß die Kleider sämtlicher Damen darauf nur mit Jett besetzt, alle Spitzen in Jett-

Digitized by Google

perlen ausgehen, die Hälse mit Jettketten und -Broschen umhangen — kurzum die Gestalten von Jett strotzen sollten. Trotz der leichten Ausführbarkeit dieses Wunsches schien dem Künstler die Idee nicht ganz geheuer; er macht Einwendungen, fordert eine Erklärung über den Zweck des sonderbaren Schmuckes und der Besteller läßt sich nicht lange nötigen. „Je nun", expliziert Mr. Stewart, „es ist so eine Idee von mir. Das Bild wird in New-York ausgestellt, alle Modedamen werden es bewundern, werden Jett für die neueste Pariser Mode halten und nur noch Jett kaufen, meinen Jett, von dem ich seit Jahren ein so großes Lager besitze, daß ich es nicht loszuwerden weiß. Verstehen Sie nun?"

Reklame-Anzeige des Seifenfabrikanten Pears in London.

Allerdings konnte der Künstler über den naiven Gedanken des praktischen Amerikaners nicht länger im Zweifel sein. Er verstand, und zwar so gut, daß er die Bestellung ausschlug.

Wilson, der Inhaber der gleichnamigen Seiden- und Modewarenhandlung in Glasgow, verfiel als erfinderischer Kopf neulich zur ferneren Anlockung von Käufern auf folgendes artige und originelle Hilfsmittelchen. Im Schaufenster seines „Kolosseum-Magazins" stellte er unter den verschiedenen Nouveautés einen mit Erbsen gefüllten, wohlverschlossenen und versiegelten Topf auf. Daneben war die Anzeige zu lesen: „Der- oder Diejenige unter meiner verehrten Kundschaft, welcher die Zahl der in dem Topfe befindlichen Erbsen richtig errät, erhält einen Preis von 100 Lstrl. Wenn die Zahl nicht erraten wird, soll diejenige Person, welche derselben am nächsten rät, 50 Lstrl. erhalten, die übrigen

Digitized by Google

50 Lstrl. werden in diesem Falle unter die nächsten acht Aspiranten verteilt." Am festgesetzten Tage wurde nun der Topf in Anwesenheit einer großen Anzahl neuer und alter Kunden feierlichst eröffnet und die Erbsen wurden gezählt. Eine Frau Somerville trug den Preis von 50 Lstrl. davon, da natürlich niemand die genaue Zahl der Erbsen erraten hatte. Es waren 7955. Nicht weniger als

Pariser Bäckermädchen.

40000 Personen sollen ihr Glück versucht und dabei natürlich, um als Kunden gelten zu können, etwas gekauft haben. Gesetzt, es hätte jeder fünf Schillinge ausgelegt, so würde Herr Wilson demnach bei einem Absatz von 10,000 Lstrl. ein sehr gutes Geschäft gemacht haben — selbst auch wenn sie weniger ausgelegt hätten.

Einer ähnlichen Reklame bediente sich kürzlich ein Bäcker, der in einige seiner Weißbrötchen Goldstücke buk und die Nachricht hiervon großmächtig aus-

Digitized by Google

posaunte. In weniger als einer Stunde war sein enormer Vorrat an Weißbrötchen vergriffen.

Ein Thee- und Kaffeehändler in Boston, der zu den Feiertagen ein gutes Geschäft machen wollte, stellte in seinem Laden einen kolossalen Theekessel zur Schau aus und lud jedermann ein, dessen ungefähren Inhalt zu schätzen, wobei er für diejenigen, welche am besten rieten, zwei Preise aussetzte: eine Kiste Thee und fünfundzwanzig Pfund Kaffee. Zwölfhundert Kompetente ließen ihre Schätzungen von zehn bis dreitausend Gallons registrieren. Am Neujahrstage wurde in Gegenwart von fünf- bis sechstausend Menschen der Theekessel öffentlich gemessen und die zwei Preise verteilt. Der Kessel maß genau zweihundertsiebenundzwanzig Gallonen, zwei Quart, ein Pint und drei Gills. Die nächste Schätzung reichte bis drei Gills, und acht Personen hatten dieselbe gemacht, weshalb ihnen die Theekiste zur Verteilung unter sich gegeben wurde. Den zweiten Preis, die fünfundzwanzig Pfund Kaffee, hatten sieben Personen unter sich zu teilen, welche bis auf fünf Gills richtig geraten hatten. Selbstverständlich machte der Mann, der diesen echten Yankee-Einfall hatte, ein enormes Geschäft.

In London lud, gleichfalls um Reklame zu machen, im Monat Mai des Jahres 1718 James Austin, ein Koch, seine Kunden zu einem Puddingessen. Der Pudding, welchen er bereitete, war 1000 Pfund schwer und wurde im Gasthause zum Roten Löwen gekocht, was 14 Tage in Anspruch nahm. Von dort sollte nun der Pudding nach dem Wirtshause Zum Schwanen gebracht werden. Eine Musikbande ging dem Zuge voraus und spielte: „What lumps of pudding my mother gave me“. Die Instrumente waren in gleichen Maßverhältnissen wie der Pudding, eine Trommel war 18 Fuß in Länge und 4 Fuß in Höhe.

Bevor der Pudding aber noch seinen Bestimmungsort erreichte, wurde die Eskorte von einem Pöbelhaufen überfallen und in die Flucht geschlagen. Der Pudding wurde in tausend Stücke zerrissen und verschlungen und also die ganze Feierlichkeit zu Ende gebracht, bevor die Gäste des Mr. Austin das Kunstwerk desselben nur gesehen hatten.

Fran Reklame ist ein energisches Weib. Des neuesten Kindes ihrer Phantasie hat sich ein Zigarrenfabrikant bemächtigt, welcher auf den Straßen in Berlin den Passanten kleine Kouverts mit einer Zigarre in die Hand drücken läßt. Auf der Rückseite des Kouverts ist der Mille-Preis des Fabrikats angegeben. Hierzu erhält noch jeder Passant einen Preiskourant der Firma nebst Hansakarte zur Erleichterung der etwaigen Bestellung.

Auf der Höhe der Zeit stehen jedenfalls auch die amerikanischen Geschäftsleute, die mit ihren Etablissements zugleich ein Café oder ein Restaurant verbinden. Hat jemand seine Einkäufe besorgt und bar bezahlt, so erhält er vom Kassierer des Geschäfts eine Karte, welche mit der Quittung die Einladung zum Eintritt ins Café enthält. Auf ein Telephonzeichen öffnet sich die Verbindungsthür, und der Käufer und die Käuferin wird ins Café geleitet, wo sie

Digitized by Google

beim Eintritt von einem sich tief verbeugenden Kellner empfangen werden, der eine zweite Karte präsentiert. Diese Karte enthält mehrere Abteilungen, die nach der Höhe der Einkäufe gemacht sind. Wer zum Beispiel für 1 Dollar eingekauft hat, hat die Wahl zwischen einer Tasse Kaffee, Schokolade, einer Flasche Bier, einem Glas Limonade oder einer Portion Eis-crême. Wer für 5 Dollars eingekauft hat, erhält ein Gabelfrühstück. Und so geht es in den Abstufungen je nach den Einkäufen weiter bis zum vollständigen Diner mit Rot- oder Weißwein, je nach Belieben. Beim Weggehen erbittet sich der Kellner die erste Karte, die als Bezahlung gilt.

Wer häufig amerikanische Blätter zur Hand nimmt, dem ist gewiß ein anderes, mit einer sehr komischen Illustration geschmücktes Inserat aufgefallen. Der Holzschnitt zeigt zwei Herren auf den Parkettsitzen des Theaters, beide sind dem Text entsprechend charakterisiert. Darunter steht folgendes: „Diese beiden Herren sind Brüder, der eine läßt sich den Schnurrbart wachsen und lacht nie, der andere rasiert sich und lacht beständig."

Die Erklärung dieses Zufalls besteht darin, daß der Eine dieses oder jenes Mundwasser gebraucht und sich eines perlenähnlichen Gebisses erfreut, während dem Andern jene Zierde mangelt, weil er es unterlassen hat, das genannte Mundwasser zu benützen.

Wir besitzen auch in deutschen Blättern ähnliche Formen der illustrierten Reklame, wie z. B. das bekannte Zwiegespräch:

„Guten Tag, Julius!"

„Mein Herr . . . ich kenne Sie nicht."

„Wie, Julius, Du kennst Deinen besten Freund nicht mehr?"

„Wa—wahrhaftig Du bist es; ja wer hat Dir denn diese herrliche Bartfülle angezaubert?"

„Sehr einfach, ein Tiegel **scher ‚Bartrufer' u. s. w."

Und nun schickt Julius seinen besten aber bartlosen Freund direkt zu dem Bartwuchsmittelerzeuger.

Ein weiteres Beispiel ist nebenstehende Anzeige. —

Seit Aufhebung der Kalender-Stempelsteuer geht die Flut der Kalender hoch. Gratis und franko empfängt man sie durch allerhand Geschäftsreklamen, und tausend verschiedene Ausgaben bedecken den Büchermarkt. Es gibt wohl kaum einen Sterblichen, der nicht von irgend einer Seite her bekalendert würde.

Digitized by Google

Ein Weinhändler offeriert Portwein, „so rein wie die Thränen, die auf einer Schwester Grab fallen."

Ein Freund der Philanthropie preist dem Publikum seinen „nordischen Gesundheitstrank" an. Nektar ist Wasser dagegen.

Wenn aber alle Mittel erschöpft sind, so greift der Inserent auch zur Ironie, wie jener amerikanische Schnapshändler, welcher folgende Anzeige verbreiten ließ:

„Da ich dank der unausgesetzten Bemühungen der hochwürdigen Brüder Kilian und Kolomanus überzeugt worden bin, daß die Trunksucht ein höllisches Laster, und mein Geschäft, der Verkauf von Spirituosen, ein sündhaftes Gewerbe ist, so habe ich mich entschlossen, dem Vertriebe des verfluchten Branntweins gänzlich und für immer zu entsagen und meine großen Vorräte an vorzüglichen Destillaten zu nie dagewesenen Preisen zu verkaufen. Geschwind, benützt die seltene Gelegenheit, bevor es mich reut!

John McLure. 4. Jefferson Street."

Nicht selten spekulieren einzelne Firmen mit ihren Reklamen auf die Leichtgläubigkeit des Publikums, so erließ ein Geldschrankfabrikant in St. Louis im Inseratenteil der gelesensten Blätter folgenden

Dank!

Bei dem mit unglaublicher Frechheit ausgeführten Einbruch, welcher am 1. ds. in meinem Exportkontor, Greenwoodstraße stattgefunden hat, fiel der größte Teil meines Musterlagers und der Inhalt meines Sekretärs den Dieben in die Hände: nur die echte Smart-Kasse, welche ich vor einem Jahre bei Müller & Lantry in San Franzisko gekauft, blieb von den Räubern verschont. Ich mache das mit dem Gefühl des heißesten Dankes bekannt. Hätte ich diese Kasse nicht besessen, so wäre ich heute ein Bettler.

John Taylor.

Dieser Dank hat ein so gutmütiges Gesicht, daß man unwillkürlich neben der Teilnahme für den Beraubten Interesse für die einbruchsichere Smart-Kasse empfindet. Einem Konkurrenten ließ diese Reklame keine Ruhe, er forschte in St. Louis nach und es stellte sich heraus, daß das erwähnte Exportkontor von einem Einbruch gar nicht heimgesucht worden war. Nachdem er dies erfahren, inserierte er folgendes:

Digitized by Google

Zum Einbruch im Exportkontor ꝛc. Wir sehen uns veranlaßt zu erklären, daß wir bei unserem nächtlichen Besuch im Exportkontor die Smart-Kasse absichtlich unberührt ließen, weil es gegen unsere Standesehre verstößt, derartige stümperhaft gearbeiteten ‚Sicherheitsschlösser' (?) zu öffnen. —

Die nächtlichen Besucher des Exportkontors.

Die „Beraubten" konnten darauf nichts erwiedern, sie hätten nur ihre Lüge eingestehen müssen.

Eine ähnliche Kontremine sahen wir in einer kleinen Stadt des fernen Westens springen.

Es hatte sich in derselben, um ihr Maß von Ansprüchen, für eine Großstadt genommen zu werden, voll zu machen, ein humoristischer Photograph niedergelassen. Nachdem sich in der einzigen Straße des Ortes der erste Repräsentant dieser Kunst unter Heraushängung eines Schildes mit der Aufschrift „Hier ist der beste Photograph der Stadt!" etabliert und ihn der zweite, nur wenige Häuser davon entfernt, mit der noch verheißungsvolleren Aufschrift „Hier ist der beste Photograph der Welt!" überboten hatte, trat unser Mann als dritter Konkurrent mit der Inschrift auf den Kampfplatz: „Hier ist der beste Photograph in dieser Straße!" —

„Ausverkauf", liest man jetzt an so vielen Schaufenstern und so häufig in den Blättern, daß das Publikum an den meisten dieser Ausverkäufe teilnahmlos vorübergeht. Es weiß, daß dieser Ausdruck nur anlocken soll und es den Ausverkäufern nicht einfällt, ihr Geschäft aufzugeben, trotzdem sie auf ihren Plakaten versichern, daß dies „Sterbefalls halber" geschehe. Nur einzelne „fallen noch herein", wie der Volksausdruck lautet, weil sie meinen, im Ausverkauf zu oder unter Fabrikpreisen einzukaufen.

Auch die Ankündigung des berühmten „Restertags" will nicht mehr recht verfangen, seitdem das Publikum erfahren hat, daß diese „Rester" (soll heißen „Reste") künstlich gemacht, d. h. ganze Stücke zu sogenannten „Restern" zerschnitten werden.

Es sind das dieselben Schwindelreklamen, wie sie auch von gewissen Möbel- und Ausstattungsgeschäften zur Täuschung des Publikums ersonnen werden. „Wegen Versetzung eines Beamten," „wegen zurückgegangener Heirat" und aus hundert anderen Gründen werden spottbillige Verkäufe von Mobilien angezeigt und mitunter die raffiniertesten Kniffe angewendet, um die Täuschung aufrecht zu erhalten. Wie im Jahre 1885 ein Prozeß in Düsseldorf ergab, wohnten die betreffenden Verkäufer fast ausnahmslos in oberen Etagen; einzelne hatten sogar die Räume, aus denen sie das Möblement ver-

Digitized by Google

kauften, an Chambregarnisten vermietet, um die neuen, minderwertigen Möbel, die nach jedem Verkauf schleunigst wieder ersetzt wurden, als gebrauchte zu kennzeichnen. Eine Händlerin trat den Kunden sogar immer als trostlose Witwe in tiefstem Schwarz entgegen und während ihre Thränen um den angeblich vor wenigen Tagen verstorbenen Gatten unaufhaltsam rannen, hing sie den dupierten Kauflustigen ihren schlechten Hausrat zu hohen Preisen an. Durch dies Gebahren wurden die soliden Geschäfte fast vollständig lahm gelegt, bis die so Geschädigten einen „Verein gegen Etagen-Möbelschwindel" gründeten und durch Annoncen in öffentlichen Blättern das Treiben der billigen Gelegenheitsverkäufer, unter Nennung der Namen der Betreffenden als Schwindel charakterisierten.

Schwindelhafte Annoncen findet man zu Dutzenden in jeder Zeitung. Das bei weitem überwiegende Element sind die Reklamen der Manufakturisten. Diese Herren ziehen mit einer Todesverachtung gegeneinander zu Felde, vor der selbst der Heldenmut eines Don Quixote in den Hintergrund tritt. In Prosa und in Versen fliegen ihre Wurfgeschosse in die Welt hinein. Um ihre Absicht zu erreichen, bedienen sie sich der abgeschmacktesten und lächerlichsten Mißgriffe. Unter den pompösesten Namen kündigen sie sich auf ihren Prospekten dem Publikum an. Zum Köder ist ihnen nichts zu gering. Der Leser urteile!

Das Haus „Zum guten Teufel" sagt wörtlich: „Wir geben einen vollständigen Anzug dem, der beweist, daß ein einziger von unsern Artikeln anderwärts weniger kostet!" — Weiter unten auf demselben Prospekt steht: „Wir glauben unserer Kundschaft eine Gefälligkeit zu erweisen, wenn wir ihr ein Volkslied mit in den Kauf geben, das uns von einem unserer Klienten zugeschickt worden." Den Refrain in diesem Volksliede bildet natürlich die Aufforderung: „Kauft, kauft beim guten Teufel."

Das Haus „Zu den Sultaninnen" ladet, da seine Gesellschaft sich auflösen wird, die Damen ein, aus einer bis dato noch nicht dagewesenen Wohlfeilheit Nutzen zu ziehen. 50, schreibe fünfzig Prozent Rabatt!!

In einem andern Geschäfte, wo ⅓ unter dem Einkaufspreise abgegeben wird, „um das Lager zu räumen", opfert man aus Liebe zum Publikum 150,000 Kaschmirshawls. Eine solche Opferwilligkeit war selbst bei den alten Griechen und Römern nicht zu Hause.

Außerordentlich uneigennützig ist auch der Inhaber des Hauses „Zu den vier Jahreszeiten". Er ist erbötig, jeden bei ihm gekauften Artikel, der aufgehört hat zu gefallen, ohne Widerrede gegen einen anderen wieder einzutauschen.

Schnürleibchen waren von jeher den Aerzten ein Dorn im Auge. Madame Martini bietet den Damen Korsetts, die gar keine Naht haben, nicht den mindesten Druck üben und (hört! hört) „den Namen der Kaiserin an der Stirn tragen". Was will man denn mehr!

Damit sind wir so recht in die Flut der hochtönenden Annoncen und

Digitized by Google

Reklamen gekommen, und um uns schallt, tönt, posaunt und trompetet es, als befänden wir uns in einem Saale, wo vier verschiedene Kapellen sich auf einmal bemühen, eine jede ein eigenes Konzert zu veranstalten.

Es wird in poetischer und prosaischer Form Reklame gemacht. Da ist zunächst die berühmte „Goldene 110", die sich also vernehmen läßt:

1001 Nacht.

„In den Märchen kann man lesen
Was für große Zauberei
Früher auf der Welt gewesen;
Doch die Wunder sind vorbei! —
Wollte heut es jemand wagen,
Daß er faulen Zauber macht,
Wird er mit dem grünen Wagen
Gleich nach Moabit*) gebracht! —
Nur an einer einz'gen Stelle
Kann man heut noch Wunder sehen,
Diese goldne Zauberquelle
Heißt **„die Goldne Hundertzehn!"** —
Unter halben Einkaufspreisen,
Daß das Herz im Leibe lacht,
Hat sie Kleider aufzuweisen
Wie in Tausendeiner Nacht!"

„Ueber 10,000 Winterpaletots, jetzt zu herabgesetzten Preisen, 10,000 Knabenanzüge, 10,000 Herrenanzüge billig, billig, billig!"

Das Schuhwarengeschäft „Staerk Nachfolger" bietet das Lied vom „Koksmann" in folgender Weise:

Der Koksmann.

Alt-(Winter-) Text.

Tochter: „Mutter, der Mann mit dem **Koks** is da!"
Mutter: „Schweig' du man stille, ick weeß es ja."
Hast du denn Jeld?
„Ick hab' keen Jeld.
Wer hat den Mann mit dem Koks bestellt?"

*) Bekanntes Zellengefängnis bei Berlin.

Digitized by Google

Neuer (Sommer-) Text.

Mutter: „Mutter laß heit man den Koksmann steh'n,
Koof lieber Stiebeln, kann nich mehr jeh'n,
Fühl mir janz mank
Von so en'n Jank,
Von nasse Beene werd' ick noch krank."

„Gerberstraß' 16, da is der Mann,
Wo jutes Schuhwerk man koofen kann
Vor wenig Jeld,
's mir ooch jefällt,
's hält ooch so jut, als wär et bestellt."

Mutter (zum Koksmann): „Kann drum nischt nehmen mein lieber Bocks,
Erst komm'n de Beene und denn der Koks!"
Koksmann: „„Da hab'n se recht,
Liebe Frau Hecht.
Koof selbst mir welche, weil meine schlecht.'"

„Derf ick wohl stell'n meinen Sack hier rinn?
Fahr' Sie dann beede uf'm Kokswag'n hin!
Eil'n se man nu,
Sonst macht der zu
Und denn gibt's nirgends so billige Schuh'!"

Dieses Lied, sowie „Ee neier Schunkelwalzer" sind unentgeltlich zu haben: „Gerberstraße 16", in dem bisherigen Gewölbe von Fr. Staerk Nachf.

Die Lärmtrommel zu schlagen, verstehen die Reklamemacher in Prosa nicht minder gut.

„Keine Kopierpressen, keine Stempelballen und Petschafte mehr!" ruft ein glücklicher Erfinder aus. „Ein neues chemisches Verfahren! Unentbehrlich zu Duplikaten und Korrespondenz! Unschätzbar auf Reisen! Nur ein Brief wird geschrieben, und zehn Briefe entstehen! In der ganzen Welt patentiert! Jede Nachahmung wird aufs strengste verfolgt."

„Herbei! herbei!" schreit dort Herr Billardius. „Großer Wettkampf auf dem Billard zwischen mir und dem. Partie en 3000 points!" Unten steht, daß das Caféhaus das erste und besuchteste in ganz Deutschland sei.

„Keine Hühneraugen mehr!" so schreit ein „Fußkünstler." „Mitbürger! Heraus mit den Silberthalern!" schmettert ein anderer.

Digitized by Google

„Lasset die Kindlein zu mir kommen, auf daß ich sie nach der neuesten Mode kleide!" so steht Samuel Hirsch, der Kleiderhändler in der Judengasse.

Am Altar

bei Hochzeiten, Kindtaufen, in den Salons, bei Bällen und Gesellschaften, auf der Promenade, kurz überall bedient man sich der noblen und gediegenen Anzüge der Firma Cohn. Dieselbe hat auf Lager 10,000 Herren-Anzüge; 20,000 Knaben-Anzüge, 1000 Sommer- und 1000 Winter-Paletots ꝛc. ꝛc.

Reklamevignette eines amerikanischen Schuhmachers.

Das Präsidium der französischen Republik bediente sich in den siebziger Jahren für seine amtlichen Bekanntmachungen bestimmter farbiger Papiere. Ein spekulativer Kopf klebte eines Tages auf alle diese Anschläge gerade da, wo sich ein Erlaß des Präsidenten der Republik befand, eine Annonce seines Geschäfts in der Weise, daß der Erlaß nun lautete: „Der Präsident verfügt: Die besten Mieder in Paris sind die des Herrn N., Straße N. N., Nummer X. Man darf sie mit Recht die Wiederhersteller der menschlichen Formen nennen. Gegeben zu Versailles, am ... 1872. Der Präsident der Republik. Adolphe Thiers." Für diesen ziemlich unschuldigen Kniff wurde der betreffende Industrielle vor das Zuchtpolizeigericht gefordert und bestraft. Aber sein Zweck war erreicht, und die Citation vor den Richter war ihm keineswegs unlieb. Durch die öffentliche Verhandlung der Sache wurde sein Geschäft noch weiter bekannt, und die Mitteilungen der Zeitungen über dieselben waren lauter Gratisanzeigen für ihn. Dame Themis selbst machte für ihn Reklame.

Digitized by Google

!Deine Frau ist verloren!

ohne die vorzüglichen Besen von Ralph Dean, 112 Oxfort Street, der im letzten Jahre eine Million derselben verkaufte!

Wem sein Leben lieb ist,

der schütze den Körper vor allem gegen die schädlichen Einflüsse der Temperatur, man kleide sich stets der Jahreszeit angemessen. Nirgendwo hat man hierzu bessere Gelegenheit, als in der Firma „Zum goldenen Paradiesvogel".

Die Mauern von New-York waren eines Tages mit riesigen blutroten Zetteln beklebt, auf denen in ellenlangen Buchstaben zu lesen war:

Der Präsident Cleveland tot, ermordet!

Wenn man jedoch näher trat, so las man noch andere Worte in kleinerer Schrift, so daß das Ganze lautete: „Der Präsident Cleveland wäre schon lange tot, ermordet von der Kälte und Feuchtigkeit, wenn er nicht seit Jahren die Flanellleibchen der Firma Charles Köhler, Johnston-Square Nr. 3, trüge."

Die letzten Worte großer Männer.

„Spitze der Armee!" murmelte der große Napoleon in dem Augenblicke, als sein Riesengeist sich von den Fesseln des Körpers befreite.

„Mehr Licht!" seufzte Goethe.

„Bekränzt mich mit Blumen!" sagte Mirabeau.

„Begrabt mich" sagte Jack Towers, „in einem Anzuge, welcher in dem Atelier von Nims & Co. gearbeitet ist, denn ich wünsche im Grabe noch wie ein Gentleman gekleidet zu sein."

Damit wäre die Reklame am Grabe, auf dem Friedhofe angelangt. Sollte jemand aber glauben, daß hier auf den Stätten der ewigen Ruhe, des ewigen Schweigens die Reklame nicht mehr walte, der würde sich in einem schweren Irrtum befinden. Die Grabsteine selber müssen herhalten, um Reklame zu predigen.

Auf einem Pariser Kirchhofe findet sich folgende Grabschrift:

„Hier ruht Frau N. N., Gattin des Schmiedemeisters N. N. Die eiserne Grabeinfassung ist von dem tiefbetrübten Witwer angefertigt."

5*

Digitized by Google

Ueberboten wird dieser Eisenform- und -biegspekulant von einem New-Yorker Gewerbtreibenden, der sich bei Lebzeiten schon an einer in die Augen fallenden Stelle eines dortigen Friedhofes einen Grabstein errichtete mit der Inschrift:

„Hier wird einst ruhen James Bolton; jetzt betreibt er noch sein großes schwunghaftes Dry-goods-Geschäft 13. Avenue, Nr. 97."

Gleichfalls auf einem New-Yorker Friedhof erhebt sich ein Epitaph mit folgendem Wortlaut:

Hier ruht
John Smith,
er erschoß sich mit einem Revolver
System Colt,
der auf der Stelle tötet.
Die beste Waffe für diesen Zweck!

Ein Grabstein auf dem Friedhofe zu Gadeshead, England.
(Nach einem Holzschnitt in Sampson's: „History of Advertising". Verlag von Chatto & Windus, London.)

Ebenso deutlich gibt sich die Inschrift eines Denkmals, welches den Friedhof von Gateshead ziert: „Hier liegt Jeremias Jobbins, ein treuer, aufmerksamer Ehemann, ein zärtlicher Vater. Seine untröstliche Witwe, in der Hoffnung auf ein besseres Wiedersehen, setzt das lange schon bestehende Schlacht- und Fuhrgeschäft an derselben Stelle fort als wie vor ihrem schmerzlichen Verluste. Leser, weile und notiere die Adresse."

Ein ähnlicher Grabstein erhob sich an auffälliger Stelle des père la chaise zu Paris, ein prächtiges Monument mit einer pathetischen Inschrift, welche also schloß:

„Seine untröstliche Witwe, Frau Cabochard,
hat dies Monument zu seinem Andenken errichtet,
sie setzt das Geschäft ihres Mannes fort im
alten Geschäftslokal, 187 Rue mouffetard."

Digitized by Google

Ein Herr, welcher diese Inschrift gelesen, ging, von Neugierde getrieben, um die Witwe des verstorbenen Händlers Cabochard aufzusuchen. An Nr. 187 Rue mouffetard angekommen, fragte er einen dort beschäftigten Mann nach der Witwe Cabochard. „Sie sind am rechten Ort", entgegnete der Gefragte.

„Verzeihen Sie, ich wünsche die Dame persönlich zu sehen."

„Herr, ich bin die Witwe Cabochard."

„Sie verstehen mich nicht, ich wünsche die Witwe zu sehen, welche ihrem verstorbenen Manne das Denkmal auf dem père la chaise gesetzt hat."

„Ich verstehe", war die lächelnde Antwort, „erlauben Sie mir, Ihnen mitzuteilen, daß der Händler Pierre Cabochard eine Mythe ist, eine fingierte Person, und folglich keine Witwe hinterlassen haben kann. Der Stein, welcher ihnen gezeigt wurde, kostete mich ein gutes Stück Geld, aber er ist, obgleich niemand unter dem Monument beerdigt ist, eine gute Reklame und ich habe keine Ursache, die Ausgabe zu bereuen. Nun, Herr, womit kann ich Ihnen geschäftlich dienen?" —

Die Kunst, auch den Tod der Reklame dienstbar zu machen, wird durch folgende Todesanzeige illustriert, die in einer spanischen Zeitung zum Abdruck kam:

Diesen Morgen nahm der Herr hinweg den Juwelier **Siebald Illmaya,** aus seinem Arbeitslokal zu einem andern und in eine bessere Welt. Die Unterzeichnete, seine Witwe, wird weinen auf seinem Grabe, gleichwie seine zwei Töchter, Hilda und Emma, von denen die erstere verheiratet, die letztere hingegen noch frei für einen Antrag ist. Das Begräbnis findet Morgen statt. — Seine tiefbetrübte Witwe **Veronika Illmaya.**

P. S. **Das traurige Ereignis wird auf unser Geschäft keinen Einfluß haben, es wird fortgeführt wie zuvor, nur unser Geschäftslokal wird verlegt werden von No. 3 Tessi de Teinturiers nach No. 4 Rue de Missionaire,** da unser habsüchtiger Mietsherr den Mietzins gesteigert hat.

Einmal mit Grabsteinen, Todesanzeigen und dergleichen beschäftigt, wollen wir noch der Reklame eines amerikanischen Leichenbesorgers gedenken, welcher an leidende Personen folgendes gedruckte Rundschreiben versendete:

„Werter Herr! Da es eine allbekannte, leider unumstößliche Thatsache ist, daß Sie mit Eile sich den Pforten des Grabes nahen, halte ich es nicht für unangebracht, Ihre Aufmerksamkeit auf mein reiches Lager fertiger Särge hinzulenken und sollte es mich freuen, wenn Sie Ihre Angehörigen oder Freunde bestimmen wollten, Ihre Leichenausstattung in meinem wohlrenommierten Eta-

Digitized by Google

blissement bewirken zu wollen." Anbei folgte eine genaue Liste des Zubehörs zu einem „first-class funeral."

Eine andere amerikanische Firma rühmte sich ihrer „bequemen und komfortablen Särge", und konstatiert ferner, daß alle Diejenigen, welche Grabsteine aus ihren Werkstätten gekauft, „mit Stolz und Genugthuung auf die Gräber ihrer Freunde blicken."

Ein Pariser Kammerjäger.

Eine zur Ausbeutung der großartigen Marmorbrüche in Utah gebildete Gesellschaft erließ an ihre amerikanischen Mitbürger ein Zirkular, worin unter anderem der nachstehende anheimelnde Satz sich findet: „Wir besitzen genug des schönsten Marmors, um jede Person in den Vereinigten Staaten mit einem Grabsteine erster Klasse zu versorgen. Das einzige, was wir jetzt wünschen, ist: einen Markt dafür zu haben."

Ein Leichenbestatter in London zog aus dem Adreßbuche Hunderte von guten Adressen und sandte an jede einzelne derselben ein Telegramm, in welchem er darauf aufmerksam machte, wie billig er eine Leiche bestatte. Einige der mit diesem Telegramm Beglückten saßen gerade beim Essen, andere standen im Begriffe auszugehen oder das Theater zu besuchen, andere waren beim Ankleiden, doch in welchen Beschäftigungen sich die betreffenden auch befinden mochten, in ihrem Gedächtnisse prägten sich unauslöschlich der Name und die Preise des Leichenbestatters ein, und er erhielt zahlreiche Zuschriften, in dieser Weise nicht wieder zu telegraphieren.

In Islington stellte ein Leichenbestatter in seinem Schaufenster einige künstlerische Leistungen seiner Kinder aus, welche dem glücklichen Vaterherzen wohl besonders imponiert haben mochten. „Master Alfred, aged 12 years"

Digitized by Google

hatte ein schauerliches Knochengerüste produziert, garniert mit Würmern und gekreuzten Gebeinen; und „Miss Bessie, aged 10 years“ hatte in Farben ein Stillleben gemalt, das Ende eines Sarges, daneben Schrauben, Nägel, Schädel und eine Sanduhr, alles rechts und links hübsch gruppiert. Die Zeichnungen waren eingerahmt und väterlicher Stolz hatte ihnen die besten Plätze im Schaufenster angewiesen.

Wie viel freundlicher berührt hingegen die Reklame jenes Pennsylvanier Bierbrauers, welcher an die Mauern eines Kirchhofs in großen weißen Lettern die Mahnung setzte: „Use Jones' Lagerbier, if you would keep out af here!“ „Wollt Ihr außerhalb dieser Mauern bleiben, so trinkt Jones' Lagerbier!“

Wie Leichenbitter und Grabsteinfabrikanten, so haben auch die Aerzte ihre Reklamen.

Das elegante Wartezimmer des Arztes ist dicht besetzt, ein Livreediener verteilt Nummern, welche die Reihenfolge des Einlasses regeln, man bekommt Nummer 35 — die Nummern fangen eben bei 25 an. Endlich fährt ein Wagen vor, eine elegante Equipage — der Herr Doktor kommt. — Tam-Tam. Man kennt sein Koupee in der Stadt, in deren Straßen es den ganzen Tag herumfährt, was muß der Mann zu thun haben! Tam-Tam. Während man mit dem berühmten und vielbegehrten Arzt spricht, erscheint der Diener wieder, um leise — aber immerhin noch hörbar — zu melden, daß der Diener des Fürsten Orozoff da sei, um irgend eine Bestellung auszurichten, oder dergleichen. Tam-Tam.

Ein amerikanischer Zahnarzt ließ vor einiger Zeit sogar folgendes Geschichtchen verbreiten: Eine junge Irländerin, die durch einen Unfall sämtliche Vorderzähne verloren hatte, ließ sich bei dem Dentisten ein künstliches Gebiß anfertigen. Aber siehe da! dasselbe verschönte die Dame in so hohem Grade, daß der Zahnarzt — von dem Reiz dieser Perlenzähne gefangen genommen — sich sterblich in seine Klientin verliebte. Vierzehn Tage darauf führte er sie heim.

Das ist wieder der Stil des Meßbudenrekommandeurs, der dem staunenden Landvolk den Anblick eines „Fischweibes“ verspricht — während die Bude nur einen armen Seehund birgt.

Geistreicher verfuhr ein anderer junger amerikanischer Arzt, der sich in einer Stadt im Westen niedergelassen hatte. Derselbe machte bekannt, sein Hund habe sich verlaufen und bot dem Wiederbringer eine Belohnung von 300 Dollars. Er besaß gar keinen Hund und wollte nur die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich lenken.

Welch seltsame Wege die Reklame mitunter einschlägt, möge aus nachfolgender Erzählung des hierbei hauptsächlich Beteiligten erhellen.

„Eines schönen Tages“, so berichtet unser Gewährsmann „Gartenlaube“ 1868, S. 144) „trat in den Tuillerien ein Mann auf mich zu und sagte lebhaft aufgeregt: „Mein Herr, ich habe eine Bitte, Sie dürfen mir dieselbe nicht abschlagen.“

Digitized by Google

„Und worin besteht dieselbe?"

„Begleiten Sie mich nach meiner Wohnung, dort sollen Sie alles erfahren."

Ich muß gestehen, daß diese Forderung mich frappierte. Kurz angebunden erwiderte ich: „Was soll ich in Ihrer Wohnung? Ich habe keine Lust Abenteuer zu bestehen."

Londoner Händler mit Fliegenpapier.

„Aber lieber Herr, es handelt sich ja nur um ein Geschäft, ein solides, ich denke, daß Sie es nicht von der Hand weisen werden. Folgen Sie mir nur; ich wohne Rue Rivoli, also ganz in der Nähe."

Ich war neugierig geworden. Was konnte mir in einer so belebten Straße am hellen Tage geschehen? Uebrigens hatte ich ja auch meinen Stockdegen bei mir. So ging ich denn mit dem Manne, welcher mich in seine Wohnung führte, in ein reizendes Kabinett, das ein Künstler bewohnen könnte. Hier nannte er sich mir, zog einen langen Papierstreifen aus der Tasche, nahm mein Maß und verschwand, um bald nachher mit einem höchst eleganten Anzuge zurückzukehren.

„Erzeigen Sie mir die Gunst, diesen Anzug anzulegen —"

„Aber, Herr L., wozu soll ich —?"

„Sie werden alles erfahren, sobald Sie angekleidet sind."

„Hierauf ergab ich mich in mein Schicksal und vertauschte meine abgetragenen Kleider mit den neuen. Als ich fertig war mit Ankleiden, führte Herr L. mich vor einen großen Spiegel und sagte stolz: „Nun, mein Herr wie sehen Sie jetzt aus?"

„Ich sollte meinen, nicht ganz übel."

„Was? Wie ein junger Gott! Dazu Ihr Anstand, Ihre Art, sich die Handschuhe anzuziehen, man sollte schwören, Sie wären von Adel oder ein Künstler!"

Digitized by Google

„Das letztere zu sein, kann ich mich nicht rühmen, aber das Wörtchen „de“ darf ich vor meinen Namen setzen.“

„Sie entzücken mich, Herr von —“

„Dumarsais“, schaltete ich ein.

„Ach, jetzt weiß ich, ließ Ihr Herr Oheim nicht bei R. arbeiten?“

„Allerdings“.

„Haha, das ist köstlich! Hat keinen Geschmack, dieser R. Nun weiß ich auch, daß — daß — verzeihen Sie, Herr von Dumarsais, das Sie nicht reich sind“.

„Leider muß ich sagen: so ist es!“

„Nun, desto besser für mich; erzeigen Sie mir die Ehre, eine Flasche Wein mit mir zu trinken, wir können dabei den Kontrakt entwerfen.“

„Wein will ich mit Ihnen trinken, aber was wollen Sie mit einem Kontrakt, Herr L.?“

Der Wein stand auf dem Tische, Schreibgerät daneben, Herr L. schenkte mir ein, dann sich und fing an zu schreiben. Es ging ihm gut von der Hand und bald las er mir folgendes vor:

„L., Direktor des Kleidermagazins in der Rue Rivoli, und Herr von Dumarsais schließen freiwillig nachstehenden Vertrag: Herr L. liefert Herrn von Dumarsais ein Jahr hindurch unentgeltlich jeden Monat, oder wenn es Herr L. für gut findet, noch öfter einen vollständigen neuen Anzug nebst dazu gehöriger Wäsche; dafür verpflichtet sich Herr von Dumarsais, diese Anzüge täglich zu tragen, bei schönem Wetter mehrere Stunden sich auf den besuchtesten Plätzen und Promenaden zu zeigen, die ersten Kaffeehäuser zu besuchen und wöchentlich zwei- bis dreimal in den ersten Hotels zu dinieren. Ferner verpflichtet sich Herr von Dumarsais, bei schönem Wetter im Boulogner Wäldchen zu reiten und sich mit anderen jungen Herren von Stande bekannt zu machen. Da jeder, der Geschmack hat und etwas vom Anzug versteht, sich nach dem Magazin erkundigen wird, aus welchem Herr von Dumarsais seine Garderobe entnimmt, so hat derselbe das L.'sche zu nennen, als solid und billig zu preisen und seine Freunde zu Herrn L. zu führen. Zur Bestreitung seiner Ausgaben empfängt Herr von Dumarsais monatlich fünfhundert Franken.“

Ich lachte laut auf und fragte Herrn L., ob er klug sei?

„Vollkommen!“ entgegnete er. „Mein gefährlichster Konkurrent, Herr R., hat mir meine besten Kunden entzogen durch Reklamen aller Art. Ich habe es herausgebracht, daß er einige Künstler von Ruf bestochen hat, seine mittelmäßige Arbeit zu tragen und zu empfehlen. Da kam ich auf den sublimen Gedanken, ich suchte mir einen jungen, tadellos schönen Mann; in Ihnen, Herr von Dumarsais, habe ich denselben gefunden. Ihre schlanke Gestalt wird meine Anzüge in das gehörige Licht stellen, und da jeder eitel ist, so denkt auch jeder, daß ich im stande bin, durch Kleider, die aus meinem Atelier hervorgegangen sind,

Digitized by Google

seine Figur zu verschönern. Schlagen Sie mein Anerbieten nicht aus, Herr von Dumarsais!"

Nun, ich nahm es an, ging und ritt spazieren in den schönen Anzügen und führte Herrn L., der sich zwar Direktor nennt, aber selbst zuschneidet und sein Handwerk gründlich versteht — viele Kunden zu." —

Derselben Vereinbarungen soll sich, einem on dit zufolge, auch ein großes Berliner Haus bedienen und müssen sich die Auserwählten, Herren und Damen von schöner Figur und feinem gesellschaftlichen Benehmen, verpflichten, die Sommermonate in den bedeutenderen Badeorten zu verbringen und dort für ihr Haus zu wirken. —

Höchst originell ist, wie ein Feuerversicherungsagent für seine Gesellschaft Propaganda machte. Er sandte an die noch nicht bei der Gesellschaft versicherten Bewohner eines Dorfes Brandbriefe folgenden Inhaltes:

„In nächster Zeit wird Feuer gelegt. Das ganze Dorf muß brennen. Die Besseren mögen sich vorsehen, die Schlechteren mögen abbrennen.

Einer von der Feuerbande."

Natürlich setzten diese Schreibebriefe das ganze Dorf in Alarm, und erschien nunmehr nach einigen Tagen der Agent, so konnte er sicher sein, nicht umsonst zu kommen.

Sein Verfahren, die Angst als Reklamemittel auszunutzen, ähnelt vollkommen dem eines amerikanischen Reisenden, der auf den abgelegenen Farmen erschien, sich mit den Farmern in ein Gespräch einließ, aus dem gemeinsamen Kruge trank und zum Schluß durchblicken ließ, wie sehr er — an der Krätze leide. Allgemeiner Schreck der Landleute. Da erscheint im richtigen Augenblick ein Hausierer. Von allen seinen Waren interessiert nichts die Farmer, die in den Gliedern schon ein verdächtiges Jucken zu spüren meinen. Aber vielleicht hat der Hausierer ein Mittel gegen die abscheuliche Krankheit. Ja, er hat eins, aber es ist die letzte Büchse und sehr teuer. Er setzt die Salbe ab und zieht seines Weges weiter, dem Genossen nach, um bei der nächsten Farm dasselbe Manöver zu wiederholen.

Sicherlich genial ist auch der Geschäftskniff, dessen sich der Chef einer Weinfirma bedient. Derselbe, ein in den besten Jahren stehender Mann von nicht übler Erscheinung, beantwortet seit Jahren alle in den öffentlichen Blättern enthaltenen Heirats-Annoncen in der Weise, daß er sich als höchst vorteilhafte Heiratspartie in Vorschlag bringt und die betreffenden Heirats-Kandidatinnen einladet, ihn kennen zu lernen, indem sie sein Geschäft besuchen, und eine, „wenn auch unbedeutende Weinbestellung" aufgeben. Die Damen acceptieren in der Regel diesen geistreichen Vorschlag, und so ist das Geschäftslokal seit Jahren der Sammelplatz alter Jungfrauen, junger Damen, heiratslustiger Witwen ꝛc.,

Digitized by Google

und die, wenn auch unbedeutenden Bestellungen, beschäftigen die Firma jahraus, jahrein.

(Aus den „Fliegenden Blättern".)

* * *

In keinem Lande sind neue Ideen, wenn sich deren Nutzen deutlich zeigt, leichter in den nervus rerum zu verwandeln, nach dem alle streben, als in Amerika.

Wer kennt nicht die Geschichte von dem Stiefelwichse-Fabrikanten in New-York, der wochenlang Leute in alle Läden sandte, um nach seinem Erzeugnis zu fragen, bis die Händler infolge der andauernden Nachfrage den Entschluß faßten, die Stiefelwichse zu beziehen und als meistbegehrteste zu verkaufen. Der Erfinder dieser Reklame hatte einen glänzenden Erfolg, weil er nicht ruhte, bis derselbe erzielt war. Das große Gebiet, auf dem er sich in der Weltstadt am Atlantischen Ozean bewegte, sicherte ihm denselben.

Des gleichen Manövers bediente sich auch Daubitz, als er seinen Magenbittern einzuführen begann. Ein eigens engagierter elegant gekleideter Herr, anscheinend dem Stande der Reisenden angehörend, hatte alle Bahnhofsrestaurants, alle Gasthäuser und Hotels zu besuchen, und ausschließlich Daubitz-Magenbittern zu verlangen. Derselbe war natürlich nicht zu haben und scheinbar indigniert verließ der unbefriedigt gebliebene Gast das Restaurant, nicht aber, ohne dem Inhaber desselben die Vorzüge des Daubitz-Likörs klargemacht zu haben. Dem ersten Reisenden folgte alsbald ein zweiter, ein dritter und vierter und da alle den neuen famosen Magenbittern forderten, beeilte der Wirt sich natürlich nunmehr schleunigst, diesen augenscheinlich vielbegehrten Artikel sofort zu verschreiben und denselben als hochfeine, vielgefragte Ware auch seinen übrigen Gästen anzupreisen. Auf diese Weise kam Daubitzscher Magenbitterer sofort in Gunst, Daubitz selbst legte so den Grund zu seinem großen Vermögen.

Digitized by Google

In welch raffinierter Weise mitunter für ein neues Fabrikat Reklame gemacht wird, mag auch folgende Geschichte beweisen.

In eines der feinsten Klublokale in New-York trat neulich ein mit übergroßer Eleganz gekleideter Herr und setzte sich an einen Tisch, an welchem sich eine Gruppe seiner Bekannten niedergelassen hatte. Er nahm an dem Gespräch lebhaften Anteil. Als die Herren eine Viertelstunde lang über Wettrennen und ähnliche interessante Gegenstände geplaudert hatten, bestellte der Hochelegante zwei Flaschen Champagner, wobei er dem Kellner genaue Vorschriften machte, wie der Wein auf Eis zu setzen und zu servieren sei. Als der Wein eingeschenkt wurde, hielt der Gastgeber noch eine hübsche, von Humor sprudelnde Rede, welche die Anwesenden in die heiterste Stimmung versetzte. Kaum hatte er jedoch das Glas an seine Lippen gesetzt, als er mit allen Geberden des Abscheus das Glas nebst Inhalt auf die Erde warf, daß die Glasscherben klirrten. Er räusperte sich und spuckte noch eine Weile, und alle Anwesenden im Klublokale befanden sich in einem Zustande hoher Aufregung über den sonderbaren Vorfall.

Der feine Herr beruhigte sich endlich und sagte: „Das ist ja ein bestialischer Wein, Jungens. Ich weiß nicht, wie viele Male ich schon gewarnt worden bin, diese Sorte Champagner niemals mehr zu kaufen, und ich werde es auch nicht thun. Hier, Kellner, nehmen Sie dies fort und bringen Sie uns diese und diese Sorte (er nannte dabei den Namen). Das ist der einzige trinkbare Champagner. Ich sage Euch, Jungens, der andere trinkt sich schrecklich. Es gab eine Zeit, daß ich nur jene Sorte trank, aber die Zeit ist jetzt vorüber."

Der andere Wein wurde gebracht und ausgetrunken. Einige Minuten später verließ ein anwesender Fremder mit seinem Freunde, einem alten Mitgliede des Klubs, das Lokal. Als sie auf der Straße waren, erzählte der Klubmann:

„Die Geschichte mit dem Wein ist ein alter Kniff, obgleich ich ihn in dieser Form früher noch nicht gesehen habe. Jener Bursche ist ein Agent für die Champagnersorte, welche er zuletzt bestellt hat. Er gehört zu einem halben Dutzend Klubs, und sein ganzes Geschäft besteht darin, sich im Winter in der Stadt und in der wärmeren Jahreszeit in den Sommerresorts herumzutreiben und die Klubleute zum Trinken seiner Champagnersorte zu animieren. Seine Firma spart kein Geld, damit er seinen Zweck erreichen kann. Die größten Weinhandlungen im Lande unterhalten einen solchen Klubmann in New-York, Philadelphia, Boston und Chicago. Das Salär beträgt 20 bis 50 Dollar die Woche; außerdem werden ihm sämtliche Unkosten für den Wein, den er traktiert, zurückerstattet. Die Stellung erfordert Takt und seltene gesellschaftliche Eigenschaften, denn wenn es erst einmal bekannt würde, daß ein „Gentleman" dafür bezahlt wird, damit er den Wein anderer Firmen schlecht mache, dann wäre es für allemal mit seinem Einfluß vorbei. Er verbraucht außer seinem Gehalt vielleicht 10,000 Dollar jährlich, doch könnte ich vier Leute in dieser Stadt nennen,

Digitized by Google

von denen jeder einer Weinhandlung 100,000 Dollar jährlich wert sein würde. Es wäre dabei gar nicht nötig, daß sie sich in den Klubhäusern herumtrieben; es wäre nur nötig, daß sie ein Jahr lang nur eine bestimmte Sorte Wein im Hause halten und keinen andern Wein trinken würden. In einem halben Jahr würde kein einziger Geldprotze in der Stadt es wagen, andern Wein zu trinken als jene vier Leithämmel."

Eine nicht minder raffinierte Geschäftsreklame hat eine Firma in Verviers im Oktober 1885 zu stande gebracht. Sie überschwemmte ganz Belgien resp. alle Familienväter und Mütter mit einem Zirkular, an dessen Spitze sich die Worte befanden: „Ehre dem Vaterlande und dem belgischen Volke". Das Haus, eins der „bedeutendsten" Belgiens, teilt darin mit, daß es die Baisse in den Urstoffen dazu benutzt hat, um eine ungeheure Quantität Gewebe anzufertigen. Nachdem der Tod den einzigen Sohn und Erben, jetzt im 19. Lebensjahre, dahingenommen, haben seine Eltern, „Besitzer eines ungeheuren Vermögens", beschlossen, ihre Waren zu Gunsten der Arbeiterklasse unter der Hälfte des Wertes zu verkaufen, und diese somit selbst an dem Gewinn der Liquidation zu beteiligen. Um diese „edle" Absicht auszuführen, sind für jede belgische Provinz 10, im ganzen also 90 Reisende, engagiert worden, die nach dem Prospekt alles zur Hälfte des Wertes verkaufen. Ja, jeder Arbeiter, der ein Stoffbeinkleid kauft, erhält für 50 Centimes (40 Pf.) Nachzahlung eine Arbeitshose „erster Güte". Da bis jetzt noch jeder, der auf die Dummheit der Menschen spekuliert hat, die besten Geschäfte machte, so fehlte es auch diesem Schwindel nicht an Erfolg.

In Whitechapelroad (Ostende von London) hatte ein Schuhmachermeister das Bedürfnis, sich durch eine Geschäftskarte seinen vielen Freunden und Gönnern in Erinnerung zu bringen. Die in echt englischer Manier gedruckte Karte enthielt das folgende: „Unterzeichneter fährt fort, wie schon seit 29 Jahren, chirurgische Operationen an alten Stiefeln und Schuhen auszuführen, neue Füße ansetzend und damit das ganze Bein wieder herstellend, aber auch gebrochene Beine verbindend und verwundete heilend, damit die ganze Konstitution aufs neue befestigend und dem Körper durch neue Sohlen wieder soliden Halt gebend. Seine Gummizüge gleichen in Dehnbarkeit einer Parlamentsakte, seine Stiefeletten werden aber allen denen außerordentlich gut sitzen, die nur auf dem Pfade des Rechtes und der Ehre wandeln; dabei ist ihre Dauer eine ewige, gleich die der Wahrheit, und den Fuß zieren sie wie die Unschuld das Gesicht des Kindes." — Man wird beim Lesen obiger Zeilen die Ueberzeugung gewinnen, daß dieser Schuhmacher sich nicht nur des Pechs, sondern auch der Druckerschwärze zu bedienen weiß.

Ein amerikanischer Schuhmacher lancierte folgende Anekdote in die Zeitung: „Der Kapitän William Crakson und der Ingenieur Philipp Metrokins sollten sich duellieren. Da dem letzteren die Wahl der Waffen zustand, so forderte er einen Zweikampf auf — Dynamit. Sehr früh am Morgen des festgesetzten

Digitized by Google

Tages fanden sich die zwei Gegner, von denen jeder 5 Dynamitpatronen bei sich trug, auf dem Kampfplatz ein. Die Zeugen kletterten alsdann auf die höchsten Bäume und das Duell begann. Die zwei ersten Patronen übten keine Wirkung aus; dagegen war das Platzen der dritten ein unbeschreiblich fürchterliches, entsetzliches! Die Zeugen kletterten dann schleunigst von ihrem Beobachtungsposten wieder herunter. Crakson war buchstäblich zu einem Brei zermalmt worden und Metrokins war von der Erde — verschwunden . . . Alles, was man von den Duellanten noch aufgefunden hat, das waren ihre Stiefel, die unversehrt dalagen und ein Fabrikat der Firma X..... & Co. sind. Die Zeugen haben alsdann erklärt, daß der Ehre vollkommen Genüge geschehen sei."

Gleichfalls echt amerikanisch ist folgendes Reiseabenteuer: „Aus wolkenlosem Himmel sendete Phöbus Apollo in blendender Schönheit seine goldenen Strahlen hernieder. Nur kosende Zephyrwinde tändelten mit den spielenden Wellen des unendlichen Ozeanes. Am Maste der „Thetis" lehnte eine Göttergestalt, krausköpfig und mit feurigen Augen, die jetzt freilich sehnsuchtsvoll nach dorthin schauten, wo soeben die letzte Bergkuppe des Gestades in den kühlen Schoß des Meeres niedergesunken. Zurückgelassen hatte er dort, die seinem Herzen das Teuerste und deren thränenerstickter Abschiedsruf: „Auf glückliches Wiedersehn!" ihm immerfort im Ohr klang. „Ja, auf glückliches Wiedersehn, mein Liebling du!" flüsterte er und wandte sich den Matrosen zu, die seinem Befehle gehorchten. Es senkte sich die Nacht hernieder, und darnach stieg der Sonnenball in rosiger Glut wieder empor. Ein herrlicher Tag folgte dem andern, am 7. Morgen aber zeigte sich am Horizonte ein Wölkchen, zuerst unscheinbar und klein, doch bald anwachsend mit unheimlicher Schnelle. „Alle Segel gerefft!" Und kaum ist dem Befehl Genüge gethan, da fährt auch schon die Windsbraut herbei, heulend und zischend, und wälzt donnernd die brandenden Wogen gegen die Flanken des Schiffes. Der Mast zersplittert, das Steuerruder zerbricht und — ein Spielball der erzürnten Wogen — wird willenlos die „Thetis" umhergeworfen. „Land in Sicht!" tönts plötzlich, und krachend zerschellt das Schiff auf den schneidigen Riffen. Mitleidige Wellen aber werfen unsern Apoll an unbekannten Strand. Gerettet! Doch nein! Da stürmt eine schwarze Rotte todschnaubend herbei. Ehe sie aber ihr Mordwerk beginnen, mustern die Blutgesellen das Schlachtopfer von Kopf bis zu Füßen. Und jetzt — Wunder! Anstatt das gezückte Messer in die wehrlose Brust zu bohren, stürzen sie demütig nieder mit emporgehobenen Händen. Was wandte aber den Sinn? Sie erblickten in der Fußbekleidung des jungen Mannes, die trotz des Salzwassers spiegelblank geblieben, ihr eigenes Bild und hielten den Träger der Stiefel für einen Gott. „Ich werde dich wiedersehn, mein Liebling!" sprach er, zu den Stiefeln niederblickend. „Und ihr habt mich gerettet, die ihr behandelt seid mit — der weltberühmten Glanzwichse von Jonathan Brothers,

New-York, Broadway."

Digitized by Google

Höchst originell ist auch folgende Yankee-Aufschneiderei. „Als ich noch ein ganz junger Mensch war", erzählte der Colonel B. eines Tages, „wohnten meine Eltern in Illinois. Wir hatten ein Stück Waldland klären müssen und die ganze Farm war voll dicker Baumstumpfe. Wir aber säten unser Korn dazwischen hinein und erzielten eine ganz respektabele Ernte. Im zweiten Jahre half ich schon mit pflügen. Ich saß hinten auf dem Sitze meines Pfluges und trieb die Gäule an — es waren vier prächtige Braunen. Da kam mir einmal so ein Baumstumpf gerade in die Quere. Zurückgehen mochte ich nicht mit meinem Gespann, und so gab ich den Tieren ein gutes Wort und — Sie mögens nun glauben oder nicht — sie fuhrwerkten euch den Pflug mitten durch den Stumpf hindurch, als obs ein Käse gewesen wäre."

Keiner der Anwesenden bezeigte das mindeste Erstaunen. Major S. aber, der gelassen zugehört hatte, bemerkte in ruhigster, trockenster Weise:

„Sonderbar, aber mir ist es einmal ganz ähnlich ergangen. Schon in jener Zeit pflegte meine Mama unsere Kleider aus dem altrenommierten Geschäfte von Bronner Brothers zu entnehmen und sie behauptete oft, das Tuch dieser Kleider sei das stärkste im ganzen Staate. Eines Tages hatte ich genau in derselben Weise, wie soeben erzählt wurde, einen Baumstumpf durchpflügt. Aber der zähe Bursche war ein wenig zu geschwind für mich; er schnappte wieder zusammen, ehe ich noch recht auf dem Wege war, und klemmte mir das Gesäß meiner Hose ein. Ich kann Ihnen sagen, mir war eklig zu Mute. Aber ich ließ meine Ponnys die Peitsche kosten und — Sie mögens nun glauben oder nicht — sie rissen euch den Stumpf mitsamt den Wurzeln heraus. Eins oder das andere mußte ja nachgeben, und die Hose von Bronner Brothers war das Stärkere, verstanden?"

Den Vogel hat nun ein New-Yorker Konditor abgeschossen. Derselbe schildert, in welch erschreckender Weise im ganzen Lande die Mordthaten sich mehren, und schließt mit der Bemerkung, daß weit weniger heißblütige Menschen zu Blutthaten sich hinreißen lassen würden, wenn dieselben regelmäßig seine Eis-crême konsumierten. Wir glauben selbst, daß Menschen, die in der jetzigen Jahreszeit täglich „Gefrorenes" zu sich nehmen, unter allen Umständen kühl bleiben werden.

Neben Reklame dieser feineren Art laufen mitunter auch burleske Leistungen der Phantasie durch die Journale. So berichtet eine solche:

„Einige Malayen hatten auf der Jagd ein Krokodil aufgestöbert. Das Ungetüm war bereits an mehreren Stellen verwundet, als es von der Kugel eines der Jäger in den Bauch getroffen wurde. In demselben Augenblicke erklangen wunderbare Töne, die sich zu einer reizenden Melodie gestalteten. Einige Minuten standen die Malayen überrascht still, dann warfen sie plötzlich die Waffen weg, faßten nach ihren Frauen und begannen zu tanzen. Auf den Erzähler dieser wahren Geschichte mußte dies begreiflicherweise um so eigentüm-

Digitized by Google

licher wirken, als die Musik, die aus dem Wanste des Ungeheuers quoll, nichts anderes als der bekannte Gisela-Walzer war. Es war dies jedoch der Schwanengesang des Tieres. Mühsam schleppte es sich zum Rande des Flusses, um dort zu verenden. Als der Walzer zu Ende war, nahmen die Malayen die Untersuchung des Drachen vor. Der Europäer leitete diese Operation. Welche Ueberraschung! Das Organ, welches die harmonischen Silbertöne hervorgebracht, war nichts als eine musikalische Dose, deren Drücker offenbar durch die Kugel des Malayen getroffen worden war. Wie aber war die Dose dahinein gelangt? Die entsetzlichsten Vermutungen drängten sich den Gedanken aller auf. Die Dose trug die Marke des deutschen Fabrikhauses Swoboda, Oppenheim und Ko. Frankfurt a. M. Auf dem Deckel war der Name des früheren Eigentümers eingraviert. Hatte nun das Krokodil die Dose mit ihrem Eigentümer oder ohne denselben verschlungen? Hatte es den Mann bereits verdaut, die unverdauliche Dose aber bei sich behalten? Es ist das ein Geheimnis, welches vielleicht niemals aufgeklärt werden wird. Dagegen freuen wir uns, mitteilen zu können, daß Musikdosen jener Firma hier am Orte zu haben sind, und zwar bei Trader und Ko., Murraystreet."

Recht geschickt erdacht war auch folgende Reklame. Mitten unter den Inseraten eines großen New-Yorker Blattes stieß man eines Tages auf eine völlig leere Spalte, an deren unterem Ende ganz klein die Worte gedruckt standen: „Dieser Raum war an die Herren Brennan verkauft, da aber ihr Geschäft von Kunden überlaufen wird, so haben sie auf alle Inserate verzichtet."

Ein spekulativer Yankee verteilte im vergangenen Jahre an alle Kirchen und Kapellen Gebetbücher, in denen auf jeder Seite sein Fabrikstempel abgedruckt stand.

Ein biederer Kolonialwarenhändler in Leeds gab seiner Verehrung vor der Muse Charles Dickens' dadurch Ausdruck, daß er einen der beliebtesten Romane dieses Schriftstellers in ganz kleiner Schrift auf 200 zweispaltige Seiten drucken und an das Publikum massenhaft verteilen ließ. Um nun aber das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, hatte der erfinderische Kopf am Schlusse einer jeden Seite eine Empfehlung irgend eines in seinem Geschäfte zu erstehenden Artikels, als Kaffee, Thee, Zucker, Schokolade ꝛc. mit Preisangabe anbringen lassen. Das Publikum war für die Darbietung der Lektüre nicht undankbar und entschädigte den Kaufmann durch Entnahme von Waren für seinen drolligen Einfall.

Ein Londoner Kaufmann (Materialist) gibt jedem seiner Kunden wöchentlich gratis eine Nummer eines acht Seiten haltenden Blattes, welches er auf seine Kosten eigens redigieren und drucken läßt und dessen Inhalt eine Mischung von Fabeln, Märchen, Novellen, Gedichten, Schauer- und Geistergeschichten ꝛc. ist. Ellerby und Komp. ist die Firma dieses Thee- und Kaffeelieferanten, der

Digitized by Google

dieses Mittel mit Erfolg benutzt, um teils Kunden anzuziehen, teils seine Waren anzupreisen, wozu ihm die erste und letzte Seite seines „Journals", wie er es stolz nennt, prächtig dient.

Kürzlich führte mich mein Weg durch Holborn, eine der Hauptpulsadern Londons. Ich sah einen dichten Menschenknäuel um zwei oder drei Männer versammelt, welche — soweit ich es aus der Ferne zu erkennen vermochte — dicke Stöße von Zetteln unter dem Arm hatten und diese an die Umstehenden verteilten. Glaubend, daß dies eine der gewöhnlichen, auf den Straßen verteilten Zettelannoncen sei, wie sich Aerzte, Kaufleute, Schnittwarenhändler, Schneider und Schuhmacher derselben bedienen und deren man zwei bis drei Dutzend in einem Zeitraum von zehn Minuten in Empfang nehmen kann, wenn man sonst will, wollte ich vorbeipassieren, als meine Aufmerksamkeit durch die eigentümliche Form dieser „Handbills" (so nennt man sie) erregt ward. Mit Mühe gelang es mir, eines Exemplars mich zu bemächtigen. Was glauben Sie, konnte es sein? Sie würden es schwerlich erraten.

Ein Halskragen von Papier, prächtig weiß, nach dem neuesten und fashionabelsten Schnitt, dessen innere Seite ganz zierlich bedruckt war und die Annonce eines Friseurs und Parfümeriehändlers enthielt. Viele Jungen befestigten sich den erbeuteten Kragen sofort am Hemd. Dies ist nun eine ganz neue Art der Straßenannonce, neuer jedenfalls als die Wechselannonce, welche auch sehr ingeniös ist und darin besteht, daß Kaufleute sich Etiketten sehr fein drucken lassen, welche genau die Rundung eines Penny haben; diese werden dann auf die eine Seite der großen Kupfermünze geklebt und kommen so beim Herausgeben in die Hände des kaufenden Publikums.

Es erinnert derartige Reklame an jenen Wohlthätigkeitsverein in Boston, der vier Schneider in seinem Dienste hat, welche die Verpflichtung haben, während des Winters in den ärmeren Stadtteilen umherzugehen und allen Leuten, welche Löcher an den Aermeln, Beinkleidern ꝛc. haben, dieselben mit dicken Tuchstücken gratis zu flicken. Das wäre an und für sich ein sehr lobenswertes Werk, wenn mit demselben nicht folgender echt amerikanischer Kniff verbunden wäre. Die Tuchflicken nämlich, die übrigens sehr dick und von ausgezeichneter Qualität sind, tragen in großen Buchstaben, deren Farbe je nach der Farbe des Stoffes verschieden ist, Annoncen, in denen allerhand Heilmittel, Heiratsbüreaus, Versicherungen u. s. w. angepriesen werden.

Als Parodie hierauf schlug ein Bostoner Blatt auch eine Nutzbarmachung von Kahlköpfen für die Zwecke der Reklame vor, deren Besitzer gegen ein angemessenes Honorar bereit seien, sich Geschäftsannoncen auf den kahlen Kopf malen zu lassen und sich darnach zu verpflichten, jahraus, jahrein mindestens viermal wöchentlich im Parkettraume eines Theaters oder Konzertlokals zu erscheinen und Sonntags regelmäßig eine Kirche, ganz gleich welchen Bekennt-

Digitized by Google

nisses — nur Synagogen orthodoxen Stils ausgenommen, da man dort mit der Kopfbedeckung sitzt — zu besuchen.

Nehmen wir an, daß diese Art des Annoncierens von einer größeren Anzahl der besten Anzeigekunden benützt wird, so würde das Parkett eines großen Theaters oder eines Opernhauses eine Mustersammlung von Anzeigen auf den glänzenden Herrenköpfen präsentieren. Da würde z. B. vorn in den ersten Sitzreihen, nahe dem Orchester, ein Kopf zu erblicken sein, der das eine Wort trüge: „Morissons Abführpillen." Nach wenigen Minuten würde sich in einer Nachbarreihe ein Kopf einstellen, auf welchem stünde: „Dr. Bull's Hustensirup." Als Dritter im Bunde käme dann der Mann, der „Castoröl" zu empfehlen die Aufgabe hätte. In den übrigen Sitzreihen läse man unter anderm: „Liebig's Baby-Food", „Levi Brothers' One-Price-Clothing", „Ayer's Sarsaparilla", „Anakesis", „Rock and Rye", „Echter imp. Emmenthaler", „Steinway's Pianos", „Original-Budweiser", „Hamburger Tropfen", „Asphalt-Pavement", „Keine Hühneraugen mehr!" u. s. w. in buntem Gemisch auf den Köpfen der des Haarwuchses baren Herren im Parkett. In den Zwischenakten dürften dieselben freilich — das müßte im Kontrakt festgesetzt sein — ihre Plätze nicht verlassen.

Daß es in Amerika Leute gibt, die in der That vor einer derartigen Ausübung der Reklame keineswegs zurückschrecken würden, dürfte ein Fall erweisen, der sich im Jahre 1884 in Rochester im Staate New-York ereignete und der so eigentümlich war, daß er sogar telegraphisch an alle amerikanischen Blätter berichtet wurde.

Die Reklamehelden waren die Eigentümer eines Kleidergeschäfts und ließen dieselben, um Reklame zu machen, in ihrem Schaufenster — ein Brautpaar kopulieren.

Ein Rochester Blatt beschreibt diesen widerlichen Reklameaktus also:

„Die Union Clothing und Tailoring Co. beschloß, die Trauung im östlichen Schaufenster abzuhalten. Das ganze Schaufenster war geräumt und für die Gelegenheit passend eingerichtet. Zahlreiche Geschenke waren in geschmackvoller Weise ausgestellt. Noch vor 7 Uhr abends versammelte sich ein riesiges Publikum und bald war das Trottoir blockiert, um 8 Uhr war die Mainstraße von der Brücke bis zur St. Paulstraße dicht mit Menschen besetzt, und alles drängte sich hinzu, um die Trauung zu sehen. Genau zur festgesetzten Stunde marschierte der Hochzeitszug in das Schaufenster. Reverend Lansing Newman, ein Methodisten-Geistlicher, ging voran, gefolgt von dem Brautpaar und den nächsten Verwandten. Alle nahmen Platz und wurden von der Menge auf der Straße mit Hurra empfangen. Der Bräutigam war in einen schönen Anzug, Geschenk der Union Clothing Company, gekleidet. Rev. Newman vollzog die Trauung in geeigneter Form, worauf er ein kurzes Gebet sprach.

Nach der Zeremonie stellte der Geistliche den Anwesenden im Innern des Gebäudes das neuvermählte Paar vor, dann ging die übliche Küsserei — im

Digitized by Google

Schaufenſter — vor ſich. Das Brautpaar erhielt zahlreiche ſchöne Geſchenke, außer dem Anzug des Bräutigams und dem koloſſalen Ehebette der Union Clothing Company.(!) Nach der Hochzeit nahm das Brautpaar eine Kutſche und fuhr nach Worden's Reſtaurant, wo die Union Clothing Company ein elegantes Souper ſervieren ließ. Nach demſelben fuhr man in das Grand-Opern-Houſe, wo man auf Einladung des Direktors Truß einer Aufführung von „The Squire“ in einer Loge beiwohnte. Später regiſtrierte ſich das Brautpaar im National-Hotel.“

Genau dieſelbe Reklame der Schaufenſter-Trauung wurde im Sommer 1886 in Indianapolis ausgeführt. Als Geſchenk erhielt das Paar, ein junger Bäcker Namens Otto Meyer und eine Eva Johnſon, eine elegante Schlafzimmereinrichtung.

Reklamevignette eines amerikaniſchen Hutmachers.

Digitized by Google

Gaſtwirte, Reſtaurateure und Hoteliers.

Reklamevignette eines engliſchen Deſtillateurs.

Faſt wie eine Anzeige aus neuerer Zeit, ſo klingt die Schrift an einem in Pompeji aufgefundenen Gebäude: „Ex hinc viatoriens ante turri xii inibi. Sarinus Publii cauponatur. Ut adires. Vale.“ Das iſt: „Wanderer, gehe von hier bis zum 12. Turme, dort hält Sarinus eine Weinſtube, beſuche dieſelbe. Lebe wohl.“

Auf einer römiſchen Inſchrift von Lyon heißt es: „Hier verheißt Mercurius Gewinn, Apollo Geſundheit, Septumanus Aufnahme nebſt Frühſtück. Wer einkehrt, wird es nicht bereuen. Wer vorübergeht, mag zuſehen, wo er bleibe.“

Derartige klaſſiſche Geſchäftsreklamen ſind in neuerer Zeit mehrfach nachgeahmt worden. Die Zeitungen berichteten kürzlich über eine lateiniſche Empfehlung eines gelehrten Breslauer Bartſcherers. Als Gegenſtück dazu wird aus Berlin geſchrieben: In dem Schaufenſter einer Zigarrenhandlung in der Stallſtraße, die, als Verbindung zwiſchen der Univerſität und dem chemiſchen Laboratorium, der Anatomie und der Charité, von Studierenden ſehr frequentiert iſt, prangt folgendes Plakat: „Salvete cives academici omnes imprimisque fumantes. Facere non possum quin tabernam, in qua tobacus cigaraeque veneunt, a me patefactam esse et exornatam vos edoceam. Persuasum habete, me nunquam herbam et optimam et pretio dignissimam nobis non perhibiturum esse. Intrate igitur, emite, gustate, non enim dubito quin futurum sit, ut maxime delectemini. R., Olim civis academicus.“ („Herzlichen Gruß den akademiſchen Bürgern insgeſamt, insbeſondere Euch, die Ihr rauchet. Ich fühle mich gedrungen, Euch anzuzeigen, daß ich einen Zigarren- und Tabakladen eröffnet habe. Nehmet die Verſicherung hin, daß ich Euch un-

Digitized by Google

abläſſig das beſte und wohlfeilſte Kraut verabreichen werde. Kommet darum zu mir, kaufet und prüfet, denn ohne Zweifel werdet Ihr eine große Freude daran haben. R., weiland akademiſcher Bürger.") Von anderen Dokumenten nachklaſſiſcher Latinität im Berliner „Quartier latin" regiſtrieren wir den Sinnſpruch, der eine Tabakhandlung ziert: „Tobacus studiosorum amicus" („der Tabak iſt des Studenten Freund") und die freundliche Einladung, die ein Speiſewirt in der Karlſtraße ergehen läßt: „Intrate, nam hic panis et cerevisiae" („Kommet herein, denn hier gibt es Atzung und Bier"). Ob dem Verfaſſer das geflügelte Wort „panis et circenses" vorgeſchwebt? Denjenigen, die in den ſechziger Jahren in Berlin ſtudierten, dürfte wohl noch die Geſchäftsanzeige eines Händlers mit alten Sachen in der Erinnerung ſein, die ſie damals gar oft nach der Melodie „Blümlein traut" geſungen haben mögen. Sie lautete: „Scholem, nomine Schmul, commendat se, vestimentoum mercator, vestimenta vetusta venditurus stadtposta citatus gleich da!" („Scholem, genannt Schmul, Kleiderhändler, empfiehlt ſich für den Ein- und Verkauf alter Kleider. Durch die Stadtpoſt herbeigerufen, iſt er gleich da.")

Aehnliche, in der Schreibweiſe des ſechzehnten Jahrhunderts gehaltene Inſerate ſind folgende:

Deutſchlatein.

Civibus academicis et omnibus fidelibus fratribus
salutem.

Wissite fratres jocosi, ut cras apud hospitem optime notum

Augustum Muellerum
cognomine acad. „Dumüller"
Xhausis

magna

Exkegelatio gansarum

erit.

Cerevisia de omnibus sortibus habenda, optime trincanda,
Wupptichi de nota benignitate, valde suffici;

Fressalia wurstifica et alia superfina, cuique mundenda,

Kellerinae „Maria et Martha" suavissimae omnes honor. gastos cum summa cordialitate et promtitate servabunt. (Caressire et cnipere in bacchas, armas aut aliorsum non licet!)

Canes cumbringere propter spectaculum depetitum.

Nunc commite omnes animi durstici et hungrici, ego vos erquiccam.

Deditissimus servus
Augustus Muellerus
cogn. „Dumüller".

Digitized by Google

Zum Helm.

Auff Aschermittwoch den 11ten Maerzen 1886

Eyn grols
Rols- und Viehmarkt.

Es soll in der güldenen Helmstuben in Eutrützsch, so benamset ist „Ahnen-Salon“,

eyn Heydenmälsig lustig Musika mit Gelangeln

gehalten seynd von denen berühmten Minnesängersleut „Konneburg“, gleichalsda seynd vier holdselige Frawen wie auch vier Mannsleut sambt zween schwarzen Weibspersonen, so gekummen aus denen Ländern von Aethiopia, gar lieblich singend: „Mutter, der Mann mit dem Koaks ist da“; Anfang umb die Frühmetten schon umb Zehn Uhr.

Im Weiteren nachhero umb vier Uhr nach Mittagszeit in der grolsmächtigen Tanzlauben

eyn scharmutzirend

Ringelreygen wir Geschlechtertanz,

worzu seynd geladen Alle ehrsam als artig Freylein wie Mannlein der Stadt Lipzik. Imgleichen etzliche Kurzweyl, worbey saftige, auch gewürzte Speilen als Getränke, benamset: Gemetztes, Pfannkuchen, Kälbernes, Ziemer von Hirschen und Reh, auch andere Schleckereyen, welcherley Alles auf's Fürnehmste ausrichtet

Der gehorschamste Diener, auch Wirth im güldenen Helm.

Stierba.

Digitized by Google

Fisch- und Angelzettul

bey dem

altdeutsch Fischerfelte,

da werden seyn drey ergetzliche Fischzüg für alle führnemben, wohledlen Fischersleut, welche kommen geswommen und gekrebset

auff den 8. Märzen A. D. 1887

zum Fischteych im **Coburger Hoff** auff der Windmühlenstraßen, in eyner großen fischreychen Seestadt Lypzig.

***

Da wird seyn als ehrster Fischzug: Etzliche feyne Fischerstückleyn, gespilet von denen Fischersleutten, so musicam männiglich gestudiret. Anderer Fischzug: Die Fischerliedleyn, von einem Fischersmann gesotten, so gern sollich Fische fangt. Die Fisch swimmen auff der Hinterseytten. Als dritt Fischzug: Eyn groß Fischessen von denen Fischen, so sich zuvor im Meer und Flusse verlustbahret, und nunmehro aus der Kuchel kommen, so daß allen schleckerhafften Fischersleut wohl wird, wie denen Fisch im Wasser. Darzu auch „Fischbräu", so die frommen „Franziskaner" bräu't habn. Nun seyd alleweyll lustig und sitzet nicht da wie der Stockfisch oder mit Dorschgesichtern.

Schmauszzettuleyn für daz groß Fischessen

mit allerley smorten, sottnen, räucherten, säuerlichen, polnischen und feyn zubereytten Fischleyn, so zuvor im Weltmeer, wie in der Pleißen swommen. Aus der Rietschken aber seynd keine fischt, denn da seynd faule Fische, die stehn in keyn guttem Geruch.

Daz ehrste Gericht: Dorsch, so im Meere swommen, mit eyner köstelin Buttertunken, darein lecker Senff menget, darzu Erdbirnen. Preys 50 Pfenning.

Daz ander Gericht: Eyn schlau Hecht, so sich aber doch hat fangen lassen, feyn smalzt in eyn Buttertunken und weyseblau sotten. Darzu auch Erdbirnen. Preys 50 Pfenning.

Daz dritte Gericht: Eyn fett Karpffen, der swimmt in eyn polnischer Tunken mit allerley Gewürtznägleyn und Lorbeerblättleyn, sollich Kraut gefället denen Künstlern wohl. Preys 60 Pfenning.

Wend umb!

Digitized by Google

Daz viert Gericht: Eyn rund Aal, der sich wälzet in eynem geronnen Geschlapper, so der Franzos Gelée benamset. Preys 50 Pfenning.

Darzu weytter: Eyn gebacken Hering, so noch grün ist, auch eyn Hering in sauerer Tunken mit Gürkleyn und Zwieweln, und Etzlichem, kleyne Fischleyn ohne Köpff aber in Oel swimmend, sowie gerollete Möpse, welche nit bellen und beyßen, sondern gar köstelin zu beyßen sind. Daz seynd gute Gericht für sollich Leut, so statt Fisch ein Affen fischt haben.

Ehrst Liedleyn.

So von eynem zaghafftigen Fischersmann meldt.

(Mel.: War eynst eyn Riese Goliath.)

War eynst eyn junger Fischersmann,
Der stellt 'nem Fischleyn nach.
Er hielt die Angel ruhelos
In's Wasser Tag für Tag,
Bald hier und bald an jenem Ort,
Doch immer schwamm seyn Fischleyn fort.
„O", seufftzt er, „liebstes Fischleyn meyn,
O Fischleyn, beyß doch an,
So lang ich dich nicht fangen hab',
Bin ich eyn armer Mann."

Das Fischleyn lacht den Fischer aus,
Und schwamm in's Wasser weytt hinaus.
Dem Fischer ward vor Herzeleyd
Die rothe Wange bleych,
Des Nachts im Traume quält ihn selbst
Seyn Fischleyn schön im Teich.
Das Fischleyn aber wandt den Kopff,
Und lachte aus den dummben Tropff.

Da, als er eynst am Wasser lag,
Wo schwamm seyn Fischleyn feyn,
Griff er mit kühn verwegner Hand
In's Wellenspiell hineyn.
Und hielt das Fischleyn muthig fest,
Das nie er wieder schwimmen läßt.

Das Fischleyn sprach: „O Fischerg'sell,
Merk dir die Lehre feyn,
Wer kühn greyfft und verwegen zu,
Der fängt uns Fischeleyn.
Jedoch eyn schüchtern stiller Tropff,
Der faßt keyn Fischleyn je beym Kopff."

Zweytt Liedleyn.

So von klugen und thörichten Fischern berichtt.

(Mel.: Da streytten sich die Leutt herum.)

Eyn jeder Mensch als Fischersmann
Nimmbt seyne Angel her,
Der fischt nach Würden, der nach Gold,
Nach eynem Backfisch der.
Bis eynst der Tod als Fischer spricht
Mitt kaltem Fischblutsinn:
:,: Hör' auff, du hast genug gefischt,
Leg' deyne Angel hin! :,:

Wer dann im Trüben hat gefischt,
Und faule Fische zog,
Im Fischthran saß seyn Leben lang,
Sich um den Fang betrog,
Der war keyn weyser Fischersmann,
Dem biß keyn Fischleyn an,
:,: Eyn Pereat dem Stockfisch, der
Nit besser fischen kann. :,:

Wir fischen aus des Lebens Teych
Der Freude Aal heraus,
Der Liebe Goldfisch bringen wir
Im Netze mit nach Haus.
Der Karpffen der Zufriedenheytt
Sich unsrer Angel naht,
:,: So wird das ganze Leben uns
Der schönste Fischsalat. :,:

Nun fischt all', lust'ge Fischersleutt,
Ihr Fischerinnen fein,
Stellt euer Netz mit schlauem Blick,
Manch Fischleyn schwimmt hinein.
Ja, bis zum Morgengrauen sey
Die Angel heutt geführt,
:,: Denn was wir heutt zu viel gefischt,
Wird morgen marinirt. :,:

Digitized by Google

„Blühender Blödsinn" spricht auch aus einer zweiten Annonce des „gehorsamen Dieners, auch Wirten im güldenen Helm".

Zum Helm.

Mittwoch den 10. Februar 1886

Großer

Volks-Maskenball.

Sämtliche auf das Prachtvollste dekorierten Festräume meines **Welt-Etablissements** werden punkt 7 Uhr abends geöffnet. In den von Kerzen-, Gas- und elektrischen Lichtwellen effektvoll durchfluteten Räumen des **Riesen-Konzert- und Ballsaales** beginnt die herangeströmte Menge des maskenreichen Publikums sofort bei den schmelzenden Sphärenklängen von 3 ununterbrochen wirkenden Musikkapellen den **Eutritzscher Schunkelwalzer: „Moritz** — zu dir ist mein liebster Gang ꝛc." — Der Saal ist mit Hilfe der kostbarsten Stoffe von Seide, Tuch, Samt und orientalischer Teppiche in ein **ungeheures Zelt** verwandelt, an dessen Peripherie 120 mit herrlichem Grün und Weinranken aufs Köstlichste geschmückte **Weinlauben** zum Genusse der daselbst aufgespeicherten feinsten in- und ausländischen Delikatessen, Weine und anderen Leckereien mit unwiderstehlicher Gewalt einladen.

Um 10½ Uhr

gruppieren sich alle Paare zu einer allgemeinen Festpolonaise zusammen, an deren Spitze die **2 schönsten**, von ingeniösen Preisrichtern ausgewählten **Damenmasken** treten. Dieselben geleiten **preisgeschmückt** und jauchzend unter dem strahlenden Geschmeide frostigen Diamantenschattens (!) die gesamte Maskenwelt im Pilgerkleide über den sprossenreichen Spiegel des ächzenden Parketts hinüber zu den **Weinlaubenhekatomben,** (!) wo ihre als süßes Echo blutenden Ritter mit flüssigem Dolche rasche Liebe in das aufgeblätterte und blütendurchzitternde Herz träufeln, während Philomele, die goldenen Rebenfluten mit mattem Flügel flimmernd durchteilend, leise ihren Lauf versteinert.

Im **Glaspalaste des neu restaurierten Wintergartens** finden Aufführungen von klassischen Tondichtern bis auf **Donna Theresa** herabkommend statt, während im **neuen Salon** bei den Klängen einer **Zigeunerkapelle** ein exquisites **Diner** eingenommen werden kann. Die festlich geschmückten **Parterrelokalitäten** sind für **jedermann** geöffnet.

Stierba.

Digitized by Google

Nicht übel ist auch folgende, durch Dienstmänner in den Straßen Berlins verteilte:

Einberufungs-Ordre.

Kameraden, Conkneipanten und **Kampfesbrüder,** mit dem Rufe

Avant la Bataille

fordere ich Euch alle als echte Freunde einer lustigen

„Herbst-Campagne"

auf, in Gesellschaft den

„Jüngsten Leutnant"

in seinem **Herbst-Quartier Charlottenstrasse No. 23** aufzusuchen. **Auf denn, sattelt Euer Ross,** Ihr könnet Euch **parterre** auf den Chimborasso Eures Glückes hinaufträumen, darum säumet nicht und erscheint pünktlich von morgens 10 bis abends 10½ Uhr in den kriegerischen Zelten unseres Kampfplatzes, allwo die Bouteille eine grössere Rolle spielt, wie die **„Bataille".**

Nicht-Pünktlichkeit und das bekannte Vorschützen von Müdigkeit gelten nicht. Diese Ordre ist mitzubringen und dem Wachthabenden der betreffenden Truppengattung vorzuzeigen.

In der **Cantine und Marketenderei** werden von militärisch geschulter Bedienung, sogar auch aus Kamerun, in den Uniformen aller Truppengattungen ausgezeichnete Getränke serviert. Man spricht deutsch, französisch, russisch und englisch. Gegen Sonnenstich sind Vorkehrungen getroffen.

NB. Mitglieder des Vereins der „Kreuzschnäbler" finden besondere Berücksichtigungen.

Berlin, im August 1886.

Restaurant „Zum jüngsten Leutnant".

Digitized by Google

Mord-

mäßig billig speist man im Restaurant des Sieben-Männerhauses.

1000 Mark Belohnung

demjenigen, der nachweist, daß er für weniger Geld irgendwo einen besseren und reichlicheren Mittagstisch aufgefunden habe.

Heute Schweinsknochen mit Sauerkraut.

Auf solche Weise machen sich in erster Linie auch die kleinen Restaurants breit. Tag aus, Tag ein regnet es in den Straßen der Hauptstädte, wo man geht und steht, Restaurantsreklamen, vorzüglich aber in der Stunde, welche der Essenszeit vorhergeht; dann ist es aber auch eine wahre Sündflut. Die Besitzer dieser und anderer ähnlicher, zur Sättigung der Hungrigen beitragenden Eßanstalten versprechen ihren Gästen goldene Berge. Ein Mittagessen zu 1 Mark 20 Pfg. z. B. besteht aus einem Teller voll Suppe, einer Portion Rindfleisch, einem Zugericht, einem Gericht Gemüse, einer Portion Braten, einem Teller voll Salat, einer halben Flasche Wein und Brot nach Belieben. Ein armer Teufel, der sich durch den niedern Satz verleiten läßt hinzugehen, verlangt und erhält auch der Reihe nach das auf der Reklame Verheißene. Aber in was für einem Zustande! Die Suppe — nicht versalzen, aber ohne Saft und Kraft — das Fleisch dürftig, trocken, kurz fabelhaft erschöpft — den Wein — um Gotteswillen, erlassen Sie mir die Analyse — —

Mein Hals, der stets ein Weinkanal,
Verwandelt sich zu meiner Qual
In eine Wasserleitung!

In ähnlicher Weise, wie ihre europäischen Kollegen, verfahren auch amerikanische Herbergsväter. Hier eine Probe:

Thompson's Two-Bit House.

Keine Täuschung hier!

Zu essen im Ueberfluß, und hier ist Eure Speisekarte:

Drei verschiedene Sorten Fleisch zum Mittage, desgleichen für Frühstück und Abend. Schinken und Eier jeden zweiten Tag, und frische Fische, heißes Brot und Kuchen in Fülle. Eilt heran und schwatzt nicht über billige Boardinghäuser. Jetzt ist die Zeit, wo Ihr nach dem harten Winter die Falten aus Eueren Bäuchen los werden möget. — Kost und Logis 5 Dollars. Kost allein 4 Dollars.

Weit weniger liebenswürdig und vertrauenerweckend gibt sich folgende Reklame eines Hotelbesitzers in Idaho:

Digitized by Google

Konkurrenz ist die Seele des Geschäfts!

Aber wenn ich Dich unter die Fäuste bekomme, Du bettelhafter, alter Schuft, (das Kompliment ist auf den Besitzer eines konkurrierenden Hotels gemünzt), so schlage ich Dir den Schädel ein; verlaß Dich darauf.

Eine neue Aera ist angebrochen!

Kommt nach dem **Union-Hotel** und seht selbst. Alle Bequemlichkeiten, die der Mensch sich wünschen kann, sind in unserem Hause zu erhalten, wie nur irgendwo auf der Sonnenseite der Blauen Berge.

Seid Ihr hungrig? So kommt in unser Haus. —
Seid Ihr durstig? Trinkt bei uns. —
Seid Ihr müde? Schlaft bei uns. —
Seid Ihr traurig? Wir werden Euch trösten. —
Seid Ihr fröhlich? Wir werden uns mit Euch freuen. —
Seid Ihr verrückt? Kommt, wir werden Euch in Sicherheit bringen. —
Kommt, kommt alle und besucht uns!

Viel beruhigender als diese Mord-Plakate wirkt folgende Reklame eines Wirtes in Philadelphia:

„Lebt mein Vater noch?"

so fragte Joseph seine Brüder. Und diese antworteten ihm: „Gewiß, und er befindet sich sehr wohl, den er speist alle Tage im „Cosmopolitan-House."

Allerliebst ist auch folgende Annonce:

„Das Heimweh ist heilbar!"

Vergeblich suchte ich, durch Geschäfte fern meiner Heimat gehalten, die Sehnsucht nach meinem Hause, nach meiner Familie zu überwinden. Alle Mittel gegen die Schwermut, die sich daraus entwickelt hatte und mit Lebensüberdruß zu endigen drohte, waren vergeblich, bis ich endlich dem Rate von Bekannten folgte und in Mr. Palmers Hotel, Elm-Street 15, zog. Schon der erste Tag brachte Erleichterung, am zweiten fühlte ich deutlich, wie der Alp des Heimwehs sich zum Abzug rüstete, am dritten saß ich geheilt und befreit inmitten meiner Freunde bei einer Bowle Eierpunsch, den niemand so vortrefflich zu bereiten versteht, als Mr. Palmer, Elm-Street 15.

Digitized by Google

Manche Wirtshäuser sind berühmt durch ihre absonderlichen Namen geworden, so in Elberfeld das Gasthaus „zum letzten Heller", in Bristol die Kneipe „The World's End"; in Land's End (Cornwallis) „The first and last Inn in England"; in Plymouth „No Place Inn", letzteres ein Wirtshaus, welches auf seinem Aushängeschilde ein altes Weib zeigt, den heimkehrenden Gatten also anfahrend: „Where have you been?" (Wo bist du gewesen?) „No place" (Nirgends) ist die Antwort.

Die Reklamesucht hat mehrfach sogar Hotelwirte dazu veranlaßt, ihre Fremdenlisten, die in den Zeitungen abgedruckt und so weiten Kreisen bekannt gegeben werden, zu fälschen, indem sie fingierte Namen hoher und höchster Standespersonen in dieselben eintrugen, wie Herzog von Soundso mit großem Gefolge, Fürst von Krähwinkel nebst Gemahlin und Dienerschaft, Ihre Exzellenz Frau Gräfin von Drachenblut ꝛc. ꝛc.

Läßt sich wirklich einmal eine derartige hohe Persönlichkeit herbei, das Hotel des Herrn Schlaumeier zu benutzen, so versäumt dieser nicht, das große Ereignis durch Aufhissen aller Flaggen dem großen Publikum bekannt zu geben.

Reklame eines Hotels in Chicago.

Höchst originell ist das Wirtshausleben in China eingerichtet.*) Die besuchtesten Wege in den nördlichen Provinzen sind mit zahlreichen Wirtshäusern besetzt, die man freilich nicht immer nach dem Schilde beurteilen darf. Wenn man blos diese pomphaften Schilder ansähe, mit denen sie geschmückt sind, so möchte man denken, daß man an den Wohnort der tugendhaftesten Menschen der Welt komme, und der Wirt unter seinen Gästen sich wie ein Patriarch unter seiner zahlreichen Familie ausnehmen müsse. Die großen Charaktere, welche man an der Eingangsthüre liest, versprechen Friede, Eintracht, Uneigennützigkeit, Edelmut und außerdem Ueberfluß an allem Möglichen und die Erfüllung aller Wünsche. Jedes Restaurant hat seinen eigenen Namen, wie „Der Garten des

*) Huc, Das Chinesische Reich II., S. 242.

Digitized by Google

goldenen Thals", „Der Balkon der Freude und des Entzückens", „Der Raum der Wohlgerüche aus fernen Landen", „Der immergrüne Blumenhain" ꝛc. Einige der Inschriften neben diesen Zeichen verheißen: „Friede und Freundschaft", „Tugend und Harmonie", „überreiche Fülle", „den Frühling des Wohlstandes."

Kaum hat man aber die Schwelle überschritten, so befindet man sich sozusagen in einer Diebeshöhle, in der man ausgeplündert wird und vor Hunger und Elend fast umkommt. Da die Reisenden recht gut wissen, was sie von den Schilden, welche unerschöpflichen Ueberfluß verkünden, zu halten haben, so reisen sie nie, ohne sich gehörig mit Lebensmitteln versehen zu haben. Es ist Sitte, daß jeder am Gürtel ein Säckchen voll Theeblätter trägt, und wer sich nicht mit Weizenbrot und in Wasser abgekochtem Reis begnügen kann, hat einen Koffer bei sich, der in mehrere Fächer geteilt ist, welche gehacktes Fleich, eingesalzene Fische und Sauerkraut enthalten. Die Chinesen nennen diesen Reisevorrat Kan-leang, d. h. „Trocknes und Kaltes."

Man findet jedoch in den größeren Städten ziemlich gute Wirtshäuser, welche besondere Zimmer für alle Reisenden haben. Man kann à table d'hôte und à la carte speisen und wählt sich wie in unseren Restaurationen die Gerichte aus, welche man wünscht. Wenn die Kellner die Schüsseln vor die Gäste stellen, sagen sie dabei in singendem Tone den Namen des Gerichts, so daß es jedermann hören kann. Man sieht, diese Methode ist sehr geistreich, um die Konsumenten aufmerksam zu machen. Es kommt oft vor, daß man aus Eigenliebe sehr ausgesuchte und teure Gerichte verlangt, die man gern entbehren würde, wenn man allein oder bei verschlossenen Thüren speiste. Ist das Mahl vorüber, so stellt sich der erste Kellner an die Thür und stimmt einen Gesang an, welcher weiter nichts ist, als eine Aufzählung der verzehrten Gerichte mit einem Refrain, der die Preise der einzelnen Gerichte nennt. Jetzt gehen die Gäste fort, und man muß gestehen, daß dies der entscheidendste und feierlichste Augenblick ist. Wer ökonomisch gespeist hat, geht mit demütigem Gesichte und sucht sich den Blicken der Umstehenden zu entziehen. Die chinesischen Lords hingegen, welche mit Verschwendung und sehr teuer gespeist haben, gehen langsam hinaus, die Pfeife im Munde, den Kopf hoch gehoben, mit stolzem und verächtlichem Blicke. Wenn man in Europa diese Methode annehmen wollte, feierlichst an der Thüre der Restauration die Speisekarte der einzelnen Stammgäste herzusagen, so wäre wohl zu befürchten, daß mehr als ein Gast aus Eitelkeit und Eigenliebe Verdauungsbeschwerden bekäme. —

In Paris wurde im Jahre 1885 eine Taverne du Bagne neu errichtet und geben wir in Nachstehendem eine kurze Skizze, wie es in diesem auf der Welt wohl einzig dastehenden Restaurant, in dieser „Zuchthauskneipe" zugeht. Der Besitzer Lisbonne, Schauspieler, Theater-Unternehmer, Kommune-Mitglied, Sträfling und Journalist, hat von der Stadt Paris ein kleines, zur Stunde müßig daliegendes Grundstück gepachtet, eine höchst elende Baracke aus ange-

Digitized by Google

strichenen Brettern und alten Fenstern darauf gesetzt, sie mit rohen Tischen und Bänken und einigem Kneipgerät ausgestattet und „Bagno-Kneipe" getauft. Er selbst, ein konfisziertes Zigeunergesicht, parabiert in dem alten Anzuge der Sträflinge, ebenso wie seine Kellner, denen er nachrühmt, daß sie wirkliche, echte Verbrecher seien; rote Jacke, grüne Mütze mit Messingschild und Nummer, gelbe Hose und Kugel mit Kette, die um einen Fuß geschmiedet ist und am Gürtel getragen wird. Die Zahlkellner sind als Sträflings-Aufseher gekleidet und schauen nach Kräften grimmig drein; statt eines „Bock" (Glas Bier) verlangt man eine Kugel, und wenn ein Trupp Gäste — denn man wird bei dem kolossalen Andrange nur in Gruppen zugelassen — genug an dem widerwärtigen, von Tabaksqualm und saurem Bierdunst gewürzten Schauspiel hat, so ertönt eine Pfeife und der Hausherr ruft: „Laßt eine andere Lieferung von Verurteilten herein, die Befreiten können zur Kanzlei gehen und sich nach Hause packen." An den kahlen Wänden hängen allerlei Schauergemälde, Kommunegrößen, Bagnoszenen 2c. Es weht einen an, wie mit einem Hauch von Verwesung in dieser ekten Bretterbude, aber die Menge drängt sich ohne Unterlaß dahin, Bummler, Bürger und behäbige Bürgersfrauen mit Kind und Kegel. Selbst fürstliche Gäste der Weltstadt sahen sich den Schwindel an. Lüftet dann irgend ein mutwilliger Gast das Inkognito, so tritt der Hausherr auf den hohen Gast zu und sagt „Bon jour, Citoyen!" Monsieur macht täglich mit diesem Zauber seine 800—1000 Franken! —

Höchst originell dürfte auch das Verfahren der russischen Branntweinbudiker sein, die angeblich vor ihren Läden Branntwein ausspritzen, um durch den Geruch die Bauern anzulocken.

Eingang zu einem amerikanischen 10 Cents-Restaurant.

Digitized by Google

Die Wunderdoktoren und Marktſchreier
des Altertums und des Mittelalters.

„Ich bin der Doktor Eiſenbart, Valleri juchhe!
Kurier' die Leut' nach meiner Art, Valleri juchhe!
Kann machen, daß die Lahmen ſehn, Valleri juchheiraſſa!
Und daß die Blinden wieder gehn, Valleri juchhe!"

Die Quackſalberei iſt ſo alt, als das Krankſein ſelber. Man hielt in grauer Vorzeit die Krankheit als von böſen Geiſtern verurſacht, als angezaubert, und die Heilung galt als ein Wunder. Die erſten Leute, die ſich mit dem Vertreiben der Krankheiten, reſp. der böſen Geiſter, die von dem Kranken Beſitz ergriffen hatten, befaßten, waren die Zauberer und Medizinmänner, welche zugleich die prieſterlichen Handlungen ausführten. Sie ſuchten durch furchtbare Beſchwörungen und heilloſen Lärm die Geiſter in Angſt zu verſetzen und auszutreiben und alſo die Kranken zu heilen. Derartige Beſchwörungen können noch heute Forſcher und Reiſende bei jedem Naturvolke beobachten. Dr. Crevaux*) berichtet von einem Zauberer der Roucouyennes-Indianer, dem ein in vollkommen hoffnungsloſem Zuſtande befindlicher Kranker vorgeführt wurde. Der Zauberer begann mit ſeinen Beſchwörungen und zog ſich endlich mit einem Bogen und Pfeil bewaffnet in ſeine Hütte zurück und zeigte, als er nach einigen Minuten wieder zum Vorſchein kam, mit triumphierender Miene den nun mit Blut bedeckten Pfeil vor, indem er erklärte, daß er den feindlichen Geiſt, der den unabwendbaren Tod des Kranken veranlaßt, beſtraft und zum Tode getroffen habe.

Zu derartigen Beſchwörungen geſellen ſich auch allerhand praktiſche Erfahrungen, die Kranken werden geknetet, gerieben, man ſucht die Krankheit durch Saugen und Blaſen der leidenden Teile zu entfernen. Dieſer Methode befleißigte ſich derſelbe indianiſche Zauberer bei einem anderen Kranken. Er nahm eine brennende Zigarre, zog den Rauch derſelben mit einigen tiefen Zügen ein und blies ihn heftig gegen die ſchmerzhaften Stellen. Dann wieder brachte er den Mund an dieſelben, zog die Luft ein paarmal ſtark ein und blies und puſtete nachher mit vieler Oſtentation, um das Uebel, das er ſo eingeſogen hatte, zu vertreiben. Dieſer ganze Hokuspokus dauerte etwa zwei Stunden; darnach erteilte

*) „Globus", Band XL., S. 274.

Digitized by Google

Krankenzauber der Roucouyennes-Indianer.
(Aus dem „Globus". Verlag von Vieweg in Braunschweig.)

Digitized by Google

der Zauberer noch verschiedene Verhaltungsmaßregeln, die sich alle in dem einen Wort „Diät" zusammenfassen lassen.

Was diese Beschwörer treiben, bezeichnen wir als „Schamanismus", nach Sitte der Schamanen, den Zauberern der nordasiatischen Völker, die in ihrem Wesen vollständig mit ihren afrikanischen und amerikanischen Kollegen übereinstimmen. Der zu einem Kranken herbeigerufene Meister versteht es, aus der schmerzenden Stelle des Körpers allerlei fremde Gegenstände auszusaugen, sei es nun ein Stein, ein Dorn, eine Feder oder ein Käfer, die natürlich vorher in seinem Munde verborgen waren.

Durch Anwendung des tierischen Magnetismus, dessen Wirkungen überhaupt den Medizinmännern fast aller Völker und Zonen mehr oder weniger bekannt sind, heilten schon die egyptischen Priester, von denen diese Kenntnis zu den Griechen überging, welche die professionellen Magnetiseure „Oneiropoletä" nannten und die den magnetischen Schlaf genau ebenso durch Bestreichung, Reibung oder bloße Bewegung mit der Hand vor dem Gesichte oder durch festen Blick erzeugten, wie dies heutzutage noch häufig gemacht wird.

Diese Magnetiseure waren vorhehmlich Priester, und nach ihren Wohnhäusern, nach ihren Tempeln pilgerten die Kranken zu Tausenden, um im Schlafe durch göttliche Eingebung die Mittel zur Genesung zu erfahren.

Der Tempel lag in anmutiger Gegend, auf waldiger Höhe, von Luftgängen und heiligen Hainen umgeben. In seinen Vorhallen waren die Sinnbilder des Schlafes, des Traumes und des Glückes aufgestellt. Auf seiner Pforte stand geschrieben:

„Nur wer reinen Sinnes ist, darf mir nahen!"

Wer daher in das Innere dringen wollte, mußte erst durch die Priester dazu vorbereitet sein. Diese Vorbereitung bestand in Fasten, Bädern, Salbungen und Räucherung mit narkotischen Stoffen aller Art. So geweiht wurden die Kranken, nachdem Gebete verrichtet und Lieder gesungen waren, in das Schlafhaus geführt, das sich dicht neben dem Tempel erhob. Bei feierlicher Stille und tiefem Dunkel schliefen sie hier ein und sprachen während des Schlafes von ihrer Krankheit und den Mitteln, welche der Arzt dagegen verkündet. Wenn beim Erwachen die Erinnerung an die Eingebung im Schlafe fehlte, oder der Kranke den Sinn seines Traumes nicht verstand, dann deutete ihn der Priester im Innersten des Tempels und erklärte den Willen des Gottes, nach dem der Kranke genas. Wer nicht genas — der hatte den Zorn des Gottes auf sich geladen und sollte nicht genesen.*) In diesem Auskunftsmittel, das die

*) Auf Hawai beteten die Priester, um Krankheiten zu heilen, gleichfalls zu den Göttern. Unter Beschwörungen richteten die Priester, neben dem Kranken sitzend, Fragen an die Gottheit und erhielten in kreischender Stimme Antwort. Krankheiten aber, die durch die Priester nicht geheilt werden konnten, wurden „als von den Vorfahren her" bezeichnet.

(Ratzel, Völkerkunde II., S. 325.)

Digitized by Google

Priester sich wohlweislich vorbehalten hatten, liegt zum Teil die Lösung des Rätsels jener frühesten und berühmtesten Wunderheilungen. Es wurde eben nur der geheilt, für dessen Herstellung die diätetischen und medikamentösen Mittel der Vorkur ausreichten. Wer schwerer erkrankt war, auf dem ruhte des Gottes Zorn. Und von den armen Schwindsüchtigen sagen daher schon die frühesten Berichte, daß sie keine Mittel fanden, wenn sie auch zu allen Tempeln der Götter umherreisten.

Gelangen den Priestern derartige Heilungen, so veranlaßten sie den Geheilten, zum Zeugnis eine Votivtafel im Tempel aufzuhängen. Diese Votivtafeln, die also genau den teils echten, teils unechten „Dankschreiben" entsprechen, mit denen zu Reklamezwecken unsere modernen Quacksalber ihre Pamphlete und Flugschriften so überreich ausstatten, waren geradezu massenhaft vorhanden. In den Tempeln des Aeskulap in Epidauros und Pergamos waren derartige Reklamen zu Tausenden aufgehängt; daß aber schon damals der Wert dieser Reklamen nach Gebühr gewürdigt wurde, geht aus der ironischen Frage eines Fremden hervor, der, als ihn ein Priester auf die vielen Votivtafeln aufmerksam machte als Zeugnisse für die Wunderkraft des Gottes, einfach fragte, wo denn die Tafeln Derer seien, die nicht geheilt wurden. Die Nichterfolge pflegte man damals ebenso zu verschweigen, wie jetzt an den Wunderorten.

Derartige Dankeszeichen für wunderbare Hilfe wurden auch bei den Tempeln der Göttin Tanoth, des Gottes Baal-Hammon und auf der Stätte des alten Karthago in Massen ausgegraben.*)

Der Glaube an diese Tempelkuren hat sich durch Jahrtausende bis auf unsere Tage hingeschleppt; noch heute treibt der kirchliche Aberglaube die kranke, leidende Menschheit in Scharen an die Orte, wo hölzerne Heiligenbilder Wunder wirken, oder durch Vermittelung der Madonna, der Apostel, oder durch Reliquien Wunderkuren vollbracht werden. —

Schon im Altertum mögen sich aus der Priesterkaste Einzelne herausgelöst haben, die sich speziell nur der Ausübung der ärztlichen Kunst widmeten, im allgemeinen aber nichts weniger als Aerzte waren. In Rom gab es Spezialisten, die ein Geschäft daraus machten, Wimpern auszuziehen, Zähne zu reißen, Brandwunden aus der Haut gebrandmarkter Sklaven zu entfernen, Brüche zu kurieren, Steinoperationen zu verrichten u. s. w. Augenärzte waren am zahlreichsten, sie folgten selbst den Heeren, denn wo immer in Deutschland, England und anderswo Ueberbleibsel römischer Lager aufgefunden wurden, entdeckte man auch die den Büchschen oder Fläschchen, in denen das Medikament verwahrt wurde, beigebundenen Stempel der römischen Augenärzte. Der sehr verdiente Altertumsforscher Grotefend fand es für interessant genug, eine ganze Sammlung der bekannt gewordenen metallenen Firmen von Augenärzten zu veröffentlichen.

*) Vergl. „Gartenlaube" 1878, S. 165.

7*

Digitized by Google

Da es keine Prüfungen, keine Notwendigkeit der Beibringung von Beweisen der erlangten ärztlichen Ausbildung gab, weil das ärztliche Gewerbe ganz frei gegeben war, so drängten sich viele Unberufene, besonders aus den unteren Ständen, zur Ausübung der Kunst, die im Falle des Gelingens sehr einträglich war. Schuster, Schmiede und Handwerker aller Art gaben, wie Galenus berichtet, ihr Handwerk auf und wurden Aerzte, wie denn auch umgekehrt Aerzte, denen es als solchen nicht glückte, mitunter das Leichenträger- oder Gladiatorenhandwerk ergriffen. Unter solchen Pfuschern nahmen die pharmacopolae, nicht etwa den Apothekern der Jetztzeit, sondern den Quacksalbern, Bereitern von Salben und Zaubermitteln, Liebestränken einer spätern Zeit zu vergleichen, einen hohen Rang ein. Galēn warnt solche Herren Kollegen — ironisch auf ihren Mangel an Bildung hinweisend — im Gespräche mit gebildeten Patienten sich ja nicht durch Sprachfehler zu verraten. Der Zudrang steigerte sich, seit Thessalus, der ursprünglich Lehrling seines Vaters, eines Webers, gewesen, nichtsdestoweniger aber als Arzt unter Nero den ungewöhnlichsten Erfolg hatte, erklärte, daß ein halbes Jahr zur Erwerbung der medizinischen Kenntnisse hinreichte, welche man für die Praxis brauche. Der Unterricht scheint in der Art unserer Polikliniken erteilt worden zu sein. So erzählt der Spötter Martial, der Arzt Symmachus habe ihn in Begleitung von hundert Schülern besucht und durch die Berührung von hundert eiskalten Händen habe er das Fieber, das er noch nicht hatte, erst bekommen.

„Unwohl fühlte ich mich, da kamst du, Symmachus, eilig,
Hundert Schüler mit dir; von dem Nordwind erstarrt
Tasten an mir herum die hundert eisigen Hände,
Fieber hatt' ich noch keins, Symmachus, jetzt ist es da!"

(Martius V, 9.)

Abgesehen von ihrer oft unglaublichen Unwissenheit, wie sie Galēn und Skribonius Largus — also Aerzte selbst — schildern, sagt der erstere von ihnen: „Zwischen Räubern und Aerzten ist kein anderer Unterschied, als daß jene im Gebirge, diese in Rom ihre Missethaten begehen." —

Die Aerzte des Mittelalters, zumeist Geistliche, waren verhältnismäßig nur wenig in ihrer Kunst weiter gekommen. Ursache hierzu mag wohl die Erklärung einzelner Kirchenväter gewesen sein, die das Zutrauen, welches die Kranken noch zu Kräutern und Wurzeln als Heilmitteln hatten, geradezu für einen Kunstgriff böser Geister hinstellten, durch welchen die heidnischen Aerzte zu wirken versuchten.

Nur wenige Aufgeklärte gab es, die auf die rein materielle Natur der Krankheit hinwiesen, und diese wenigen wurden für Hexenmeister und Schwarzkünstler gehalten. So war es mit Albertus Magnus, mit Peter von Albano und manchen anderen. Dagegen vermochten Charlatane und Geheimmittelschwindler die Menschheit zu Tausenden hinters Licht zu führen. Als König dieser Quacksalber kann wohl Paracelsus, der im 16. Jahrhundert als Arzt in

Digitized by Google

Basel praktizierte, angesehen werden, derselbe, von dem man behauptet, daß er der erste der Rosenkreuzler gewesen sei, einer Gesellschaft, welche kirchliche und alchymistische Zwecke verfolgte. Viele Jahre hatte er in Persien und Arabien gereist, um den Magnetberg aufzusuchen, von welchem in orientalischen Fabeln so viel erzählt wird. In seiner ersten Vorlesung als Vorstand der medizinischen Fakultät zu Basel verbrannte er die Werke der tüchtigen römischen Aerzte Galen und Avicenna und versicherte, daß mehr Weisheit in seiner Nachtmütze als in deren Hirn, und mehr Erfahrung in seinem Barte als auf allen Universitäten säße. — Er rühmte sich ein Geheimmittel erfunden zu haben, dem alle Krankheiten auf einmal wichen und das selbst das Leben auf das Ungemessenste verlängern könne. Dieses Geheimmittel war ein Kristall, Agoth geheißen, der magnetische Eigenschaften hatte, und Paracelsus rühmte sich, kraft dieses Magnetsteines Krankheiten aus dem menschlichen Körper in die Erde verpflanzen zu können.

Er sagte, es gäbe sechs Methoden, auf welche dies bewirkt werden könne. Eine davon wird als Probe vollkommen hinreichend sein.

„Wenn jemand", sagt er, „an einer örtlichen oder allgemeinen Krankheit leidet, so versuche man das folgende Mittel. Man nehme einen mit Mumiensaft getränkten und mit fetter Erde gemischten Magnet. In diese Erde säe man einige Samenkörner, die eine gewisse Gleichartigkeit mit der Krankheit haben. Dann lasse man diese gut durchgesiebte und mit Mumiensaft gemischte Erde in ein irdenes Gefäß bringen und den darein gesäeten Samen täglich mit einem Absud begießen, in welchem das kranke Glied oder der Körper gewaschen worden ist. Auf diese Weise wird die Krankheit von dem menschlichen Körper auf den in der Erde befindlichen Samen übertragen. Nachdem dies geschehen, verpflanze man den Samen aus dem irdenen Gefäß in den Boden und warte, bis er Halme oder Blätter zu treiben beginnt. So wie diese wachsen, wird die Krankheit sich vermindern und, wenn sie ihre volle Größe erreicht haben, ganz und gar verschwinden."

Da in dem vorstehendem Rezept von Mumiensaft die Rede ist, so wird es angemessen sein, zur Belehrung des Lesers einige Worte hierüber hinzuzufügen.

Es gab Mumiensäfte von verschiedenen Arten, die alle bei magnetischen Medizinen häufig in Anwendung kamen. Paracelsus zählt sechs Arten von Mumiensäften auf. Die ersten vier, welche sich blos in der Mischung, deren sich verschiedene Völker zur Bewahrung ihrer Toden bedienten, von einander unterscheiden, sind die egyptische, die arabische, die pisasphaltische und die libysche. Der fünfte, ganz besonders kräftige Mumiensaft ward aus gehenkten Verbrechern bereitet, „denn bei diesen", sagt Paracelsus, „findet eine langsame Austrocknung statt, welche die wässerige Feuchtigkeit entfernt, ohne die ölige und geistige zu zerstören, die von den Himmelskörpern genährt und durch den Impuls der

Digitized by Google

himmlischen Geister fortwährend gekräftigt wird, weshalb man ihn mit Recht den himmlischen Mumiensaft nennen kann." — Die sechste Art Mumiensaft ward von „aus dem lebendigen Körper ausstrahlenden Atomen oder geistigen Ausflüssen" bereitet, obschon wir in dieser Beziehung und namentlich hinsichtlich der Art und Weise, auf welche diese Atome aufgefangen worden, aus dem, was der große Wunderdoktor darüber sagt, nicht haben klug werden können.

Paracelsus starb, kaum 48 Jahre alt, nach einem Krankenlager von nur wenigen Stunden und, was für seinen Nachruhm sehr nachteilig, mit einer Flasche seines Geheimmittels in der Tasche.

Dieser Wundermann fand, wie zu erwarten war, zahlreiche Nachahmer. Zeigte das Schicksal ihnen keinen geraden Weg, zu ihrem Ziele, zu Ehre und Reichtum zu gelangen, so nahmen sie ihre Zuflucht zu Betrügereien. Dieselben gelangen ihnen um so leichter, als die Gemüter jener Zeit in dem Banne des Aberglaubens sich befanden und von Zaubermärchen ergriffen und mächtig angezogen wurden. Dieser Neigung kamen die Betrüger mit allen Mitteln der Reklame entgegen. Sie spiegelten den Leuten vor, daß sie viele fremde Länder besucht und dort bei berühmten Männern ihre Künste erlernt hätten, daß ihre Elixiere, durch deren Gebrauch man 100 und noch mehr Jahre alt werden könne, aus vielerlei exotischen Pflanzen zusammengesetzt seien, daß man durch ihre kunstvoll gebrauten Liebestränke jedes weibliche Wesen sich geneigt machen könne. In ihrer Großsprecherei unterschieden sie sich in Nichts von unseren modernen Quacksalbern, deren Mittel ja auch von Ohrensausen, Beinbrüchen und Trichinen befreien sollen.

Selbst berühmten Gelehrten, wie dem 1486 zu Köln geborenen Agrippa von Nettesheim, wird nachgesagt, daß sie mit seinen ausgezeichneten Kenntnissen Großsprecherei, Ruhmsucht nnd Geheimniskrämerei verbunden haben. Jener führte auch, ganz im Geiste seiner Zeit, ein abenteuerliches und unstetes Leben.

Das 15. und 16. Jahrhundert war die große Zeit dieser fahrenden Quacksalber und Marktschreier, und ihre Reklame florierte wie heutzutage nirgends, selbst nicht in den Spalten amerikanischer Zeitungen.

Garzonus*) sagt von diesen „groß Leutbeschwindlern", daß „wenn sie sich hören lassen, sie ein größer Zulauff bekommen, als der beste Doktor in freyen Künsten, ja der beste Prediger, der jemals eine Kanzel betreten hatte. Sintemal das gemeine Volk denselben Haufenweise zulauft, sperren Maul und Nasen auf, höret ihnen einen ganzen Tag zu, vergißt aller anderen Sorgen. Es befindet sich, daß sich diese Marktschreyer mehren wie ein Unkraut, und sollte man wohl keinen Wochen- oder Jahrmarkt, beydes in Städten und in Dörffern halten, da sich derselben nit etliche finden ließen, welche alle mit unterschieblichen Listen, Betrug und Praktiken den gemeinen Hauffen an sich hangen

*) „Schauplatz der Künste". Frankfurt a. M., 1641.

Digitized by Google

Quacksalber im Mittelalter.

und ihm das Geld aus dem Beutel schwätzen, beydes mit ihren listigen und lustigen Reden und auch mit ihren wunderbarlichen Proben, welche sie allda öffentlich auf dem Markt thun, mit Verstürzung aller derer, so ihnen zusehen."

„Es wird aber von solchen Landfahrern vielerhand Betrug in der Theriaka verübt, dadurch der gemeine Mann schändlich betrogen wird, indem er vermeynt, er habe ein gutes Präservatif wider Gifft oder andern Schaden von ihnen erkaufft, findt aber bey der Prob, daß er betrogen worden. Wenn man derhalb sieht, daß diese Betrüger auf ihrer Bank ein ganzes Stück Arsenikum, Sublimat oder ander Gifft einnehmen, damit sie die Güte ihres Theriaks wöllen probieren soll man wissen, daß sie zuvor, ehe sie auf den Platz kommen, den Bauch mit Lattich, Essig, Oehl und anderem Gegengift gefüllt, wiewol sie es auch sonsten auf eine sichere Weise können anstellen, daß sie zwar einen gerechten Arsenikum aus der Apotheken holen lassen, verwechseln den aber mit einem stücklein Taigs von Zucker, Mehl, Saffran und anderen Materien gemacht, das den vorigen ähnlich sieht, welches sie mit sonderlichen Geberden, als wenn sie sich sehr gefürchtet, hineinfressen, stehen die Bauern mit aufgerissenen Mäulern, ob sie nicht bald zerbersten wollen, sie aber binden sich fest, nehmen einer Castanien groß ihres Theriaks oder Drecks ein, leget sich der Geschwulst, als wenn kein Gifft wäre vorhanden gewesen; das laßt euch lieben Herren einen köstlichen Theriak seyn; darauff denn die Bauern den Riemen ziehen, danken Gott, daß er sie einen solchen theuern Mann finden lassen, und so köstliche Waar umb ein gering Geld in ihr Dorf bekommen."

„Wer wollte sich aber unterstehen, alle List und Praktiken der Landfahrer zu beschreiben?"

„Etliche treten auf, geben für, sie seyen von St. Pauli Geschlecht, kommen mit größerem Ansehen aufgezogen, nemblich mit einer großen fliegenden Fahnen, darauf an der einen Seiten St. Paulus stehet mit seinem Schwert, auf der andern aber ein Hauffen Schlangen, daß man sich davor fürchtet. Da fängt man an den Ursprung ihres Geschlechts zu erzählen von St. Paulus, wie er auf der Insul Maltha von einer Ottern gebissen worden ohne Schaden, und daß diese Kraft auf sein Geschlecht vererbet, da hat man Brief und Siegel über. Endlich nimbt man aus den auf dem Tisch stehenden Schachteln eine Unken 2 Ellen lang und Arms dick, aus einer andern eine Schlang, dann eine Otter, und erzählet, wie man die gefangen, da die Bauern das Korn geschnitten und derhalb in großer Gefahr gewesen, wenn sie ihnen nit zu Hülf kommen wären, darüber dann die Bauern dermaßen erschrecken, daß sie nit dürfen nach Haus gehen, sie haben denn einen Trunk gethan von dem köstlichen Schlangenpulver, (ein irden Kügelein, welches sie in einem Glas Wein lassen zergehen, welches für Gift und Schlangen soll gut seyn), kauffen auch mehr und bringens nach Haus für Weib und Kinder, daß die mögen versichert seyn. Und ist hiemit das Spil nit geendet, sondern es sind noch mehr Schachteln bey der Hand, die macht

Digitized by Google

man auch auf und langet herfür eine taube Otter, einen todten Basilisk, einen jungen Crocodil, eine Indianische Heidexe, eine Tarantulam oder deren gleichen etwas, damit man die Bauern dermaßen erschreckt, daß sie auch St. Pauli gratiam kauffen, welche ihnen auf einem Brieflein umb die Gebühr mitgetheilt."

„Bisweilen kommt auch ein Magister Leo mit seinen Macalep-Ballen aufgezogen, von deren Nutzbarkeit er ein Paar stunden tapffer leugt und diskurirt, bis die Bauern anfangen, den Seckel aufzuziehen; hat wol etliche bestellt, die kommen und ihm abkaufen, geben für, sie seyen ihm weit nachgereist, bis sie ihn da getroffen, rühmen die Waar hoch und köstlich, und wie sie die probirt haben, welches Glücks dann andre auch in Acht nehmen, und ist der gute Herr noch so liberal, daß er einem jeden, so ihm abkauft, noch ein Dütlein mit Wurmsaamen verehrt für seine Kinder, oder sonst etwas für's Zahnweh, für's Fieber u. s. w. zugiebt, welches des Gelts allein werth wäre." —

„Andere haben Affen, Meerkatzen, Murmelthier, Cameel oder andere dergleichen Thier bey sich oder auf ihren Bänken stehen, daß sich das fürwitzig Volk sammele: etliche halten Trommeln und Pfeiffen, etliche Trommeten und lassen bisweilen mit großem Feldtgeschrey zusammen blasen. Etliche haben andre Kurzweil, als daß sie Eyer auf einem ausgekennelten Stecken lassen auf und ablaufen, mit allerhand Veränderungen, darüber die Bauern Maul und Nasen aufsperren, und was derley Gaukeley mehr, um ihnen eine Audienz zu verschaffen. Und halten mit großem Geschrey oder Geplärr das Volk 2 oder 3 Stunden auf, bald mit einer neuen Zeitung, bald mit einer Historien, bald mit einem Dialogo, bald mit einem lieblichen Gesang, bald hadert er mit seinem Knecht, bald lachet er, daß ihm die Augen überlauffen, und was dergleichen Narrenspossen mehr sind, bis er sich bedünken läßt, er hab das Volk genugsam zusammengelockt; alsdann bringt er seine Büchslein hervor und kompt auf sein quamquam von den Hellern, die er gern mochte und fängt an, seine herrliche Waaren zu loben und treibet es so lang, bis er etliche überredet, daß sie ihm abkauffen".

„In Summa, es ist, wie oben vermeldt worden, kein Markt in Dörffern oder in Städten, da sich nicht etliche solcher Gesellen finden, die unterschiedliche Droghen verkauffen. Der eine hat Wurmsamen, der andre Bilsensamen, der andre ein Pulfer, welches die Winde vertreibet, oder geschmeidig macht, daß man sie nicht höret, damit manchem wol bey guter Gesellschaft gedient wird. Ein andrer hat Oleum Philosophorum, ein andrer ein köstlich Pomaden von Hammelsschmalz bereitet, wider die Schrunden. Ein andrer ein Ratten- oder Mäußgift. Ein andrer Bruchbänder. Ein andrer Fewerspiegel und Brillen mit welchen man im Tunkeln sehen kann. Hier stehet einer, der frißt Werg, und stopfet es bis in den Hals hinein, und speyet Feuer heraus. Dort stehet ein andrer, der wäschet die Hände und das Angesicht mit geschmolzenem Bley. Hier stehet

Digitized by Google

wiederumb einer, der schneidet seinem Gesellen mit einem besondern Messer durch die Nasen ohne Schaden. An einem andern Ort zeugt einer etliche Ellen Schnüre aus dem Maul. Hier stehet einer und verkauft Lausssalben, das Gedächtniß damit zu stärken."

So verfuhren die Quacksalber geringerer Sorte. Daß es deren aber auch von höherer Ordnung gab, deutet Lerchheimer in folgendem Passus an:

„Das lose Gesindte, das mit dem Gaukelsack in den Landen vmbher ziehet, sein Gewerbe damit treibet, auf den Kirchweihen vnd an andern Feiertagen in Stätten, Flecken, Dörffern dem gemeinen Mann kurtzweil vnd gelächter machet vmbs gelt: das machet ein teil possen vnd wunder natürlicher weise, nur mit behendigkeit, die die Zuseher nit merken. Als wann sie einem Wein aus der Nasen lassen, den haben sie in ein schwamm in der Hand ihm auff der Nasen, drucken den auß in ein rörlein, so meint man, er laufe dem auß der Nasen. Schließen eim das Maul zu, daß man meint, das Schloß gehe ihm durch beide lipffen, die es doch nur fast zusammen drucken. Solche Possen gingen wohl hin, wanns dabei bliebe, und sie nicht übernatürliche vnmenschliche spectacul erzeigten mit des Teuffels beystand. Wann ein Gauckler eim äpffel in Hut gibt, vnd wann der sie wieder außschüttet, daß dann Roßdreck sey: oder einer fürwitzigen Magd ein Rose in Schoß wirft, darauß ein Männlich Glied wirdt: item, daß einer mit blossen Füßen auf einem scharffen Schwert gehet oder es verschlingt: daß ein Gaukler den andern frißt, das ist über Menschlich vermögen vnd Kunst."

Der berühmteste dieser mittelalterlichen Industrieritter, die zweifelsohne allerlei magische und spiritistische Künste für ihre Reklamezwecke verwendeten, ist wohl unstreitig Johannes Faust, dessen Persönlichkeit kein Fabelgebilde ist, da mehrere Urteile über ihn von Zeitgenossen erhalten sind. Ein bestimmtes Zeugnis über Faust gibt Begardi in seiner 1539 herausgegebenen Schrift: „Zeyger der Gesundheyt."

„Er ist vor etlichen Jahren durch alle Landschaft, Fürstenthümer und Königreiche gezogen, seinen Namen Jedermann selbst bekannt gemacht, und seine große Kunst, nicht allein der Arzenei, sondern auch der Chiromanzie, Nigromanzie, Physionomie, Visiones in Krystallen und dergleichen mehr Künste sich höchlichst berühmt. Und nicht allein berühmt, sondern sich auch einen berühmten und erfahrnen Meister bekannt und geschrieben. Hat auch selbst bekannt und nicht geleugnet, daß er sey, auch hieß Faustus, damit sich geschrieben philosophum, philosophorum etc. Wie aber Viele mir geklagt haben, daß sie von ihm seyn betrogen worden, derer ist eine große Zahl gewesen. Nun, sein Verheißen war auch groß, wie des Thessali, dergleichen sein Ruhm, wie des Theophrasti, aber die That, wie ich vernehme, fast sehr klein und betrüglich erfunden; doch hat er in Geld nehmen und empfangen (daß ich recht red) nicht gesäumt, Viele mit den Fersen gesegnet."

Joh. Wier in seinem Werke „von Teuffelsgespenst" ꝛc. (Frankfurt 1586) sagt von Faust, daß er „in Cracaw in Poln die Schwartzkunst gelernt vnd diese

Digitized by Google

schöne Kunst in kurtzem so wol begriffen, daß er dieselbige mit großer verwunderung, vielen Lügen vnd vnsäglichem betrug hin vnd wieder in Teutschland, ohn scheu zu treiben vnd offentlichen zu practiciren angefangen hat."

Hier haben wir zwei charakteristische Urteile über Faust. Das viele Umherziehen, die großen Kenntnisse, derer er sich rühmte, die Marktschreierei, die Hintergehung anderer läßt den Abenteurer erkennen. Ohne Zweifel war er in spiritistischen Künsten bewandert, auch hatte er sich in der Kunst, die Reden und Handlungen anderer nachzuahmen, eine seltene Fertigkeit erworben, die er anwendete, um Unerfahrene in Furcht und Schrecken zu versetzen und um ihr Geld zu bringen. Oeffentlicher und lauter als alle anderen trieb er seine Künste, ließ er doch, einer alten Erfurter Chronik zufolge, daselbst sogar vor Professoren und Studenten der dortigen Universität die Helden Homers erscheinen, den Hektor, den Achill, den Polyphem sowie die Helena.

Der das Erscheinen der letzteren betreffende Passus der Chronik lautet: „Desse Helena erschynde yn einem köstliken swarten Purpurklede, ere Hair hadde se heraff hangen, dat so schön alse Goldt schynede, ock so lanck, dat ydt er beth vp de Kneewaden hengede, mit schönen, swarten Ogen, ein leeflick Angesichte, mit einem runden Koppe, ere Lippen alse rode Karseberen, mit einer klenen Mundt, einen Hals alse ein witter Swon, rode Wangen alse eine Rose, ein schön blenkern Angesichte, eine lange smalle vnd vpgerichtede Person. In Summa, ydt was an er neen Mangel to vinden, se sack sich allenthaluen in de Dörntzen umme, mit gar stolten vnd böuischen Gesichte, dhat de Studenten gegen er yn Lewe entfenget wörden".

Eine jener Possen, durch welche der oben angeführte Lerchheimer so in Schrecken versetzt wurde, lieferte Faust in Knütlingen „im Wirtshauß, da er mit etlichen saß vnd sauff, einer dem andern halb vnd gar auß zu, wie der Sachsen vnd auch anderer Teutschen gewonheit ist. Da jhm nu der Wirtsjung seine Kannte oder Becher zuvoll schenkete, schalt er jn, dräuete jm, er wölle jn fressen, wo ers mehr thete. Der spottete seiner „Ja woll fressen", schenkete ihm abermal zu voll. Da sperret Faust sein Maul auff, frißt jhn. Erwischt darnach den Kübel mit dem Külwasser, spricht: „Auff einen guten Bissen gehört ein guter Trunk", seufft das auch auß. Der Wirt redet dem Gast ernstlich zu, er sol jm seinen Diener wieder verschaffen, oder er wölle sehen, was er mit jm anfinge. Faust hieß jn zufrieden seyn, vnd hindern ofen schawen. Da lag der Jung, bebete vor schrecken, war aller naß begossen. Dahin hatte jn der Teuffel gestoßen, das Wasser auff jn gestürtzt: den Zusehern die Augen bezaubert, daß sie deucht, er wer gefressen, vnd das Wasser gesoffen."

Derselbe Chronist schreibt weiter:

„Noch ein Gaukelwerk will ich erzehlen. Zu Magdeburg gaukelte er auff dem Markt. Da es gethan vnd er wenig gelt von den zusehern gesammelt hatte, beklaget er dasselbige, sagt: er wöll nit lenger auff Erden bey den vndankbaren

Digitized by Google

Leuten bleiben, wöll gen Himmel fahren. Mit dem wirfft er seins Rößleins zügl vmb. Das fehret hinnauff hoch, er hielte jm am Schwantz, sein Weib jhm am Rock, die Magd hengt sich ans Weib, fahren also in einer Koppel dahinn. Das Volk hat ein getümmel vnd geschrey, wie zu erachten. Jn dem kompt ein feiner Bürger gegangen, fraget was da sey? Man berichtet jhm was geschehen sey. „Ja wol" spricht er, — „Der ist mir dort in der Gasse begegnet, ziehet in die Herberge". Dieser Bürger sahe ihn nicht in der Lufft fahren, sahe ihn, wie es die warheit war, auf der Erden gehen. Wie einer gegen diese Dinge gesinnet, anmutung dazu hat, also geschiehet jhm."

So verblendete Faust das Volk. Er war, mit einem Worte zu sagen ein Hochstapler der gefährlichsten Sorte, um so gefährlicher, als er bei Ausführung seiner Betrügereien sich mit dem Mantel der Wissenschaft deckte. Er war ein pfiffiger, verschlagener, seinem Jahrhundert imponierender, vielleicht in geistiger Bildung und technischer Geschicklichkeit wirklich überlegener Mensch, der seine Wichtigkeit und Bedeutung eben durch sein Zeitalter erhielt. Faust war der letzte große Zauberer. Auf ihn folgte die Zeit der Aufklärung der Zauberei durch Chemie, Physik und Medizin.

Faust war aber nicht der letzte Betrüger. Ihm folgten noch unzählige andere: Mesmer, Dr. Eisenbart, Cagliostro, Graham und sofort. Jn welchem Aufzuge diese Betrüger und Quacksalber durch die Länder zogen, ergeht aus einer im Jahre 1723 gedruckten englischen Reisebeschreibung.

„Ich kann nicht von Wincheſter scheiden, ohne eines merkwürdigen Anblickes zu erwähnen, der mir hier zu teil wurde. Von meiner Herberge aus sah ich einen mit sechs rotbraunen Pferden bespannten Wagen sich nähern, darauf eine von vier Pferden gezogene Kalesche und eine Kutsche, gleichfalls mit vier Gäulen bespannt, die Wagen alle gelb gestrichen mit roten Verzierungen. Dem Wagen folgten vier Reiter in blauen, reich mit Silber gestickten Wämsern. Da Gelb die Farbe der Grafen und Herzöge von England ist, so trat ich hinaus um zu erfahren, wer hier sein Absteigequartier nehme, aber ich gewahrte keine Krone auf dem Wagenschlag, nur ein einfaches Wappen mit dem Motto:

„Argento laborat Faber."

„Auf weitere Erkundigung wird mir mitgeteilt, daß die Wagen Eigentum eines Quacksalbers, Namens Smith seien, dessen in gelbe Livree gekleideten Bedienten und Trompeter eben in die Herberge eintraten. Die in blauen Gewändern prangenden Reiter waren seine Apotheker und Helfershelfer. Der Marktschreier selbst war in schwarzen Samt gekleidet, und neben ihm saß eine Frau, eine Seiltänzerin. Er kuriert alle Krankheiten und verkauft seine die Arzneien enthaltenden Pakete für 6 Pence das Stück. Er errichtet Bühnen in allen Marktstädtchen auf 20 Meilen in der Runde, und ist es unbegreiflich, wie ein so intelligentes Volk als das englische sich von einem derartigen Taschendiebe

Digitized by Google

über den Löffel barbieren läßt. Seine Gestikulationen und Schreiereien auf der Bühne sind aber die 6 Pence allein wert ohne Pillen. In den Morgenstunden, wenn er in seinem Zimmer gegen größeres Honorar Rat erteilt, trägt er einen Morgenrock von feinstem Brokat."

Ueber den berühmten Marktarzt Doktor Eisenbart gibt Heuman in Haubers „Bibliotheka acta et magica" (Lemgo 1741) die Notiz, daß er ihn am Ende des 17. Jahrhunderts in Zeitz gesehen habe, als er mit großer Pracht aufgezogen kam. Nachdem er auf seine Schaubühne getreten war, habe er seine Rede mit den Worten begonnen: „Hochweiseste Herren, ich bin der berühmte Eisenbart." Einem noch erhaltenen eigenhändigen Briefe zufolge befand er sich im Juli 1704 in Wetzlar, woselbst er Schwierigkeiten mit den Behörden wegen seines „Theatrum" hatte.*)

Dr. Eisenbart, der sich „Königlich großbrittannischer und herzoglich braunschweigischer Landarzt, Hofokulist, Stein- und Bruchschneider" nennen ließ, starb im Jahre 1727, 66 Jahre alt, in Münden, in der Provinz Hannover, wo er auch begraben wurde und sein Epitaphium in einer dortigen Kirche noch jetzt vorhanden ist. —

Durch dreiste Großsprecherei wußten mehrere dieser Schwindler sogar Zutritt an Höfen zu erlangen, so im vorigen Jahrhunderte der Graf Saint Germain, auch zuweilen Marquis de Betmar sich nennend, ferner der berüchtigtste Abenteurer und Betrüger seines Zeitalters, Guiseppe Balsamo oder Graf Alexander von Cagliostro, welcher alle Lande durchzog und mit unerhörten raffinierten Gaunereien Vornehme und Edle brandschatzte. Das Höchste, was dieser Schwindler seinem Publikum zu bieten wagte, war die Lehre von der physischen und moralischen Wiedergeburt der Menschen, nach welcher ein Mensch, der nach der Wiedergeburt strebt, ein geistiges Leben von 5557 Jahren erreichen oder seine Tage so lange in unerschütterlicher Gesundheit und Gemütsruhe hinbringen könne, bis es Gott gefalle, ihn von dieser Erde abzuberufen. Nur ein Mann von vollen fünfzig, eine Frau oder ein Mädchen nach erreichten sechsunddreißig Lebensjahren konnte physisch wiedergeboren werden, und zwar durch Anwendung folgender Mittel: „Im Vollmonde des Mai muß sich der nach physischer Wiedergeburt strebende Mensch auf das Land begeben, sich dort im Zimmer eines einsam gelegenen Hauses einschließen und vierzig Tage hindurch bei magerer Kost die strengste Diät beobachten. Es ist ihm nur der Genuß leichter Fleischbrühe und zarter erfrischender, abführender Kräuter erlaubt, wozu er kein anderes als geläutertes oder im Maimonat gefallenes Wasser zu trinken hat. Jede Mahlzeit muß er mit solchem Getränke eröffnen und mit dem Genusse von Zwieback oder sehr trockener Brodkruste beschließen. Am siebzehnten Tage solch enthaltsamer Lebensweise unterwirft er sich einem leichten Aderlaß und nimmt zweiund-

*) Vergl. „Gartenlaube" 1875, S. 65.

Digitized by Google

dreißig Tage hindurch, nach dem Erwachen und vor dem Schlafengehen, jederzeit sechs weiße Tropfen", die „der große Kophta" (wie sich Cagliostro nannte und nennen ließ) selbst bereitete und deren Bereitung für jeden anderen ein undurchdringliches Geheimnis war.

„Am zweiunddreißigsten Tage nach genauem Gebrauche dieser Wundertropfen wird an dem nach physischer Wiedergeburt Strebenden wieder ein leichter Aderlaß vorgenommen, worauf er sich zu Bette begibt und eine Dosis der Materia prima erhält, worauf er drei Stunden hindurch Besinnung und Sprache verliert, endlich in Konvulsionen gerät und dann einer heftigen Transpiration und Ausleerung unterliegt. Schnell wird er hierauf in ein frisches Bett gebracht und mit einer Kraftbrühe gelabt, welche aus einem Pfunde Ochsenfleisch ohne allem Fett und sehr kräftigen Kräutern bereitet werden muß."

„Sind wieder körperliche Kräfte gesammelt, so empfängt er am folgenden Tage die zweite Dosis der Materia prima in einer Tasse Kraftbrühe. Nun treten nicht nur schnell die Wirkungen der ersten ein, verbunden mit heftigem Fieber und mit Sinnenverwirrung, sondern es erfolgt auch der Verlust der Haut, der Haare und der Zähne. Es wird ein laues Bad gebraucht und am sechsunddreißigsten Tage in einem Glase sehr alten vorzüglichen Weines die dritte und letzte Dosis der Materia prima genommen, deren wohlthätige und angenehme Folgen ein süßer, stärkender Schlaf, die Ersetzung der Haut, das Wachsen vorzüglich schöner Haare und die Erscheinung blendend weißer Zähne sind. Nach dem Erwachen aus diesem langen, verjüngenden Schlafe wird ein aromatisches, drei Tage nach einander ein gewöhnliches Bad genommen, dann das Bett verlassen und häufige Bewegung im Freien gemacht. Nun erscheint der letzte Akt der Verjüngung und der Wiedergeburt durch den Genuß von zwei großen Löffeln voll roten Weines, welcher mit zehn Tropfen von Kophtas unsterblich machendem Wunderbalsam vermischt ist. So ist nun der vierzigste Tag eingetreten und mit ihm die Verjüngung und die physische Wiedergeburt, welche durch genaue Beobachtung solch strenger Lebensweise und vorschriftsmäßigem Gebrauche der Wiedergeburtsmittel von fünfzig zu fünfzig Jahren erneuert werden muß."*)

Wer nach der moralischen Wiedergeburt, das heißt nach dem Stande der „primitiven Unschuld", strebte, hatte eine gleiche Schule des aberwitzigsten Unsinns durchzumachen, und kaum glaublich ist es, daß sich hirnverbrannte Narren genug fanden, die nach dieser physischen und moralischen Wiedergeburt strebten. Der Anstrich des Ueberirdischen und Geheimnisvollen, womit die seltsame Lehre übertüncht war, die ganz fabelhafte Großsprecherei und Sicherheit ihres Urhebers aber gewannen ihr immer mehr Anhänger, selbst geistreiche Männer hingen mit wahrem Köhlerglauben an den Worten des „großen Kophta", der vorgab,

*) von Train, Guiseppe Balsamo oder der entlarvte Graf Alexander von Cagliostro, S. 139—141.

Digitized by Google

Wunderkräfte zu besitzen, durch die er das Dunkel der Zukunft enthüllen und unheilbare Kranke genesen machen könne. Er versicherte, bei der Hochzeit zu Kana einer der Gäste gewesen zu sein, ferner behauptete er, er habe schon vor der Sündflut gelebt und sei mit Noah in den Kasten gegangen. Sein Dasein schrieb er jener Verbindung der Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen zu, wovon im 1. Buche Mose, Kap. 6, Vers 2 und 4 geredet wird. Von seinen Reisen, Studien und Kenntnissen sprach er mit den erhabensten Ausdrücken und behauptete, daß er sich die Wissenschaften der Pyramiden (!) erworben habe und in die tiefsten Geheimnisse der Natur eingedrungen sei. Oft bediente er sich eines mysteriösen Stillschweigens, oder er pflegte, wenn man ihn um seinen Stand und Namen fragte, blos mit der Miene eines Begeisterten zu antworten: „Ego sum, qui sum;“ „Ich bin, wer ich bin.“ Dieses geheimnisvolle Schweigen, die Kenntnisse, deren er sich rühmte, wirkten mit Zauberkraft auf verstimmte, zur Schwärmerei sich hinneigende Gemüter. Bald spielte Cagliostro die Rolle des Magiers und Wunderthäters, des Alchymisten, Propheten und Geisterbanners mit solchem Glück, daß selbst Regenten, Hofleute, Helden, Damen aus höheren gebildeten Ständen kein Bedenken trugen, ihm mit Verehrung entgegen zu kommen. In wenigen Jahren ging der Fanatismus so weit, daß die Damen Fächer, Ringe, Souvenirs, Mützen und Hüte, die Herren Uhrketten, Knöpfe, Gillets ꝛc. à la Cagliostro trugen; daß man keinen köstlicheren Schmuck kannte, als Cagliostros Bild, im Medaillon auf der Brust oder im Ringe getragen. Man prägte Tausende von Abbildungen des Wundermannes und versandte dieselben in alle Länder; man fertigte seine Büste aus Bronze, Marmor und Gips und stellte dieselbe als Prachtstück in den Palästen auf, unter einer dieser waren sogar in goldenen Lettern die Worte zu lesen: „Der göttliche Cagliostro.“

Die Reklame und der Aufwand, welche Cagliostro in der glänzendsten Periode seines Lebens in Szene setzte, war außerordentlich. Er reiste stets, auch selbst mit dem zahlreichsten Gefolge, mit Extrapost. Seine Kouriers, Läufer, Kammerdiener und Lakaien waren äußerst prächtig gekleidet; eine einzige Bedientenlivree, die er in Paris machen ließ, kostete ihn 20 Louisdor, eine für jene Zeit ungeheure Summe. Und so glänzend sein Gefolge war, so glänzend und üppig waren seine Zimmer, so lecker war seine, immer für viele Personen gedeckte Tafel.

So reiste dieser König aller Hochstapler von Stadt zu Stadt, von London nach Amsterdam, von da nach Hamburg, von da nach Petersburg, überall glänzend empfangen. Besondere Ehren wurden ihm in Warschau zu teil. Eine unübersehbare Reihe von Equipagen, in denen die edelsten und schönsten Frauen glänzten, an der Spitze der Equipagen eine mit Juwelen und Gold geschmückte Reiterschar, aus den vornehmsten Edelleuten und Staatsdienern gebildet, zog dem „Grafen Cagliostro“ und seiner Zuhälterin, der „Fürstin Santa Croce“ entgegen.

Digitized by Google

Letztere mußte zwischen zwei Fürstinnen Platz nehmen, die der liederlichen Gürtlerstochter als einer Dame von Geblüt zu huldigen sich beeiferten; Cagliostro hingegen war in nicht geringer Verlegenheit, welchem der vornehmsten Starosten er das Glück seiner Gesellschaft gewähren solle, da jeder an der Seite dieses Wundermannes durch die Straßen von Warschau prunken wollte.

Ueberall mit den größten Ehrenbezeugungen, der kostbarsten Bewirtung überschüttet, bereiste der Graf nahezu ganz Europa, um aber endlich im Jahre 1795, nach Aufdeckung seiner Betrügereien, seine Tage in einem unterirdischen Kerker einer kleinen Stadt im Kirchenstaate zu beschließen. —

Einer der unverfrorensten Wunderdoktoren war Graham, der um das Jahr 1779 in London seine eigenartige Praxis begann. Schon früher ein Schwindler, hatte ihm ein mehrjähriger Aufenthalt in Amerika, dieser Hochschule des Schwindels, den letzten Schliff gegeben und reich an Erfahrungen kam Dr. Graham von diesem Wunderlande zurück. Gerade dem königlichen Palaste gegenüber, auf Pall Mall in London, schlug Graham seine Behausung auf und eröffnete seinen „Tempel der Gesundheit", über dessen Zweck wir uns am besten durch die Inserate unterrichten lassen, welche in den gelesensten Zeitungen der Weltstadt konstant figurierten.

Tempel der Gesundheit, Adelphi.

An die Exzellenzen der fremden Gesandtschaften, den Adel, die vornehme Gesellschaft und an alle Personen von Bildung und Geschmack!

Auf vielfach geäusserten Wunsch wird an jedem **Dienstag, Donnerstag** und **Samstag Abend** der **„Tempel der Gesundheit"** geöffnet sein und wird

die himmlische Pracht

dieses medizinisch-elektrischen Wunderbaues in allen Räumen durch

Dr. Graham

selbst erklärt und veranschaulicht werden. In seinem Vortrage wird derselbe die Ehre haben, die Kunst, in dieser Welt **ein Leben in Gesundheit, Glück und Ehre wohl an hundert Jahre lang führen zu können,** zu erläutern und zu lehren. Vor Schaustellung des **Elektrischen Feuers** wird der Doktor in delikater Weise über die

himmlischen Ruhestätten

sich äussern, welche in dem in Kürze zu eröffnenden

„Tempel des Hymen"

aufgestellt werden, um ein kräftigeres, schöneres, stärkeres Geschlecht zu erzielen, als die gegenwärtige schwächliche, kleine, geistlose Rasse der Christen ist — die nichts als fragwürdige Sterbliche sind, welche kriechen und fressen und an den meisten Punkten des Erdballes für Nichts einander die Kehlen abschneiden.

☞ Der „Tempel der Gesundheit" ist geöffnet von **2 Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends. — Eintritt 5 Schillinge.**

Digitized by Google

Zugleich versandte Graham durch reich gallonierte Diener in Massen Pamphlete, in welchen Hunderte von Anerkennungs- und Dankschreiben derjenigen Personen abgedruckt waren, die angeblich durch den Wunderarzt geheilt wurden.

Die ganze Einrichtung des „Tempels der Gesundheit" war überraschend und überstieg alle Erwartungen. Die Frontseite war mit einer kolossalen goldenen Sonne, mit allerhand auffallenden Emblemen und einer Statue der Göttin Hygiea geschmückt. Die Innenräume des Etablissements waren aufs herrlichste ausgestattet, die Wände waren mit Spiegelscheiben belegt, so daß das Ganze einem Feenpalaste glich. Die kostbarsten Meisterwerke der Malerei und Bildhauerei, die raffiniertesten Erfindungen der Beleuchtungskunst waren hier vereinigt und zur Anwendung gebracht, um den Effekt des Ganzen zu erhöhen. Ueberall sah sich das Auge durch bestrickende Reize gefangen und zugleich erfüllte eine unsichtbare himmlische Musik diese verschwenderisch ausgestatteten Räume.

Hier versammelte nun Graham ein durch alle Künste der Reklame verlocktes Publikum um sich, verordnete Medicinen, elektrisierte Herren und Damen und machte enorme Geschäfte. Er wurde assistiert durch eine wunderschöne junge Dame, die er „Vestina, die rosige Göttin der Gesundheit" nannte. Daß dieselbe vor dieser Rangerhöhung Kammerzofen- ja sogar Ammendienste verrichtet hatte, verschlug ja weiter nicht viel. Die Schönheit dieser Vestalin brachte dem unternehmenden Doktor viel Zulauf, und pflegte er, um sein Publikum auch durch Augenschein davon zu überzeugen, daß er selbst Anhänger seiner Theorie sei, öfter in Gesellschaft dieser Vesta bis zum Kinn in den von ihm besonders empfohlenen und verordneten Schlammbädern zu sitzen.

Während ihres Verweilens in denselben trug die „Göttin der Gesundheit" ihr Haar reich aufgeputzt, gepudert und mit Blumen, Federn und Perlenschnüren geschmückt.

Zuweilen wurden besonders großartige Illuminationen und sogenannte „Elysische Promenaden" für Herren und Damen arrangiert, zu welchen auch maskierten Personen der Zutritt gestattet war. „Die bezaubernde Glorie dieser magischen Szenen", so besagen die Anzeigen zu diesen Veranstaltungen, „wird gegen 7 Uhr abends hereinbrechen, um gegen 10 Uhr zu ersterben. Orientalische Wohlgerüche, der Duft ätherischer Essenzen erfüllet die Luft, die Feen Vestinas lassen süße himmlische Gesänge ertönen, und der Tempel, welcher an Prunk alle anderen Paläste der Welt übertrifft, wird in zauberischster Weise erleuchtet sein".

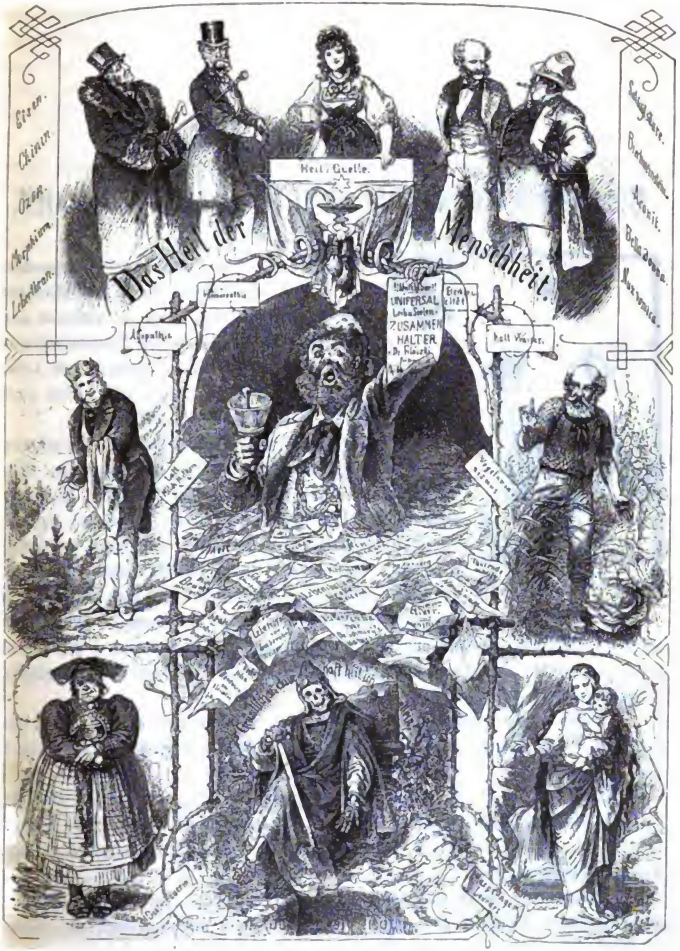
Neben den elektrischen und magnetischen Apparaten, mit welchen Graham seine Kuren ausführte, war das wichtigste Einrichtungsstück des Etablissements das sogenannte „himmlische Lager", ein Wunderwerk seiner Art, welches Graham gegen 12,000 Pfund Sterling gekostet haben soll. Es war dieses Lager ein herrlich geschnitztes, über und über vergoldetes elektrisches Bett, dessen gleichfalls geschnitzter Himmel von 28 kristallenen Säulen getragen wurde.

Digitized by Google

Karminfarbene Seidenvorhänge mit Quasten fielen von diesem Himmel hernieder, die Decken waren gleichfalls von karminfarbener Damastseide. Kinderlose Eheleute konnten sich gegen ein Honorar von 100 Pfund Sterling, später billiger, das Privilegium erkaufen, eine Nacht in diesem elektrischen Wunderbette schlafen zu dürfen, was nach Grahams Behauptung unbedingt dieselben Folgen haben mußte, welche man in unserer Zeit dem Gebrauche der „Bubenquelle" in Ems und dem Besuche von Franzensbad in Böhmen zuschreibt.

Trotz des großen Zuspruchs, den dieser „Tempel des Hymen" fand, konnte Graham doch nicht bestehen, der Tempel ward im März 1784 geschlossen und seine ganze glänzende Ausstattung mitsamt dem „himmlischen Bette" kamen unter den Hammer des Auktionators. Vestina, die Göttin der Gesundheit, diente nach diesem Krach einigen Malern als Modell, lebte dann unter der Protektion verschiedener Gentlemen und heiratete endlich den englischen Gesandten am Hofe zu Neapel, Sir William Hamilton. Ihre späteren Beziehungen zu Lord Nelson, ihre Macht über diesen als Seemann großen, als Menschen schwachen Helden, sind bekannt. Graham aber, der Wundermann, verfiel in Armut und starb in kümmerlichen Verhältnissen in einem Oertchen bei Glasgow.

Digitized by Google



Das Heil der Menschheit.

(Nach einem Holzschnitt in der „Gartenlaube“.)

Digitized by Google

Die Quackſalber und Geheimmittelfabrikanten der Neuzeit.

Aufzug eines amerikaniſchen Dentiſten.

Die Vorliebe für das Wunderbare, Ungewöhnliche und Geheimnisvolle, welche alle Menſchen beſeelt, verſchafft noch heute, in unſerem aufgeklärt ſein wollenden Jahrhundert den Wunderdoktoren und Geheimmittelfabrikanten genug Anhang und laſſen es ſich dieſe Herren natürlich angelegen ſein, dieſen Hang nach dem Wunderbaren vollauf zu befriedigen.

Ein jedes Land hat ſeine ſpeziellen Wundermänner, Deutſchland hat ſeinen Jacobi, Hoff, König u. ſ. w., England hat ſeinen Eno, Amerika ſeinen Morriſon, Mc'Lean, Vogler, Whittier und viele Andere. Ueberall hat der Quackſalberhumbug ſein von der Dummheit gedüngtes Feld, wo aber dieſe Pflanze am üppigſten ins Kraut geſchoſſen iſt und die verlockendſten Blüten zeigt, das iſt Amerika, das Land, wo Milch und Honig fließt, wo die göttliche Freiheitsluft weht, wo die Goldklumpen wie Kieſelſteine auf dem Boden gefunden werden, das Land des ewigen Lebens, das Land, wo alle Krankheiten aufgehört haben zu exiſtieren.

Wenn Du's nicht glaubſt, lieber Leſer, ſo lies nur die Annoncen und Reklamen irgend einer amerikaniſchen Zeitung, und Du wirſt bald eines Beſſeren überzeugt ſein.

„Kein Fieber, keine Hämorrhoiden mehr!" „Beweis, daß die Lungenſchwindſucht heilbar iſt!" „Keine Hautkrankheiten mehr!" „Hilfe den Erblindeten!" „Troſt den Lahmen!" ſo ſchwirrt es in allen Tonarten durcheinander.

O wie ſind ſie zu bedauern, die armen Europäer, mit all ihren Aerzten und Rezepten! Denn ſo weit haben ſie es doch noch nicht gebracht, und werden es dank dem Einſchreiten der Obrigkeit auch nicht ſo weit bringen als die Amerikaner. Iſt auch in der alten Welt der Humbug und der Schwindel groß, ſo hat er doch niemals ſo exotiſche Blüten getrieben, wie im vielgelobten Amerika.

Digitized by Google

Doch sehen wir uns einige der Lebenselixiere genauer an. Da ist zunächst das unvergleichliche Castoria.

„Wer rötet den Kindern die Wangen so brav,
Erlöst sie vom Fieber, und schenkt ihnen Schlaf?
Castoria!

Wenn mürrisch die Babies sich wälzen und schrei'n,
Was kann sie von Kolik und Würmern befrei'n?
Castoria!

Verstopfung, Verdauungsnot heilt es im Nu,
Erkältung und saueren Magen dazu:
Castoria!

Drum wirf Morphin-Syrup und Castor-Oel fort,
Mitsamt Paregorie; und stets sei dein Hort:
Heil Castoria!"

Noch mächtiger ist aber „der große magische Schmerzentöter", der alle Folgen der Entzündung, jedes Fieber beseitigt, ebenso Geschwüre, Pocken, Masern, Zahnschmerzen, Gicht, Frostbeulen, Schnittwunden, Hühneraugen, Vergiftungen, Rotlauf, böse Augen, Krätze, Magenkolik, Würmer, Schwindel, Gelbsucht, goldene Ader und hie und da — Beinbrüche.

Ist das nicht schon eine ganze Legion von Krankheiten? — Und daß das Mittel probat ist, dafür bürgt ja die Annonce selbst und die „Zeugnisse von vielen Hundert Geheilten."

Ein wahres Glück ists, daß dieser „große Schmerzentöter" in allen Apotheken der Vereinigten Staaten zu haben ist, denn wohin sollte es mit der Menschheit kommen, wenn er nicht erfunden worden wäre?

Der Erfinder dieses köstlichen Elixires, Dr. M. Bride, dessen lebensgroßes Porträt an allen Straßenecken zu sehen war, und der täglich in offener Kutsche mit sechs Schimmeln durch die Straßen fuhr, hat sich, mit Schätzen beladen, kürzlich „vom Geschäfte zurückgezogen", ebenso wie Dr. Aborn, welcher wöchentlich über 1000 Dollars für Annoncen zahlte. Andere Größen sind an ihre Stelle getreten, andere Inserate haben die Stelle der ihrigen eingenommen. Und wie sind diese Inserate abgefaßt!

Eine wahre Hochflut derselben strömt uns aus den amerikanischen und englischen Zeitungen entgegen. Dabei treten diese Reklamen in den wunderbarsten und versteckteften Formen auf, sie finden sich verstreut unter politischen und lokalen Nachrichten, womöglich quer durch einen Leitartikel gedruckt. Durch eine sensationelle, in Fettdruck gegebene Aufschrift bestochen, nehmen wir die Zeitung zur Hand, im Glauben eine interessante Notiz vor uns zu haben. Am

Digitized by Google

Ende dieser Notiz aber finden wir, daß wir es doch wieder einmal nur mit einer Reklame zu thun haben.

Da ist z. B. zunächst folgendes Pröbchen:

„Lehren von einem Mastodon.

Die Fangzähne eines Mastodon, welche man vor kurzem beim Ausschachten eines Brunnens in Illinois fand, wogen ein jeder 175 Pfund. Welche riesenhaften Zahnschmerzen dieses Tier haben mochte! Solche Zahnschmerzen aber heilt Browns Iron Bitters."

„Longfellows Geburtstagsbuch

ist ein schönes Geschenk für jede Dame. Aber es gibt ein Buch, das als Geschenk ebenso passen würde und zum Lebensretter werden könnte. Es heißt: „Dr. Pierces Abhandlung über die Krankheiten des Frauengeschlechts." Wird gegen Uebersendung von zwei 10 Cent-Marken überall hin versendet."

„Menschenkälber.

Neun Zehntel aller unglücklichen Ehen entstehen daraus, daß man Menschenkälber auf den Gesellschaftsweiden frei umherstreifen läßt. Neun Zehntel aller chronischen oder schleichenden Krankheiten der Gegenwart entstehen aus unreinem Blut; Dr. Tudors „Golden Medical Discovery" heilt sie alle."

„Die Auswanderung nach Amerika

hat in letzter Zeit gewaltig nachgelassen. Es wird dies auf den Umstand zurückgeführt, daß die Völker aller fremden Länder einen Weg ausgefunden haben, Snyders berühmtes Blut-Reinigungsmittel zu erlangen, ohne gezwungen zu sein, hierher zu kommen. Sie wissen alle, wie erfolgreich die Anwendung des Mittels ist, das man in jeder Apotheke für einen Dollar haben kann. Geht zu eurem Droguisten und fragt nach Snyders Blut-Reinigung."

„Die Mythe erzählt von Herkules,

er habe unwissentlich ein vergiftetes Hemd angelegt, infolge dessen er solche Schmerzen litt, daß er es vorzog, auf einem Scheiterhaufen in Flammen aufzugehen, als langsam hinzusiechen. Hätte er St. Jacobsöl zur Verfügung gehabt, so würde die Geschichte vom Herkules ein vergnügteres Ende genommen haben."

Derartige Inserate, die zumeist unter die politischen und lokalen Nachrichten eingeschoben sind, finden sich in Masse, und wird auch stets dargethan, daß das empfohlene Mittel besser als alle anderen, und seltsamerweise immer „gerade jetzt" von besonders heilsamer Wirkung sei. So erscheint bei Beginn des Winters beispielsweise das folgende Inserat in den Blättern: „Nichts ist der menschlichen Natur im Winter schädlicher als Kälte und Feuchtigkeit. Eine

Digitized by Google

Erkältung, diese hauptsächlichste Quelle aller gefährlichen Krankheiten, tritt leicht ein, wenn der Körper nicht durch ein erregend wirkendes Getränk, wie „Dr. Aborns Kaiserschnaps" es in vorzüglichem Grade ist, in steter gleichmäßiger Wärme gehalten wird ꝛc."

Im Frühjahr lautet das Inserat ein wenig anders:

„Der dem Frühling eigentümliche jähe Witterungswechsel macht diese Zeit zu einer dem menschlichen Körpersystem besonders gefahrdrohenden. Wechsel-, Gallen- und andere Fieber beschleichen, als nächste Folge der den Blutumlauf hemmenden Unreinlichkeiten im Körper, den Menschen und bereiten ihm vielfach ein frühes Grab. Da ist „Dr. Aborns Kaiserschnaps" nun das vorzüglichste Mittel, das Blut in beständiger Zirkulation zu halten und von allen Unreinlichkeiten zu befreien ꝛc."

Dem Sommer angemessen erscheint die nachstehende Variante:

„Die brennende Glühhitze, die im Sommer anhaltend zu herrschen pflegt, schwächt den menschlichen Körper dermaßen, daß derselbe zu keiner anderen Jahreszeit leichter eine Beute all der hieraus resultierenden heimtückischen Unpäßlichkeiten wird. Die Sterblichkeitsziffer würde während dieser gefahrdrohenden Periode zu einer unaussprechbaren anwachsen, hätten nicht Natur und Kunst sich glücklich begegnet in der Erzeugung des als Schutzmittel gegen derartige Uebel rühmlichst bekannten „Dr. Aborns Kaiserschnaps" ꝛc."

In der Herbstsaison kommt folgende Anzeige an die Reihe:

„Die rasche Aufeinanderfolge der verschiedenartigsten Temperaturen, sowie die unreinen Ausdünstungen, mit denen die Luft während des Herbstes erfüllt ist, bringen den Menschen total herunter. Keine andere Jahreszeit ist so gefährlich, wie es gerade die Herbstmonate sind. Hier hilft einzig und allein der anhaltende Genuß des durch seine unübertroffenen Eigenschaften einzig dastehenden „Dr. Aborn's Kaiserschnaps", der in allen guten Apotheken, in allen Destillationen des Landes zu haben ist."

Vielfach sind die Inserate reich illustriert, und nehmen Bilder und Inserate mitunter ganze Seiten der teuersten Journale ein. Proben derartiger Quacksalberillustrationen sind umstehende, die wir verschiedenen englischen und amerikanischen Zeitungen entnommen haben.

Ihr glaubt vielleicht, sie seien Quacksalber, diese Herren Doktoren mit ihren langen Wunderannoncen?

Können das Quacksalber sein, die dir ihre kostbaren mit anatomischen Abbildungen versehenen populär medizinischen Schriften, betitelt

„Der Jugendspiegel",

„Der Heiratsführer oder die Geheimnisse des Geschlechts-Umganges",

„Der persönliche Schutz oder Rettung vor Gefahr und Schande",

elegant gebunden mit Goldschnitt für eine Bagatelle „versiegelt" ins Haus

Digitized by Google

IN NATURE'S HYCIENIC TEMPLE. OBEDIENCE TO HER LAWS RULES ALL THINGS.

TREATMENT

ENO'S FRUIT SALT,

Cold Sponging
Hot Air Baths
Shampooing
Open air Exercise
Sound Sleep
Moderation in Food and Drink
Perfect Sanitary Laws

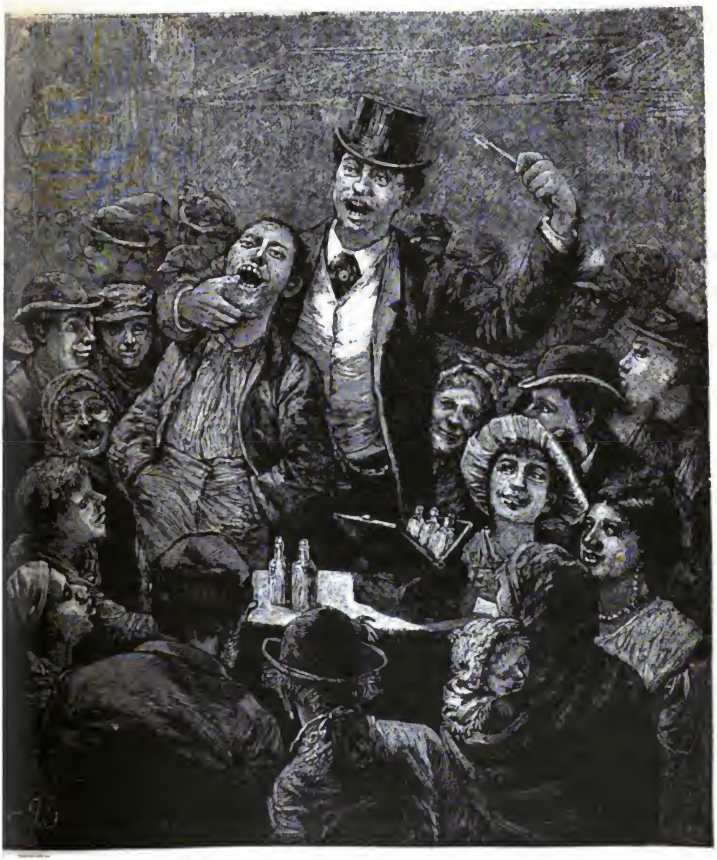
RESULT

NO ONE DIES A PREMATURE DEATH.

Reklame-Klischees für Eno's Frucht-Salz.

(Nach Originalen in der „London News".)

Digitized by Google



Moderner Quacksalber in den Straßen von New-York.
(Nach einem amerikanischen Holzschnitte.)

Digitized by Google

schicken, nur um dir die Folgen der Selbstbefleckung, sowie der ansteckenden Geschlechtskrankheiten deutlich zu veranschaulichen?

Können das Quacksalber sein, die alle Tage in den Zeitungen vor den Quacksalbern warnen?

Und das thun sie doch; sie geben viel, viel Geld dafür aus, nur „um das Publikum aus den Schlingen des Charlatanismus zu retten und an die rechte Schmiede" zu geleiten. „Kommt zu mir", steht da zu lesen, „zu mir allein kommt, denn ich allein bin der Mann, der euch helfen wird. Alles andere ist Schwindel, nur darauf berechnet, euch Geld abzunehmen."

Viele der Schwindler gehen in ihrer wissenschaftlichen Geradheit sogar so weit, die Leute zu versichern, daß sie nicht eher ein Honorar zu zahlen haben, als bis die Heilung erfolgt; aber wunderbar, unglaublich, es erfolgt immer schon Heilung gleich nach der ersten Konsultation, und kein Kranker geht aus dem Zimmer, ohne daß man ihm seine Gebühren abgefordert hätte. Und nicht allzu klein sind sie, diese Gebühren, selten unter fünf Dollars, wohl aber sehr häufig über zehn. Denn der Kranke muß auch noch gleich für den nächsten und übernächsten Besuch im voraus bezahlen. Er könnte ja möglicherweise nicht wiederkommen, und Vorsicht ist zu allen Dingen nütze.

Verschiedene Quacksalber erlassen förmliche, den Zeitungen beigelegte Rundschreiben, betitelt:

„An das kranke Publikum".

In diesem Zirkular werden die Tage bezeichnet, wann der Wunderdoktor in dem und dem Orte eintreffen und **Gratiskonsultationen** erteilen werde. Das Geheimnis des Erfolges eines solchen Industrieritters besteht darin, daß er die wirklichen Aerzte verdächtigt, die medizinische Fakultät schlecht macht, sie der Unwissenheit und Habsucht zeiht; denn während sie alles thäten, um so viel als möglich Geld aus ihren Kranken herauszupressen, kuriere er **umsonst.** Er sei der einzige Samariter und sein Herz mit helfender Liebe gegen die Bedrängten erfüllt. Für die Heilkraft seiner Methode bürgen Anerkennungsschreiben in erstaunlicher Menge, welche bei ihm einzusehen sind und wovon er eine Anzahl zur Oeffentlichkeit bringt.

Die Wahrheit aber ist, daß dieser Heiland sein meistes Geld den Armen abpreßt, die oft erst durch die Mildthätigkeit anderer in den Stand gesetzt werden, die übertrieben teueren Arzeneien, den vielfach geradezu schädlichen Quark des nichtswürdigen Schuftes zu kaufen.

Wie derartige Spekulationen auf die Dummheit der Menschheit sich lohnen müssen, wird erst erkenntlich, wenn man einen Blick auf die Bilanz eines Londoner Fabrikanten einer sogenannten „Patent-Medicin" wirft. Man traut kaum seinen Augen, wenn man hier die enorme Summe von 30,645 Pfund Sterling als für Inserate im Laufe des Jahres verausgabt verzeichnet sieht, wovon 14,028 Pfd. Sterling für Anzeigen in Zeitungen, der Rest von über 16,600 Pfd.

Digitized by Google

Sterling für solche in Büchern kommen. Würde der Inserent wohl solche riesigen Summen verausgabt haben, wenn es nicht gelohnt hätte?

Den Geschäftsbetrieb und den Umfang einiger dieser Patentmedizinfabriken lernte der Verfasser dieser Zeilen während seiner mehrjährigen Reisen in Amerika an Ort und Stelle kennen, so vornehmlich das großartige Etablissement von C. A. Vogler in Baltimore, welches auf eigene Faust Dampfer unterhält, deren Aufgabe es ist, die Reklamen der Firma auch in den kleinsten und entlegensten Flußstädtchen der Union zu verbreiten.

Die Firma inseriert täglich in sämtlichen Zeitungen und Journalen der Union und erhält täglich, um die Kontrolle über die Inserate zu behalten, je eine Nummer dieser sämtlichen Blätter. Gegen fünfzig Personen sind allein beschäftigt, die Insertionen zu revidieren und die Beträge der hierfür entfallenden Insertionsgelder den betreffenden Blättern gutzuschreiben. So ist jedes auch im entferntesten Winkel der Union erscheinende Organ genauer Kontrolle unterworfen. Dieses Zeitungsdepartement umfaßt einen langen Saal, in welchem Hunderte von Gefächern aufgestellt sind, in denen die Nummern der verschiedenen Zeitungen, geographisch und alphabetisch genau geordnet, eine gewisse Zeit lang aufbewahrt werden. Ferner unterhält die Firma eine eigene, ausschließlich der Herstellung ihrer in mehr als zwanzig Sprachen erscheinenden Flugblätter und Kalender gewidmete Druckerei, die über ein Dutzend Tag und Nacht arbeitende Schnellpressen beschäftigt; ferner besitzt sie ein eigenes Anzeigen-Departement, dessen vorwiegend aus ehemaligen Journalisten bestehendes Personal sich ausschließlich mit der Abfassung und Erfindung neuer, möglichst origineller und packender Reklamen beschäftigt. Sodann ist eine kleine Armee von Buchstabenmalern angestellt, die auf Dampfern und Eisenbahnen alle Teile des Landes befahren, um an Zäunen, Felsen, Häusern, Schornsteinen, Dächern und Bretterverschlägen die Reklamen der Firma anzupinseln.

Eine einzige dieser Ankündigungen, die an der Vereinigung der Boundary- und Madison-Avenue in Baltimore zu finden ist, bedeckt einen Flächenraum von zweitausendsiebenhundert Quadratfuß und ist über achtundachtzig Fuß lang. Sie zeigt den Schutzpatron der Firma, den St. Jacob im Mönchsgewande, wie er, von einer Glorie umleuchtet, eine Flasche des berühmten „St. Jacobsöles" emporhält. Der übrige Raum ist mit dem Worte „St. Jacobs Oil" in 12 Fuß hohen Buchstaben bedeckt. Wie die Firma mit Selbstgefühl in der von ihr veröffentlichten Beschreibung ihres Etablissements hervorhebt, kann „this sign be seen from all the surrounding country."

Aehnliche dieser „Mammoth out-door-signs" finden sich in New-York, Philadelphia, Boston und Washington.

Was die Ausstattung der Empfangs- und Büreauräume der Firma betrifft, so sind sie an Vornehmheit ohne Gleichen.

Digitized by Google

Eine ähnliche Zwecke (d. h. die Ausbeutung der leidenden Menschheit) verfolgende Firma ist die des Dr. McLean in St. Louis am Missouri.

Eines Tages fiel mir ein höchst elegant ausgestattetes goldschnittversehenes Buch in die Hände, dessen seltsamer Titel mir Veranlassung gab, mich eine Weile eingehender mit demselben zu beschäftigen.

Ukase! We command all nations
to keep the peace.
Dr. J. H. McLeans Peace Makers.

(zu Deutsch: „Befehl! Wir befehlen allen Nationen, Frieden zu halten.
Dr. J. H. McLeans Friedenmacher.")

so lautete der Titel des Werkes, welches keinem Geringeren als dem durch Aussendung der Stanley- und Jeanette-Expeditionen berühmt gewordenen Reklameheldeu James Gordon Bennett, dem Eigentümer des „New-York-Herald" gewidmet ist.

Dieser Dedikation geht ein in feinstem Stahlstich ausgeführtes Porträt voran, welches den großen Erfinder der „Friedenmacher" in effigie vor Augen führt.

Ein wahrer Charakterkopf! Die echte Type der Klasse von Menschen, die sich als Volksbeglücker aufspielen und dabei doch nur ihren eigenen Vorteil im Auge haben. Die eigentümlich lächelnden Augen, die Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit ausdrücken sollen, verraten dem geschärfteren Blicke aber zugleich, daß sie einem Menschen angehören, der es wohl verstanden hat, sein Schäflein zu scheren und ein gut Teil der Menschheit am Narrenseile zu führen.

Und wirklich, blättern wir nur weiter in der das Werk einleitenden Biographie des Wunderdoktors, so überzeugen uns sehr bald die Abbildungen zweier prachtvoller Steinpaläste, die „in St. Louis am Missouri sich erheben und Dr. McLeans Arbeitsräume, Laboratorium und großes turmgekröntes Häuserviertel" darstellen, daß auch in Amerika die Dummen noch nicht alle geworden und zu Tausenden auf die geschickt gestellten Leimruten des Wunderdoktors gegangen sind.

Wie die Biographie dem staunenden Leser berichtet, kam Dr. McLean im Alter von 13 Jahren von Neu-Schottlands sturmumwehten Gefilden nach dem Westen und Süden der Union, und hier war es „wo ihn eine göttliche Inspiration erfaßte, hier war es, wo er seine irdische Mission erkannte, als er Tausende und aber Tausende von Emigranten und Ansiedlern an dem schrecklichen Malariafieber und an anderen diesen Landstrichen eigenen Krankheiten leiden sah."

Er wollte nun „der Erlöser und Heiland (wörtlich!) dieser Tausende von Heimgesuchten werden" und — ward zum Fabrikanten eines Gesundheitsschnapses. So erfand er unter anderem seinen „Strengthening Cordial and blood purifier", den „Kraftverleiher und Blutreiniger",

Digitized by Google

durch welchen Dr. McLean zwar nicht die oben genannten Krankheiten aus dem Süden verbannte, aber doch, wie die Biographie sehr naiv sagt „a large fortune", „ein großes Vermögen" erzielte.

„Mit Ausführung dieser Mission würde sich wohl mancher zufrieden gegeben haben," meint weiter die Biographie, „des Doktors großes Herz aber entbrannte, noch mehr zu thun für die unglückliche armselige Menschheit. Als er von den gegenseitigen Metzeleien und Schlächtereien der tapferen Soldaten in Europa und Asien auf das Geheiß ihrer Herrscher vernahm, entwarf er großartige Pläne, und er beschloß, solche verderblichen Waffen, Torpedos und Festungen zu erfinden, daß alle Nationen der Erde, wollten sie sich nicht gegenseitig aufreiben, dadurch gezwungen werden müßten, Frieden miteinander zu halten."

„Rette das Leben der Völker", so lautet das Motto dieses eigentümlichen Friedensfürsten, dessen Bedeutung wir erst voll zu erfassen vermögen, wenn wir durch ihn selbst mit dieser seiner zweiten Mission vertraut gemacht worden sind.

„Da gibt es", so hebt die Schilderung des Lebenslaufes mit volltönenden Worten an, „Epochen in der Weltgeschichte, die durch außergewöhnlich intensive Erwartungen charakterisiert sind, durch ein allgemeines Verlangen und Auslugen der Völker nach dem Erscheinen geistig hervorragender Wesen, die fähig seien, irgend eine zum wahren Fortschritte notwendige Reform anzuregen, sobald durch die Zeichen der Zeit die Notwendigkeit einer derartigen Reform angedeutet werde. Sehen wir so eine Welt, eine Nation warten auf das Erscheinen eines solchen Mannes, so war dieser Mann auch sicherlich nahe. Die Geschichte hebt manchen dieser großen Helden hervor, welche der Welt sehnsüchtiges Verlangen erfüllten und in die Arena stiegen, um durch ihre Größe, durch ihren Genius, durch ihre Güte oder durch ihre Macht die Bewegungen ihres Zeitalters zu bestimmen."

„Als Europa vor dem Nahen der unbesiegbaren Bataillone Napoleon I. zitterte, da erhob sich auf das sehnsüchtige Verlangen der Welt ein anderer großer Held, Wellington, vor dessen unvergleichlicher Ausdauer, vor dessen Denken der glänzende Lauf Napoleons für immer endete auf den blutigen Schlachtgefilden von Waterloo. Dauernd begründete hier der Eiserne Graf das Uebergewicht der angelsächsischen Rasse."

„Blicken wir auf kaum vergangene Tage zurück, so sehen wir die Namen des Fürsten Bismarck und des Generals von Moltke gleich Sternen leuchten am politischen Firmamente des deutschen Kaiserreiches, wir sehen sie als Männer der Macht und Auszeichnung, welche das Siegel ihrer wundervollen Individualität der Geschichte Europas aufdrückten."

Nachdem Herr McLean so des weiteren sich ergangen und Georg Washington und Ulysses Grant als für das Heil der Neuen Welt notwendige

Digitized by Google

Erscheinungen hinstellt, kommt er endlich zu des Pudels Kern: „Wieder forscht die besorgte Welt mit Bangen und Sehnsucht in den Nebeln der Zukunft, auf das Erscheinen eines Mannes harrend, welcher durch die Macht seiner Intelligenz, durch die Gewalt seiner Ziele die Tyrannei und das Blutvergießen unter den Völkern aufhalten und sich so als Retter und Befreier der Menschheit erweisen möge."

„Solch ein Mann ist (wörtlich!) Dr. James Henry McLean von St. Louis am Missouri, **dessen Name bald verkündet sein wird von einem Ende der Erde bis zum anderen, welcher sich zweifelsohne erweisen wird als ein Instrument in der Hand des allmächtigen Gottes, zu erfüllen die Prophezeiungen der Bibel betreffs des Tausendjährigen Reiches, während dessen Bestehen die Schwerter in Pflugscharen, die Speere in Gartenmesser umgewandelt sein und die Völker keinen Krieg mehr kennen werden in Ewigkeit.**"

Nachdem uns mit solchen Worten, deren Gebrauch in solcher Weise Herrn McLean in Europa wohl entschieden ins Zuchthaus geführt hätte, der hohe Wert des Wunderdoktors klar vor Augen geführt worden ist, entwickelt nun der übrige Teil des 200 Seiten starken und reich illustrierten Werkes ein ganzes Museum wahrer Henkerswerkzeuge, die Dr. McLean selbst **„unter Inspiration Gottes"** erfunden. Die Furchtbarkeit und vernichtende Gewalt dieser Instrumente sind es nun, welche die Völker zwingen sollen, Frieden miteinander zu halten, wollen sie sich nicht gegenseitig völlig zerstören.

Das erste, was der Verfasser in dem Kapitel: „Die Kunst des Krieges" aufführt, sind uneinnehmbare Festungen, die in verschiedenen Abbildungen, als auf festem Lande erbaut wie im offenen Meere treibend, dargestellt werden. Sind diese Festungen klar zum Gefecht, so erweisen sie sich als mächtige, im Wasser schwimmende eiserne Kisten, deren Dimensionen auf 300 Fuß im Geviert angegeben werden. Auf dem Verdecke dieser Pandorabüchsen können beliebig viele, drei, vier oder fünf halbkugelförmige Türme angebracht werden, die wie Taucherglocken aussehen; heben sich aber die eisernen Augenlieder derselben, so schießen aus eigens von Dr. McLean erfundenen Riesenkanonen fürchterliche Torpedos hervor, die jedem sich nahenden Schiffe Verderben bringen würden. Das den Reihen der Schießscharten enteilende Feuer der Besatzung würde die Annäherung kleinerer Fahrzeuge verhindern.

Einen höchst originellen Anblick gewährt das Bild: „Die Festung zu Friedenszeiten." Ein Eisengitter verhütet, daß die Einsiedlern gleich in ihrer Eisenkiste hausenden Soldaten, wenn vielleicht einmal berauscht, ins Meer hinabstürzen; aufgespannte Zelte schützen gegen die Glut der Sonnenstrahlen; eine Anzahl Damen, eine Reihe von in Kübeln stehenden Zierbäumen, sowie ein halbes Hundert wohlgefüllter Biergläser dienen den rauhen Söhnen des Mars zur Erheiterung.

Die Fragen, durch welche Mittel diese merkwürdige Festung gesteuert und

Digitized by Google

vorwärts bewegt, wie sie ferner erleuchtet und verproviantiert werden soll, bleibt zwar der Erfinder zu beantworten schuldig, ebenso läßt er die Einrichtung eines neuen, nimmer sinkenden Panzerschiffes, welches in einer Stunde die Kleinigkeit von dreißig Meilen zurücklegen soll, unerörtert und speist den Leser seines Buches mit der gelassenen Bemerkung ab, daß es ganz unnötig sei, detaillierte Schilderungen zu geben, es möge die Versicherung genügen, daß er selbst vollkommen über die beste Art, diese Fragen zu lösen, instruiert sei.

Die nächsten Kapitel enthalten die Beschreibung von Herkules- und Magazin-Kanonen, die weder vernagelt werden können, noch platzen, die fast wie Tafelklaviere aussehen, deren grausige Musik aber hier den Tod Tausender und aber Tausender Menschen bedeuten würde. Soll doch ein einziger Mann in einer Minute 1200, 1500 und 2000 Schüsse mit diesen Todesorgeln abzugeben im stande sein. Natürlich hat Dr. McLean die Mängel der französischen Mitrailleuse vollständig überwunden, denn die Projektile seiner Höllenmaschinen werden sich über ein Areal von sechs englischen Meilen zerstreuen.

Seltsamerweise sind diese Ungetüme dem Weibe des Wunderdoktors zu Ehren „Lady McLean" benannt, und ruft diese Thatsache die Vermutung wach, daß Lady McLean gleichfalls ein Blitze und Donnerkeile schleudernder Drache sein möge.

An Handfeuerwaffen hat der Doktor 48 Schüsse haltende Taschenpistolen, 32, 64 und 128 Schüsse haltende Rifleböchsen erfunden, ferner grauenhafte Torpedos, die nicht etwa abprallen, sondern sich mittelst mächtiger Magnete untrennbar an den eisernen Schiffskörper anklammern und durch ihre fürchterlichen Ladungen den stärksten Panzer zerschmettern. Dr. McLeans Arsenal ist ferner reich an noch nie dagewesenen Bomben und explodierenden Projektilen, die je nach Wunsch des Erfinders gleich beim Aufschlagen, oder eine, zwei, drei Stunden später krepieren und wiederum ganze Ladungen von gepreßter Schießbaumwolle, Shrapnels und Kartätschen umherschleudern.

Doch genug davon. Der Zweck des Buches, welches in Massen in den Vereinigten Staaten gratis verbreitet wurde, tritt uns sofort klar vor Augen, wenn wir auch nur eine Seite des Buches durchlesen, auf welcher uns Name und genaue Adresse des Wunderdoktors zum mindesten 8 bis 10 Mal begegnen. Das Publikum soll an den Namen des Friedensfürsten und an den seines Gesundheitsschnapses durch das originell und unterhaltend geschriebene Werk gewöhnt werden und dürfte der neuerstandene „Heiland und Erretter aller Völker", der es 1882 dank seiner Geldmittel und des daraus entspringenden Einflusses sogar bis zum Vertreter des Staates Missouri im Kongresse der Union gebracht hat, seinen Zweck vollkommen erreicht haben, denn den Namen „Dr. McLean" kennt drüben jetzt jedermann.

So tritt der Humbug, der Reklameschwindel in immer neuen Erscheinungs-

Digitized by Google

formen, in immer gleißnerischeren Blüten ans Tageslicht, in mitunter so gefährlichen Umhüllungen, daß es selbst geübteren Augen schwer hält, den eigentlichen Kern zu erkennen. Dies ist nun glücklicherweise bei dem Werke des Dr. McLean nicht der Fall. Aber ein anderes und zwar noch traurigeres Bild läßt uns sein Buch erschauen: für wie dumm nämlich die Leute von Humbugs Gnaden ihre Mitmenschen halten, und wie fest sie auf den leider so bewährten Spruch bauen, daß „die Dummen nie alle werden".

Digitized by Google

Von demselben Verfasser erschien im Verlage von **T. O. Weigel** in **Leipzig:**

Von Wunderland zu Wunderland.

Landschafts- und Lebensbilder

aus den

Staaten und Territorien der Union.

Fünfzig Bilder

nach Originalen von **Rudolf Cronau.**

In Lichtdruck ausgeführt von Römmler und Jonas.

Mit Erläuterungen in Poesie und Prosa

von

Friedr. v. Bodenstedt, H. W. Longfellow, Bret Harte u. A.

1886. 1887. **Zwei Bände,** jeder einzeln gebunden in Prachtband, je 30 Mark.
Zusammen in einem Prachtbande 54 Mark.

☛ Man wolle umwenden!

Digitized by Google

Von umseitig erwähntem Werke erscheint

eine neue Lieferungs-Ausgabe

unter nachfolgendem verändertem Titel:

Unter dem Sternbanner.

Land und Volk

der

Vereinigten Staaten von Nordamerika

in

Bild und Wort

geschildert von

Rudolf Cronau

in Verbindung mit

Friedr. v. Bodenstedt, H. W. Longfellow, Bret Harte u. A.

Vollständig in 24 Lieferungen

mit je 2—3 Bildern nebst Text.

Preis der Lieferung à 2 Tafeln 1 M. 80 Pf.,

der Lieferungen XII und XXIV je 2 M. 40 Pf.

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt darauf Bestellungen entgegen.

„Unstreitig eins der originellsten und schönsten Prachtwerke der letzten Jahre" nennt die „Vossische Zeitung" wiederholt dies Werk, das **überhaupt zum ersten Male** die über alle Begriffe wunderbare Eigenart des gewaltigen transozeanischen Reiches in vorzüglichen künstlerischen und schriftstellerischen Charakterskizzen schildert.

☞ Allen Angehörigen und allen Freunden des amerikanischen Staates, sowie allen denen, welche zu demselben in Beziehung stehen, also namentlich den Vertretern der Handelswelt, sei das ebenso schöne wie preiswürdige und nunmehr Jedermann zugängliche Werk angelegentlich empfohlen.

Digitized by Google

RUDOLF CRONAU

V. ABTEILUNG.

PREIS: 1 MARK

Inhaltsverzeichnis der einzelnen Hefte.

Jedes reich illustrierte Heft im durchschnittlichen Umfange von etwa 100 Seiten bildet ein Ganzes und kostet geschmackvoll geheftet 1 Mark.

Erstes Heft = I. Abteilung.

Bedeutung und Wert der Reklame.

Die Mittel der Reklame. 1. Der Herold, Ausrufer. 2. Die Aushängeschilde. 3. Das Album, die Plakattafeln und Anschlagsäulen. 4. Der Sandwichman, die Flugblätter, Handbills und Reklamelaternen. 5. Umzüge und Schaustellungen auf den Straßen. 6. Das Schaufenster. Industrielle Gewänder. 7. Die Inserate.

Zweites Heft = II. Abteilung.

Von Zauberern, Schamanen, Medizinmännern und Regenmachern.
Priester und Wunderthäter.
Heilige und Reliquien.
Himmel, Hölle und Teufel.
Sekten, Orden und Kanzelredner.

Drittes Heft = III. Abteilung.

Häuptlinge, Kaiser und Könige.
Krieger und Feldherren.
Titel, Triumphzeichen und Orden.
Nationen.
Die Wahl- und politischen Agitationen.
Schriftsteller und Buchhändler.
Zeitungen.
Studenten und Gelehrte.

Viertes Heft = IV. Abteilung.

Flachköpfe, Perrückenhelden, Kleider- und Dienernarren, Bildungsschwindler, Hochzeits- und Leichenfeierlichkeiten.
Geldprotzen und Parvenüs.
Sensationswüteriche, Sportshelden, Wettläufer, Bergfexe, Passionsschwimmer, Vielfraße, Hungerleider, Scheintote und Selbstmörder.
Handwerker, Kaufleute und Fabrikanten.
Gastwirte, Restaurateure und Hoteliers.
Die Wunderdoktoren und Marktschreier des Altertums und des Mittelalters.
Die Quacksalber und Geheimmittelfabrikanten der Neuzeit.

Fünftes Heft = V. Abteilung.

Fahrende Künstler.
Schauspieler und Sängerinnen.
Maler und Komponisten.
Börsenspekulanten und Gründer.
Eisenbahnen- und Städtegründer.
Lotterieen.
Wohlthätigkeitsvereine.
Heiratsbüreaus und Verkuppelungs-Anstalten.
Hetären, Kurtisanen und Bettler.

Digitized by Google

Das Buch der Reklame

Geschichte, Wesen und Praxis

der

Reklame

geschildert von

Rudolf Cronau.

Mit Abbildungen

von

deutschen, englischen, amerikanischen, französischen, russischen, japanischen und indianischen Künstlern.

Fünfte Abteilung.

Kommissionsverlag

der

Wohler'schen Buchhandlung in Ulm.

1887.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung
in fremde Sprachen, behält ſich der Verfaſſer vor.

Jede unbefugte Benutzung der Abbildungen des Buches iſt ſtrafbar.

Entered according to Act of Congress, in the year 1887 by
Dr. O. V. DEUSTER
in the office of the Librarian of Congress
at Washington D. C.

Digitized by Google

Fahrende Künstler.

Unter dem „fahrenden Volke“ des Mittelalters finden wir neben Marktschreiern und Quacksalbern noch eine dritte für uns interessante Klasse, die der Gaukler und Komödianten, welche gleichfalls von Ort zu Ort, von Markt zu Markte zogen, um mit ihren Späßen und Künsten das Publikum zu unterhalten. Der Ansicht: Klappern gehöre zum Handwerk, huldigten auch diese Leute, denn „wenn diese Gaukler als Comödianten in eine Stadt kommen, und ihre Fatzen zu halten ist zugelassen worden, alsdann lassen sie sich mit Trommelschlagen und anderm Feldgeschrey hören, mit Anschlagung, daß diese oder jene Herren Comödianten seynd ankommen; gehet die Fraw in Mannskleidern der Trommen nach, mit angegürtetem Degen, und wird das Volk an allen Orten geladen: wer eine schöne Comödiam will sehen, der komme an diesen oder jenen Ort. Dahin dann das fürwitzige Volk gelauffen kompt, wird umb drey oder vier Kreutzer in einen Hoff gelassen, da findet es ein auffgeschlagen Gerüst“ 2c.*)

Ueber die Garderobenverhältnisse jener Künstler wird noch bemerkt, daß diese Komödianten papierne Manschetten trugen und die Kleider statt mit Tressen mit Streifen von Goldpapier besetzt hatten. „Oft hatten die Prinzessinnen keine Strümpfe in den Schuhen.“

Der Sturm der Jahrhunderte hat diese „fahrenden Künstler“ nahezu weggefegt, nur in die entlegenen Kleinstädte zieht ab und zu noch unter Paukenton und Trompetengeblase eine halbverkommene Seiltänzertruppe, eine Gesellschaft Bärenführer oder Wergfresser, um auf dem Marktplatze oder in dem Hofraum irgend einer obskuren Kneipe ihre Künste den Zuschauern ad oculos zu demonstrieren.

Der bessere Teil dieser „fahrenden Gesellen“ und „fahrenden Frauen“ wird heutzutage von sogenannten „Variété-Theatern und von spekulativen Gastwirten engagiert und produziert sich nur noch in geschlossenen Räumen. Daß aber auch sie genau so, wenn nicht noch weit besser, das Schallblech der Reklame zu schwingen verstehen, beweisen einige ihrer Ankündigungen, die, auf buntfarbigem

*) Garzonus, Schauplatz der Künste. Frankfurt 1641. Seite 850.

Digitized by Google

Papiere mit allerhand Zeichnungen ausgestattet, an allen Straßenecken un Plankenzäunen angekleistert, in jedem Zigarrenladen und in jeder Wirtschaf verteilt werden.

„Soeben aus Italien angekommen!

Das Wunder aller Wunder:

Signor Capitello Jumpedo, der wunderbare Zwerg, nicht größer dem eine gewöhnliche Tabakspfeife. Er produziert sich in über zehntausend ver

Vor der Schaubude.

schiedenen Künsten, Mimiken und Stellungen, und nachdem er das Publikum für 2½ Stunden aufs angenehmste unterhalten hat, wird er seinen Mund weit öffnen und in seine eigene Kehle hinabspringen!"

Als „noch nie dagewesene Weltwunder" spielen sich auch auf „Thauma, die Dame ohne Unterleib", „King-Fu, der chinesische Kartenspieler", „Ajeb, der unüberwindliche Schachmatador", „Fatima, die elektrische Jungfrau", sowie „Signorina Viktoria, die Riesenathletin, akademisches Modell weiblicher Schönheit, die der Norden Rußlands, sowie der Süden Spaniens bewunderte."

Digitized by Google

Auch der berühmte „Floh-Zirkus" rühmt sich, ein solches Weltwunder zu sein, denn, wie ein Prospekt dieses „Floh-Zirkus" besagt, „ist die Zähmung der Flöhe, dieser blutdürstigsten, wildesten und dem Menschen am feindseligsten Raubtiere der Welt, **deren Muskelkraft thatsächlich größer als doppelt so groß wie die des Löwen und Tigers ist**, eine fast unglaubliche Probe eisernen Willens und höchster Geduld, welche der bedeutendsten Kraft des Menschen bedurfte, die Kraft, die damit verbundenen unabwendbaren Leiden und Widerwärtigkeiten zu ertragen. Den Floh, seiner früheren natürlichen Wildheit entwöhnt, folgsam, nachgiebig, lenksam, treu und gelehrig zu sehen und bewundern zu müssen, ist beinahe ein

Weltwunder.

Die Flohschule.

Bekanntlich macht nur Bildung fein,
Das sehn jetzt selbst die Flöhe ein.
Sie wollen nicht Vampyre bleiben,
Vielmehr das Fuhrgewerbe treiben.
Die Weiblein gehn dabei voran,
Beschämen manchen Ehemann;
Ziehn Wagen, Walzen und Geschütze,
Kutschieren selbst von hohem Sitze.
Bei ihrem Meister in der Lehr',
Da fällt es keinem Springer schwer,
Das goldne Sattelzeug zu tragen
Und sich aufs hohe Seil zu wagen.
Sie saugen ihres Meisters Blut,
Denn er ist seinen Schülern gut:
Kein böses Wort, kein Backenstreich
Fällt je in seinen Schulbereich.
Vielmehr ist ein Geselle
Auch reif zum Karusselle.
Dann macht Fräul. Fritzchen mit Herrn Franz
Einen schönen Kontertanz.
Wer diese Schule hier will sehn,
Muß hin nach dem Floh-Zirkus gehn.
Hier wartet man ganz freundlich auf,
Erklärt der Flöhe Lebenslauf,
Mit munterm Witz und Höflichkeit
Stimmt jeden er zur Heiterkeit.

Joh. Günther, Direktor.

Mit großem Geschick wissen die „fahrenden Künstler" des neunzehnten Jahrhunderts mitunter auch die Presse zu Reklamezwecken zu benutzen. Ganz kürzlich lasen wir folgende Zeitungsnotizen:

„(An die „Unrechte" gekommen.) Vorgestern abends promenierten in der Ausstellungsstraße im Prater gegen halb 10 Uhr in der Nähe des Gasthauses „Zum Eisvogel" zwei Damen in arglosem Geplauder. Plötzlich sprang aus der Dunkelheit ein Mann auf die beiden Damen zu und während die eine von diesen noch erschrocken zur Seite springen konnte, wollte der unbekannte Mann die andere — eine hohe stattliche Erscheinung — in jedenfalls gefährlicher Absicht anfassen. Doch mit staunenswerter Kaltblütigkeit verwandelte sich die Dame kühn aus einer Angegriffenen in eine Angreiferin und packte den Frechen mit außergewöhnlicher Kraft beim Rockkragen und — hob ihn mit Leichtigkeit vom Boden auf, ihn tüchtig schüttelnd. Der Attentäter verlegte sich nun aufs Bitten und schrie angstvoll: „Auslassen! Auslassen!" — Jedoch die

1*

Digitized by Google

weibliche Athletin machte durchaus keine Miene, den Burschen entwischen zu lassen, sondern hielt ihn so lange in der für ihn so unangenehmen Schwebe über der Erde, bis ein Wachmann auf die Rufe der anderen Dame herbeikam und den gefangenen nächtlichen Buschklepper auf das Polizei-Kommissariat Prater brachte. Dort ging dem an die „Unrechte" gekommenen jungen Menschen erst ein Licht auf und er begriff, daß er zu viel riskiert hatte, als sich die starke Dame als — Miß Wanda, die bekannte Luft-Gymnastikerin, und ihre Begleiterin als Miß Leona, vom selben Metier, vorstellten.

„Miß Wanda und ihre Kollegin erhielten zahlreiche Komplimente über ihren Mut und ihre bedeutende Kraft. Sie werden auch heute schon Gelegenheit haben, ihre Gewandtheit und Kühnheit bei ihren wagehalsigen Produktionen in einem Prater-Etablissement zu zeigen und wohl ihren alten Ruf rechtfertigen, welchen sie sich in Wien gelegentlich ihrer wiederholten Gastspiele im Josephstädter Theater redlich erworben haben."

„Das Handgepäck einer Athletin. Miß Victorina, die Herkules-Dame, kam gestern Abend auf dem Nordbahnhofe an, um ihr neues Engagement im Konkordia-Theater anzutreten. Als sie aus dem Koupee stieg, trug sie ein zierliches Kästchen in jeder Hand und auf Bitten unseres gerade anwesenden Berichterstatters, ob er ihr dies Kästchen, in welchem er das Reise-Necessaire der Dame vermutete, bis zum Wagen tragen dürfe, gab Miß Victorina eines derselben dem Bittsteller in die Hand; doch dieser wäre von der Last beinahe zusammengebrochen, denn das Kästchen enthielt eine der hundertpfündigen Eisenkugeln, mit denen die Dame zu „spielen" pflegt. Die beiden Kästchen und einen wie einen Violinkasten geformten Behälter, der eine 200 Pfund schwere Kugelstange barg, nannte die Miß ganz ernsthaft ihr „kleines Handgepäck." Ihr Impresario, der ebenfalls mit Bärenkraft ausgestattet ist, langte ähnliche „Nippes" aus dem Koupee hervor, und dabei thaten die beiden „Spezialitäten" so, als ob sich das ganz von selbst verstände."

„Das Unglück, Riese zu sein. Kleine Leute wünschen sich oft eine riesige Körperlichkeit; sie ahnen nicht, mit welchen Unbequemlichkeiten es verbunden ist. Gegenwärtig erregt hierselbst in der Zentralhalle ein österreichischer Gigant, mit Namen Winkelmaier, Aufsehen; er gehört wohl zu den melancholischsten und unglücklichsten Riesen. Er erträgt seine Größe mit Kleinmut. Wie alles Bedeutende unserer Zeit, ist auch er interviewt worden. Unser Berichterstatter fragte den zwei Meter sechzig Zentimeter hohen Mann, wie er lebe und ob er mit seiner Gestalt zufrieden sei. Der Riese entrollte ihm, Thränen im Auge, sein beklagenswertes Los. Er falle sich und anderen zur Last und empfinde dies schmerzlich. Er finde keine Wohnung, welche seiner gewaltigen Ausdehnung entsprechend wäre. Winkelmaier wohnt in einem Hotel. Er empfängt seine Besuche auf dem Tische oder auf einem Kasten sitzend. Um schlafen zu können, hat er sich vier Betten mit den Breitseiten aneinanderrücken lassen; er legt sich

Digitized by Google

quer über die Betten, wenn er von seinem Tagewerke, dem Begafftwerden, ausruhen will. Aber eine Bewegung seiner übermenschlichen Gliedmaßen genügt, die Ordnung seiner Lagerstätte zu stören und er sinkt dann trübsinnig mitten in der Nacht, mitten in einem beseligenden Traume vielleicht auf den kalten Estrich nieder. Wenn er aufrecht steht, berührt sein Haupt die Decke, eine Thatsache, der er mehrere hundert Beulen im Jahre verdankt. Er vermag es nicht mit einem Menschen zu sprechen, ohne sich zu erniedrigen, ohne sich tief niederzubeugen, was wohl niemand für eine besondere Bequemlichkeit erachten wird. Den grimmigsten Haß hat er den Lustern zugeschworen, an die er sich oft anschlägt; nächst diesen den Thüren, durch die er kriechen muß. Mietwagen,

Theatralischer Straßenumzug in New-York.
(Nach einem Holzschnitt im „Century Magazin", New-York.)

Schlafwaggons, Omnibusse existieren für ihn nicht. Er muß zu Fuße gehen, immer zu Fuße. Aber am Tage kann er dergleichen nicht wagen. Er würde zu großes Aufsehen auf der Straße machen, er würde sein Geschäft schädigen, wenn er sich umsonst sehen ließe, er würde vielleicht wegen Störung des Verkehrs arretiert werden; so kann er denn nur nachts Luft schöpfen. In bezug auf seinen gesellschaftlichen Umgang lebt Winkelmaier wie ein Geächteter, wie ein Paria, wie ein Verfehmter. Niemand will mit ihm umgehen. Die Weiber beglücken ihn nicht durch ihre Liebe, seine Ungeschlachtheit erschreckt sie; sie fliehen ihn ꝛc.

In unserer Stadt wird dieser bedauernswerte Riese eine Woche, und zwar, wie bereits mitgeteilt, in der Zentralhalle verweilen."

Digitized by Google

Großkophta unter all' den sogenannten „Showmen" ist und bleibt aber wohl Phineas T. Barnum, dieser Meister in Humbug und Reklame. Länger als fünfzig Jahre hat Barnum dem großen amerikanischen Publikum alles Mögliche und Unmögliche vorgeführt und damit seinen Namen weit und breit bekannt gemacht.

Er kutschierte mit Riesen und Zwergen in der ganzen Union umher, arrangierte großartige Büffeljagden, zeigte Meerweibchen, Pferde mit Wollhaaren bedeckt, eine angebliche Amme des Präsidenten Georg Washington, unterhält einen riesengroßen Zirkus und ließ die berühmte Sängerin Jenny Lind in Amerika konzertieren.

In seinen Reklamen und Annoncen bedient Barnum sich einer Sprache, die in ihrer Ueberschwenglichkeit an französische Proklamationen erinnert; farbig, schillernd und gleißend ist das Gewand, sinnberückend wie ein Zauberbild der Fata-Morgana.

Ein Exempel solcher an Wortschwall nicht eben armen Reklame mag nebenstehende der New-Yorker „Staatszeitung" entnommene Ankündigung Barnums sein.

Bestochen durch dieselbe, wie auch durch den infolge der Dampforgelbegleitung wirklich Sinn und Ohren betäubenden Umzug, befand sich Verfasser Dieses eines Tages mit unter den Besuchern der Vorstellungen, doch gelang es ihm erst am zweiten Tage, mehrere Stunden vor Beginn der Schaustellungen, noch ein bescheidenes Stehplätzchen zu erobern.

Die „eine neue Epoche inaugurieren sollende Großartigkeit" aber blieb, obwohl die Schaustellungen in drei nebeneinander liegenden Ringen inszeniert wurden, weit, meilenweit hinter den Leistungen eines Renz, Carré und Herzog zurück und so erwies sich mit einigen Ausnahmen alles als dicker Humbug, von dem „blutschwitzenden Riesen-Hypopotamus" und den „3000 Yards glatten Schlangen" herab bis auf das mit dem Zirkus verbundene Museum, in welchem außer alltäglichen Riesendamen, Skelettmännern, schönen Cirkassierinnen und Knaben mit Hundsgesichtern und Elefantenfüßen, auch aus Fischschwänzen und Affenkadavern geschickt zusammengeleimte Seeweibchen, ferner Einhorne, Meerdrachen und andere wirklich noch „nie dagewesene Ungeheuer" aufgestapelt waren.

Was allein an dem Ganzen imponirend wirkt, das ist die Art und Weise, mit der die große Masse von Schaumaterial und das Personal von Ort zu Ort bewegt wird. Der Zirkus ist in einem großen, 10 Acker bedeckenden Zelte von oblonger Form, das wohl an 15,000 Personen zu fassen vermag. Die Arena enthält die drei oder vier Zirkusringe, in denen zugleich die Produktionen stattfinden. Um die drei Ringe schlingt sich eine Bahn, in der Wettrennen aller Art vorgeführt werden. Alle Apparate sind aufs beste zum Reisen eingerichtet. Sobald ein Teil nicht mehr notwendig ist, wird er sofort aus dem Zelt genommen und eingepackt. Der Zirkus wird gegen Ende „immer weniger"; ein Ding verschwindet nach dem anderen. Während der Wettrennen gegen das Ende wird alles, was zu den drei Ringen gehört, von einer Arbeiterkolonne zusammengelegt.

Digitized by Google

P. T. Barnums

Grösste Schaustellung der Erde

zusammen mit dem

Great London 4 Ring-Zirkus.

Vierfache Zirkus-Gesellschaft in vier grossen Rings. Grosse erhöhte Bühne für olympische Spiele. Zwei grosse Doppel-Menagerien mit wilden und gezähmten Tieren. Kolossales Museum lebender Wunder. Grossartiges römisches Hippodrom mit Wettrennen.

Einhundert noch nie herausgeforderte Champions!

Dampfer-Ladungen von seltenen, kostspieligen und prachtvollen Tieren, von Species, die in den Vereinigten Staaten unbekannt sind, welche während des Winters in Europa zu fabelhaften Summen angekauft wurden.

Jumbo. In Lebensgrösse und ebenso natürlich. Das polierte, zusammengestellte Skelett. Das einzige ausgestellte Elefanten-Skelett.

Riesen. Internationaler Kampf der grössten lebenden Menschen. Eine wunderbare Truppe halbwilder Araber in ihren staunenerregenden Vorstellungen.

Unbezahlbare, wirkliche, ausserordentliche, köstliche Kunstleistungen, triumphierend dargestellt!

Gleichzeitiges Ineinandergreifen von vier vereinigten und erstaunlich vollendeten Schaustellungen. Die Sonne verdunkelnd durch ihren Glanz, imponierend durch ihre Unermesslichkeit und eine neue Epoche in der Geschichte der Schaustellungen inaugurierend.

Asien, Afrika, Europa und Amerika durchstöbert und pompöse Grossartigkeit über jeden denkbaren Vergleich hinaus als das erzielte Resultat!

100 frappierende Akte und aufregende Wettrennen. 300 phänomenale und waghalsige Künstler. 11 Vorstellungen zur selben Zeit. 1000 neue Scheuswürdigkeiten.

Myriaden von überraschenden Attraktionen, welche unmöglich alle aufgezählt werden können. Szenen von bestrickender Lieblichkeit und malerischer Prachtentfaltung, vorgeführt in angenehmer Reihenfolge und die Seele mit hinreissenden Gefühlen mesmerierend.

Eine Kapitalanlage von 4,000,000 Dollars und eine tägliche Ausgabe von 7000 Dollars.

Fünfzig Käfige! Genau diese Anzahl! Nicht mehr und nicht weniger! Die grösste zoologische Zusammenstellung, die jemals auf Erden existiert hat. Sie umfasst jedes bekannte Säugetier, jeden bekannten Vogel, jedes bekannte Reptil, von denen die Zoologen wissen, darunter zwei Nilpferde — die einzigen jemals lebend gezeigten Tiere dieser Riesenart. Die kolossalen Ungetüme schwitzen Blut aus allen ihren Poren. Der Riesen-Elefant Emperor. Der einzige in Gefangenschaft lebende schwarze heilige Elefant Nabob. Ein dreifach gehörntes schwarzes Rhinoceros.

Erstaunliche Kunststücke, an die man bisher noch in keinem Zirkus gedacht hat!

Das grosse Miramba-Orchester.

Gen. Tom Thumb und Frau; Chang, der berühmte chinesische Riese; der weltberühmte Baby-Elefant, 20 Ute-Indianer, schwarzes Riesen-Rhinoceros, schwarzer Riesen-Strauss, schwarze Riesen-Kamele, Riesen-Giraffen, eingeschirrt, Riesen-Stier, Riesen-Pferd, Juvenile Pfeifer- und Trommler-Korps, die Rajade-Truppe, Georgia Jubiläum-Jodler, Hochland-Dudelsackpfeifer, grosse Melocher Orgel, Dampf-Musik-Instrumente, Feuer-Pferd „Salamander" und unzählige andere Erscheinungen, einschliesslich 20 Monster-Elefanten, 3000 Yards glatte Schlangen, offene Behälter mit ausgestellten Hyänen, Tigern, Löwen, Leoparden, Panthern und menschenfressenden Jagnaren.

Herden von Giraffen. Herden von Elenntieren. Herden von Dromedaren. Herden von Kamelen. Zwölf mit Seide und Silber geschirrte Gespanne von Elefanten und Kameln. Haufen von Känguruhs. Haufen von Antilopen. Haufen von Musetieren. Haufen von afrikanischen Büffeln. Eine grosse Anzahl von abgerichteten Vollblutpferden aus Kentucky.

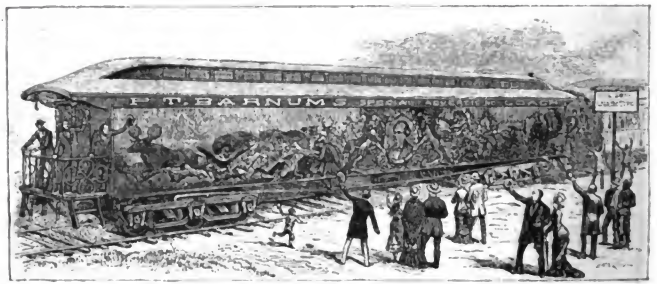
Samstag Abend den 26. März: eine unvergleichliche, ausserordentliche, sinnberauschende und aussergewöhnlich schöne Fackel-, Calcium- und Elektrische Licht-Parade, enthaltend über eine Meile reicher und rarer Objekte, und alles bisher Gebotene übertreffend.

Thüren geöffnet täglich um 1 Uhr; abends um 7 Uhr; Anfang eine Stunde später. Allgemeiner Eintritt 50 c. Prächtige reservierte Stühle 1.00 Dollar.

Digitized by Google

Nach der Zirkusvorstellung findet noch ein Konzert statt, zu welchem alle die eingeladen sind, die noch einen kleinen Betrag nachzahlen. Während des Konzerts fallen auf einen Pfiff die Leinwandseiten des Zeltes und die ganze Gesellschaft sitzt nun sozusagen im Freien. Dies ist ein deutlicher Wink zum Aufbruch. Wer jetzt nicht geht, der wird rasch die Erfahrung machen, daß der Sitz unter ihm weicht, nicht zu sprechen von der Gefahr mit eingepackt zu werden. Die Sitze sind dem römischen Amphitheaterstil gemäß angebracht; alles dünn und leicht und zum Zusammenklappen. Der Bahnzug, mit welchem diese Sehenswürdigkeiten von Stadt zu Stadt transportiert werden, ist eine Meile lang.

Wie amerikanische Blätter mitteilen, hat Barnum im vergangenen Geschäftsjahre für Plakate, Annoncen, Adreßkarten, Illustrationen u. s. w. die fabelhafte Summe von 6,375,000 Mark verausgabt, wohl die riesigste Summe Geldes, die an Reklame für derartige Schaustellungen jemals aufgewendet wurde.



Barnums Ankündigungswagen.

Digitized by Google

Schauspieler und Sängerinnen.

Im Laufe der Zeit hat sich aus dem fahrenden Künstlervolke unser modernes Schauspielertum entwickelt, und gar manche Charakterzüge desselben weisen auf diesen alten Ursprung zurück: die geringe Seßhaftigkeit, die leichte Auffassung des Lebens. Auch die Reklamesucht, die dem Gauklertum des Mittelalters eigen war, ist so ziemlich dieselbe geblieben. Das Wort „Reklame" macht den stolzesten Kunstjünger lammfromm und aalgeschmeidig, denn er erkennt in ihr die Macht, durch die er ist, der er alles dankt. Einem vornehmen Gönner macht der Schauspieler einen Katzenbuckel, vor dem Journalisten bückt er sich zur Erde.

Schauspieler geringeren Grades, denen die Presse nicht zu Reklamezwecken zur Verfügung steht, bedienen sich, um Publikum heranzuziehen, mitunter der abenteuerlichsten Mittel.

In kleineren Städtchen werden die Abonnenten noch jetzt vom Benefizianten persönlich eingeladen. Vor ca. 20 Jahren war diese Sitte bei Bühnen dritten und vierten Ranges allgemein gebräuchlich, und that man es nicht, so fühlten sich die regelmäßigen Theaterbesucher dadurch verletzt und kamen nicht ins Theater, wodurch der Kasse empfindliche Verluste bereitet wurden.

Zu welch außergewöhnlichen Mitteln derartige Benefizianten mitunter greifen, um sich ein volles Haus zu sichern, illustriert aufs Drastischste ein am zweiten Weihnachtsabende 1885 in dem Städtchen Kappeln vorgekommener Fall. Der Benefiziant verfiel hier auf den sinnreichen Einfall, eine Vorstellung mit Schweineverlosung zu veranstalten. Laut großer gelber Zettel und Plakate wurde an diesem Tage „auf vielseitigen Wunsch" der „Bibliothekar" von Moser gegeben. In der ersten Zwischenpause wurde dann unter den Theaterbesuchern ein lebendiges Schwein verlost; jedermann erhielt ein Los gratis.

In Europa wird der eigentliche Theaterzettel selten zu außerordentlichen Ankündigungen benutzt.

Die Theaterdirektionen unserer Zeit verstehen sich bei weitem nicht so auf Reklame, wie ihre seligen Kollegen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Als Beweise mögen einige Komödienzettel aus jener Zeit dienen, welche wir hier wort- und schriftgetreu wiedergeben.

Digitized by Google

So las man 1730: **„Die schlaue Witwe, oder die vier Nationen zu Liebhaber, als Spanier, Engländer, Italiener und Franzosen.** Nun so wollen wir doch auch heute einmal recht lachen. Die schlaue Witwe kann heute allen Frauenzimmern viele Lehren geben, wie man bey Heurathen und Ehestiftungen verfahren soll. Die Augen der Vernunft muß jedes Frauenzimmer aufthun, wenn es sich von mehr als einem Ambassadeur angegangen sieht. Wie fein weis Rosaura 4 Nebenbuhler zu probiren und ihre Gesinnungen auszuforschen. Ihr Schönen besucht uns alle! alle! — aber, nehmt nur nicht zuviel von der Bühne mit, sonst mögt es für die schmachtenden Liebhaber im bürgerlichen Leben nachtheilig seyn."

Ein Theaterzettel von 1739 lautet:

„Hamlet, Trauerspiel in 5 Akten. Madame Gödel wird heute in der Rolle der Ophelia zeigen, was die Schauspielkunst für große Wirkung vermag, und Herr Gödel wird als Hamlet durch sein meisterhaftes Spiel zur Bewunderung hinreißen, so wie der Direkteur in der schweren Rolle des Geistes sich dem Beyfall eines hochgeneigten Publikums nicht unwerth bezeigen wird. — O! hochpreisliches Publikum! komm und sieh! so wirst du empfinden, **welch' ein Unterschied es ist, wenn der Hamlet von wahren Schauspielern, oder von Stümpern aufgeführt wird;** auch wird das Costüm in Kleidung und Dekorazionen neu beobachtet werden."

Ein dritter Zettel von 1748 zeigt an: **„Herr von Hasenkopf der Furchtsame, oder viel Narren in einem Stück.** Das kritische Auge wird vielleicht über unsern heutigen Tittel sich in etwas verzerren und dabey ausrufen: welch wunderlicher Tittel. Da man aber anfängt, mehr Geschmack an komischen als tragischen Szenen zu sammeln, so wollen wir also hauptsächlich benachrichtigen, wer sich recht satt lachen will, der kann sich heut den Bauch so erschüttern, daß ihm gewiß die Abendmahlzeit noch einmal so gut schmecken wird." —

Mit Vorliebe bedienen sich Schauspieler, Konzertsänger, Pianisten ꝛc. der Fensterreklame. Photogramme, Ankündigungszettel und Programme werden vorzugsweise bei Restaurateuren, Friseuren, Parfümeuren, in Kunst-, Musikalien- und Zigarrenhandlungen ausgehängt und die Besitzer der Lokalitäten mit einem Freibillet zur Vorstellung belohnt.

Der Toilettenreklame wird gleichfalls von gar mancher Künstlerin mehr als notwendig und gut ist, gehuldigt.

Fiedler, der Verfasser des Werkes „Das deutsche Theater"*), wirft derartigen Künstlerinnen vor, die ganze Auffassung ihrer Kunst bestehe nur aus — Toilette! „Wo das einfachste Wollkleid dem Charakter der Rolle allein entspräche, erscheint eine solche Künstlerin in reichster Seidenrobe, d. h. sie kleidet sich 6 bis 8 Mal um, nicht weil das Stück es so verlangt, o nein, sie muß doch

*) Fiedler, Das deutsche Theater, S. 43.

Digitized by Google

ihre Roben zeigen. Und diese Roben werden immer reicher, immer schöner, immer verführerischer — die Künstlerin versteht ihr Handwerk und rechnet eben nur auf den Sinnenkitzel der Männer; sie hat sich nicht verrechnet; ja sogar manche unbefangene Frau bewundert heute nur — das üppige Weib. „Ach, wie schön sie ist, nein, solch herrliches Kleid, was mags wohl kosten, die muß viel Geld verdienen." — Im strengsten Sinne der Rolle sollte jetzt Hals und Brust ein schlichtes Tuch bedecken, doch ein entblößter Nacken, ein wogender Busen, fast nur durch eine Kette von Brillanten nachlässig gefesselt, reizt mehr — den Kunstsinn der Männer. Sind wir denn wirklich im Theater, auf jener Stätte, die dicht neben Kirche und Schule genannt werden sollte? Doch zum Fragen und Nachdenken ist hier keine Zeit, ein betäubendes Klatschen entsteht, wie auf ein unsichtbares Zeichen, und sagt uns, wo wir sind. O die kunstbezahlte Claque versteht ihr Handwerk, und die Claque alter und junger Freudentaumler stimmt begeistert ein. Zahlreiche Bouketts fliegen auf die Künstlerin zu, sie hält sie lächelnd, tändelnd, kokettierend zwischen den Fingern — sie sendet glühende Blicke nach allen Seiten hin, verbeugt sich tief, sehr tief — „Entzückendes Weib — auf Ehre!" und nochmals stürmischer, nicht endenwollender Applaus. Der Vorhang fällt — hebt sich — fällt — hebt sich, hebt sich — fällt. Endlich verhallt der Donner, der Blumenregen hört auf, die Komödie ist zu Ende."

Die Götter und Halbgötter der Bühne besorgen das Tam-Tam gewöhnlich selber. Wie kunstreich weiß die geniale Sarah Bernhard das Instrument zu behandeln; sie läßt sich vergöttern und schmähen, heiraten und scheiden, sie kauft ein Theater und läßt sich pfänden, sie erfindet Moden, sie schreibt geistreiche Briefe, sie malt, modelliert und ist — unheilbar krank, alles nur, um ihren Namen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Seit Jahren begegnet man diesem Namen in den Zeitungen der ganzen Welt. Sie hat es erreicht!

Es ist bekannt, daß deutsche Kollegen der großen Sarah gelegentlich auch etwas Sensationelles über ihre Person veröffentlichen lassen, gewöhnlich werden die Sommermonate erwählt, wenn die Gurke goldig reift und der Stoffmangel, die Ebbe der Ereignisse die Redakteure in Verlegenheit bringt. Dann liest man von lustigen und gefährlichen Abenteuern, die dem berühmten X. da oder dort bei einem Gastspiel zugestoßen sind. Schauspielerinnen lassen sich mit Vorliebe von einem Mitspielenden mit einem Theaterdolch verwunden, es läuft aber immer ohne Gefahr ab, obwohl „der sensationelle Vorfall sehr üble Folgen hätte haben können." — Natürlich!

Einige interessante Notizen aus dem privaten Leben der Künstler oder Künstlerinnen, über die Art und Weise, wie sie z. B. ihr Heim ausgestattet, sind auch nicht ohne. Eine derartige Reklame scheint mir folgende Zeitungsnotiz zu sein:

„Christine Nilsson, nunmehr die Gemahlin des Grafen Miranda, hat sich in Madrid eine Wohnung möblieren lassen, die das allgemeine Stadt-

Digitized by Google

gespräch bildet. Das Speisezimmer ist durchweg mit den Hotelrechnungen tapeziert, welche die Diva auf ihren Kunstreisen beglichen. Der Salon zeigt an Stelle der Tapeten die schuppenartig aneinandergereihten welken Blätter aller Kränze, welche die Sängerin jemals erhalten, der Plafond ist ganz aus vergoldetem Laub gebildet. Das Boudoir hat Wände, die mit den Noten aller Partien bekleidet sind, welche die Nilsson zu singen pflegt, so daß sie Text und Melodien von den Wänden herablesen kann. Das Spielzimmer des Hausherrn zeigt das Bestreben der Künstlerin, ihren Gatten von dem Werte ihrer Kunst zu überzeugen: Tausende von Rezensionen in allen Sprachen, Zeitungsausschnitte aus allen Journalen der Welt kleben an den Wänden."

Um zu wissen, in wie hohem Grade die Welt der Mimen und Musikvirtuosen die Reklame kultiviert, braucht man nicht Redakteur einer Theaterzeitung zu sein. Die Nachwelt flicht ihnen keine Kränze, und so muß es die Mitwelt doppelt und dreifach thun; denn wo bliebe sonst die Gerechtigkeit? Bei Leibe nicht vergessen werden, um des Himmels willen nicht eine Woche lang unerwähnt bleiben!

Frau Lucca will in New-York nicht recht ziehen, nicht recht in den Mund der Leute kommen. Ihr Impresario aber weiß sich Rat. Sie empfängt eine Gesandtschaft von Sioux-Indianern, mit denen sich die Primadonna leutselig unterhält, und die sie zuerst mit Champagner, dann mit der Schmuckarie aus Gounods „Faust" traktiert und „selbstverständlich bezaubert". Den nächsten Morgen bringen die Journale spaltenlange Berichte über den Zauber, wohlwollende Hände besorgen Uebersetzungen davon in die Berliner Feuilletons, und die Sache ist wieder einmal gemacht.

Andere Winde, die diese Mühle treiben, wehten folgende Reklamen in die Presse:

„Man weiß, daß der Pianist Mills in die Catskillberge gegangen ist, um sich zu erholen und nebenbei Forellen zu fangen. Den letzten Nachrichten zufolge fängt er täglich zweihundert. Er nimmt dabei seinen Flügel mit, spielt mit der einen und fischt mit der andern Hand. Mills kann nun einmal alles."

„Einem aus Java eingetroffenen Telegramm nach wäre Ole Bull beinahe verbrannt, da das Hotel, wo er abgestiegen, in der Nacht vom 18. bis auf den 19. August von einer Feuersbrunst verzehrt wurde. Nur mit genauer Not gelang es ihm, dem Feuertode zu entgehen. Man sah ihn fast nackt mit der weltberühmten Violine über die Straße laufen."

Ein Muster-Puff ist auch die von amerikanischen Journalen kürzlich viel reproduzierte Zeitungs-Notiz, die für die Sängerin Minnie Hauck (wahrscheinlich von ihrem Gatten) besorgt worden ist. Die Notiz besagt, daß, als Minnie Hauck in Tin-Cup, Arizona, auftrat, ihr Spiel und ihre Persönlichkeit solchen Eindruck machten, daß zwölf Apachen-Häuptlinge Poker darum spielten, wer von ihnen sie heiraten solle. Die elf, welche verloren, begingen sofort Selbstmord. Als

Digitized by Google

der Zwölfte sich einstellte, um seinen Gewinn in Anspruch zu nehmen, ließ ihn der Gatte (Hesse-Wartegg) auf die Gasse werfen.

Durch derartige Notizen und Anekdoten, für deren Wahrheit sich wohl niemand (und die Künstler sicherlich am allerwenigsten) verbürgen möchte, wird die Aufmerksamkeit der Masse immer und immer wieder erregt, in Spannung erhalten. Andere Notizen sagen dann wieder, daß das Wunderkind sich auf der Reise zum Schauplatze der Sensation befinde, daß es den eifrigen Bemühungen des Entrepreneurs endlich gelungen sei, die größte Sängerin der Jetztzeit für einen Cyklus von Vorstellungen zu gewinnen. Die Summen, welche der Künstlerin angeblich für diesen Cyklus als Honorar bewilligt werden, flößen durch ihre schwindelnde Höhe der Masse eine gewisse Hochachtung ein, die Masse weiß es ja nicht, daß die Künstlerin in Wirklichkeit vielleicht nur den vierten Teil der genannten Summe ausgezahlt erhält.

Und endlich ist die große Künstlerin eingetroffen und am Abende ihres ersten Auftretens gibt es Kränze, Bouketts (wenn die Mehrzahl derselben auch vom Impresario selbst bezahlt ist) und, dank der wohlorganisierten Claque, unzählige Hervorrufe.

Hat sich eine „Diva" der Führung eines Impresario (amerikanisch „Manager") anvertraut, und ist derselbe ein gewitzter „Manager", so dröhnt die Lärmposaune ununterbrochen; wie ein Berg wirft die Dame ihren Schatten über das ganze Land. Ueber diese wichtige Persönlichkeit eines „Managers" gibt uns Friedrich Haase in einem seiner „Ungeschminkten Briefe" genauere Auskunft.

„Ein Manager ist ein höchst merkwürdiges Geschöpf. Es ist ein Mensch, der Das, was er eigentlich gelernt hat, nicht besonders kann, und darum besser thut, andere, die wirklich etwas leisten, für sich arbeiten zu lassen. Er legt freilich nicht die Hände in den Schoß, sondern nimmt vielmehr die Lärmtrompete zur Hand und bläst hinein, so nachdrücklich, so unermüdlich, daß allgemach die Luft widerhallt vom Echo seiner Signale. Und das Volk weit und breit, dieses Tones gewohnt, spitzt die Ohren und sammelt sich; es eilt herzu, wird festgehalten und — besteuert. Ist das geschehen, so verschnauft der Alarmbläser und rüstet sich zu einer neuen That an anderm Ort . . .

„Manager" ist zu übersetzen etwa mit Geschäftsführer; aber das, was wir uns im Deutschen bei dem Worte denken, ist entfernt nicht dasselbe, was es drüben bedeutet. Bei uns repräsentiert dieses Amt die solide Verwaltung, die gewissenhafte Handhabung eines größeren fest fundierten Unternehmens, und wer solchem Amte vorsteht, wird entsprechend besoldet, auch wohl mit einem Anteil am Reingewinn des Unternehmens bedacht. Daß einer sich gründlich versteht auf die Handhabung eben dieses Unternehmens, ist oberstes Erfordernis. Anders drüben. Menschen, die irgendwie und irgendwo Schiffbruch gelitten haben, stürzen sich auf ein „Geschäft" als gute Prise; sie verstehen nichts, gar nichts davon, sie nehmen nur den Mund voll, das ist alles. Mit einem bestimmten,

Digitized by Google

nach Verdienst bemessenen Gehalt sich zu begnügen, ginge gegen Würde und Interesse — und vierzig Prozent Tantième, das sind die bescheidenen Bedingungen, unter denen der Manager nicht paktiert. Er hat auch die Spezies der „stars" erfunden und „gemacht". Damit das Unternehmen lukrativ werde, sammelt er er eine gute Menge kleiner Leute unter seine Fahne, denen er als Lockvogel oder Flügelmann eine Kapazität einreiht; dann stellt er keck sich selbst an die Spitze dieser Schar, wenn er auch vom Kommando keine Ahnung hat. Seine ganze Taktik ist die, Lärm zu machen, so viel Lärm, daß den Leuten die Ohren weh thun. Probatum est!

Zu den Lärmsignalen, die man zusammenfaßt unter dem Begriff „advertisement" (bei uns nennt man's weniger hübsch, obgleich es viel harmloser ist — „Reklame") gehört nun zunächst die Bearbeitung der „Fachpresse". Ich brauche nicht zu sagen, daß die amerikanischen Zeitungen ersten Ranges, wie die der ganzen Welt, allen derartigen Manövern fern blieben und bleiben. Aber ein geringeres Genre der gedruckten Nachrichten, das ich die theatralische Reptilienpresse nennen möchte, bietet den Evolutionen des geschickten Managers das ergiebigste Feld. Es gibt einen Kaufpreis für das Urteil dieser Leute und diesen zahlt der Manager, d. h. er legt ihn aus und läßt ihn den Künstler mit Wucher heimzahlen. Wer nicht zahlt, ist überhaupt ein toter Mann. Zahlung begehrt man aber nicht nur für eigenes Konto, sondern auch noch zur Verunglimpfung des anderen, des „Konkurrenten!" So wird der eine Part in den Himmel erhoben und des anderen Name und Erfolge werden in Fetzen gerissen, oder — wenn das durchaus nicht thunlich — doch hämisch bemängelt und herabgesetzt.

Merkwürdig ist die Stellung des Publikums zu diesem Manöver. Es glaubt daran! Die Presse ist eben in Amerika für alle Schichten der Bevölkerung Evangelium und Lehrkanzel. Auf die „Papers" legt der Laie voll Zuversicht die Hände und schöpft aus ihnen Offenbarung. Das anmaßendste Urteil ist sicher, von der halben Intelligenz, von der naiven Urteilslosigkeit der Menge, adoptiert zu werden. Was bei uns nur noch auf Jahrmärkten und in Tierbuden landläufig ist, was nur Ausschreier und Zirkusklowns an Rodomontaden aufbieten, das alles wird mit Geschick und Erfolg vom transatlantischen Manager in Szene gesetzt. Mit mehr oder weniger Geschick, darauf kommt's an. Rossi sagte mir gelegentlich:

„In Amerika bedeutet bei einem Gastspiel der Manager alles, der Künstler nicht viel mehr als nichts. Her X. oder Y. kann durch die Kunst des Annoncierens für das Publikum zum Range eines ersten Künstlers erhoben werden, während ein wahrhaft bedeutender Künstler durch Ungeschicklichkeit oder Sparsamkeit des Managers zum Popanz degradiert wird." . . .

Er hat recht! Auch die unvergleichliche Patti, die als geborene Amerikanerin etwas voraus haben sollte, mußte gleich andern Sterblichen Tribut zahlen,

Digitized by Google

Ihr erstes Konzert in Steinway Hall wurde kurz und ohne weiteres Brimborium annonciert und — blieb leer. Die folgenden auch. Von der „kleinen Presse" mußte sie sich sagen lassen, „sie sänge immer falsch, sie habe überhaupt als Sängerin nichts gelernt." Da nahm sie nolens volens (wohl mehr nolens) einen Manager, der 40 Prozent ihrer Einnahmen einheimste, und sie war wieder die große Patti, als welche wir sie kennen. Und „viel Volk" strömte ihr zu. Zur selben Zeit ward eine Operettensängerin von ihrem Manager als „erste Künstlerin der Welt" die ganze Union auf und ab und ab und auf spazieren geführt.

Eine weitere Serie wirksamer Reklamemittel umfaßt der Bilderdienst. Hunderte von großen Photographien, in allen Charakteren, Stellungen und Lagen des Lebens, liegen in allen Schaufenstern aus; lithographierte Abbildungen mit einem oft recht gut erfundenen curriculum vitae werden als Beilagen den Tagesblättern zugegeben. Neben den bekannten Persönlichkeiten der Tagesgrößen in allerlei Format erscheinen riesengroße Bilder gänzlich unbekannter Helden.

„Wer ist der Mann?" fragte ich.

„Der Manager von Rossi oder Booth."

„Wen interessiert solch' ein Bild?"

„Ihn selbst natürlich!"

Die hohe Schule der Annoncierkunst umfaßt endlich Sammlungen von Anekdoten, Erzählungen nie erlebter Abenteuer, Schilderungen von Diebstählen, Eisenbahnunfällen und allerlei ähnlichen Schrecknissen, die der star durchgemacht haben muß, um interessant zu werden. Die Phantasie hat den weitesten Spielraum und der Regenwurm wird meisterlich zur Riesenschlange ausgeweitet. Auch Mühen und Gefahren werden dabei nicht gescheut. So stand am gefährlichen Absturz des Niagarafalls mit weißer Oelfarbe auf schwarzen Felsen gepinselt — was meinen Sie? Kieselack? — Nein! aber „Sozodont" und „Marie Geistinger"... Manager hip, hip, hurra!

Die Aufgabe des Managers wird komplizierter und seine Talente sind berufen, im hellsten Lichte zu strahlen, sobald eine Konkurrenz zu beseitigen, ein Rivale aus dem Felde zu schlagen ist. War er sonst nur Herold, so wird er nun Parteigänger, und Angesichts des Nebenbuhlers rüstet er sich zum Turnier. Der Kampf beginnt, Fanfaren künden den Anfang. Sicheren Schrittes messen sich die Gegner, mit festgeschlossenem Visir und eingelegter Lanze stürmen beide aufeinander los, — dann Hieb und Stich, bis einer am Boden liegt. Wehe dem, dessen Sache unter dem Patronate des Ueberwundenen stand! Der Ritter von der traurigen Gestalt zieht ihn unfehlbar mit in sein Verderben. Ist der Ausgang minder tragisch und bleiben die Helden, die hoch zu Rosse ihr Spiel begonnen haben, beide im Sattel, so sind immer neue, ewig wechselnde Ausfälle die einzigen Chancen des ermüdenden Spiels. Unwillkürlich fragt man nach dem Kampfpreis. Ist es der Lorbeer, der unvergänglich? Nein — der Dollar!

Digitized by Google

„Und wir spielen doch in Deutschland auch Komödie, und die Wanderspiele besonders sind an der Tagesordnung: Warum geht es denn bei uns ohne Manager?" höre ich Sie fragen.

Weil die Zivilisation eine andere und durch sie eben die Menschen auch durchaus andere sind. Wohl gibt es bei uns, gleich den Impresarien italienischer Opern und den Direktoren wandernder Gesellschaften in den Provinzstädten Frankreichs, sachkundige Leiter, die sich an die Spitze eines künstlerischen Unternehmens stellen und es mit sicherer Hand zu gutem Ende führen. Ich erinnere nur an Pollini und Angelo Neumann. Aber gerade diese illustrieren den Unterschied. Die künstlerischen Leistungen, die unter ihrer Initiative zustande kommen, sind die Hebel des Erfolges, und nicht wie drüben, die Geschäfts-„Mache", durch die der größte Schreier den besten Platz erobert. Ich erlebte während meiner Anwesenheit in New-York, daß ein Elefant, den ein findiger Manager durch Amerika führte, daselbst in Kürze 50,000 Dollars „verdient" hatte. „Großer Elefant — kleiner Haase!" dachte ich bei mir! Das ist charakteristisch für Amerika und für den Manager! Hier heißt die Parole des Tages: „Alles ist Geschäft und die Kunst ganz besonders!" Wieviele wären daheim geblieben, hätten sie es gewußt, denn es gibt in der That noch Menschen, deren Ideal nicht der Dollar allein ist.

In Demut Ihr

Friedrich Haase."

Eine der häßlichsten Eigenschaften dieser Managers besteht darin, daß sie häufig ihre „stars" mit einem gewissen pikanten Nimbus umhüllen. So wurde z. B., als die bildschöne und junge amerikanische Schauspielerin Mary Anderson vor zwei Jahren England besuchte, allwöchentlich das Gerücht ausgesprengt, Mary habe von dem und dem hohen Herrn einen Heiratsantrag erhalten und ihm dann einen Korb gegeben. In dieser Weise wurden die Namen des Herzogs von Portland, des Lord Coleridge u. a. gemißbraucht und sahen sich verschiedene dieser hohen Herren veranlaßt, in den Zeitungen zu erklären, daß das Gerücht nichts als ein unwürdiger Reklamekniff sei.

Einige derartiger Impresarios scheuen sich nicht, absichtlich ihre Heldinnen sogar zur Heldin eines Skandalprozesses zu machen. Geschichten werden erzählt, wie sie von ihrem Manne geschieden worden sei. Alle Phasen des peinlichen Eheprozesses werden in behaglichster Breite referiert, und dargestellt, wie der Mann, das Scheusal, der Künstlerin nicht einmal satt zu essen gegeben habe. Gegen das Ueberhandnehmen gerade derartiger Reklamen erließ im Herbste 1886 die „New-Yorker Zeitung" folgende Philippika:

„Die abscheuliche Unsitte, für „Künstlerinnen" dritten und vierten Ranges durch freieste Entfaltung ihrer schmutzigen Wäsche vor dem großen Publikum Reklame zu machen, beginnt nachgerade zu einer wahren Landplage zu werden

Digitized by Google

und das Maß des Erlaubten dermaßen zu übersteigen, daß wir mit wahrem Grauen der Zukunft entgegensehen. Und doch scheint die Sache eigentlich schon soweit gediehen, daß Aergeres kaum zu erwarten ist, wenn es einem findigen „Manager" oder Theater-Direktor auch nicht schwer fallen kann, immer neue „Nüancen" zu ersinnen, die lediglich auf den angenehmen Kitzel der niederen Leidenschaften des Menschen berechnet sind. Eine der beliebtesten Reklamemethoden, die jedem erfahrenen Unternehmer geläufig ist, besteht darin, eine Schauspielerin, Sängerin ꝛc. zu engagieren, welche zu einem Manne von mehr oder weniger „hoher" Herkunft intime Beziehungen unterhält. Versteht der Herr Direktor sein Geschäft gründlich, so wird er es sich angelegen sein lassen, den illustren Freund seines „stars" zum Schatten desselben zu machen, und will er noch ein übriges thun, so läßt er auch den Gatten jener Dame (denn alle diese Damen müssen einen rechtmäßigen Ehemann haben, wenn sie in ihrer Branche für voll angesehen werden wollen) auf der Bildfläche erscheinen. Die Sache macht sich dann ganz von selber.

„Die Neugierde ist mächtig erregt, das geehrte Publikum zieht in hellen Scharen ins Theater; in der einen Proszeniumsloge läßt sich der gefällige „Freund" bewundern, in der andern der sogenannte Gatte und in der Mitte gaukelt die Heldin des Skandals auf Bestellung. Der Direktor aber reibt sich vergnügt die Hände, denn der Zweck ist erreicht, die Kasse strotzt von Silber und Banknoten, ob auch die göttliche Thalia weinend ihr Antlitz verhülle, was thuts, so lange das Geld im Kasten klingt?" — So die „N.-Y.-Zeitung".

Das bedeutendste Reklamemittel des Schauspielertums aber ist die Claque. Daß bereits im alten Rom eine wohlorganisierte Claque bestand, geht aus einer Stelle des Codex Justinianus hervor. Es heißt dort im Lib. 48 Tit. 19 de poenis folgendermaßen: „Leute, die sich gewöhnlich Jünglinge nennen (sic), pflegen in manchen Städten sich zu geräuschvollen Beifallsbezeugungen bei öffentlichen Schauspielen herzugeben; wenn dieselben nichts weiter begehen und nicht vorher vom Präfekten gewarnt worden sind, so werden sie mit Prügeln ausgehauen und entlassen; werden sie nach solchergestalt erlittener Züchtigung von neuem dabei betroffen, so müssen sie mit der Verbannung bestraft werden, zuweilen auch mit der Kapital- (Todes-) Strafe, nämlich wenn sie sich öfters aufrührerisch und tumultuierend benommen und, schon einmal ergriffen, nachsichtiger behandelt wurden, aber in derselben Verwegenheit ihrer Absichten beharrt haben."

Auch ein Passus in einem Prolog des Plautus bestätigt das uralte Bestehen der Zunft der Claqueurs:

„Nun befiehlt mir Jupiter: ich solle von euch erbitten, Beobachter sollen, in jeder Reihe einer, das ganze Schauspielhaus hindurchgehen, um auf die Zuschauer zu merken. Sehen sie welche, die zum Klatschen bestellt und gedungen sind, so sollen diesen im Schauspielhaus die Röcke zum Pfand abgenommen

Digitized by Google

werden. Oder wenn jemand sich bewirbt um den Vorzug für diesen oder jenen Schauspieler, oder wer sonst seine Kunst hier sehen läßt; mag diese Gunstbewerbung schriftlich oder durch persönliches Umhergehen oder durch Unterhändler geschehen; oder sollten die Aediles selbst gegen Pflicht und Eid den Beifall zuerteilen, so erklärt Jupiter: „„es solle eben die Strafe darauf stehen, als wenn jemand für sich oder einen andern um ein Amt widerrechtlich sich beworben. Auch sollen Aufseher da sein gegen die Schauspieler, die es veranstaltet, daß bestellte Leute klatschen sollten, und wenn irgend einer nicht das Seinige thut, bloß damit ein anderer um den Beifall käme, dem sollen die Aufseher den Aufputz und das Fell zerhauen."

Was würden wohl unsere „Beifallsdirektoren" dazu sagen, wenn die heutigen Justizbehörden ihrer Thätigkeit eine ebenso liebenswürdige Aufmerksamkeit schenken würden?

An den Theatern der großen Weltstädte entwickelte sich die Claque gegen Anfang dieses Jahrhunderts. Im Jahre 1820 legte in Paris ein gewisser Sauton ein förmliches Büreau an, das hieß: „Assurance de succès dramatiques" oder in ehrliches Deutsch übersetzt: „Beifall-Versicherungs-Anstalt". Bei ihm meldeten sich die schamlosen Claqueurs; die Theaterdirektionen machten ihre Visiten, gaben Aufträge und Sauton bestimmte dann für so und so viel Franks und Freibillete die größere oder kleinere Herde von Klatschern; der geschlossene Vergleich enthielt z. B. Bestimmungen, wie oft und wie stark geklascht werden sollte. Man unterschied drei Grade der Stärke, welche in der Spitzbubensprache der Claqueurs also bezeichnet wurden: petit (klein, gering), modéré (mäßig, eingezogen), assaut (Sturm, voller Anlauf). — Als Veron die Pariser Oper dirigierte, war der Heros der Claque ein gewisser Herr Auguste, welcher die Claque sachkundig disziplinierte, leitete und ihr vor allen Dingen Ensemble lehrte. Für drei Pelotons Klatscher à fünfzehn Mann bekam Auguste 45 Billets, wovon er die Hälfte billig an Leute verkaufte, die sich verpflichteten, Abends zu „arbeiten"; auf die andere Hälfte gingen seine Stammtruppen ins Feuer. Die eitle Tänzerin M. Noblet zahlte ihm für jedes Auftreten mit hellem Empfange (assaut) durch 45 Mann 50 Franks, was ihm in fünfzehn Jahren das Sümmchen von 55,000 Franks eingebracht hat.

Als die Hugenotten einstudiert waren, schrieb Auguste folgenden, in weiten Kreisen bekannt gewordenen Brief:

„Herr Direktor!

„Ich bin mit der neuen Oper sehr zufrieden; für solche Werke zu arbeiten ist ein Genuß. Man kann bei allen Arien und fast bei allen Duetten etwas machen; für das Duett im vierten Akte sichere ich drei Salven zu, für das Trio im letzten einen Hervorruf. Was die Sänger und die Verfasser anlangt, erwarte ich Ihre Befehle."

Digitized by Google

Im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts war ein gewisser Porcher Chef der Claqueurs in Paris. Seiner Dienste suchten sich die hervorragendsten Künstler und Komponisten, wie Meyerbeer, Scribe, Dumas, Auber und andere zu versichern, wie aus einer Anzahl von Briefen hervorgeht, die im Jahrgange 1854 der „Gartenlaube" Veröffentlichung fanden.

Scribe schrieb an Porcher unter dem 28. Mai 1831 folgendes:

„Lieber Porcher!

Mein jüngstes Kind, der Abälard und dessen Zukunft, lege ich in Ihre Hände. Ich gebe mir genau von den Schwierigkeiten Rechenschaft, welche die Aufführung dieses Stückes zu überwinden hat. Doch sage ich mir zugleich: Ist Porcher mit Dir, so hast Du nichts zu fürchten! denn Porcher ist ein Erfolg. Porcher gleicht alles aus, die Schwäche des Talentes, die Ungunst der Verhältnisse. Porcher kann Wunder thun, wenn Wunder nötig sind. Ich werde Ihnen für den unschätzbaren Dienst, den ich von Ihrer Fähigkeit erwarte, zu danken wissen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Ergebenheit.

Eugéne Scribe."

Alexander Dumas hat diese Zeilen an den Claqueur gerichtet:

„Paris, 27. Dezember 1847.

Mein würdiger Bundesgenosse!

Hier eine kleine Abschlagszahlung von meiner großen Schuld. Um sie ganz auszugleichen, müßte ich ein Krösus sein. Ich nehme den Rest als ein Geschenk von Ihnen an, für das ich Ihnen bestens danke. Empfangen sie meine freundschaftlichen Grüße. Alexander Dumas."

Von Auber hat Porcher dieses Schreiben erhalten:

„Paris, den 12. Januar 1846.

Mein lieber Porcher!

Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich morgen zwischen 10 und 11 Vormittag mit Ihrem Besuche beehren wollen. Ich würde mir erlauben, Sie durch das Klavier auf einige Stellen aufmerksam zu machen, um sie Ihrer Berücksichtigung zu empfehlen.

Ich habe die Ehre, Sie zu grüßen. Auber."

Mademoiselle Rachel schrieb, ohne Angabe des Datums:

„Lieber Porcher!

Sie müssen zu mir kommen, denn ich weiß, Sie schweigen. Die Rolle, welche ich in „Mademoiselle de Belette" übernommen, ist die Probe, ob das Publikum mich im Lustspiel annehmen will. Sie braucht unendlich mehr Sorgfalt als jede andere, die ich früher gespielt. Kurz, ich habe Ihnen viel zu sagen. Ihre ergebene Rachel."

2*

Digitized by Google

In den vor einigen Jahren in Paris erschienenen „Memoires d'un Chef de Claque", dessen Autor der Claqueur Jules Lan-ist, finden wir die überraschende Mitteilung, daß der Claqueur der Rachel kein Geringerer war, als — Adolphe Cremieux. Zur Zeit ihres Debüts hatte die Künstlerin den berühmten Advokaten, welcher später Justiz-Minister, Mitglied zweier provisorischer Regierungen und Senator wurde, nämlich zum Freunde und vertrauten Ratgeber. Jedesmal, wenn die Rachel eine neue Rolle in der Comédie Française spielte, verschaffte sie ihrem Freunde eine größere Anzahl Theater-Billets zu ermäßigtem Preise. Cremieux verteilte die Billets an seine Freunde. Eine weitere Gunst war, daß die Familie und die Freunde der Künstlerin durch eine kleine Thür in den Zuschauerraum eingelassen wurden, ehe man dies dem Publikum gestattete. Nun verteilte der Chef-Claqueur seine Truppen im Parterre und setzte sich in die Mitte derselben. Es gab also im Theater zwei Chef-Claqueurs. Da Cremieux wohl mehr befähigt war, die Effekte einer klassischen Tragödie zu erfassen, so wartete Bacher, der offiziell beglaubigte Chef des Theatre Français, jedesmal, bis jener das Zeichen zum Beifall gegeben hatte, um ihn dann mit den Händen, über welche er verfügte, zu unterstützen. So wurden die ersten Erfolge der Rachel „gemacht" durch die freiwillige und unfreiwillige Claque. —

Der Chef der Claque gehört zum Theaterpersonal und ist eine sehr wichtige Persönlichkeit. Er muß mannigfaltige Eigenschaften besitzen, wenn er sein keineswegs leichtes Amt gut versehen und sich unentbehrlich machen will. Er muß sehr gewandt, sehr intelligent, sehr rührig sein. Er muß ein gewisses musikalisches und poetisches Gefühl besitzen; er muß nicht nur die Fähigkeiten jedes Mitgliedes des Theaterpersonales kennen, sondern auch den Geschmack, die Launen, die Vorliebe und die Vorurteile seines Publikums, denn jedes Theater hat seine Habitués, die sich von denen der anderen Theater unterscheiden. Der Chef der Claque fehlt bei keiner Theaterprobe, die er mit der größten Aufmerksamkeit begleitet. Wird ein neues Stück zur Aufführung vorbereitet, so verdoppelt er seine Aufmerksamkeit und schont kein Mittel, um dem Werk einen glänzenden Erfolg zu verschaffen. Der Abend einer ersten Vorstellung gleicht einer entscheidenden Schlacht. Er verstärkt seine Truppen und verteilt sie so geschickt, daß sie sich unter dem unparteiischen Publikum befinden, ohne daß dasselbe es merkt. Er umgibt sich mit seinem tüchtig einstudierten Generalstab; er bezeichnet seinen Feldherren, den sogenannten „Surveillants", wo sie angreifen, wo sie in der Defensive verharren sollen, und wartet nun als Generalfeldmarschall mit seinem großen Stock, seinem Marschallstabe, auf die Eröffnung der Schlacht. Der erste Akt beginnt. Der Chef hat die Augen überall und erforscht die Stimmung des Publikums. Sobald dieses eine Neigung zum Applaus verrät, gibt er mit dem Stock ein Zeichen, und über hundert Hände setzen sich in Bewegung. Zeigt sich im Gegenteil das Publikum unzufrieden, so hütet sich der Chef der Claque gar sehr, durch ein voreiliges Applaudieren den Widerspruch des

Digitized by Google

Hauses hervorzurufen und ein Zischen und Pfeifen zu veranlassen, denn das sind Töne, die seine eigene Ohnmacht verraten. Er läßt in solchen Fällen die geschickt verteilten Claqueurs die Sache des Autors nur durch einzelne abgebrochene Phrasen verteidigen. Der eine murmelt: „Das ist doch gar nicht so übel!“ Ein zweiter brummt: „Recht wacker! sehr gut!“ Ein dritter behauptet, es sei eine Intrigue im Spiel und schreit: „Hinaus mit den Zischern!“

Man glaubt gewöhnlich, daß sich die Armee der Claqueurs aus lauter Lumpengesindel zusammensetze und daß dieselbe für ihre Arbeit bezahlt werde. Das ist aber ein großer Irrtum. Die Claque besteht aus Theaterfreunden, die ihrem Kunstsinn keine schweren Opfer bringen können, aus Schreibern, Notariatsgehilfen, Ladendienern, welche ihren Platz unter dem Preise bezahlen, dafür aber die Verpflichtung übernehmen, den Befehlen des Chefs zu gehorchen und die Hände tüchtig zu rühren. Diese Individuen bilden freilich den edleren Teil der Claque; im übrigen Teil befinden sich allerdings gar manche nichtsnutzige Lungerer, stämmige Burschen mit breiten, schwieligen Händen, die einen Theaterabend hindurch darauf lospauken können, ohne sich sonderlich zu ermüden. Sie treiben sich in allen den Theatern benachbarten Kneipen herum, wo sie von dem Chef der Claque oder von seinen Gehilfen aufgesucht werden. Indessen müssen auch diese Leute ihren Platz bezahlen. Man sieht, die Claque wird täglich frisch geworben. Der Fall jedoch, daß kein Claqueur aufzutreiben wäre, ereignet sich niemals. Paris ist so groß und die Schaulust der Franzosen so gewaltig, daß man nicht nur beständig eine genügende Anzahl Claqueurs findet, sondern daß man täglich die bereitwilligen Dienste unzähliger Individuen ablehnen muß.

Eine Viertelstunde vor der Eröffnung des Hauses vereinigen sich sämtliche Claqueurs in einem dunkeln Theater-Korridor, wo sie der Chef oder einer seiner Adjutanten in Reih' und Glied aufstellt, zählt und mustert. Bevor das Haus geöffnet wird, tritt er an ihrer Spitze in den Saal, wo er sie überall verteilt. Unter dem großen Lüstre sitzt gewöhnlich das Zentrum, die Tonangebenden der Claque, daher sie auch vom Volke „Les chevaliers du lustre“ (Die Ritter vom Kronleuchter) genannt werden. Diejenigen, welche zu stolz sind, um sich dem Kern der Claque anzuschließen, setzen sich etwas abseits, müssen aber doch die übernommene Verpflichtung erfüllen. Geschieht dies nicht, so erhalten sie künftig kein Billet mehr. Sie werden von den „Surveillants“ genau bewacht. Nachdem ihnen die Verhaltungsbefehle noch einmal eingeschärft, harren sie ruhig der Dinge, die da kommen sollen.

Da man seit einiger Zeit in vielen Theatern fast das ganze Parterre in Sperrsitze umgewandelt hat und in einigen Theatern die Beleuchtung durch eine Glasdecke fällt und der Kronleuchter unterdrückt ist, so befindet sich dort die Claque im letzten Rang, oder, wie man in Deutschland sagt, im „Paradies“ oder „Juchheh“. In diesen Theatern kommt der Segen von oben, aber er betäubt darum nicht weniger. — Die Claqueure selbst zerfallen wieder in verschiedene Grade,

Digitized by Google

je nach der verschiedenen Art und Weise, wie sie ihre „Arbeit" ausführen. Da sind zunächst die „Tapageurs"; diese klatschen beim kleinsten Anlaß aufs Heftigste; es sind also die rechten Tümmler, wahre Quecksilberleute! Nach ihnen kommen die feineren „Connaisseurs" oder Kenner. Sie müssen sich fein kleiden, sitzen auf teuren Plätzen, murmeln dann und wann in vornehmer Ungeniertheit beifällig, machen auf Schönheiten und interessante Steigerungen aufmerksam, indes die „Rieurs" die alte „biderbe" Ehrlichkeit, selbst die philisterhafte Gutmütigkeit heucheln und beim flachsten Spaß auf's Herzlichste lachen — und plötzlich, wie sich besinnend, noch einmal, bis es ansteckt. Man sieht, jede Seite des Menschen ist belagert. Die „Pleureurs", welche man in den Trauerspielen P. Corneilles im Théâtre française bewundern kann, sind die Weinerlichen, die Gerührten. Ihre weißen Taschentücher trocknen unaufhörlich die trocknen Augen.

Die „Chatouilleurs" bringen ihre Chatouillen und Bonbonnièren hervor und stimmen durch Darbieten von Bonbons, Prisen Schnupftabaks, Leihen von Theaterzetteln und Operngucken schon empfänglich und heiter. Die „Chauffeurs" aber bringen des Mittags und Nachmittags die Gaffer am Theaterzettel in Glut, wenn sie vor dem Zettel stehen und rufen: „Ach, heute wirds wundervoll werden! Der Engel singt und spielt heute wieder! Wie ein Gott schreitet er über die Bühne!" — Sie lesen auch in Restaurationen laut die Rezensionen vor, erkundigen sich fleißig nach Porträts in allen Läden, bis sie der Händler aushängt, arbeiten Kritiken für Winkelblätter, entfernen schlechte Kritiken schlau und dergl. Die „Bisseurs" endlich sind die unermüdlichen bis- (d. i. zweimal) Rufer, deren da capo nimmer stirbt.

Will man mit Applaus empfangen werden, so schickt man die bestimmte Summe hin, das heißt: soigner l'entrée (für Aufnahme Sorge tragen). Den Nebenbuhler auspfeifen zu lassen kostet jetzt die gleiche Summe.

Der Chef der Claque steht sich sehr gut, viel besser als die meisten Theaterdichter, ja nicht selten viel besser als der Direktor, den er wohl zuweilen aus peinlichen Finanznöten befreit. Der Chef der Claque muß nämlich in seinem eigenen Interesse für das Fortbestehen des Theaters arbeiten, dem er seine Wirksamkeit widmet. David, der Chef der Claque an der Großen Oper, war ein sehr wohlhabender Mann. In der Regel stehen ihm eine Reihe von Plätzen, mitunter bis zu sechzig, für jede Vorstellung zur Verfügung. Zu dieser Einnahme kommen noch die Honorare, die er von den Debütanten erhält. Man wird darnach leicht begreifen, daß sein jährliches Einkommen bei weitem größer ist als das irgend eines berühmten Professors an der Sorbonne oder am Collège de France, daß die Claque sich besser rentiert als die Wissenschaft.

Eine sehr gute Meinung von der Rentabilität dieses, keinem Befähigungsnachweise unterliegenden Gewerbes muß die Steuer-Administration von Wien haben, indem sie einen der Claqueure des Hofoperntheaters im Jahre 1886 mit einer Steuer von 223 Gulden belegte. Nach dieser Quote mag man ausrechnen, was

Digitized by Google

die Herren „Ritter vom Kronleuchter" sich jährlich durch ihrer Hände Arbeit zusammenklatschen.

Ueber die Claque der Wiener Hofoper plauderte das Wiener „Fremdenblatt" folgendes aus: „Das Soloperſonal der Hofoper setzt sich aus 15 Sängerinnen, 18 Sängern und 10 Mitgliedern des Balletts zusammen; je nach ihren Gagen zahlen diese 43 Mitglieder dem Claqueur monatliche Beiträge von 5 bis 50 fl. Wenn man als Durchschnittsziffer per Kopf 20 fl. annimmt, was der Thatsache entsprechen dürfte, so bezieht der Chef der Claque ein monatliches Einkommen von über 800 fl., das macht im Jahre 10,000 Gulden. Vor kurzer Zeit soll der Chef der Claque von den kleinen Ersparnissen seines Einkommens eine Besitzung in Ungarn erworben haben. Man sieht, das Sprichwort: „Handwerk hat goldenen Boden" findet auch hier seine Anwendung. Es ist ein offenes Geheimnis, daß ein Sänger, der erst vor Jahresfrist sich ins Privatleben zurückgezogen hat, nachdem er 34 Jahre hindurch eine Zierde des Instituts und ein ausgesprochener Liebling des Publikums gewesen, komplett im Banne der Claque stand, und daß ein ansehnlicher Teil seiner großen Gage in ihre Hände wanderte."

Man darf nicht glauben, daß das Publikum von dem Claquenwesen erbaut sei oder dasselbe ergebungsvoll dulde. Im Gegenteil, die Claque ist allgemein verhaßt, und es vergeht kaum ein Abend, ohne daß die lebhaftesten Proteste gegen diese gedungenen Beifallsbezeigungen laut würden. Der Unwille gegen dieselbe ist sogar einst so stark geworden, daß einige Theater, und unter ihnen auch die Große Oper, sich genötigt sahen, sie zu unterdrücken. Allein diese Centimanen blieben nicht lange im Schoße des Tartarus. Die Künstler, die nicht mehr die süße Ohrenweide genossen, protestierten gegen die Proteste des Publikums, und die „Chevaliers du lustre" erschienen wieder mit neugesammelten Kräften. Die Freunde der Claque, die Künstler nämlich, verteidigen diese durch unzählige Gründe. Sie behaupten, das Publikum sei zu gleichgültig, zu kalt, zu träge, um seinen Beifall mit den Händen zu bekunden; nichts sei aber für einen Künstler fürchterlicher, als das Schweigen des Hauses. Die Claque, behaupten sie ferner, sei ein erprobtes Mittel gegen die Kabale, der sonst Thür und Thor geöffnet würde. Der sonderbarste Grund aber für die Notwendigkeit der Claque ist der sanitätische. Die Anhänger der Claque behaupten nämlich steif und fest, der Künstler könnte nicht oft genug atmen, wenn er nicht applaudiert würde; während des Applauses habe er Zeit, Atem zu schöpfen. Da nun das Publikum sehr launischer Natur und an manchen Abenden das Chiragra zu haben scheine, so würden ohne Hilfe der Claque die armen Künstler den Atem verlieren. Keiner dieser Gründe ist jedoch stichhaltig. Der Hauptgrund für das Bestehen der Claque liegt in dem unwiderstehlichen Bedürfnis der dramatischen Künstler, um jeden Preis gelobt zu werden. Ob das Weihrauchfaß von reinen unbezahlten oder von unreinen gedungenen Händen geschwungen werde, gleichviel! wenn es nur geschwungen wird und der Dampf tüchtig qualmt.

Digitized by Google

Außer der Claque in den Theatern gibt es auch eine Claque in der Presse. Gewisse Theater werden von gewissen Blättern immer gelobt, und diese Blätter wissen warum. Es gibt sogar eine Theaterzeitung, die für das Vorrecht, in allen Schauspielhäusern während der Zwischenakte feilgeboten zu werden, den Direktionen gegenüber die Verpflichtung übernommen, alle Dichter, alle Komponisten, alle Sänger und Sängerinnen, alle Schauspieler und Schauspielerinnen, und, wie es sich von selbst versteht, die Direktionen stets mit Lob zu überschütten.*) Wenn auch glücklicherweise nicht überall, so ist doch an vielen Stellen Lob und Tadel feil und müssen sich gar manche Bühnenmitglieder mit schwerem Gelde, mit Geschenken, ja vielleicht mit mehr noch, die Gunst ihrer Rezensenten mitunter erkaufen.

Zuweilen ergehen sich derartige litterarischen Claqueure, wenn die Erfolge ihrer Lieblinge geschildert werden sollen, in den abenteuerlichsten Ueberschwenglichkeiten. Vor kurzem schrieb der Referent einer Neapolitanischen Zeitung über das erste Auftreten der Sängerin Antinori im dortigen Bellini-Theater folgendes:

„Die Blumen, die Geschenke, die Beifallsstürme, kurz der ganze Erfolg des Gastspiel-Abends war derart, daß, wenn man ihn in Lire umsetzen könnte, damit die Schulden sämtlicher Staaten Europas bezahlt werden könnten!"

Es erinnert dieses Referat an jene berühmte Kritik, mit der am 30. Mai 1784 eine irische Zeitung **) das erste Auftreten der begabten Sängerin Sarah Siddons in Dublin bedachte:

„Sonnabend endlich zeigte sich uns der neue Gast unserer Bühne, Fräulein Siddons, im vollen Reiz ihrer wunderlieblichen Person in der bestrickenden Rolle der Isabella. Den Berichten unserer Nachbarstädte zufolge hatten wir den Anblick eines himmlischen Engels erwartet, wie aber waren wir aufs freudigste überrascht, als wir diese irdische Göttin vor uns sahen! —

Das Haus war zum Erdrücken voll und zählte Hunderte von Zuschauern mehr als es eigentlich fassen sollte; Tausende sahen sich gezwungen abzuziehen, da die Räume überfüllt waren.

In der That, Unglaubliches leistete dieser Stern der Melpomene, dieser Komet der Theaterwelt, diese Sonne im Reiche der Musen, diese Königin der Thränen, diese Juno an erhabenen Geberden, diese Proserpina an Feuer und Erdbeben!

Sie übertraf alle und jede Erwartungen, sie war die Natur selbst und zugleich das außerordentlichste Werk der Kunst, und sie versetzte das Publikum in einen Begeisterungstaumel, daß man ernstlich fürchtete, die Dame würde zer-

*) Ueber die deutsche Schauspielkritik läßt sich Rudolf von Gottschall in dem 1. Hefte des Jahrganges 1886 von „Unsere Zeit" eingehender aus; dieser Artikel bietet sehr viel des Interessanten.

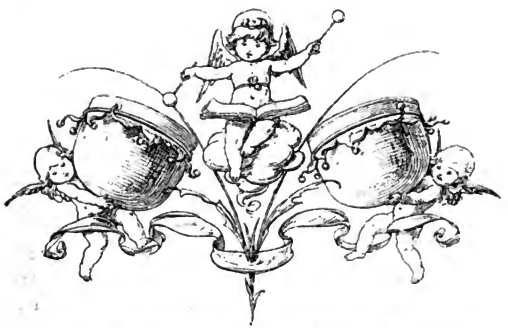
**) Reproduziert in Sampson, History of advertising, S. 245.

Digitized by Google

rissen werden. Glücklicherweise aber hatte die Schöne nichts zu erleiden, das Publikum hingegen desto mehr, denn als die Szene kam, wo sie sich von ihrem Trauringe zu trennen hat, welch ein Anblick!! — Die Mitglieder des Orchesters, solch herzbrechenden Klanges der Stimme ungewohnt, weinten gleich hungrigen Kindern, die nach Butterbrot schreien, und als endlich das Zeichen ertönte, daß die Musik einsetzen möge, rannen die Zähren aus den Augen des Flötisten dermaßen hernieder, so daß es ihm unmöglich ward zu spielen. Die Thränen rieselten durch die Löcher seiner Flöte und ergossen sich durch die untere Oeffnung derselben derartig in einem Strom über das Notenbuch des ersten Geigers, daß dieser, unvermögend zu sehen, daß die Ouvertüre mit zwei Kreuzen vorgeschrieben war, dieselbe in einem b spielte. Das Aechzen und Stöhnen des weinenden Publikums, das Geräusch der Korke, welche von den Riechfläschchen gezogen wurden, verhüteten aber glücklicherweise, daß dieser schwere Mißgriff entdeckt wurde. — Einhundertundneun Damen fielen in Ohnmacht; sechsundvierzig wurden von Krämpfen befallen und fünfundneunzig hatten hysterische Anfälle!!

Die Welt wird kaum die Thatsache glauben, das 14 Kinder, 5 alte Frauen, über hundert Schneider und sechs Stadträte in der Flut von Thränen ertranken, welche von der Galerie, aus dem ersten und zweiten Rang und aus den Logen herabgeschossen kam, um das salzige Meer zu vergrößern, welches in den Parketträumen stand. Das Wasser war drei Fuß tief und das Volk, welches gezwungen war, auf die Sitze zu treten, stand in dieser erhöhten Stellung noch bis an die Knöchel in Thränen. Voraussichtlich wird ein Parlamentserlaß das weitere Auftreten der Künstlerin untersagen!" —

Daß diese „Königin der Thränen" trotz dieses gefährlichen Reklame-Staatsstreiches bei ihrem weiteren Auftreten volle Häuser fand, brauchen wir wohl kaum zu versichern.



(Nach einer Vignette eines Prospektes von Ströfer in München.)

Digitized by Google

Maler und Komponisten.

Hat die darstellende Kunst ihre Reklamehelden und Heldinnen, so hat die bildende Kunst ebenfalls solche, nur ist das Arsenal des Malers, des Bildhauers an Reklamemitteln ein weitaus beschränkteres, da er nicht unmittelbar mit seiner Person in der Oeffentlichkeit steht, sondern seine Werke fast durchaus durch sich selbst wirken, ihren Weg allein nehmen müssen. Triumphe, wie sie der Mime alltäglich ernten kann, sind dem Maler höchst selten beschieden.

Nur ausnahmsweise erregt ein einzelnes Bild die allgemeine Aufmerksamkeit; wenn auch noch so gut gemalt, veranlaßt es nur ausnahmsweise eine sogenannte „Massenwanderung", es sei denn, daß es durch die Außergewöhnlichkeit seines Vorwurfes, durch seltene Farbenpracht oder durch ungewöhnliche Maßverhältnisse die allgemeinere Beachtung herausfordere.

Solche Herausforderungen wußten verschiedene unserer modernen Künstler ergehen zu lassen: so z. B. Makart, Gabriel Max, Muncacsy, Böcklin, Uhde und Wereschtschagin. Makart verdankt sein Renommee vorwiegend seinen in unerhörten Dimensionen ausgeführten Kolossalgemälden, die den Reiz der mit verschwenderischer Farbenpracht ausgestatteten sinnlichen Darstellungen hatten. Nackte Frauenleiber, ein berückender Aufwand an Kostümen und Stoffen, eine Ueppigkeit über alle Maßen, das war es, was Makart zu malen liebte und womit er der Menschheit ein staunendes „Ah!" abzuzwingen wußte.

Ganz andere Bahnen wandelt sein Studienkollege Gabriel Max. Das Mystische, Geheimnisvolle, Magische ist das Feld, auf dem dieser Maler seine Lorbeeren gepflückt hat, er weiß durch Gemälde spiritistischen Inhaltes Aufsehen zu erregen, gerade so, wie sich in noch krasserer Weise in früheren Jahrhunderten „Höllenbreughel" durch die von ihm beliebten, Gruseln erregenden Darstellungen der Hölle und ihrer Insassen einen Namen machte. Aehnlich verfährt Böcklin, dessen Ruf sich gleichfalls vornehmlich auf die von dem Maler gewählten ganz absonderlichen Motive gründet. Er wagte es, der Welt allerlei Phantasiegebilde, mythische Meeresungeheuer, Centauren, Wassergötter, Seejungfern, Seeschlangen und andere nie dagewesene Fabelwesen in realistischer Weise vorzuführen. Dieser absonder-

Digitized by Google

Im Spiel der Wellen. Von Böcklin.
(Nach einem Holzschnitt in J. J. Weber's „Illustr. Zeitung".)

Digitized by Google

lichen Motive halber, weniger seiner Komposition und Farbengebung wegen, in denen ihm manche minderberühmte Kollegen ebenbürtig, wenn nicht überlegen sein dürften, wurde Böcklin viel genannt.

Wenn andere Maler, wie z. B. von Gebhardt und von Uhde, auf ihren Gemälden biblische Szenen in mittelalterlichen, ja sogar modernen Räumen und Gewandungen vor sich gehen lassen, so ist dieser Anachronismus in unseren Augen gleichfalls nichts weiter als eine bloße Spekulation auf den bekannten Trieb des hochverehrten Publikums, etwas Unerhörtes, Sensationelles sehen zu wollen. Die Maler wollen ihren Gemälden größere Beachtung verschaffen, und begehen, um dieses Ziel zu erreichen, bewußt Anachronismen der schlimmsten Art, die heute, in dem Zeitalter ernsten wissenschaftlichen Strebens, in dem Zeitalter, wo alles nach größtmöglichster innerer und äußerer Wahrheit strebt, in dem Zeitalter der Meininger nicht mehr möglich, zum wenigsten aber nicht absichtlich gesucht sein sollten. Man hat vielfach die genannten Künstler dadurch zu entschuldigen gesucht: auch die alten Meister hätten in derartigen biblischen Szenen die Figuren vielfach in der Gewandung ihrer eigenen Zeit des 14. 15. und 16. Jahrhunderts, dargestellt. Wenn wir aber hier solche Anachronismen nachsehen, so thun wir dies, weil wir wissen, daß um jene Zeit eine Kostümkunde, eine Altertumswissenschaft fast gar nicht existierte. Daß aber diese Maler bereits eine möglichst große Wahrheit auch nach dieser Richtung hin anzustreben suchten, geht aus allen biblischen Bildern Rembrandts hervor, auf welchen die handelnden Personen zumeist in orientalischen Kostümen, niemals aber in niederländischen Fischerblusen erscheinen. Wollte man derartigen Verstößen, wie sie gegenwärtig v. Uhde und einige Gesinnungsgenossen mit Absicht begehen, eine Berechtigung zugestehen, so wäre es unserer Meinung nach ebenso berechtigt, wenn man der Abwechselung halber auch einmal die Sache umwenden wollte und in einer Darstellung der Schlacht bei Sedan Napoleon III. mit Landsknechtshosen und Barett angethan, König Wilhelm in Topfhelm, Harnisch und Schnabelschuhen darstellen würde. Will man malerische Rücksichten, malerische Wirkungen gelten lassen, so hätten Anachronismen letzterer Art jedenfalls weit mehr Berechtigung, als diejenigen der Uhdeschen Schule. —

Munkacsy ist ohne Zweifel einer der größten Maler der Gegenwart. So oft er ein neues Gemälde in die Welt hinausschickt, ist dies ein künstlerisches Ereignis, denn wenige Maler fesseln in gleichem Grade durch Kraft des Strebens und Könnens, und seltener noch sind diejenigen, welche ihre Kraft in langsam gereiften, großen Werken so zusammenfassen. Gerade deshalb ist es aber umsomehr zu bedauern, daß dieser große Künstler ein nicht minder großer Reklamemacher ist. Neben dem künstlerischen Interesse erregen gewöhnlich Munkacsys Bilder noch einen Reiz anekdotischer Neugier, der uns weniger anspricht, vielen aber hauptsächlich erscheint und vielleicht auch insofern schätzenswert ist, als er das große Publikum anregt, ein Stück guter Malerei zu sehen. „Mozarts

Digitized by Google

letzte Augenblicke", das neueste Werk Munkacsys, wurde mit einem wahren Theatercoup enthüllt: der Künstler lud Vertreter der Kunst, der Wissenschaft, des Staates, der Presse, der Diplomatie und des plauderſüchtigen Tout-Paris in so großer Zahl ein, wie nur sein kleiner Palast in der Avenue de Villiers zu fassen vermochte. Hinter seinem Bilde, das mit einem Trauerflor verhangen war, stellte er den Kirchenchor von Saint Augustin mit Orgel und Orchester auf. Die Sänger begannen das Requiem von Mozart. Der Vorhang fiel und unter den Klängen des letzten Werkes des großen Tondichters erschien das Bild, von Blendlampen bestrahlt, vor der im Dunkel des Saales versammelten Zuschauerschaft. Beifallsklatschen, Hervorruf des Künstlers, Komplimente, Dakapoforderung und neuer Beifall folgten. Nach dem Kirchenchor kam Zigeunermusik, nach dem Requiem Tanz, nach der geistigen Speise Souper, nach dem lustigen Abend eine Riesenpublizität, die, als bald darauf das Gemälde in Sedlmayers Galerie ausgestellt wurde, das Publikum zu Tausenden herbeitrieb.

Ein Maler, der über weitaus weniger Können verfügt, als alle seine bisher von uns genannten Vorgänger, ist der Russe Wereschtschagin, der jedenfalls den Spruch voll beherzigt: „Um sich einen Namen zu machen, kommt es weniger darauf an, das Publikum zu erbauen, zu erheben, als darauf, ihm keine Ruhe zu lassen." Wereschtschagin tritt stets mit Massenschaustellungen auf den Kampfplatz; daher scheint uns das Gerücht, der Maler verkaufe prinzipiell keines seiner Bilder, vollauf begründet zu sein, weil anders solche Massenschaustellungen nicht möglich wären. Wereschtschagin sucht das Bizzarre, das Phantastische, das Schauder und Entsetzen Einflößende. Er malt mit Vorliebe Verbandplätze, wo Hunderte zerschossener, bluttriefender Menschenkinder zusammenströmen, er malt endlose Felder, auf denen in unabsehbaren Reihen die nackten starren Leichen der in der Schlacht Gebliebenen in schauerlicher Todesstarre nebeneinanderliegen, er malt einsame Straßen, wo Rabenschwärme an den Fetzen der im Graben verkommenen, erfrorenen Soldaten zerren.

Das technische Können in diesen Bildern ist alles eher als phänomenal und hat sicherlich gar manchem Künstler, der sich durch den Lärm, der in der Presse über Wereschtschagins Ausstellungen gemacht wurde, zu einem Besuche derselben bestimmen ließ, eine Enttäuschung bereitet. Friedrich Pecht, der Herausgeber der Zeitschrift „Die Kunst für Alle", urteilt ganz richtig, wenn er sagt, daß der Maler seine Blößen „durch wunderlich ausgeklügelte Gegenstände, phantastische, nach Photographien gemalte Architekturen, Elefanten und Affen, fremdartige Gesichter und Trachten, mit großer Geschicklichkeit zu verdecken wisse, wie das Defizit der Malerei durch allerlei Kunstgriffe, durch pikante Einfälle, künstliche Beleuchtung und sanfte Harmoniummusik, denn die große Trommel werde der Tagespresse überlassen. Das Beste in der ganzen Ausstellung sei die bekannte „Heilige Familie", die den Erzbischof von Wien verleitete, thörichterweise durch das allen Katholiken eingeschärfte Verbot des Besuches der Aus-

Digitized by Google

stellung für den Künstler eine so ungeheure Reklame zu machen. Jedenfalls verstehe sich derselbe ausgezeichnet auf die Inszenierung, und die Wundersucht des Publikums thue das Uebrige."

Um unsere Bemerkungen in launiger Weise ausklingen zu lassen, reproduzieren wir einen köstlich erfundenen Scherz, den sich die „Kölnische Zeitung" zum 1. April des Jahres 1886 leistete. Ein dortiger Referent, Herr von P., hatte einen Bericht über eine Reihe der sensationellsten Bilder verfaßt, die angeblich in der Kunsthandlung von Schulte in Köln ausgestellt seien. Besonders zwei Gemälde, das eine von Wereschtschagin, das andere von F. von Uhde, waren darin mit so frappantem Eingehen auf das künstlerische Schaffen beider Meister geschildert, daß, obwohl aus jeder Zeile der Beschreibung der Schalk herausblickte, mancher Leser getäuscht wurde. Wereschtschagin sollte einen „Einzug Christi in Jerusalem" geliefert haben und folgendermaßen lautet die betreffende Beschreibung:

„Christus in der entsprechenden naturalistischen Auffassung als jüdischer Bocher zieht durch eine winkelige, schmutzige Gasse, die an allen Häusern Firmenschilder und unter denselben alte Kleider, Waffen u. s. w. zeigt. Die Insassen, unheimlich wahre Exemplare ihrer Art, stehen dichtgedrängt unter der Thür oder sehen aus den Fensterhöhlen, an deren Seiten zerbrochene Gläser ohne Rahmen baumeln. Die Teppiche, welche dem Esel Christi unter die Füße gebreitet werden, sind von zweifelhafter Beschaffenheit. Im Vordergrunde sehen wir dann auch einen alten Juden, der seinem kleinen Isaak eine tüchtige Backpfeife versetzt, weil derselbe ein verhältnismäßig gutes Stück Zeug zu der Huldigung zu benutzen sich anschickt. Unweit davon bietet eine Hausiererin Palmzweige an. Ein Jüngelchen drängt Vaterleben zum Einkauf, und auch die Mutter unterstützt des schmutzigen Bengels Gesuch, aber der Vater macht eine deutliche und charakteristische Geberde der Ablehnung. Auch bei den Christus begleitenden Jüngern macht sich eine Episode geltend. Judas Ischariot, in dessen Zügen der Maler den von Leonardo da Vinci geschaffenen Typus aus Originalitätssucht in sein Gegenteil verkehrt hat, kneift aus dem Zuge aus und schleicht sich zu einer Schnapskneipe hin, an deren Thür ein Hebräer freundlich mit Augenzwinkern lockt. —

„Viel besser gemalt als diese wunderliche Ausgeburt russischer Phantasie ist von Uhdes „Hochzeit zu Kanaan."

„Der Hochzeitsschmaus, der in einer bescheidenen Kneipe stattfand, da es sich um eine Proletarierhochzeit handelt, ist beendet. Im Hintergrunde tanzen die jungen Leute bei dem Klange einer Ziehharmonika. Marie und die Aeltermutter Anna sitzen mit den Frauen beim Kaffee. Anna ist nach dem ungewohnten Mahle ein bischen eingenickt, während Maria, die ein schwarzes Kaschmirkleid mit Hochzeitsstrauß auf der Brust und kleiner Brosche trägt, plaudernd Kuchen in den Kaffee stippt. Christus ist diesmal aber von

Digitized by Google

Uhde nicht wie sonst, im traditionellen langen Gewande dargestellt, sondern trägt gleich den anderen männlichen Gästen einen langen schwarzen Festtagsrock und eine grellbunte Halsbinde. Nur den Heiligenschein wollte der Künstler noch nicht missen. In den Gesichtszügen ist Christus auch diesmal sehr hektisch veranlagt, sodaß man sofort den Zusammenhang erkennt, warum er ein gelb und weiß getupftes Schnupftuch vor den Mund hält und hustet. Der Husten ist, nebenbei bemerkt, meisterhaft dargestellt. Die am selben Tische mit ihm sitzenden älteren Herren blasen ihm den Rauch ihrer zweifelhaften Zigarren gerade ins Gesicht. Daß auf einer Hochzeit zu Kanaan geraucht wird, ist doch ein gar zu schreiender Anachronismus, den wir lieber von dem Bilde weggewünscht hätten. Auch der Unerfahrenste weiß, daß Heiligenscheine und Glimmstengel sich schlecht vertragen."

Eine köstliche Wirkung hatte noch dieser Aprilscherz, indem auch die Redaktion der „Kunstchronik" vom 15. April 1886 den ihrer Ansicht nach „zwar etwas subjektiv gefärbten Bericht des Interesses wegen, das diese Bilder beanspruchen", mutatis mutandis abdruckte. —

Die meiste Reklame für Künstler wird von Kunsthändlern ins Leben gerufen, die an dem Verkaufe oder der Ausstellung der Bilder direkt interessiert sind. Es sind mehrfach Fälle bekannt, daß zwischen Malern und Kunsthändlern geheime Abkommen getroffen waren, wonach in den Zeitungen ausposaunt wurde, der berühmte Maler Soundso habe von der Kunsthandlung Dingsda die Summe von 50,000 Mark für sein neuestes Gemälde erhalten, während in Wirklichkeit der Künstler nur die Hälfte oder ein Drittel dieser Summe erhalten hatte. So ist, namentlich in den siebziger Jahren, der Ruhm manches Künstlers in fabelhafter Weise aufgebauscht worden, um im Laufe der Jahre aber wieder in sein eigentliches Nichts zusammenzusinken.

Mitunter lassen Künstler auch durch dritte Personen Reklame für sich machen. So fand in B. vor einiger Zeit eine von Künstlern veranstaltete Wohlthätigkeitslotterie statt. Ein Schauspieler — ich nenne ihn Scherbenmeier — hatte dabei eine Federzeichnung gewonnen, in deren Ecke der Name — sagen wir — Amselmüller stand. Der in mehreren größeren hauptstädtischen Gesellschaften verkehrende Mime erzählte nun mit Vorliebe und Wichtigkeit, daß er „einen Amselmüller" gewonnen habe, während der Maler in seinen Kreisen verbreitete: Scherbenmeier, der „bekannte Scherbenmeier", habe seine Federzeichnung gewonnen. Die künstlerische Bedeutung Amselmüllers und Scherbenmeiers war bis dahin eine offene Frage, deren Beantwortung sich niemand angelegen sein ließ; Amselmüller und Scherbenmeier haben sich gegenseitig gehoben — und hätte ich die wahren Namen angegeben, so würde auch der geneigte Leser jetzt wissen, daß es zwei „bekannte" Künstler gibt, deren Namen er vielleicht nie zuvor gehört.

Recht originell sind die Ratschläge, die der Verfasser der Plauderei „Pour

Digitized by Google

arriver“ *) einem jungen Musensohne in Rom durch einen älteren Maler erteilen läßt.

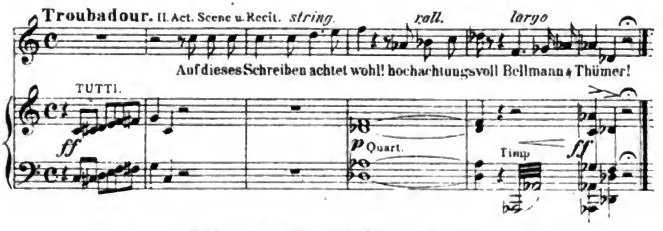
„In Rom braucht man kein Talent, sondern Lohndiener, Führer, die den Fremden bereits auf dem Bahnhofe zerreißen und ihm, wenn er nach Bildern aus Rom fragt, den Namen des Titus Schulze-Blankenese als den des größten Fremdenmalers der ewigen Stadt nennen.“ Ferner gibt er ihm den Rat, reiten und schwimmen zu lernen, jede fox hunting mitzumachen und sich Engländern anzufreunden oder bei jedem neuangekommenen Amerikaner vorzufahren, eine tadellose Visitenkarte abzugeben und um Atelierbesuch zu bitten. „Tragen Sie einen Samtrock und hohe Stiefel à la Makart, oder tragen Sie wenigstens „soo“ große Schleifen an den Schuhen. Wenn Sie sich das Haar noch etwas wachsen lassen, dann haben Sie Talent zu etwas Besonderem, Ausländischem, man hält Sie meinetwegen für armes gemeines Ratzimausiges, aus Steppe einsame, melancholische, was ist geworden, weiß nicht warum, Maler großes, viel trauriges, voll tiefes Heimweh und Poesie. So wie bei Hauff: „Gehrimer Gram“ — „verschlossenes Kämpfen“.... Glauben Sie ja nicht, das sei abgekommen. Geben Sie mal acht, wie das auf die jugendlichen Alabasterbusen wirkt. Also sehen Sie her: So lehnen Sie sich — nehmen wir mal an im Kursaal — in die Ecken oder an die Thürpfosten und starren düster — üben Sie das ordentlich vor dem Spiegel, das ist immer noch leichter als malen und zieht viel mehr — also düster starren Sie auf all das leichtsinnige Volk — und dann wieder so — sehen Sie? Sie stützen das Haupt teilnahmlos auf den Tisch, in die weiße Hand — also so — wissen Sie, die Haare müssen über die Hand fallen, und dann lachen Sie plötzlich bitter auf, laut, scharf .... Sie können, das ist eine andere Nüance, auch aufspringen, ganz unmotiviert, einige heftige Gänge durch den Saal machen, und sich dann erschöpft wieder hinsetzen. Wetten, daß das wirkt? „Worüber denken Sie schon wieder nach, Herr Titus?“ fragen die kleinen Damen, die sowas noch nicht gesehen haben und die es wie die Nähe des Genius überschauert. — „Oh, nichts“, antworten Sie, „nur eine Idee“... Oder Sie singen plötzlich, höchst unpassend und als ob Sie allein wären, ein Stück Melodie, oder Sie starren, wie oben, ein Mädchen an, daß sie rot wird und dann ein Briefkouvert oder sowas aus der Brusttasche, und nun heimlich heftig drauf losgezeichnet, so verklärten Auges, als wenn der heilige Geist über Sie gekommen wäre, wissen Sie. Aber natürlich nie zeigen, was Sie da hingekritzelt haben, sondern schnell und keusch wieder in den Busen damit, wenn Sie darum gebeten werden. Aber um Gotteswillen nicht verlegen. Thun Sie lieber wie abwesend. Das sieht genial, unergründlich aus. Bei euch Künstlern findet man jeden Blödsinn interessant. Man erwartet sogar dergleichen von euch und ist enttäuscht, wenn ihr euch wie andere Menschen benehmt. Versäumen Sie auch nicht, zu jeder Wohlthätigkeits-

*) „Die Kunst für Alle“. 1886. Heft 1 und 2.

Digitized by Google

lotterie eine Photographie von irgend einem Ihrer Werke zu schenken. Das Komitee muß sich dann in den anständigsten Zeitungen bedanken und Ihren Schmarren loben. Natürlich liegt es im Interesse des Komitees, den Wert der eingegangenen Geschenke zu übertreiben. Alle Augenblicke können Sie darum Ihren werten Namen lesen, als den eines eminenten Malers, als des Tizians der Mark oder Graubündens. Das ist die billigste Reklame und rührt außerdem die Damen. Währenddessen versäumen Sie um Gotteswillen nicht, sich an alle Journalisten zu kleben. Kennen Sie Kundmayer? Also jedem, der für Zeitungen schreibt, malt er Frau, Kinder und Kindsmagd. Die Galerie Buonamici (von der „Gazette") besitzt allein zehn echte Kundmayer. Dafür aber heißt er auch längst „Unser Kundmayer". Anständig ist dieser Weg gerade nicht, unter uns gesagt. Aber was wollen Sie? Wer einmal A sagt, muß auch B sagen. Was ein Wurm werden will, krümmt sich bei Zeiten. Katholisch werden, wie es vor 20, 30 Jahren unter den Künstlern Mode war, um sich berühmt und interessant zu machen, nützt im heutigen Rom nichts mehr. Der Papst, die Kirchen und Klöster halten an sich und geben kein Geld mehr aus, der päpstliche Adel hat nichts mehr und auch augenblicklich keine Repräsentationspflichten in Kapellenbauten, Altarstiften u. s. w. Da sind Sie zu spät gekommen." —

* * *



Reklameanzeige einer Musikalienhandlung.

In der Welt der Tonkünstler ist die Reklamewut gleichfalls grassierend. Die Mehrzahl dieser Herren weiß ganz genau, daß die Presse eine Großmacht bedeutet.

Einem vornehmen Gönner macht der Sänger und Pianist einen Katzenbuckel, vor dem Journalisten bückt er sich zur Erde. Geht ein solcher Allerweltskünstler gar mit dem großen Gedanken um, ein Konzert geben zu wollen, dann wird der Journalist erst recht von ihm in den Himmel gehoben, denn er weiß, daß die Feder des Zeitungsschreibers ihm zur Lösung seiner Aufgabe und

Digitized by Google

zum Zustandebringen eines Konzertauditoriums unerläßlich ist, da es ihm sonst trotz seines Namens passieren kann, an dem Abende, wo sein Konzert die Welt in Staunen setzen soll, kaum ein Dutzend Menschenkinder zu seinen Zuhörern zu zählen.

Ueber die Konzertreklame in Paris schreibt ein Korrespondent, daß dieselbe die erbärmlichste, die ihm je vorgekommen. „Eine größere Lobhudelei kann gar nirgends vorkommen. Liest man die Pariser Musikzeitungen, so meint man, die Seinestadt müsse von musikalischen Berühmtheiten wimmeln. Dem ersten besten Tastenhämmerer, und wenn er bisher in der größten Obskurität gelebt, wird mindestens das Adjektiv célèbre beigelegt, d. h. nur, wenn er leidlich bezahlt. Wenn alle die Pianisten, Violinisten, Tenoristen, Bassisten und Baritonisten, die hier Konzerte geben oder mit konzertieren, berühmte Künstler, nur überhaupt Künstler wären, möchte ich wissen, wo die nicht berühmten stecken sollen, ja ob es überhaupt noch nichtberühmte gibt." —

Von manchen wirklichen Künstlern ist hingegen bekannt, daß sie es nur wenig oder gar nicht verstehen, das Schallblech für sich schlagen zu lassen.

Da lebte z. B. vor etwa fünfzehn Jahren ein unbekannter junger Musiker in Paris, der mühselig mit Lektionenerteilen seinen Unterhalt erwarb. In Freundeskreisen galt er für ein ausgemachtes Genie; man begriff nicht, daß sich die Verleger um seine artigen Liederkompositionen nicht prügelten. Der Musiker verstand es nicht, „durchzudringen". Ein Zufall führte ihn mit einem Journalisten zusammen, dem er eines seiner Lieder, eine holländische Weise, vorspielte. „Das ist allerliebst!" rief der Journalist, „und das ist nicht gedruckt?" — „Wer sollte es drucken?" erwiderte der Komponist, „die Verleger sind für uns jungen Leute erst gar nicht zu sprechen." — „Das wollen wir doch sehen!" sagte der Journalist, und zwei Tage später enthielt der „Figaro" folgende Kunstnotiz:

„Ein junger Komponist, der soeben von einer Studienreise durch Deutschland nach Paris zurückgekehrt ist, hat in der Dresdener Galerie eine Entdeckung gemacht, die Sensation hervorrufen wird. Auf dem Bilde eines holländischen Lautenspielers — aus dem vorigen Jahrhundert — entdeckte Mr. B. ein vom Maler ganz exakt beschriebenes Notenblatt. Der Musiker überlas die paar Notenzeilen und fand zu seiner Ueberraschung eine überaus ansprechende Melodie, ein verschollenes, längst vergessenes niederländisches Volkslied. Der talentvolle Komponist hat dasselbe nunmehr ergänzt und kürzlich in einem Freundeskreis zum Vortrag gebracht. Das Lied ist eine wahre Perle; wollte sich der glückliche Entdecker zur Herausgabe entschließen, so wäre die Melodie heute bereits auf den Boulevards populär."

Die artige Reklame verfehlte ihre Wirkung nicht, die Mansarde des Komponisten — der den „Figoro" nicht einmal gelesen hatte — wurde von Verlegern bestürmt, die das entdeckte holländische Lied erwerben wollten. In seiner freudigen Bestürzung gab er jedem der Herren, die sich nach einander eingestellt

Digitized by Google

hatten, ein „holländisches Lied", natürlich gegen sehr noble Bezahlung. Die Kompositionen gefielen übrigens alle, obwohl keine einzige „nach einem alten Bilde" entstanden war.

Müssen in dieser Weise manche echte Künstler durch dritte Personen förmlich aus ihrer Zurückgezogenheit herausgerissen werden, so verstehen es andere hingegen wieder in meisterlicher Weise, eigenhändig für die Reklame zu sorgen. In der Presse, in den Journalen, in den Cafés, in den Salons, überall wissen sie schon vorher Stimmung für ihre Werke zu machen, das Interesse des Publikums aufs höchste anzuspannen, oder entgegenstehende Urteile zu beseitigen. Eine außerordentliche Geschicklichkeit, in dieser Weise Propaganda für die Kinder seiner Muse zu machen, besaß Scribe. Jedes Mittel zum Reklamemachen war ihm recht, nichts wurde unversucht gelassen.

So oft ein neues Stück von Scribe gegeben wurde, sah man während der Zwischenakte im Foyer einen Mann von stattlichem Aussehen in schwarzem Frack, in weißer Halsbinde und Glanzstiefeln, Namens Fournier. Wer ihn nicht kannte, hätte ihn zum mindesten für einen Akademiker gehalten, so selbstbewußt trat er auf, so überlegen geberdete er sich, so bestimmt war sein Urteil und jede seiner Behauptungen.

Herr Fournier war aber kein Akademiker, sondern bekleidete eine untergeordnete Stelle im Ministerium des öffentlichen Unterrichts und hatte einige unglückliche Bühnenversuche gemacht.

Die Pariser Theater haben ein Foyer, eine Art Sprechsaal, wo die Zuschauer nach jedem Aufzug sich versammeln, sich von den erfahrenen Eindrücken erholen und über das Geschehene und Gehörte ihre Meinungen austauschen können. Es ist durch diese Einrichtung dem Bedürfnis des Franzosen, lebhaft Empfundenem sogleich Ausdruck zu geben und seinen Gefühlen in Worten Luft zu machen, in angenehmer Weise entsprochen. Bei ersten Vorstellungen bilden sich da Gruppen; Theaterliebhaber, Enthusiasten, Männer von Fach, Kritiker, Feuilletonisten erklären sich für und gegen das Gesehene und Gehörte. Handelte es sich um ein Erzeugnis von Scribe, so begab sich Herr Fournier von Gruppe zu Gruppe, bekämpfte mit heißer Beredsamkeit den Tadel, bekehrte die Unentschiedenen zu Gunsten des Verfassers, entflammte die lauen Lobredner und unterstützte die Preisenden. Man kann nicht genug von den Ueberschwänglichkeiten erzählen, denen sich Herr Fournier bei diesen Gelegenheiten hingab.

Als das „Glas Wasser" im Théâtre Française zur Aufführung kam, fand es einer im Foyer unwürdig, daß drei Frauen und unter diesen eine Königin auf einen jungen Offizier förmlich Jagd machen, der aller geistigen Vorzüge bar sei.

„Wie?" rief Fournier ihm entgegentretend, „Sie tadeln, was eben als ein großer Zug des Dichters zu betrachten ist, was des Verfassers tiefe Kenntnis der menschlichen Natur, seine gereifte Erfahrung, seine Ehrfurcht vor der Wahr-

3*

Digitized by Google

heit darthut? Je unbedeutender Masham erscheint, desto interessanter, desto anziehender, desto lehrreicher die Liebe der Königin, wie der kleinen Abigail, wie der Frau des berühmten General Marlborough, zu ihm. Nur Shakespeare und Scribe konnten so ein psychologisches Wunder entdecken, nur Shakespeare und Scribe besitzen die Meisterschaft, ein solches Wunder darzustellen. Nur wer das Höchste in der Kunst erreicht hat, kann es wagen, auf diese Weise mit den geheimen Feinden des menschlichen Herzens zu spielen." Ein großer Kreis hatte sich um die beiden Vertreter entgegengesetzter Meinungen gesammelt, und es war zu sehen, daß die meisten der Umstehenden, von diesen Worten hingerissen, Herrn Fournier beitraten.

„Das Bild selbst, wenn es wahr ist, bleibt unerquicklich und unmoralisch," versetzte der Tadelnde, der sich wenig darum zu kümmern schien, ob die Zeugen des Widerstreits ihm oder seinem Gegner beipflichteten. Da Herr Fournier nicht sogleich Argumente bei der Hand hatte, die wohl auch schwer zu finden sein mochten, um sie der neuen Anklage des unliebsamen Beurteilers entgegen zu stellen, und doch denselben nicht gelten lassen wollte und konnte, so half er sich durch allerlei Gemeinplätze aus der Verlegenheit.

„In was für einer schlimmen Zeit leben wir," rief er im Tone eines zürnenden Propheten, „wo der Kranz auf dem geheiligten Haupte des Genies nicht mehr unbeneidet, nicht unangetastet bleibt, wo Götterfunken für Irrlichter, hochgehende Gedanken für Lästerungen, reine Gesinnung für Mangel an Erkenntnis gehalten werden!" Während er jedoch mit diesen hohlen Phrasen um sich schlug, fiel ihm eine Betrachtung ein, die er dem Tadler gegenüber mit Vorteil verwenden zu können hoffen durfte, und er fuhr fort:

„Die Liebe der drei Frauen zu Masham unmoralisch! Kommt er der Königin, kommt er der Frau des General Marlborough in unerlaubte Nähe? Wird das Prinzip der Ehe nicht in Ehren gehalten? Der Offizier liebt die kleine Abigail, und die kleine Abigail liebt ihn, und sie heiraten sich. Was kann die strengste Moral mehr verlangen?"

Die Umstehenden nickten zustimmend. Sie zerstoben, da die Glocke den Beginn des folgenden Aktes ankündigte und dem Streit ein Ende machte. Durch die Worte des Herrn Fournier überzeugt, kehrten sie in das Schauspielhaus zurück und beklatschten jede wirksame Szene, jedes geistreiche oder witzige Wort, jede überraschende Wendung der Vorgänge.

Es war nicht etwa aus Freundschaft, daß sich Herr Fournier der Stücke des Herrn Scribe so warm, so heldenmütig annahm, er erfüllte ein Amt, das ihm der dramatische Schriftsteller übertragen und welches ihm weit mehr eingebracht haben soll, als seine Anstellung im Unterrichtsministerium.

Herr Scribe war ein praktischer Mann, ein berechnender Kopf, der seine Nation zu genau kannte, um nicht zu wissen, wie nützlich und schädlich jedem Unternehmen in Frankreich eine kühne, geläufige Zunge, verbunden mit einer

Digitized by Google

imposanten Körperlichkeit, sein kann. Vertraut mit den Intriguen und Kämpfen des Foyers und überzeugt, daß ihre Einwirkungen die bestabgerichtete Claque nicht aufzuheben vermag, verfiel er auf den glücklichen Gedanken, sich einen Sprecher zu seinen Gunsten, einen Agenten im Foyer zu unterhalten, und in Herrn Fournier, der ihm bei seinen literarischen Arbeiten ein wenig behilflich war, glaubte er den Mann gefunden zu haben, der geeignet war, seine Interessen im Foyer zu vertreten.

Mit Eifer, Geschick und Erfolg erfüllte Herr Fournier die ihm gestellte Aufgabe; aber nicht immer wurde es ihm so leicht, wie bei der oben angedeuteten Gelegenheit, das letzte Wort zu behalten und seine Gegner durch einen Phrasenschwall zu erdrücken. Manchmal traf er auf einen geistreichen Widersacher, der ihn verspottete und dem Gelächter preisgab; ein andermal stand ein noch Reicherer an Worten, als er selber, ihm entgegen, so daß er durch die eigene Waffe geschlagen wurde; dann stieß er bisweilen auf einen Heftigen, der ihn hart anließ, der seine Zudringlichkeit zurückwies. Allen diesen Widerwärtigkeiten hielt Herr Fournier jedoch mit einem stoischen Gleichmute Stand, durch den er das Vertrauen des Herrn Scribe mehr als rechtfertigte.

Eines Abends sollte aber Herr Fournier gar arg aus der Fassung gebracht werden. „Une chaine à rompre" von Herrn Scribe wurde im Française gegeben, und ein älterer Mann mit grauem Schnurr- und Knebelbart eiferte im Foyer gegen das Stück, dem er einen verderblichen Einfluß auf die Sitten vorwarf, das er gemein und nichtswürdig schalt. Kaum hatte Herr Fournier dieses vernichtende Urteil vernommen, als er erwiderte: „Ein Dichter, welcher die Gebrechen der Zeit aufdeckt, kann nicht jedem Willkommenes vorführen, kann unmöglich alle Empfindlichkeiten schonen, und was den einen erheitert, kann den anderen verletzen." Ein höhnisches Lächeln zeigte sich auf den Lippen der Umstehenden, und der Mann mit dem grauen Schnurr- und Knebelbart geriet in eine förmliche Wut.

„Unverschämter!" rief er dem Verteidiger des Stückes zu, zog hastig ein Portefeuille aus der Tasche und reichte dem betroffenen Anwalt des Herrn Scribe seine Karte hin. Und als Herr Fournier zauderte sie anzunehmen, versichernd, daß er auf keine bestimmte Persönlichkeit angespielt habe, rief der Andere: „Nehmen Sie, oder ich beschimpfe Sie auf's Gröblichste," so daß dem armen Fournier nichts anderes übrig blieb, als die Karte anzunehmen und die seinige zu geben, wollte er sich nicht den Mißhandlungen jenes ungestümen Gegners und dem Gelächter der Anwesenden aussetzen.

Er entfernte sich und eilte in die Loge des Herrn Scribe, den er in bester Laune, sichtlich vergnügt über den Erfolg des Stückes, fand.

„Was haben Sie? Sie sehen so verstört aus", frug den Ankommenden Herr Scribe; „es geht doch alles gut."

„Sehr gut!" versetzte Herr Fournier. „Hören Sie nur, was sich zu-

Digitized by Google

getragen. Ein Wüterich nannte Ihr Stück unsittlich und gemein; ich entgegnete, und er gab mir seine Karte."

„Das ist ja vortrefflich," sagte Herr Scribe.

„Er schickt mir morgen seine Zeugen."

„Sie schlagen sich. Sie können mir und dem Stücke keinen bessern Dienst leisten."

„Sie wollen, daß ich mich schlage?"

„Freilich, denken Sie nur, einem Stück, das ein Duell hervorgerufen, ist der glänzendste Erfolg gesichert, und wenn es das schlechteste von der Welt wäre."

„Wenn ich falle?"

„So erlebt das Stück dreihundert Vorstellungen nach einander."

„Das ist Ihr Ernst?" frug Herr Fournier mit verloschener Stimme den Bühnendichter und starrte ihn wie ein Wunder an.

„Es fällt nicht jeder, der sich duelliert, mein Freund", entgegnete beruhigend der Dichter.

Herr Fournier stürzte aus der Loge. Er war von diesem Augenblicke an der erbittertste Gegner des Herrn Scribe.

Den andern Tag that er dem Manne, der ihn herausgefordert hatte, in Gegenwart von vier Zeugen Abbitte, und es kam nicht zum Duell.

(Vignette der Ströfer'schen Verlagshandlung in München.)

Digitized by Google

Börsenspekulanten und Gründer.

Die Mythologie der alten Griechen vereinigt in der Person des Hermes oder Merkur drei Eigenschaften: er ist der Gott der kaufmännischen Unternehmungen, er ist der Götterbote und trägt als solcher die Flügelschuhe, vermittelst deren er vom Himmel zur Erde, über Länder und Meere dahinzuschweben vermag, um Botschaften und Nachrichten zu verkündigen; endlich noch ist er der Gott der — Spitzbuben. So wäre Merkur recht eigentlich der Gott der Projektemacher, Schwindler und Gründer, in denen sich dieselben drei Eigenschaften vereinen, welche in moderner Umschreibung heißen: Spekulation, Reklame und Schwindel. Und doch zieht gar mancher vor diesen Gründern und Schwindlern tief, sehr tief den Hut ab, denn sie sind vielfach sehr reiche Leute, tragen Brillanten auf der Brust und Orden in den Knopflöchern, besitzen die schönsten Villen vor dem Thor, und wenn Du, lieber Leser, als ein bescheidener Mann zu Fuß Deine Straße ziehst, so kann es sich ereignen, daß ihre gummiberäderten Equipagen Dich mit Kot bespritzen. Diese Gründer sind recht eigentlich die sogenannten „ungestraften Verbrecher", die auf die Borniertheit und Gewinnsucht der Menschen spekulieren und mit ihren Schwindelreklamen Hunderttausende und Millionen von Leichtgläubigen und Unerfahrenen in ihre Netze locken. Sie tauchen auf wie ein leuchtendes Meteor, dessen strahlender Schein die ganze Welt zu einem staunenden „Ah!" veranlaßt, sie werden von der Presse als „Kulturheroen" gefeiert und gepriesen, um dann, wenn sie ihr Ziel erreicht und die Menschheit kunstgerecht ausgeplündert haben, mit einem höllischen Gestanke abzufahren.

Sie spielen sich selbst als „Wohlthäter der Menschheit" auf, diese Herren, sie stiften Banken, gründen Lokomotivfabriken, Bierbrauereien, Gießanstalten, Dampfschiffahrtsgesellschaften, Industrie- und Handelsakademien, großartige Vergnügungslokale, alles lediglich zu dem Zwecke, um die mit diesen „Gründungen" erzielten Gewinnste ihren lieben Mitmenschen, den Aktionären, zugute kommen zu lassen. Sie wollen, wie die Prospekte besagen „in die Jugend das Samenkorn neuer, den Anforderungen der Gegenwart entsprechender Industrie- und Handels-Prinzipien legen", sie wollen „die inländische Industrie durch Eröffnung neuer Absatzquellen fördern", oder „die bisher unerschlossenen wertvollen unterirdischen Reichtümer" dieser oder jener Gegend „im allgemeinen Interesse nutzbar machen".

Digitized by Google

Diese feingekleideten Gauner gehen sehr schlau und vorsichtig zu Werke. Sie haben ein großartiges und mit höchster Eleganz eingerichtetes Geschäftslokal, um der Menge Sand in die Augen zu streuen. Der Besucher tritt in eine Reihe glänzender Zimmer, wo hinter den Schreibpulten von Mahagoni eine Anzahl junger Kommis so thun, als wenn sie viel zu thun hätten, während sie gewöhnlich vor Langeweile nicht wissen, was sie beginnen sollen, und meist Romane aus der nächsten Bibliothek lesen, die jedoch augenblicklich verschwinden, wenn ein Kunde sich hierher verirrt. An ihrer Spitze steht ein älterer, ehrwürdiger Buchhalter mit goldener Brille, dessen Physiognomie und solides Aeußere ein unbedingtes Vertrauen einflößen, obgleich er nur ein alter, bankerotter, zu diesem Zwecke eigens ausgesuchter Schwindler zu sein pflegt. Endlich gelangt man, angemeldet von einem Bedienten in geschmackvoller Livree, nach dem Allerheiligsten, wo uns der Direktor der Gesellschaft mit imponierender Würde und hinreißender Liebenswürdigkeit empfängt. Man kann sich in der That nichts Komfortableres denken, als dieses kleine Arbeitskabinett; Samtfauteuils, Chaiselongue, goldene Barockspiegel und vor allem der große, feuerfeste Geldschrank mit seinen Kunstschlössern erwecken unwillkürlich Ehrfurcht und Vertrauen. Wer sollte da noch an Schwindel denken? Der Herr Direktor selbst im schwarzen Leibrock und mit feinster, blendend weißer Wäsche macht durchaus den Eindruck eines Ehrenmannes, sein ganzes Wesen atmet Solidität, und aus jeder Pore schwitzt förmlich Biederkeit. Er empfängt uns mit herablassender Miene und entwickelt eine wahrhaft bezaubernde Beredsamkeit, indem er uns die Vorteile seiner Bank mit bewunderungswürdiger Sicherheit auseinandersetzt. Dazu raucht er so feine Havanna-Zigarren, deren Duft uns lieblich in die Nase sticht, auch zieht er von Zeit zu Zeit seine goldene Dose hervor, aus der er uns freundlich eine Prise anbietet. Wer vermag da zu widerstehen? —

Und nun erst die „Prospekte", die uns überreicht werden, die Prospekte, die, auf feinstem Papier gedruckt, uns alle möglichen und unmöglichen Vorteile in Aussicht stellen! Sie sind mit wahrer Meisterschaft verfaßt und lesen sich wie ein farbiges Feuilleton oder gar wie ein schwungvolles Gedicht. Man höre z. B. den Prospekt der „Ersten Altenburger Zuckerfabrik-, der Kohlenabbau- und Landwirtschaftlichen Industriegesellschaft." „Zu den gesegnetsten Fluren des deutschen Vaterlandes gehört der Ostkreis des Herzogtums Sachsen-Altenburg. Die vorzügliche Fruchtbarkeit seines Bodens ist allgemein anerkannt. Aber er birgt auch die wertvollsten unterirdischen Reichtümer — ein Braunkohlenlager von seltener Mächtigkeit, das für diese Gegend eine industrielle Entwickelung in Aussicht stellt, welche nur der weckenden und fördernden Hand wartet, um rasch eine dauernde Blüte zu erlangen. — Inmitten dieses Bezirkes liegt das Rittergut Zechau, unter diesen reichen Geländen die Krone der dortigen Landgüter" u. s. w. u. s. w.

Diesen verlockenden Schilderungen des Gründungsobjektes folgt stets eine

Digitized by Google

noch hinreißendere „Rentabilitäts-Berechnung". Den Aktionären wird ein Gewinn verheißen, der den Edelmut der Gründer in das hellste Licht stellt und es fast unbegreiflich erscheinen läßt, wie sie ein so kostbares, hocheinträgliches Objekt überhaupt weggeben können. Allermindestens wird eine Verzinsung von zehn Prozent in Aussicht gestellt, aber in der Regel weit mehr.

Otto Glagau, der in den Jahren 1874 und 75 in geistvollster und klarster Weise den „Börsen- und Gründungsschwindel" in der „Gartenlaube" bloslegte, hat sehr Recht, wenn er die Prospekte mit den Guckkastenbildern vergleicht, wie man sie auf Kirmessen und Jahrmärkten zeigt. „Man guckt in den Kasten und glaubt ein herrliches Schloß zu sehen, oder ein Bergwerk in vollem Betriebe, oder eine paradiesische Landschaft, aber in Wirklichkeit ist es nur eine grobe, dicke Farbenkleckserei."

Um dieser Farbenkleckserei noch mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, müssen die Verbündeten des Gründers, womöglich einige herabgekommene Adlige mit vielversprechenden und hochklingenden Namen, den Prospekt als „Verwaltungsrat" unterzeichnen; vielfach werden hierzu auch schwerwiegende Namen förmlich angekauft. So bot man dem Chef eines angesehenen Bankhauses, wenn er den ihm vorgelegten Gründungsprospekt mit unterzeichne, die runde Summe von 10,000 Thalern. Er aber entgegnete mit vornehmem Lächeln, daß seine Unterschrift um diesen Preis noch nicht zu haben sei.

Diese Prospekte werden nun auch einer Anzahl der angesehensten und verbreitetsten Zeitungen zum Abdruck übergeben, und zwar erscheinen die Prospekte hier in der luxuriösesten Weise ausgestattet, mit der fettesten Schrift gedruckt und in zollhohen Buchstaben. Halbe, ganze Foliosеiten der teuersten Zeitungen nehmen diese „Prospekte" ein, und nicht nur ein Mal, sondern mehrere Male machen sich die „Wohlthäter der Menschheit" die kolossalen Insertionsausgaben, um ihre Projekte weithin bekannt zu geben. Auch kleinere Lokalblätter werden bedacht, namentlich wenn an ihrer Spitze ein Redakteur steht, vor dessen Geist und Feder man sich zu fürchten hat, der das ganze Lügengewebe des Prospektes vielleicht durchschauen und vor einer Beteiligung an der Subskription warnen könnte. Mit diesen Inseratenaufträgen werden die kleineren Blätter mundtot gemacht, größere, einflußreichere werden vielfach mit kolossalen Summen bestochen, nur „Günstiges" über die Gründung zu bringen oder wenigstens ganz zu schweigen. So erwähnt Glagau einen Fall, wo ein bekanntes Börsenblatt zuerst die Gründung „Berliner Weißbier-Aktiengesellschaft" nach Gebühr verarbeitet hatte, ein paar Tage später aber diesem Monstrum die Hände segnend auf das Haupt gelegt und mit dem Grafen von Savern gesprochen habe:

„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's Eurer Huld empfohlen sein."

In besonders verschlagener Weise bediente sich in Oesterreich der Gründungsschwindel der gewaltigen Macht der Presse zu Reklamezwecken, um die öffent-

Digitized by Google

liche Meinung für sich zu gewinnen und so an das ersehnte Ziel zu kommen. Man bestach die Zeitungsinhaber und Berichterstatter dadurch, daß man ihnen schrieb „man habe sich die Ehre gegeben, sie mit einer Anzahl Aktien ohne Risiko und mit Entbindung von der vorgeschriebenen Anzahlung zu beteiligen." Die Preßleute erfreuten sich demnach einer Mitbeteiligung am Gewinn, ohne bei dem möglichen Fehlschlagen der Unternehmung mit haftbar zu sein. Daß daraufhin Empfehlung der neuen Gründung erfolgte, gleichviel wie diese Gründung beschaffen sein mochte, ist selbstverständlich, verfuhren die Männer der Presse doch nunmehr im eigensten Interesse, wenn es ihnen gelang, den Wert der Aktien in die Höhe zu treiben. Sobald dies gelungen, gaben sie dem Gründerkonsortium den Auftrag, „ihre, der Preßleute, Aktien zu verkaufen und den Gewinn bar einzuschicken." So erhielten die Vertreter der Presse mitunter an die Hunderttausende von den Spekulanten ausgezahlt.

Manchmal verfing dieser Weg aber nicht, indem die Preßbeamten sagten: „Wir wollen Euere Aktien nicht, zahlt uns lieber gleich eine runde Summe, so und so viele Zehntausende, und wir verpflichten uns, Euch in den nächsten drei Jahren zur Seite zu stehen und Euer Unternehmen in keiner Weise zu tadeln." Dann wurde den Zeitungen sogenanntes Schweigegeld bezahlt, und welche Höhe diese Schweigegelder, welchen Umfang diese Bestechungsversuche annahmen, geht aus einer Behauptung der „Oesterreichischen finanziellen Revue" hervor, wonach die „Anglobank", als sie die schwindelhaften „Türkenlooſe" ausgab, an dreiundsiebenzig Wiener Blätter Schweige- und Empfehlungsgelder bezahlt habe, von 32,000 Gulden an bis auf 800 Gulden herunter.*)

Wird so das Schweigen und die Gunst der Presse erkauft, so eröffnen die Spekulanten bisweilen auch in den Zeitungen eine vollständige Polemik über ihre Gründung, die Sache wird hin und her besprochen, bis sie bekannt genug geworden ist, und bei welcher Gelegenheit das „Wider" möglichst schwach, dasjenige drastischer dagegen das „Für" hervorgehoben wird. Dies raffinierte Verfahren ist zur Gründerzeit in allen Ländern in vollstem Maße ausgenutzt worden, um die Gründungsgeschäfte flott zu erhalten; der Ruhm aber, dasselbe erfunden und die Zeitungen zuerst zu solchem schmutzigen Schwindel benutzt zu haben, gebührt den Franzosen. Ein von Friedrich Hermann in No. 342 des Jahrganges 1880 der Vossischen Zeitung erschienener Aufsatz „Presse und Geschäft" gibt hierüber ausführliche Belege, auch darüber, mit welchen Summen Banken die Redaktionen bestachen, daß sie falsche Nachrichten gaben.

Mit der Verteilung und dem Abdrucke der Prospekte ist die Einladung zur Subskription verbunden. Es wird kundgegeben, wann und wo die Listen zur Zeichnung der Aktien aufliegen werden, und nun kommen sie herbei in Haufen, die leichtgläubigen Leute, um die ausliegenden Bogen mit Unterschriften zu be-

*) Wuttke, Die deutschen Zeitschriften, S. 375, 376.

Digitized by Google

decken und ihr sauer erspartes Geld dem Moloch des Schwindels in den unergründlichen Rachen zu werfen. Auch bei diesem Prozeß hält die Reklame der Gründer an. Gemietete Dienstleute, in Paletots und Cylinder gesteckt, die Kommis und Bedienstete der an dem Schwindel beteiligten Firmen, sie alle müssen heran, an den Thüren der Zeichnungsstelle sich drängen und stoßen, damit die Zeitungen über den ungeheuren Zudrang berichten können. Durch diese Berichte, die immer aussichtsvoller, verlockender, farbiger werden, lassen sich dann die noch Schwankenden gleichfalls bestimmen, 3-, 4-, 10,000 Thaler zu zeichnen, und bald können die Zeitungen melden: „Die Listen sind kolossal überzeichnet. Die Zeichnungen müssen erheblich reduziert werden!“ Das aber ist in der Regel alles bloße Reklame, die dazu dienen soll, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, ebenso, wie Hokuspokus gemacht wird, wenn die Aktien an der Börse „eingeführt“, zum ersten Male angeboten werden. Da ist das Institut der „Compère“, der Scheinkäufer, (Verbündete der Schwindler,) die mit großem Geschrei die neuen Aktien begehren. Dies Geschrei hallt in den Börsenblättern wider, durch verlockende Zeitungsberichte werden wirkliche Käufer herangezogen, die Aktien steigen, steigen, steigen, bis sie alle glücklich untergebracht sind, dann — mit einem Male platzt die schillernde Seifenblase, ein jäher Sturz erfolgt, und der Aktionär, der von goldenen Dividenden geträumt, erfährt zu seinem nicht geringen Schrecken, daß seine Aktien keinen Heller wert sind, über die „Gesellschaft“ der Konkurs ausgebrochen ist oder der „Gründer“ mit seinen erschwindelten Millionen das Weite gesucht hat.

Daß Aktienschwindel und Krach nicht Erfindungen unserer Tage sind, hat Verfasser dieses Buches bereits vor mehreren Jahren in einem Artikel der „Gartenlaube“ (1881, S. 20) dargethan, in welchem er eine den Aktienschwindel charakterisierende Spottmünze beschrieb. Diese Münze zeigt auf dem Avers einen Mann mit einem Vergrößerungsglase, der vor sich auf einem Tische Aktienbillets mit der Zahl 100 liegen hat. Eines derselben besieht er durch das Glas und die 100 vergrößert sich in 1000. Die Umschrift des Bildes lautet: „Vergrößrungsglas thut's hier und an so vielen Enden, daß sich die klügsten auch durch Geldsucht lassen blenden.“ Ernster ist die Kehrseite der Medaille. An rauschendem Flusse steht ein dürrer Baum, an dem sich ein Mann erhängt. Perrücke, Hut und Degen liegen am Fuße des Stammes. In dem Flusse hat ein zweiter den Tod gesucht; ein anderer steht im Begriff, hineinzuspringen; ein vierter läuft davon. Die Umschrift lautet: „Das Spiel ist nun entdeckt, das Blatt hat sich gewend; so machet der Betrug ein schreckensvolles End.“ Im Abschnitt stehen die Worte: „Der Aktien Betrug und List, der ganzen Welt ein Denkmal ist. 1720.“

Ueber Spekulations- und Gründungsschwindel gibt es eine ganze „Litteratur“.

Digitized by Google

Eisenbahnen- und Städtegründer.

In Europa pflegt man Eisenbahnen nur in den bevölkertsten, kultiviertesten Gegenden zu bauen, wo ein ansehnlicher Verkehr die Deckung der Kosten des Baues mit Sicherheit erwarten läßt. Man macht Krümmungen und Umwege, um nicht einige Städte und Dörfer zu umgehen, denn je mehr Menschen am Wege, desto sicherer ist die Aussicht auf das Geschäft. Gerade umgekehrt liegt die Sache in Amerika. Man führt daselbst Bahnen nach Länderstrecken, wohin zur Zeit des Baues vielleicht kaum ein weißer Mensch vorgedrungen ist.

Die Bahn wird gebaut, um Bevölkerung in menschenleere Gegenden zu schaffen, die Bahn ist nichts als eine Spekulation.

Der Charakter dieser Spekulation wird sofort klar, wenn wir Einblick in den ganzen Apparat einer großen westlichen Eisenbahn nehmen. Die Regierung der Vereinigten Staaten bewilligt einer jeden Gesellschaft, welche es unternehmen will, in ein unbesiedeltes Terrain eine Eisenbahn zu bauen, gratis einen gewöhnlich 25 englische Meilen breiten Streifen Landes zu beiden Seiten der projektierten Bahn, welches Land, in Parzellen eingeteilt, von der Bahngesellschaft an Einwanderer verkauft werden kann. Es ist nun Sache der Eisenbahngesellschaft, diese Ländereien möglichst schnell an den Mann zu bringen, denn je mehr Land sie verkauft, desto eher wird das Anlagekapital des Bahnbaues gedeckt, desto eher ist Aussicht auf Gewinn durch Verkehr an Personen und Frachten. Natürlich wendet die Eisenbahnkompagnie alle möglichen Mittel an, um in ihrem eigenen Lebensinteresse das Land so schnell wie möglich zu bevölkern, überall werden für den Verkauf der Ländereien eigene Büreaus errichtet, die von den sogenannten „Land-Agenten", „Landkommissären" verwaltet werden, von deren mehr oder weniger großen Geschicklichkeit im Heranziehen guter Farmer und Ackerbauer die schnelle Besiedelung des Landes ganz wesentlich abhängt.

Diese Landagenten müßten keine Amerikaner sein, wenn sie zur Erreichung ihrer Ziele sich nicht aller möglichen Mittel und namentlich der Allgewalt der Reklame bedienten.

Sie thun das vielmehr in einem geradezu erstaunlichen Maße. Große Annoncen stehen in den Zeitungen, Annoncen über die Fruchtbarkeit des Landes,

Digitized by Google

Annoncen über etwaige Mineralschätze unter dem Boden, Annoncen über Städte, die allda gegründet werden sollen, Annoncen über die Vorteile, die sich dem Einwanderer bieten.

Etwaige Gold- oder Silberfunde werden zu den fabelhaftesten Schätzen emporgelogen, die Fruchtbarkeit des Landes, obwohl noch nicht im geringsten erwiesen, wird mit wahrhaften Makartfarben geschildert.

„Ask for tickets, to become rich!" „Take the ..... Railroad to the Goldlands, to the Wheat-Fields of the northwest!" „Lands! Millions and Millions of acres of low-priced Lands for sale on easy terms! Best Wheat Lands! Best Farming Lands! Best Grasing Lands in the World! Large and sure crops every year!"

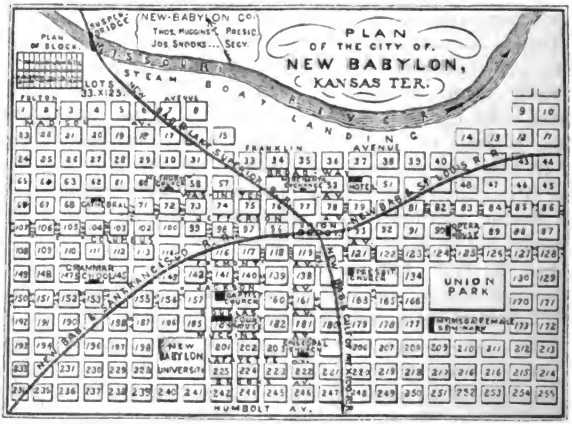
Derartig lautende Plakate, Reklamen und Pamphlete werden zu Millionen verbreitet. Jedes Stückchen Erde, von dem man annehmen darf, daß es noch selten besucht gewesen, wird für ein wahres Paradies, ein wahres Eldorado ausgegeben. So war es in Kansas, in Nebraska, Dakota, in Wyoming, in Colorado, in Texas und Neu-Mexiko, und so wird es mit allen Länderstrecken gehen, die heute noch im Besitze der Indianer sind oder noch der Besiedelung warten. Oede Strecken im fernen Westen, wo alle Vegetation infolge alljährlich im Sommer eintretender, lang anhaltender Dürre fast regelmäßig zerstört wird, werden als die besten und fruchtbarsten Weizenfelder der Erde angepriesen. Dann wird den Leuten vorgeschwindelt, daß der Welschkornbau in jenen Gegenden noch besser als der des Weizens sich bezahle; man verschweigt aber, daß dort das Welschkorn allgemein als Feuerung oder als Schweinefutter benutzt wird, weil sein Preis weit billiger als der von Holz und Kohlen ist, und die Höhe der Fracht das Versenden verbietet. Dann wird von Obsthainen im Süden gefaselt, man schweigt aber über die dort herrschenden Fieberkrankheiten, die jeden Europäer heimsuchen, ihn arbeitsunfähig und arm machen. Und alle, die infolge dieser lärmenden Anpreisungen nach jenen Ländern hinströmen, helfen entweder mitschreien, oder sie schweigen dazu, wenn andere diese ekelhafte Reklamemacherei besorgen.

Will man nicht schmählich enttäuscht werden, so darf man auch den amerikanischen Eisenbahnkarten nicht eben allzuviel Glauben schenken, denn das Landkartenfabrizieren mit möglichster Berücksichtigung der eigenen Interessen ist den amerikanischen Eisenbahndirektionen in hohem Grade geläufig. Fast jede Gesellschaft produziert Karten, auf welchen ihre Linien als die einzigen nach jener Richtung oder jener Stadt führenden Verbindungen angezeigt sind. Konkurrenzbahnen, die nach demselben Orte führen, werden einfach ignoriert, weggelassen, oder etwaige Krümmungen derselben so stark übertrieben, daß den Uneingeweihten sofort jede Lust vergeht, eine derartige Schneckenlinienbahn zu benutzen; die eigene Linie ist hingegen in schnurgeradester Richtung eingetragen. Alle Städte und Dörfchen, die an der Bahn liegen, werden mit großen Ringen gezeichnet,

Digitized by Google

die Namen in Fettdruck gegeben, sodaß der Unbefangene auf den Glauben kommt, mindestens auf einige ihm bisher unbekannt gebliebene Weltstädte zu stoßen.

Diese „Weltstädte" sind eingehenderer Schilderung wert. Hier nennt sich z. B. eine solche Weltstadt „London" oder „Paris", andere rühmen sich des gleichen Namens wie die Kulturstätte des grauen Altertums: Babylon, Palmyra, Memphis, Theben, Karthago, Ninive. Und nicht selten wird dem Auswanderungslustigen in diesen Orten eine schön gebundene Broschüre überreicht, welche unter anderem einen wundervollen Plan der Stadt „Neu-Babylon" enthält. Gar herrlich nehmen sich auf dem Papiere die Parks, das Opernhaus, die Kirchen,



Plan von Neu-Babylon.

die Universitäten, die Börse, der Zentralbahnhof aus, und die umherziehenden Agenten wissen mit diesen schön lithographierten Plänen und kraft ihrer Beredsamkeit gar manchen vertrauensseligen Gimpel auf den Leim zu locken, gar manchem Emigranten ein Grundstück in Neu-Babylon anzuschwatzen. Erhalten die Emigranten doch daselbst eine Heimat für wenige Dollars.*) Eine Heimat! Welch trautes Wort in den Ohren des Einwanderers, der seine Heimat verlassen hat, um anderweit sein Glück zu suchen. Eine Heimat! Da steht der Auswanderer im fernen Lande und er liest tagtäglich in den Zeitungen die spaltenlangen Artikel über „Neu-Babylon". Und wie süß und lockend sind diese Artikel! Der sie verfaßte war kein Stümper und ließ sich ohne Zweifel für sein Machwerk nicht schlecht bezahlen. Da wird zuerst die Lage, dann der Boden

*) Nach Griesinger, Leben und Treiben in Amerika.

Digitized by Google

und das Klima herausgestrichen; ja auch auf den Mineralreichtum unter der Erde aufmerksam gemacht. Die Erzeugnisse kann man um den dreifachen Wert absetzen. An Holz, an Quellen, an Teichen und Seen fehlt es nicht! Ja, schon stehen einige Häuser; einige Farmen werden bereits mit ganz überraschendem Nutzen betrieben, und das Rathaus und das Schulhaus sind im Werden!

„Noch ist es Zeit, noch könnt Ihr um einige hundert Dollars ein Landgut erwerben, wie kein Bauer in Deutschland es größer und schöner hat; greift zu, Landsleute, greift zu, ehe es zu spät wird!" —

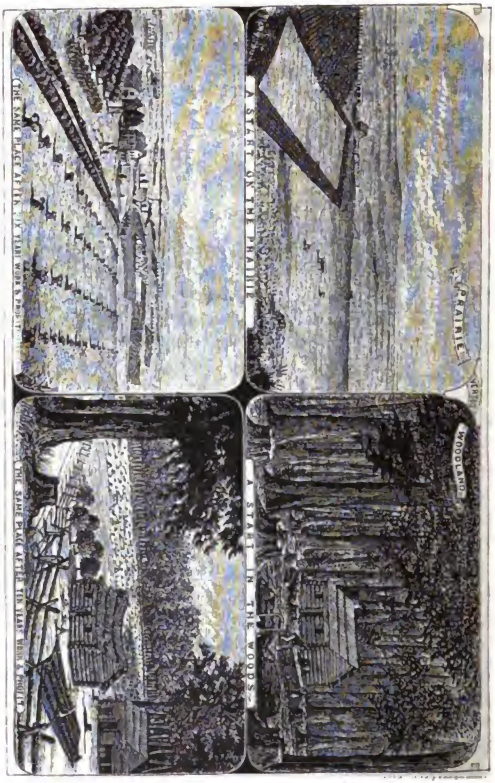
Neu-Babylon in Wirklichkeit.

Den Kampf gegen die leidige Konkurrenz haben die Städtegründer und Landverkäufer auch hier zu kämpfen, denn alle, alle die Tausende dieser geldhungrigen Gründer wollen ja reich werden. Und so sucht der eine Landagent seine Konkurrenten zu bekämpfen, niederzumachen, indem er die Gründungen derselben auf die furchtbarste Weise herunterreißt, die eigenen dagegen in den Himmel erhebt. Ein solcher Kampf wütet seit Jahrzehnten schon zwischen den Landagenten der sogenannten „Waldstaaten" (Wiskonsin, Minnesota) und denen der sogenannten „Prairiestaaten" (Kansas, Nebraska, Dakota). Erstere warnen die Auswanderer in eindringlichster Weise, ja nicht auf die Prairien zu ziehen, wo in der schrecklichen Dürre daselbst das Vieh verdurste, das Getreide verdorre oder im besten Falle von den unzähligen Heuschrecken aufgefressen würde, vor deren grausiger Gefräßigkeit selbst die Menschen kaum sicher seien. Die Verteidiger der Prairiestaaten hingegen illustrieren den ungeheueren Vorteil, den ihre Länder bieten, durch drastische Bilder, die auf der einen Seite darstellen, wie weit man auf der Prairie innerhalb 6 Jahren, im Waldlande in 10 Jahren kommen kann. Sehen wir auf dem Prairiebildchen links unten die Farm schon nach nur sechsjährigem Bestande zu einem äußerst begehrenswerten Besitztum emporgediehen, so erblicken wir auf dem Pendant, wie trotz zehnjähriger mühsamer Arbeit die Menschen, die so dumm waren, Waldland zu kaufen, sich kaum der Macht des Urwaldes erwehren können und immer noch gezwungen sind, ihr Korn zwischen

Digitized by Google

die überall umherstehenden, hinderlichen, entsetzlichen Baumstümpfe zu jäen. Waldland und Prairie, Baumstümpfe und Weizengarben! Kann man drastischere Illustrationen erdenken?

Recht eindringlich lauten auch die Empfehlungen der „Baulots“ der



Prairie- gegen Waldland.
(Aus einer Reklameschrift einer amerikanischen Landagentur.)

Städte, die zwar noch nicht in Wirklichkeit vorhanden, aber doch bereits auf dem Papiere verzeichnet und abgemessen stehen. — „Ja, wie teuer ists zu leben in den großen Städten des Ostens! Wie eng wirds einem ums Herz in dem tollen Gewühl! Und wie elend sind die Wohnungen, die Ihr mit acht oder zehn

Digitized by Google

Dollars den Monat bezahlen müßt! Kauft doch einen Bauplatz in Neu-Babylon, der Bauplatz kostet Euch ja fast gar nichts, das Häuschen darauf nur wenige Hundert Dollars und dann habt Ihr eine Wohnung für Euch selbst und einen Garten hinter dem Hause, wo Ihr Eure Gemüse selbst pflanzen könnt; dann lebt Ihr als Menschen!"

Es ist ein wahrer Genuß, diese Annoncen zu lesen. Man kann nicht umhin, man muß zugreifen! — Und wie leicht wird einem das Zahlen gemacht! Fünf oder sechs Dollars Anzahlung, das Uebrige in monatlichen Raten. Der Aermste kann es erschwingen und in wenigen Jahren steht er als schuldenfreier Grundeigentümer da! O, die Association versteht ihr Handwerk! Jedermann macht sie den Beitritt möglich, denn sie will alle glücklich machen.

Daß diese „Städtelots" reißenden Absatz finden, ist nicht zu verwundern. Grundstücke, die keine zwei Dollars wert sind, werden Leichtgläubigen für mehrere Hundert Dollars angeschwindelt. Die Agenten und Städtegründer werden reich und haben bald genug erschwindelt, um den Rest ihres Daseins in — „dem teuren Osten" verleben zu können.

Durch das gegebene Beispiel verlockt, gehen auch andere Spekulanten daran, Städte zu gründen. Die Städtegründung wird zu einer Manie, ein förmliches Spekulationsfieber erfaßt die Menge; so wurden z. B. in Kansas eine Zeitlang Städte so massenhaft gegründet, daß der Abgeordnete Wage im Kongresse den ernstlichen Vorschlag unterbreitete, auch einige Landstrecken für Ackerbauzwecke zu reservieren, bevor das ganze 80,000 Quadratmeilen große Territorium ganz in „Städte" und „Baulots" geteilt sei.

Früher war es eine leichte Sache, in Amerika eine Stadt zu gründen. Man ging in den Urwald, nagelte an die dicksten Bäume rasch ein paar Dutzend Bretter mit der Aufschrift „Baptisten-Kirche", „National-Pharo-Bank von Nordamerika", „Schulhaus", „Free and Easy, Pension für junge Damen", „Opernhaus" 2c. und die neue Stadt war fertig. Mit dem wundervoll ausgearbeiteten, schön lithographierten Plane in der Hand verkaufte man die Grundstücke mit oder ohne Gebäuden darauf, wie es gerade kam, und verdustete dann nach unbekannten Gegenden, wo man ein reelles Geschäft anfing, Mitglied der Kirche und damit ein eminent respektables Mitglied der Gesellschaft wurde.

Heutzutage ist das Städtebauen nicht mehr ganz so einfach; die Leute, welche sich in einer Stadt ankaufen wollen, wünschen die Stadt erst zu sehen, und da muß denn doch eine solche Stadt hergestellt werden.

Der ganze Nordwesten ist voll von Leuten, und zwar von Kapitalisten die sich nach einer guten Lage für eine Stadt umsehen, welche sie inzwischen schon haben bauen lassen. Man läßt nämlich an den Orten, wo sich große Sägemühlen befinden, einige Dutzend kleine Häuser mit großen Schildern bauen,*)

*) Derartige fertige Häuser werden gegenwärtig sogar aus den Vereinigten Staaten bis nach Südamerika exportiert.

Digitized by Google

und sucht, während sie noch in Arbeit sind, nach einer passenden Lage, wo die neue Stadt aufgestellt werden soll. Dabei sieht man zuerst auf die Nähe der Eisenbahn und bisher noch unbenutzter Wasserkraft, oder wählt einen passenden Ort in der Nähe einer Mine. Ueber Nacht ersteht dann die Stadt aus dem Boden. Die Häuser werden fix und fertig mit zugehauenen Balken, mit Thüren und Fenstern, mit Dach und Veranda an Ort und Stelle gebracht und brauchen da nur zusammengesetzt zu werden. Da wird denn gebaut und genagelt, vielleicht nicht ganz wetterfest, aber jedenfalls fertig. Von den Vorurteilen des Fundamentierens ist man in diesen neuen Städten gänzlich befreit. Keller gibt es nur in seltenen Ausnahmen. Der Boden wird mit festen Steinen und Brettern geebnet, und darauf wird dann mit Gottvertrauen die freundlich wirkende Bretterbude aufgeschlagen.*) „Wenn der Sturm gar zu arg wird und die Bretter allzu bedenklich krachen und knacken, gehen wir lieber ins Freie", sagte mir ein Ingenieur in Bismarck, „aber bis jetzt hat es gut gehalten".

Auf diese Weise sind zahlreiche Städte im Westen entstanden, darunter freilich eine Unzahl totgeborener Kinder, denen von vornherein jede Bedingung zu lebensfähiger Existenz fehlt, und die, wenn man sie nicht mit allen Künsten der Reklame aufrecht erhält, bald eines sanften Todes sterben.

Hat eine derartig neugegründete Stadt wirklich die Anwartschaft auf ein längeres Bestehen, so sorgen die Einwohner schon selber dafür, daß davon die ganze Welt in Kenntnis erhalten wird. Durch enorme Reklame sucht man es zu erreichen, daß das Geschäft und der Zudrang von Einwanderern ja nicht ins Stocken gerate. Unablässig wird hinausposaunt, wie der Ort Aussicht habe, alle Nachbarstädte zu überflügeln, ja Dank seiner vorzüglichen Lage an der großen eisernen Verkehrsstraße berechtigte Anwartschaft darauf habe, dereinst Mittelpunkt des Weltalls zu werden. Um diese Behauptung auch zu beweisen, wird in der Regel die Bevölkerung und deren Zuwachs zu hoch angegeben, ebenso die Zahl der Wohnhäuser, der Straßen, der Millionäre, die sich den Ort zum Wohnsitz wählten, der einlaufenden und abfahrenden Schiffe und Eisenbahnzüge, der gelagerten und passierten Gütermassen, des geschlachteten und konsumierten Viehes und dergleichen mehr. Merkwürdigerweise heißt es auch wohl zugleich, daß Bauplätze „noch zu einem mäßigen Preise" zu haben seien und daß sich „gerade jetzt" die beste Gelegenheit für verschiedene Geschäftsleute zur Etablierung darbiete, woraus dann der Eingeweihte ersieht, daß man um den Zuwachs von Bevölkerung und Reichtum doch nicht ganz ohne Sorge ist. Verdrießlich kann es werden, wenn jene schönen Schilderungen von der crescent city, „der aufblühenden Stadt", durch die Beamten der Bundesregierung bei dem alle 10 Jahre stattfindenden Zensus rektifiziert werden. Es treten dann nüchterne Zahlen an die Stelle der lieblichen Zukunftsbilder, wodurch bisweilen

*) Lindau, Aus der neuen Welt, S. 118.

Digitized by Google

die Bevölkerung erregt und allgemein die Behauptung gehört wird, daß jene schlechten Zensusleute im Solde der Konkurrenzstadt ständen. So kam es im Jahre 1880 in St. Louis, der sich entthront fürchtenden „Königin des Westens", infolge eines solchen Vorganges fast zu einem Aufruhr.*) Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die Stadt die Kleinigkeit von 100,000 Einwohnern weniger zählte, als man der Rivalin Chicago gegenüber immer „offiziell" erklärt hatte. Stürmische Meetings wurden abgehalten, Straßenaufzüge wurden in Szene gesetzt, und die Losung des Tages war „ein neuer Zensus", den jedoch die Bundesregierung selbstverständlich nicht bewilligen konnte. Die Chicagoer hatten die Lacher auf ihrer Seite, zumal da jetzt auch von ihnen die Fabel widerlegt werden konnte, daß St. Louis der gesundeste Ort in den Vereinigten Staaten sei. Die Todes- und Krankheitsfälle in der letzteren Stadt waren wöchentlich registriert und auf die viel zu groß angenommene Bevölkerungsziffer repartiert worden. Dadurch erschienen jene Fälle im Vergleich zu denjenigen anderer Städte numerisch sehr gering und hatten zu der obigen Behauptung die Veranlassung gegeben.

Ein bei den amerikanischen Städtegründern sehr beliebtes Mittel ist, durch interessante Illustrationen für das Lieblingskind ihrer Gründung Reklame zu machen. Da wird z. B. auf einem und demselben Bilde das Wachstum der „Zukunfts-Metropole", einstweilen noch Embryostadt, in seinen verschiedenen Stadien auf's Drastischste dargestellt. Ein einzelnes Bildchen gibt zunächst eine Ansicht des Baugrundes anno 1879. Grundeigentümer sind eine Anzahl Prairiehunde, Eulen und Klapperschlangen. Die umherliegenden Tiergerippe machen gerade die Ortschaft nicht anheimelnder. Noch mehr Eindruck auf den Beschauer macht ein anderes Bild: endlose öde Prairie; im Grase versteckt lungern einige blutdürstige Rothäute, um ein paar in der Ferne daherziehende unglückliche Auswanderer abzuschlachten. Das eigentliche Tableau zeigt rechts oben „Neu-Paris anno 1880." Schon erhebt sich ein einzelnes Haus in der öden Prairie. Zweites Bild: „Neu-Paris anno 1882." Wir sehen den Anfang einer Stadt; eine handvoll Häuser, auch eine Schule und eine primitive Kirche sind bereits vorhanden. Drittes Bild: „Neu-Paris anno 1886." Die endlose Prairie ist bedeckt mit einem Häusermeer. Die stolzen Türme zahlreicher Kirchen ragen überall empor; Pferdebahnen rasseln durch die schönen breiten Straßen; großartige Bankgebäude und Hotels erheben sich rechts und links, auf den freien Plätzen stehen mächtige eiserne Türme, von denen abends elektrische Sonnen hernieder-flammen und alle Verkehrswege, ja selbst die endlosen Weizenfelder erleuchten, die nunmehr an Stelle der wüsten Prairie getreten sind.

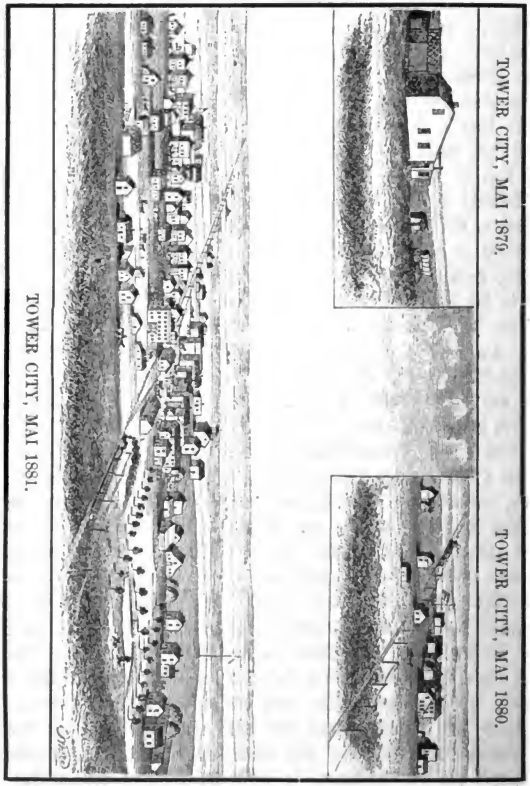
Zumeist ist solchen Abbildungen wie auch den dazu gehörigen Beschreibungen immer eine gute Portion Uebertreibung hinzugefügt, Uebertreibungen, die in ihrer

*) „Globus", 1885. S. 119.

4*

Digitized by Google

Ueberſchwenglichkeit manchmal klar vor Augen liegen und ſehr oft den beißenden Spott der öſtlichen Zeitungen herausfordern. Wir können es uns nicht verſagen, einige dieſer Parodien hier zu reproduzieren. Wer da weiß, was die ſchrecklichen Winterſtürme der nordweſtlichen Staaten Dakota, Minneſota und Montana zu



(Aus einer amerikaniſchen Eiſenbahnzeitung.)

bedeuten haben, daß infolge derſelben mitunter wochenlang aller Verkehr ſtockt, die Bewohner einzelner Ortſchaften ſogar manchmal ſich gezwungen ſahen, ihr eigenes Mobiliar als Brennmaterial zu verwenden, der wird die bittere Ironie des nachfolgenden Artikels verſtehen, den wir einer Milwaukeer Zeitung entnommen haben.

Digitized by Google

„Ein wunderbares Klima".

Colonel Douan, Redakteur des „Argus" in Fargo, Dakota, schildert in der letzten Nummer seines Blattes die kolossalen Verheerungen, die der letzte Januarsturm, ein ganz unerhörtes Ereignis in dem sonnig-warmen Dakota, angerichtet hat. Die größte Verwüstung verursachte dieser kamtschadalische Aeolus an den Fruchthainen des dakotaischen „Gartens der Götter". Man schätzte, daß am Morgen nach dem Ereignis im Umkreise von 75 Meilen rings um Fargo nahezu an 9, 500, 500, 500, 500, 500, 500 Zentner Orangen, Bananen, Pomeranzen, Ananas und Heidelbeeren unter den Bäumen verstreut lagen.*) In Major Chapin's 10,000 Acker großem Baumgarten, der bekanntlich nördlich von der Stadt gelegen ist, war der Grund einen Fuß hoch mit sechs Zoll im Durchmesser haltenden Apfelsinen besät. Es wäre unmöglich gewesen, dieselben aufzulesen, man hätte denn mehr Arbeiter importieren müssen, als die beiden Nord-Pacific- und die Manitoba-Eisenbahnen innerhalb eines Monates zu befördern im stande gewesen wären. So entschied sich denn der ehrenwerte Major nach einer Beratung mit seinen Freunden dahin, 100,000 seiner selbstgezüchteten Dakota-Schweine auf diesen ungeheueren Bankettplatz zu treiben. Diese mit tropischen Früchten gemästeten Tiere sind von einer Güte und Qualität, die in keinem zweiten Lande unter oder über der Sonne ihresgleichen hat. Völlig ausgewachsen erreichen diese Schweine die Größe eines egyptischen Nilpferdes oder eines zweihörnigen Rhinozeros, dabei haben sie ein Gewicht von 25,000 Pfund oder 12½ Tons. Das Fleisch der einen Hinterkeule dieser Tiere hat einen Geschmack wie das delikateste Büffelfleisch, das der anderen erinnert an das feinste „sugar cured bacon". (Ein sehr beliebtes amerikanisches Nationalgericht.) Das rechte Schulterstück ersetzt vollkommen das vorzüglichste Hirschfleisch, das linke würde selbst von einem alten Jäger mit dem saftigsten Lendensteak einer Bergziege verwechselt werden. An Wohlgeschmack kommt die eine Hälfte der Brust derjenigen eines fetten Truthahnes gleich, die andere macht selbst das schönste Stück einer frisch von den Sellerywiesen aufgeflogenen Wildente vergessen. Inwendig, wo gewöhnliche Schweine nichts wie unnütze Därme, Wursthäute und anderes wenig einladendes Material haben, sind die herrlichen Dakotaschweine mit exquisiten Würsten, mit Plumpuddings und Aepfelsauce vollgepfropft, und die Köpfe sind wahre Juwelenkästchen voll Mandeln, Rosinen und vorzüglichem Konfekt. Die Zähne bestehen aus dem schönsten Elfenbein und sind sehr häufig mit dem reinsten Dakotagold plombiert. Zwanzig Pfund dieses Elfenbeines, verwendbar für Messergriffe und Visitenkartentäschchen, sind der gewöhnliche Ertrag eines dieser Vierfüßler. Die Schwänze, welche zwischen 3 und 5½ Fuß Länge variieren, werden im ganzen Lande als Reitpeitschen verwendet, die Ohren

*) Bekanntlich hat Dakota, ein echter Prairiestaat, nur einen ungemein spärlichen Baumwuchs aufzuweisen. Von den aufgezählten Fruchtsorten könnte daselbst keine einzige fortkommen.

Digitized by Google

hingegen sind als Geldbörsen sehr begehrte und gern gesehene Weihnachtsgeschenke für beliebte Prediger und Redakteure".

Fast charakteristischer noch ist die folgende, vom „Brooklyn Eagle" veröffentlichte Parodie „Farmerleben in Dakota".

„Yes, sir" versicherte aufs neue der Dakotamann, als die versammelten Ackerbauer vom Trinkstande zurücktraten und sich um den rotglühenden Ofen gruppierten, „yes sir, wir da draußen betreiben alles in ziemlich großem Maßstabe. So sah ich auf einer unserer Farmen einen Mann im Frühjahre ausziehen, und er pflügte immerfort bis zum Einbruch des Herbstes eine einzige gerade Furche, dann wendete er um und erntete auf dem Rückwege."

„Aber wo schlief denn dieser Mann nur, um Gotteswillen?" warf hier einer der erstaunten Zuhörer ein. „Nahm er etwa ein Zelt mit sich?"

„Nein Herr! Sie folgten ihm nach mit einem Hotel, und er hatte seine Leute, die ihn beim Pflügen ablösten. Wir haben einige derartig große Farmen draußen, meine Herren. Ein Freund von mir besaß eine solche, welche er als Pfand gegen eine geliehene Summe einsetzte, und ich versichere auf mein Wort, dieses Pfand war an dem einen Ende bereits verfallen, bevor die Nachricht von der Verschreibung an das andere Ende der Besitzung gedrungen war. Die Farm war in County's eingeteilt.*)"

Ein Murmeln des Erstaunens durchlief die Versammlung; der Farmer aus Dakota aber fuhr fort: „Ich erhielt, gerade als ich von Hause wegreiste, einen Brief von einem Manne, der in meinem Obstgarten wohnt. Der Brief war, obwohl er ohne Aufenthalt Tag und Nacht weiter befördert worden, drei volle Wochen unterwegs, bevor er an meiner Behausung anlangte."

„Die Entfernungen sind also sehr groß draußen, wie mir scheint?" fragte ein Landwirt aus Neu-Utrecht.

„Ziemlich, ziemlich!" entgegnete sein Kollege aus Dakota. „Und das Unangenehmste ist, es reißt die Familien so auseinander. Zwei Jahre früher sah ich eine ganze Familie in Trauer und Betrübnis versetzt; die Weiber weinten, die Kinder schrieen und die Hunde heulten. Einer meiner Leute hatte gerade sein Lagerzelt auf sieben Viergespanne von Maultieren verpackt und stand eben im Begriff, seinen Angehörigen Lebewohl zu sagen."

„Wohin ging denn die Reise?" fragte neugierig ein Mann aus Gravesend.

„Nun, er ging nur über die Hälfte des Grundstückes, um die Schweine zu füttern," war die gelassene Entgegnung.

„Kehrte er jemals zu seiner Familie zurück?"

„Bis jetzt ist er noch nicht wieder angelangt", erwiderte der Gefragte. „Wir senden sehr oft jung verheiratete Eheleute aus, die Kühe zu melken, und in der Regel bringen die Kinder derselben die Milch nach Hause."

*) Die Einteilung der amerikanischen Staaten in „Countys" entspricht der Einteilung unserer Länder in Provinzen.

Digitized by Google

„Ich hörte, daß dort schöne, reichhaltige Minen vorhanden seien", warf hier ein Rübenpflanzer aus Jamaica ein.

„Gewiß, doch sehen wir den Quarz nur als unnützes Spielzeug an", antwortete der Farmer aus Dakota, die Schneide seines Messers am Fingernagel prüfend. „Es würde sich nicht lohnen, den Boden aufzuwühlen, da wir mehr Geld mit unserem Weizen verdienen können. Ich bestellte im letzten Frühjahr allein an 89 hundert Countys Weizenland."

„Wie viel Acker würden das sein?"

„O wir zählen nicht nach Ackern. Wir zählen nur nach Countys. Im vergangenen Jahre löste ich aus meinem Weizen allein 68,000,000 Dollars, und ich habe die Absicht, in der nächsten Saison gegen 80—100 Countys mehr aufzubrechen."

„Wie in Dreiteufelsnamen erhalten Sie denn Hilfe zu diesen kolossalen Unternehmungen?" fragte der erstaunte Neu-Utrechter.

„O, die Arbeitslöhne sind billig," versetzte der Bewohner Dakotas. „Sie können Hilfe genug haben für 29 bis zu 48 Dollars pro Tag. Ich bezahle niemals über 38 Dollars Tagelohn."

„Ist das Land billig?"

„Im Gegenteil, Land ist teuer. Nicht daß es etwas kostete, es kostet nicht im geringsten; aber die Gesetze unsers Territoriums erlauben nur, so und so viel oder gar nichts zu nehmen. Ich war vom Glücke begünstigt. Ich besaß nämlich einen Freund zu Yankton, welcher eine Bill vor der Legislatur durchbrachte, auf Grund welcher mir ganz ausnahmsweise gestattet wurde, 420,000 Quadratmeilen zu nehmen, welches die kleinste Farm im ganzen Territorium ist".

„Nun sagt", sprach der Wirt des „Saloons", als die vor Erstaunen sprachlos gewordenen Zuhörer noch dabei waren, die letzte Aussage des Dakotamanns zu verdauen, „ist denn all das wahr, was Ihr bis jetzt erzählt habt?"

„Ich denke so", erwiderte der Farmer, „wenigstens weichen meine Angaben nur sehr wenig von denen ab, welche ich heut Morgen in einer Dakota-Zeitung las, in welche man mir meine Stiefel eingewickelt hatte. Ich habe mich nicht erkühnt, so viel zu behaupten, als die Zeitung thut, es würde mir sonst sicherlich nicht Einer geglaubt haben. — Doch im Vertrauen, Herr Wirt, schreiben Sie die letzte Runde Bier auf meinen Namen, ich bezahle morgen. Ich wohne ganz in der Nachbarschaft, in der Myrtle Avenue." — —

Von allerlei durch die Eisenbahngesellschaften in Szene gesetzten Reklame-Staatsstreichen wissen die amerikanischen Blätter genugsam zu erzählen. Ein solcher Staatsstreich war auch die im Jahre 1883 erfolgte Eröffnungsfeier der „Northern-Pacific-Railroad", gelegentlich welcher der europäischen Leserwelt unendlich viel über die „unerhörte Gastlichkeit der Amerikaner" vorgefaselt wurde, die sich hier in so überaus glänzender Weise geäußert habe. In der That waren zu dieser Eröffnungsfeier Hunderte von angesehenen Europäern: Deutsche, Franzosen

Digitized by Google

und Engländer von Seiten der Direktion der „Nord-Pacific-Bahn" zu Gaste geladen worden, und all diese Gäste wurden kostenfrei per Schnelldampfer von Europa nach New-York, von New-York per Extrazug und Salonwagen bis zum Gestade des Großen Ozeans und wieder zurück bis nach Europa befördert, ohne daß den Geladenen irgend welche Ausgaben für Fahrt oder Hotel erwachsen wären. —

Diese verblüffende „Gastlichkeit" hat nun, wie jede Schaumünze, ihre Kehrseite, und erinnern wir daran, daß die Nord-Pacific-Bahn im Jahre 1883 noch gegen 40 Millionen Acker Landes zu verkaufen hatte und dieselben sehnlichst zu verkaufen wünschte; ziehen wir ferner in Betracht, daß ein großer Bruchteil der Gäste aus Berichterstattern, Journalisten, Börsenspekulanten oder anderen einflußreichen und maßgebenden Persönlichkeiten bestand, so dürfen wir auf die Reversseite der Schaumünze kühn das Wort „Reklame" setzen.

Daß die hier geplante Reklame wirklich eingeschlagen hat und auch noch lange nachhaltigen Einfluß ausüben wird, beweist die Literatur, welche über die Eröffnung der Nord-Pacific-Bahn allein in Deutschland erschienen ist. Außer den in den größeren Zeitungen erschienenen und fast durchweg sehr rosig angehauchten Reisebriefen der geladenen Berichterstatter sind nahezu ein halbes Dutzend dickleibiger Bücher erschienen (in Deutschland erschienen Reisebriefe in der Weser-, Kölnischen-, Frankfurter-, National-, Augsburger- und anderen maßgebenden Zeitungen. An Büchern sind dem Verfasser bekannt geworden: „Von Ozean zu Ozean" von Richard Oberländer; „Mit einem Retourbillet nach dem Stillen Ozean" von Wilhelm Mohr; „Aus der Neuen Welt" von Paul Lindau; „Ein Streifzug durch den Nordwesten Amerikas" von Nikolaus Mohr), die das Loblied der gastfreundlichen Nord-Pacific-Bahn lustig weiter singen und sicherlich noch gar manchen armen Emigranten zur Aufsuchung des viel gepriesenen Wunderlandes bestimmen werden.

Nehmen wir an, in Frankreich, England und Amerika sei eine gleiche Zahl von derartigen Werken erschienen, so haben die Direktoren der Nord-Pacific-Bahn ihre Absicht erreicht und für ihre Ländereien eine Reklame erzielt, die mit den vielen Tausenden von Dollars, welche bei Bewirtung und Transport der „Gäste" verausgabt wurden, gewiß nicht zu hoch erkauft worden ist.

Digitized by Google

Lotterieen.

Wo und wann die Lotterieen erfunden wurden, ist unbestimmt, daß aber schon vor mehreren Jahrhunderten die Menschen in diesem Spiel ihr Glück versuchten, geht daraus hervor, daß schon 1569 die englische Regierung durch das Lotteriewesen große Einnahmen hatte. Bereits zu jener Zeit gab es ansehnliche Lotteriebüreaus in London, die ihre Filialen und Agenturen über das ganze Land verbreitet hatten. Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts erzählen von den pompösen Ankündigungen der Lotteriekollekteure an den Wänden, in den Büchern und Journalen, und schon damals waren dieselben Inserate zu lesen, wie wir sie heute noch als Lockmittel in den Tagesblättern finden, überschrieben: „Und wiederum hat Gertig Glück!" oder „Gottes Segen bei Cohn!" Durch die Straßen zogen berittene „Sandwichmen", die für den Loseverkauf Reklame machten; Holzschnitte und Gedichte, die dasselbe Ziel verfolgten, wurden wagenladungweise zur Verteilung gebracht. Die Agenturen überboten einander in Anzeigen, wie oft in den vergangenen Jahren bedeutende Hauptgewinne auf Lose ihrer Kollekte gefallen seien. Eine Firma bezahlte einer alten Frau, die den Namen Gutglück führte, 50 Pfund Sterling, nur um diesen vielverheißenden Namen als Anziehungsmittel in der Firma mit nennen zu können. Für Reklamezwecke wurden ganz unerhörte Summen von den Lotterieunternehmern geopfert, und ihre Inserate waren mitunter von den geriebensten Köpfen abgefaßt. Alle diese Inserate waren darauf berechnet, die Aufmerksamkeit des Publikums auf die betreffende Lotterie zu lenken und die Kauflust anzuregen.

Einer dieser dem Publikum hingeworfenen Köder lautet:

„**Duell.** Letzten Freitag hatte ein Duell zwischen Hauptmann G. und Leutnant R. statt, welches nach mehrfachem Kugelwechsel durch die Intervention der Sekundanten zu einem glücklicherweise unblutigen Ende geführt wurde. Als Ursache des Duells wird folgendes angegeben: Leutnant R. hatte in drei aufeinanderfolgenden Nächten geträumt, daß eine gewisse Nummer in der Louisiana-Lotterie mit einem Gewinne von 20,000 Dollars gezogen werden würde. Diesen sonderbaren Traum teilte der Leutnant dem Hauptmann G. mit und bemerkte zugleich, daß er sich die betreffende Nummer verschreiben wolle. Als er dies

Digitized by Google

einige Tage darauf zu thun beabsichtigte, stellte sich heraus, daß Hauptmann G. ihm bereits zuvorgekommen und das Los für sich bezogen hatte. Hierüber entspann sich zwischen den Offizieren ein Wortwechsel, der eine Forderung zur Folge hatte. Den Sekundanten ist es nunmehr gelungen, die Streitenden zu versöhnen und eine Vereinigung dahin zu erzielen, daß ein jeder der beiden an dem Lose zur Hälfte partizipiere. Da beide Herren verdiente Offiziere unserer

Londoner Lotteriereklame zu Ende des vorigen Jahrhunderts.
(Nach einem alten Stiche.)

Armee sind, so wollen wir hoffen, daß ihre Nummer mit einem jener bedeutenden Hauptgewinne herauskommen möge, deren die Louisiana-Lotterie zahlreiche ausgesetzt hat." —

Von den in Massen zur Verteilung kommenden Pamphleten ist das eine überschrieben:

Sicherer Führer zum Lande des Ueberflusses.

Wer ein ganzes Los zur nächsten Ziehung der Louisiana-Lotterie kauft, der kann einer goldenen Ernte entgegensehen und die Schätze der Silberstraße

Digitized by Google

sein nennen; er mag Kapitalien auf die Bank zu bringen haben und Villenbesitzer im Aristokratenviertel werden.

Sein Heim wird weit entfernt vom Hungermarkte sein und sein Leben mag sich wie ein ewiger Maientag gestalten.

Wer ein halbes Los kauft,

kann bei einigem Glück in die Lage kommen, dank seines bedeutenden Vermögens zum Stadtrate gewählt zu werden; unter den Wohlhabenden des Ortes wird man seinen Namen sicherlich in erster Linie nennen; vom schwellenden Pfühl seiner mit herrlichen Rossen bespannten Kalesche darf er triumphierend auf seine Freunde herniederblicken, die nicht so weise wie er waren und ihr Leben lang zu Fuße laufen müssen.

Wer ein viertel Los kauft,

dem wird durch das Glück gestattet werden, jeden Sommer mit Weib und Kindern eine erquickende Badereise zu unternehmen. Im Theater kann er die beste Loge, in der Kirche einen Stuhl der vordersten Reihe sein eigen nennen, sein Tisch wird stets mit den ausgesuchtesten und delikatesten Gerichten besetzt sein. Ist er noch unverheiratet, so erlaubt ihm sein Vermögen, bei den vornehmsten und schönsten Erbinnen des ganzen Landes anzuhalten.

2c. 2c.

Auf den massenhaft zur Verteilung kommenden Spielplänen werden auch die Zahl und die Höhe der Gewinne in zollhohen Buchstaben angegeben.

50,000 Gewinne

insgesamt einen Wert repräsentierend von

1,500,000 Mark.

Erster Hauptgewinn:

250,000 Mark.

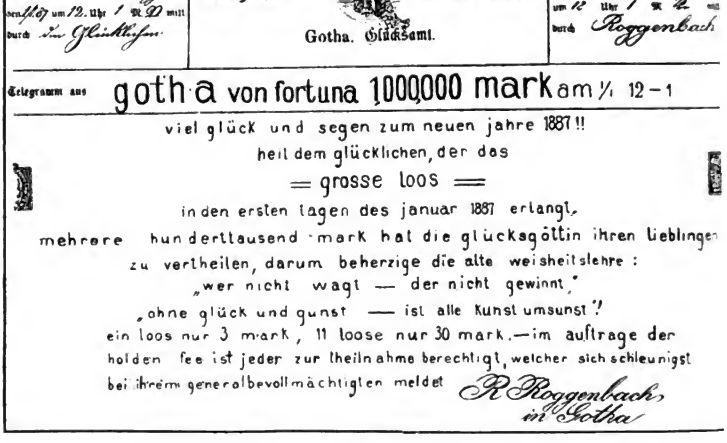
Zweiter Hauptgewinn:

150,000 Mark

2c. 2c.

Mitunter ist den Spielplänen noch eine besondere Einladung zur Beteiligung in Form einer telegraphischen Depesche beigefügt, wie wir eine solche umstehend zur Reproduktion gebracht haben.

Digitized by Google



Aufgenommen von R. Roggenbach den 1/1 87 um 12 Uhr 1 M. 22 mit durch den Glücklichen

Telegraphie des Glücks-Reichs

Gotha. Glücksamt.

Ausgefertigt 1/1 87 um 12 Uhr 1 M. 22 mit durch Roggenbach

Telegramm aus gotha von fortuna 1,000,000 mark am 1/1 12-1

viel glück und segen zum neuen jahre 1887!!
heil dem glücklichen, der das
= grosse loos =
in den ersten tagen des januar 1887 erlangt,
mehrere hunderttausend mark hat die glücksgöttin ihren lieblingen
zu vertheilen, darum beherzige die alte weisheitslehre:
„wer nicht wagt — der nicht gewinnt,"
„ohne glück und gunst — ist alle kunst umsunst"!
ein loos nur 3 mark, 11 loose nur 30 mark. — im auftrage der
holden fee ist jeder zur theilnahme berechtigt, welcher sich schleunigst
bei ihrem generalbevollmächtigten meldet R. Roggenbach in Gotha

Es ist allgemein bekannt, daß fast niemand, dessen Name in einem Adreßbuche steht oder sonstwie öffentlich bekannt geworden ist, der Aufmerksamkeit entgeht, von Inhabern oder Agenten von Lotterien mit Zusendungen von Losen oder Interimslosen bedacht zu werden. Die spekulierenden Herren lassen es sich bedeutende Porto-Ausgaben kosten, um namentlich in Ländern, in welchen das Spielen in auswärtigen Lotterien verboten ist, ihre Kundschaft zu suchen; und da manche Lotterieanstalten nicht nur das Porto an ihre zahllosen Frankoeinsendungen wagen, sondern sogar sich die unfrankierte Zurücksendung nicht angenommener Lose erbitten, so muß ihr Geschäft trotz alledem immer ein so einträgliches sein, daß sie im Kostenwagnis sich endlich bis zum Aeußersten erkühnen durften.

Einem allem Lotterieschwindel abholden Familienvater trägt der Postbote einen solchen frankierten Losbrief ins Haus. Er legt den Wisch murrend bei Seite, die Herren nicht einmal der Rücksendung würdigend, und vergißt bald die ganze Sache. Da sitzt eines schönen Morgens die Familie um den Frühstückstisch, als die Thür aufgeht und der Mann hereintritt, der stets ein ganzes Haus umsomehr in Aufregung bringt, je seltener er erscheint: der Ueberbringer einer telegraphischen Depesche. Was ist geschehen — in der Verwandtschaft — im Geschäft? — Welche wichtige Nachricht ist es, die zu diesem Verkehrsmittel greifen muß? — Mit zitternder Hand wird das verhängnisvolle Papier geöffnet.

Digitized by Google

Alle Köpfe drängen sich herzu, und alles lauscht atemlos auf den Inhalt. Er lautet: „Herrn N. N. in N. Wollen Sie die Lose behalten? Sofortige briefliche Antwort ist dringend erforderlich. N. N. & Ko. in N." — Die Lose? Was ist mit den Losen? Wo sind sie? Offenbar haben sie einen Gewinn gemacht. Wie könnte man sonst durch eine telegraphische Depesche nach ihnen anfragen? — Aber wo sind die Loose? Der Vater geht an den Sekretär und durchwühlt alle Papiere, das Frühstück wird kalt, aller Appetit ist fort, Vermutungen, Hoffnungen, Wünsche erfüllen plötzlich alle Köpfe, schwärmen von allen Zungen, Alles will suchen helfen, der Vater wird schon ärgerlich, — da — da ist der einst mit Murren weggeworfene Brief, da sind die Lose — und nun beginnt ein Familienrat, nun soll ein Beschluß gefaßt werden in einer solchen Aufregung. Aber die Zeit ist kurz zugemessen, denn es ist ja eine telegraphische Depesche, die auf Antwort bringt.

Was, lieber Leser, würdest Du in diesem Augenblick gethan haben? Würdest Du entschlossen genug gewesen sein, die Mahnungen Deiner Gattin, Deiner Tochter ꝛc., das Glück nicht zu verscherzen, die paar Thaler daran zu wenden, ohne Weiteres zurückzuweisen? — Schwerlich! — Und so hat es auch unser Mann gemacht. Er behielt die Lose, steckte dafür die erforderlichen Thaler in ein Kouvert und trug sie sogar selbst zur Post.

Und nun? — Weiter ist's nichts — die Spekulation der Ueberraschung hat gesiegt, die telegraphische Depesche ist doppelt und dreifach, ja vielleicht zehnfach bezahlt und die Lose teilen das Schicksal der anderen.

Daß im Lotterieweſen vielfach Schwindel und lügenhafte Reklame zur Anwendung kommen, um Lose absatzfähig zu machen, ist allbekannt. Ueber einen solchen höchst interessanten Fall berichtete die „Gartenlaube" folgendes:

„In einem der letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts hatte der mächtige Amor, der damals ebenso gewaltig wie jetzt die Herzen der Sterblichen in Aufregung versetzte, einen jungen Apothekergehülfen entbrennen lassen für eine ehrsame Jungfrau und war einem Widerhalle seiner Empfindungen begegnet. Das Mädchen war sehr hübsch, gesund und unbescholten, aber arm wie eine Kirchenmaus, und letzteres war der Apotheker auch. Häßlicher Umstand, wenn man sich gern heiraten möchte und doch an die Zukunft mit ihren Bedürfnissen denken muß! Seine Anstellung in dem kleinen Städtchen Camburg in Thüringen war auch keine solche, wo Schätze gesammelt werden konnten, und bis auf den Nimmermehrstag wollten die Feurigliebenden nicht warten. Unser Pillendreher war ein anschlägiges Köpfchen und mit Zubilligung seiner Geliebten ergriff er folgendes Auskunftsmittel.

Sein Mädchen ließ sich ausspielen. Ein gefälliger Kupferstecher legte die reizenden Gesichtszüge der für diesen Fall sich Aurora Fortuna nennenden Unternehmerin als Medaillon nieder auf ein Lotterielos in dreißigtausendfacher Vervielfältigung. Die Glücksscheine sahen allerliebst aus, kosteten nur einen

Digitized by Google

Thaler das Stück, und angelehnt an die Gothaische oder Braunschweigische Lotterie — ich weiß nicht genau welche — mit ihren 30,000 Losen, wurde auch damals schon Reklame geübt und des Apothekers ganzer Bekanntenkreis für den Losvertrieb mit in Anspruch genommen. Der ausgegebene Prospektus erläuterte, daß der Inhaber derselben Nummer, welche in der ꝛc. Landeslotterie den Hauptgewinn hinwegtragen würde, der einzige Gewinnende sein würde, und zwar von einer jungen, schönen Braut mit 30,000 Thalern Mitgift. Ist's möglich? Das ist ja Menschenhandel, und so etwas kann keine der damaligen vielen thüringischen Regierungen zugegeben haben! Und doch war es so, nur gemildert durch die Modalitäten, die der Prospektus gleich nachfolgen ließ. Es war nämlich festgestellt: 1) wenn der Gewinner nicht geneigt sein sollte, die Aurora Fortuna baldigst an den Traualtar zu führen, würde er völlig freie Hand behalten, sich dann aber nur mit einem Drittel ihres Mahlschatzes, also zehntausend Thalern, begnügen müssen, während der Rest dem verschmähten Glücksmädchen verbleiben sollte. 2) Ebenso sollte der Aurora ihre persönliche Freiheit gewahrt bleiben und sie berechtigt sein, von dem Ehebunde Umgang zu nehmen, wenn sie nicht Lust zeige, mit dem Gewinner fürder durch das Leben zu wandeln, auch wenn derselbe sich dazu völlig bereit erklärt haben würde. Statt der Braut sollten ihm aber immer zwei Drittel des Vermögens bleiben, weil die Spröde sich mit dem Reste von zehntausend Thalern zu begnügen haben würde ꝛc.

So hatte unser Apotheker mit seiner Aurora die Sache ganz plausibel eingefädelt. Letztere war natürlich willens, jeden Gewinner des Loses als künftigen Gatten zu verschmähen und sich mit einem Drittel des Kapitals gern zu begnügen, um der alten Flamme treu zu bleiben. Sie aber war, es mochte kommen wie es wollte, kein armes Mädchen mehr, und der Pharmaceute würde dann schon wissen, was er zu thun habe. Also tapfer drauf los! Die Sache ging, die Lose verhaten sich, denn das Bildnis war gar lieblich, der Spaß kostete ja nur einen Thaler, und mancher interessierte sich dabei, dem es eigentlich gar nicht zukam oder der seine liebe Junggesellenwirtschaft doch nicht hätte aufgeben mögen.

Da erfolgte die Ziehung, und .... o schäkerhafter Zufall! der Gewinner war ein glücklich verheirateter Mann, der einmal in heiterer Weinlaune sich ein Los gekauft hatte und nun selbstverständlich das Original seines schönen Porträts im Stich lassen und sich mit den 10,000 Thalern begnügen mußte, während Aurora, mit ihren verbliebenen 20,000 zur Fortunata geworden, sich ihrem Liebhaber freudig in die Arme warf, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als sich eine Apotheke zu kaufen und sein Hauswesen zu begründen.

Klingt wie Roman, ist aber völlig wahr."

Obgleich das Lotteriespielen in den meisten Staaten der Union verboten ist, gibt es in Amerika nur wenige, die das Glück nicht auf die Probe stellen, wenn es ihre pekuniären Verhältnisse irgend gestatten. Und in der That ver-

Digitized by Google

stehen die Lotteriegesellschaften, in jedem die Lust zum Spielen zu erwecken; durch fortwährende Reklame malen sie dem Lüsternen die Segnungen der Wohlhabenheit aus, und die Fälle, daß ganz arme Schlucker, die ihr Letztes für ein Los gaben, dadurch plötzlich zu großem Reichtum gelangten, sind den Berichten nach zahllos.

Folgende Anzeige diene als Beispiel:

Das Glück eines Jongleurs.
Frank Naoni gewinnt fünfzehntausend Dollars.
Von der Armut zum Reichtum.

„Sehen Sie her, Frank", sagte Ike Marks, der Bühnenleiter des V.-Theaters, „ich habe ein Los von der Louisiana-Lotterie. Wollen Sie es nicht kaufen?" Der also Angeredete war Frank Naoni, ein Jongleur, wohlbekannt den Theater- und Zirkusbesuchern dieser Stadt. Naonie sah auf das Lotteriebillet, dachte an die vielen Male, die er vergeblich gespielt, zögerte einen Augenblick, dachte aber dann, daß er noch einen Versuch wagen wolle, und kaufte das Los. Er faltete das Los zusammen, warf einen flüchtigen Blick auf die Nummer 51,000, steckte das Papier in die Tasche und vergaß dasselbe völlig. Dies geschah ungefähr am ersten Tage vorigen Monats und am 16. fand die Ziehung statt, bei welcher ein Hauptgewinn von 15,000 Dollars zur Verlosung kam. In der Zwischenzeit wirkte Naoni bei den Vorstellungen mit und dachte so wenig an den Zettel in der Tasche, daß er nicht einmal seiner Frau von demselben Mitteilung machte. Am 17. kam jemand zu ihm und frug ihn, ob er schon die telegraphische Gewinnliste in der Zeitung angesehen habe. Er antwortete „nein", sah dann in die Zeitung und fand, daß Nr. 51,106 den ersten Gewinn erhalten hatte. „Zum Geier", rief er aus, „das ist dicht bei meiner Nummer. Das ist gemein!" „Was ist Deine Nummer?" frug der Fremde. „Nr. 51,000." Er fühlte sich bei dem Gedanken ungemütlich, daß Fortuna so dicht an ihm vorübergerollt war, ging in ein Lokal, trank seinen Aerger hinunter und begab sich dann nach Haus. Er beschloß, den Aerger mit seiner Frau zu teilen und sagte zu ihr: „Halloh, kleine Frau, ich habe das große Los in der Louisiana-Lotterie gewonnen!" „Nanu!" rief Mrs. Naoni, von der Zeitung aufblickend, „dann würdest Du wohl mit anderer Miene zu mir kommen." „Gut, sieh her, wenn Du denkst, daß ich spaße!" sagte Naoni. Damit nahm er sein Los aus der Tasche, hielt den Daumen über die Nummer, sodaß immer nur eine Zahl auf einmal sichtbar war, und fragte, was die erste Zahl sei. „Fünf", sagte sie. „Und dann?" „Eins." „Und dann?" „Eins." „Und dann?" „Null." „Und dann?" „Sechs!" „Himmel — Sechs!" schrie Frank und sprang fünf Fuß hoch in die Luft. „Ja!" sagte Mrs. Naoni, „51,106!" Dann sah er in die Zeitung, sah auf die Depesche, wurde bleich wie Kreide, hielt die Hände vor die Augen und begann zu weinen. „Frank", schluchzte sie leise mit gebrochener

Digitized by Google

Stimme, „Frank, endlich iſt's zu uns gekommen!“ „Himmel Hergott!“ jubelte Frank, „es iſt gekommen. Das bedeutet für uns 15,000 Dollars. Halte mich feſt, oder ich fliege zur Decke!“ Aber er flog nicht zur Decke, ſondern er ging zur Bank und erhielt für ſein Los bare 15,000 Dollars.

Morgen reiſen Herr und Frau Naoni nach dem Oſten, um ihre alten Eltern zu beſuchen und dieſelben aus der dürftigſten Lage in ein ſchönes, freundliches Landhaus zu geleiten.

„Gehe hin und thue desgleichen.“

Und viele gehen infolge dieſer Annonce hin und kaufen ein Los, aber wenige haben Gelegenheit „desgleichen zu thun.“

Londoner Lotteriereklame zu Ende des vorigen Jahrhunderts.
(Nach einem alten Holzſchnitt.)

Digitized by Google

Wohlthätigkeitsvereine.

Wie ſich die militäriſche Organiſation, die Verleihung von Titeln und Auszeichnungen bei religiöſen Sekten, z. B. den Jeſuiten, den Tempelrittern und neuerdings der Heilsarmee bewährt hat, ſo hat ſie ſich auch bei einigen wohlthätigen Vereinen erprobt. Da iſt vor allem der „deutſche Reichsfechtſchulverein“ zu nennen, der dank dieſer militäriſchen Organiſation und der damit verbundenen Reklame ſo ſchöne Erfolge errungen hat. Die Vereinigung hat verſchiedene Grade der Mitgliedſchaft. Derjenige Fechtſchüler, welcher eine beſtimmte Zahl neuer Mitglieder wirbt, erhält den Titel und Rang eines Fechtmeiſters reſp. einer Fechtmeiſterin; wer dem Vereine eine weitere Zahl von Mitgliedern zuführt, erwirbt ſich den Titel Oberfechtmeiſter; Generalfechtmeiſter aber wird, wer die Beitrittserklärungen von 100 neuen Mitgliedern bringt. Dieſe verſchiedenen Grade werden durch beſondere äußerliche Abzeichen charakteriſiert, welche angelegt werden müſſen,

Ein Mitglied einer „Broom-Drill-Brigade“.

Digitized by Google

wenn die Vereine Festlichkeiten begehen, die ziemlich oft arrangiert werden, um das Streben in der Mitgliedschaft möglichst wach zu halten und den Namen des Fechtvereins weithin bekannt zu machen.

Eine ähnliche Organisation haben die seit circa 5 Jahren in Amerika bestehenden „Broom-Drill-Brigaden", die sich ausschließlich aus jungen Damen zusammensetzen. Alle Mitglieder einer „Brigade" tragen, wie die umstehende Illustration zeigt, militärische Uniform, führen hingegen anstatt des männermordenden Gewehres den viel unschuldigeren Kehrbesen (broom), anstatt der Patronentasche eine Kehrichtschaufel. Fleißig wird von diesen weiblichen Soldaten exerziert und lieben es dieselben, durch öffentliche Exerzitien den Konzerten oder geselligen Veranstaltungen von Wohlthätigkeitsvereinen größere Zugkraft zu verleihen.

Von amerikanischen Gesellschaften werden zum Zwecke der Wohlthätigkeit mitunter auch Veranstaltungen abenteuerlichster Art arrangiert, nur um durch die Abenteuerlichkeit des Unternehmens eine größere Menge zahlenden Publikums anzulocken. So wohnte Verfasser einmal einer sogenannten „Sheet- and Pillowcase Party" bei, wo sämtliche Teilnehmer in Betttüchern und Kopfkissenüberzügen erschienen, in diesem Kostüm auf Leiterwagen durch die Straßen fuhren und später auch einen Ball arrangierten.

Weitaus harmloser erscheinen dagegen die europäischen „Wohlthätigkeitsbazare", gelegentlich welcher, um die Zugkraft zu erhöhen, Damen der Aristokratie sowie berühmte Künstlerinnen als Blumenverkäuferinnen, Kellnerinnen, Wahrsagerinnen ꝛc. fungieren. „Protektorin" des Vereins ist in der Regel die Regentin des Landes. „Herausgegeben" wird von diesen Wohlthätigkeitsschönen prinzipiell nicht.

Handelt es sich um Wohlthätigkeitsvorstellungen in Theatern, so werden mitunter für Billete zu solchen Vorstellungen, vielfach um Reklame zu machen, horrende Preise gezahlt. Als kürzlich in Paris die Generalprobe zu der Oper „Patrie" stattfand, zahlten einzelne Personen für je einen Sitz ihrer Logen 1200 Franks, andere 1000 Franks, ohne aber am betreffenden Abende Anspruch auf die Sitze zu erheben.

In der englischen Stadt Spalding wurde kürzlich ein Bazar für einen wohlthätigen Zweck eröffnet, an dessen Erfüllung Mr. Gladstone, der bekannte englische Staatsmann, großen Anteil nahm. Um die Einnahme zu erhöhen, sandte er dem Komitee den Stamm eines mächtigen Baumes, den er selbst gefällt hatte. Das Holz wurde in kleine Stücke zerschnitten, welche sich zum Anfertigen von Bilderrahmen und ähnlichen Sachen eignen, und bald war der ganze Vorrat dieser „Reliquien" zu hohen Preisen an die Menge abgesetzt.

Ein Pariser Journalist, Mitarbeiter des „Figaro", seufzte kürzlich über die Zunahme der Wohlthätigkeitsdamen. Da sein Artikel einen interessanten Beleg dafür bietet, in welcher geschickten Weise diese Wohlthätigkeitsdamen Reklame zu

Digitized by Google

machen und ihre Opfer zu fangen verſtehen, ſo geben wir denſelben wortgetreu wieder.

„Jedes Land hat ſeine Geißel. Die Wüſte hat den Samum, Indien hat die Cholera, Rußland den Nihilismus, die Schweiz ihre Gaſtwirte, Italien die Malaria, Spanien ſein von Murillo verewigtes Ungeziefer, Konſtantinopel hat

Ball einer „Sheet- and Pillow-case Party“ in New-York.
(Nach einer amerikaniſchen Originalzeichnung.)

das Opium, England den Gin, Deutſchland die Sozialdemokratie, Frankreich ſeine Politiker und Paris — Paris hat die Wohlthätigkeitsdame.

Nun iſt es möglich, mit etwas Vorſicht und Geſchicklichkeit der Cholera zu entgehen oder auch wieder davon zu geneſen. Viele Leute haben in Rußland gelebt, ohne von den Nihiliſten beläſtigt worden zu ſein; mit Chinin kann man der Malaria zu Leibe gehen, mit perſiſchem Pulver den zudringlichen Inſekten, der Samum bläſt nicht immer, und wenn man nicht will, hat man es auch nicht nötig, ſich von den braven Schweizern das Fell über die Ohren ziehen zu laſſen.

5*

Digitized by Google

Wenn man nicht selber dazu neigt, braucht man keinen Gin zu trinken, und um der leidigen Politik aus dem Wege zu gehen, braucht man nur die Annoncenspalten der Zeitungen zu lesen und sich an den Vorzügen von Nestlé's Kindermehl und Jäger's Normal-Leibwäsche zu erbauen.

Aber weder mit Gewalt, noch mit List, noch mit Enthaltsamkeit vermag man der Wohlthätigkeitsdame zu entgehen.

An jedem Ort, sei es in der Kirche oder auf einem Ball, und zu jeder Zeit ist sie da, sucht sich ihre Opfer aus, bewacht sie, verfolgt sie, jeden Augenblick bereit, ihnen „das Geld oder das Leben" zuzurufen. Sie ist eine gewohnte Erscheinung in den Vorzimmern der Minister, wo sie es stets durchzusetzen weiß, eine Audienz zu erlangen, und in den Büreaus der Administration, wo sie von den Beamten wie den Chefs gefürchtet wird.

Die Wohlthätigkeitsdame genießt außerordentliche Vorrechte und Freiheiten. Ihr ist alles erlaubt. Sie übt ihre Industrie nicht nur in den Salons und an den Kirchthüren aus, sondern besucht die seltsamsten Orte und selbst das stille Heim des Junggesellen ist vor ihr nicht sicher. Der Zweck muß auch hier die Mittel heiligen.

Früher war es noch möglich, sie zu erkennen und sich also vor ihr zu hüten. Es war fast immer eine Dame mit weißem oder doch ergrauendem Haar, deren Toilette eine beinahe quäkerhafte Einfachheit aufwies. Ihr würdevolles Auftreten, ihre frömmelnden Manieren machten sie dem erfahrenen Auge schon von weitem erkenntlich, so daß man ihr bei Zeiten ausweichen oder eine bescheidene Opfergabe vorbereiten konnte.

Jetzt ist auch das anders geworden. Da sieht man zum Exempel vor sich auf dem Trottoir eine allerliebste kleine Blondine einhertrippeln, die mit der raffiniertesten Eleganz gekleidet ist und einen winzigen Seidenpinscher unter dem Arme trägt. Man folgt ihr nach und faßt endlich den Mut, ihr ein Kompliment zuzuflüstern, über das sie nicht gar zu entrüstet zu sein scheint. Dadurch ermutigt, geht man neben ihr her und knüpft eine Konversation an; die Dame lächelt zuerst — ein verteufelt bezauberndes Lächeln — endlich läßt sie sich herab zu antworten, und zwar mit Geist und Witz. Plötzlich bleibt sie vor einem stattlichen Hause stehen. Man ist angenehm überrascht. Der Tausend, die Eroberung, die man da gemacht hat, ist augenscheinlich nicht die erste beste. Inzwischen ist sie eingetreten und duldet es schweigend, daß der Verfolger ihr auch hier nachfolgt. Sie steigt eine teppichbedeckte, mit Pflanzen geschmückte Treppe empor, man steigt ihr nach mit lautlosen Schritten, deren Schall von dem dicken Teppich verschlungen wird. Sie öffnet eine Thür und ohne ein Wort zu sagen, nur immer lächelnd, geht sie auf eine Portière zu, schlägt die schweren Falten derselben zurück und ... plötzlich steht man hinter ihr an der Schwelle eines Gemaches, in dem ein zahlreicher Damenflor versammelt ist. Dieselben nähen voll Eifer an Hemdchen und Jäckchen für arme Kinder, während

Digitized by Google

eine von ihnen den neuesten Sensationsroman laut vorliest. Verwirrt, bestürzt, sucht man einen schleunigen Rückzug zu bewerkstelligen, allein ... zu spät! Schon ist die schöne Unbekannte, an deren Fersen man sich unklugerweise geheftet hat, ein paar Schritte vorgetreten und sagt mit graziöser Handbewegung und honigsüßer Stimme: „Meine Damen, ich stelle Ihnen einen neuen Gönner unseres Vereines vor, welcher persönlich seinen Beitrag zu überbringen wünschte."

Bei dieser unerwarteten Ansprache hält die Vorleserin plötzlich inne, gleichzeitig lassen die übrigen Damen ihre Arbeit in den Schoß sinken, und zwanzig Augenpaare richten sich neugierig auf den Unglücklichen, der wie ein Delinquent vor seinen Richtern steht, und zum Ueberfluß gibt es unter diesen Augenpaaren auch wohl noch eins, das ihn erkennt. Sofort ruft eine Stimme: „Herr X? Ach wie liebenswürdig von Ihnen! das wird Ihnen Glück bringen!" „Wer den Armen gibt, leihet dem Herrn!" zitiert die Präsidentin des Vereines salbungsvoll und hält einem zugleich mit einladender Miene den gestickten Samtbeutel hin, der zur Aufnahme der Sammlungen bestimmt ist.

Was thun? den Irrtum aufklären? gegen diese neue Art der Bauernfängerei protestieren? Ganz unmöglich! Es bleibt einem nichts anderes übrig, als den Inhalt seiner Börse in den gähnenden Schlund des Samtbeutels zu leeren und sich, wenn auch etwas spät, zu geloben, sich künftighin vor den niedlichen Blondinen in Acht zu nehmen, die einen Seidenpinscher auf dem Arme tragen."

Digitized by Google

Heiratsbüreaus und Verkuppelungs-Anstalten.

Wer sollte nicht eine reiche Heirat wünschen, zumal heute, wo die Existenz durch Ueberproduktion, geringe Kauflust und erdrückende Konkurrenz immer schwerer gemacht wird! Derjenigen, die durch eine reiche Heirat dem gesunkenen Stande ihres Geschäftes aufhelfen, sich selbstständig machen oder den Glanz ihres stark verblichenen Wappenschildes neu vergolden möchten, gibt es wie Sand am Meere, und so sind wir fest davon überzeugt, daß gar viele dem obigen Inserate, dem Lockruf, Beachtung schenken und an das General-Büreau der Anstalt „Amor" die Kleinigkeit von 20 Pfennigen senden, um die „reichen Heiratsvorschläge" entgegenzunehmen.

Um in den Besitz der notwendigen Unterlagen zu vorliegendem Kapitel zu gelangen und um die Geschäftspraktiken der Firma „Amor" herauszufinden, sandte auch Verfasser dieses Werkes seinen Obolus und erhielt darauf prompt ein „diskret verschlossenes Kouvert", welches zwar keine Heiratsvorschläge, sondern folgenden Inhalt hatte:

1) Autographiertes Schreiben der Firma „Amor" an den Suchenden, anhängend der „Prospektus" der Gesellschaft.
2) Ein Bogen in Großfolioformat, gefüllt mit ca. 100 Dank- und Anerkennungsschreiben solcher Personen, die angeblich durch Vermittelung des Büreaus „Amor" ihr Glück gefunden.
3) Ein blutroter Zettel, überdruckt: „Zur Beachtung".

In dem autographierten Schreiben teilt die Expedition zunächst mit, daß sie in der angenehmen Lage sei, den Suchenden mit vielen Damen aus allen Kreisen der Gesellschaft bekannt zu machen; zugleich wird mit dem Verweis auf den anhängenden Prospekt bekannt gegeben, daß die Expedition „durch Post-

Digitized by Google

nachnahme von 5 Mark, als Betrag für eine Nummer, in gut verschlossenem Kouvert die neueste Nummer des Anzeigers „Amor", enthaltend in seinem Verzeichnisse 250 **Damen aller Stände** mit bedeutendem und geringerem Vermögen, gesandt habe". Als Schlußsatz des langen, ziemlich inhaltslosen Schreibens werden Diejenigen „welche nicht ernstliche Absichten haben, eine Heirat einzugehen, gebeten, die Nachnahme nicht zu honorieren". Die unangenehme Enttäuschung mit den 5 Mark frappiert uns, halb zögern wir. Bevor diese einen halben Tag später aufgegebene Nachnahme präsentiert wird, haben wir aber sattsam Muße, den Prospekt der Firma „Amor" und die derselben gewidmeten Dank- und Anerkennungsschreiben zu prüfen. Da fällt uns am Kopfe des Prospektes zunächst folgendes Bildchen in die Augen:

Ist es nicht ein verlockendes Bildchen?

Wie sanft und engelrein erscheinen die lieblichen Gesichtchen mit den Taubenaugen, den schön geschwungenen Brauen, dem feinen Näschen und dem zierlichen Kirschenmund! Wie einfach und doch so schön fallen die reichen Locken hernieder, wie keusch und sittsam ist der Busen durch duftige Spitzen verhüllt! Wahre Prachtmädel müssen all diese lieben Geschöpfchen sein, und nun gar erst die prallen Geldsäcke: 300,000, 500,000 Mark — 3 Millionen! — 8 Millionen! — Herr des Lebens! wie mag bei diesem Anblick den armen Teufeln schwindlig werden, die sich als Diätare, als Schreiber oder kärglich besoldete Beamte im schweren Kampfe ums Dasein für ein paar Groschen täglich die Finger krumm schreiben müssen.

Noch voll von den Eindrücken des Bildes, überfliegt der Heiratslustige die fettgedruckte Versicherung, daß „Reellität und strengste Diskretion die Grundlagen

Digitized by Google

der Expedition des „Amor" seien und kommt nunmehr zum eigentlichen Prospektus. Derselbe hebt mit volltönenden Worten also an:

„Die Ehe ist die älteste und erste Einrichtung in der menschlichen Gesellschaft, denn sie ist die vernunftgemäße Form der Liebe, welche die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts bewirkt, und ist somit der vornehmste Stand auf Erden. Die Ehe ist das heiligste und engste Bündnis, welches Menschen unter sich auf Erden schließen können, sie ist die edelste Versüßung des Lebens — sie ist Gottes Werk! Alle Völker feiern deshalb auch mit Ehrfurcht die Stiftung der Ehe, allen ist sie und ihr Recht ein unantastbares Heiligtum. (sic!)

Daß aber dies Ziel, die Ehe, von so manchem Mann so schwer zu erreichen ist, findet nur allein seinen Grund darin, daß in den Kreisen, in welchen er sich bewegt, oder in dem Orte, wo derselbe wohnhaft ist, keine Damen vorhanden sind, welche den Anforderungen des Suchenden entsprechen. Andererseits verursacht (in größeren Städten) das Suchen nach passender Damenbekanntschaft oft viele Mühe, denn es ist keine leichte Aufgabe, gerade in solchen Familien einen Eingang zu finden, wo man das Ziel seiner Wünsche erreichen würde. In vielen Fällen ist es aber auch dem Herrn im Drange seiner täglichen Geschäfte nicht möglich, sich die Zeit nehmen zu können, um eine seinem Wunsche entsprechende Damenbekanntschaft zu suchen.

Noch schwerer und drückender werden aber die vorstehenden Mängel bei vielen Damen fühlbar, die nicht das Glück haben, an ihrem Wohnorte eine passende Herrenbekanntschaft zu machen, denn dieselben genießen nicht den Vorteil, sich in solcher Weise um eine Herrenbekanntschaft zu bemühen, wie es den Herren erlaubt ist und von denselben verlangt wird, denn die Gewohnheit des weiblichen Geschlechts verlangt streng, so lange zu warten, bis der Mann, welcher sich um ihre Hand bewirbt, kommt.

Um nun diesem Uebel, welches sich täglich in allen Kreisen der Gesellschaft beiderlei Geschlechts fühlbar macht, abzuhelfen und den davon betroffenen Damen, welche dem wichtigen Stadium, sich verehelichen zu wollen, nahe gerückt sind, in praktischer Weise zur Erreichung ihres Zieles behilflich zu sein, ist von der Expedition des „Amor" folgende Einrichtung getroffen worden:

Das unter der größten Diskretion geführte Damenverzeichnis des „Amor" weist stets eine sehr große Zahl Damen aller Stände unter den verschiedensten Verhältnissen, Ansprüchen und Wünschen, die behufs ihrer Verheiratung eine Herrenbekanntschaft suchen, nach, und kann dasselbe von Herren jeden Standes zur Erreichung einer passenden und günstigen Verheiratung benutzt werden; denn durch jahrelange Thätigkeit, sowie durch große Mühen und Unkosten für unsere Reporter, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in allen großen Städten Deutschlands erreichte die Expedition eine ausgedehnte Bekanntschaft in allen Kreisen der Gesellschaft. Infolgedessen wird dieselbe täglich aus allen Gegenden des

Digitized by Google

Deutschen Reichs, Oesterreichs und der Schweiz mit Aufträgen von heiratsfähigen Damen resp. von deren Eltern oder Vormündern von der höchsten Aristokratie bis zum Bürger-, Beamten- und Gewerbestand unter den verschiedensten Ansprüchen und Wünschen um Aufnahme im Damenverzeichnis des „Amor" behufs Erreichung einer Verehelichung ersucht.

Um aber jeden Auftrag, mit welchem die Expedition täglich in der vielseitigsten Weise aus allen Gegenden **von Seiten der Damen** resp. deren Angehörigen beehrt wird, prompt und gewissenhaft ausführen zu können, **hat dieselbe es einer jeden Dame, deren Eltern oder Vormündern zur Pflicht gemacht, ihr bei Auftragerteilung unter anderen folgende Fragen zu beantworten:**

1. Religion.
2. Alter.
3. Schlank oder mittelgroß.
4. Leben die Eltern noch und welche Stellung nehmen dieselben ein.
5. Wieviel Vermögen ist vorhanden.
6. Sind Erbschaften zu erwarten und ungefähr in welcher Höhe.
7. Witwen wollen anführen, ob Kinder vorhanden und wieviel.

u. s. w. u. s. w.

Nachdem uns die auftraggebende Dame ihre Verhältnisse bekannt gegeben hat, erfolgt die sofortige Aufnahme im Damenverzeichnisse des „Amor".

Unsere neueste Nummer des „Amor" enthält in seinem Damenverzeichnis 250 Damen mit bedeutendem und geringerem Vermögen, und wird Ihnen dasselbe sofort zur Einsicht und Auswahl zugesandt.

Ferner verpflichtet sich die Expedition, Sie mit sämtlichen Damen, die sich **täglich** bei derselben zur Aufnahme im Damenverzeichnis des „Amor" melden, bekannt zu machen und Ihnen solchen laufend mindestens alle 14 Tage ein Mal zur Einsicht zuzusenden.

Da nun alle Verhältnisse einer jeden Dame im Damenverzeichnis des „Amor" auf das Genaueste klargelegt sind, wird Ihnen dadurch die günstige Gelegenheit geboten, auf leichte Weise unter den vielen Damen eine Ihnen konvenierende Wahl zu treffen und alsdann mit der Auserwählten Ihre Verheiratung herbeizuführen.

Falls Sie also ernstlich gewillt sein sollten, Ihre Zukunft durch eine passende Verheiratung zu verbessern und glücklich zu gestalten, so wollen Sie nicht versäumen, die Damenverzeichnisse des „Amor", welche bei jedem Erscheinen sämtliche neuesten Damenanmeldungen enthalten, zu benutzen.

Für Mark 30 erfolgt die Zusendung der Damenverzeichnisse des „Amor" 13 Wochen hintereinander.

Für Mark 15 erfolgt die Zusendung der Damenverzeichnisse des „Amor" 6 Wochen hintereinander.

Digitized by Google

Für Mark 5 erfolgt die Zusendung der Damenverzeichnisse des „Amor" einmal.

Außer dem angeführten Betrag haben Sie an die Expedition des „Amor" vor der Verheiratung keine weiteren Zahlungen zu leisten, mögen dieselben einen Namen führen, welchen sie wollen.

Dagegen werden nach Ihrer Verheiratung freiwillige Honorierungen in jeder Höhe von der Expedition mit Dank angenommen.

Indem die Expedition Ihnen ihre außerordentlichen Leistungen behufs Erreichung einer passenden Verheiratung aufs Beste empfiehlt, deren Erfolg Sie überraschen wird, sieht dieselbe Ihrem weiteren Veranlassen recht bald entgegen und zeichnet

hochachtungsvoll

Die Expedition des „Amor".

Soweit der Prospekt!

Bis zum Eintreffen der Nachnahmesendung hat der also von der Reellität der Anstalt „Amor" Ueberzeugte noch Zeit, auch die Dankschreiben einzusehen, welche die Firma „Amor" von durch ihre Vermittelung glücklich Gewordenen erhielt. Diese Dankschreiben strotzen förmlich von Glück, nur erlaubt sich der Verfasser Dieses an dem Vorhandensein dieses Glückes, ja an dem Vorhandensein der angeblichen Schreiber überhaupt, zu zweifeln. Wer möchte das Vorhandensein konstatieren, wo in den betreffenden Schreiben Ortsangaben und Unterschriften vollständig fehlen, die Briefe vielmehr nur mit Anfangsbuchstaben unterzeichnet sind. Die Schreiben sind so übervoll von Glück und Dank, daß wir uns nicht versagen können, einige der angeblichen Briefe im Auszuge zu reproduzieren.

Amalie von B. schreibt an die Vorsteherin der Firma „Amor": „Da meine Verheiratung durch Ihre Fürsorge sehr schnell geschehen ist, was ich vor Auftragerteilung (so!) nie geglaubt hätte, so wollen Sie nun auch gefälligst für meine Schwester, welche auf mein Glück etwas neidisch geworden ist, wirken. Nach Abschluß ihrer Verheiratung werden wir Ihnen beide zusammen ein schönes Geschenk zukommen lassen. Es grüßt herzlich u. s. w."

Ein Fräulein L. J. meldet: „Geehrte Frau G.! Ihnen hierdurch zur Nachricht, daß ich mich soeben mit einem Landmann verlobt und schon in 14 Tagen (!) Hochzeit sein wird. Ich werde Sie meiner Freundin empfehlen, die auch gern auf diesem Wege Bekanntschaft machen will!"

Innerhalb 14 Tagen Verlobung und Hochzeit! Wer wagt da noch an der Vorzüglichkeit der Firma „Amor" zu zweifeln? Wo bleibt da die gesetzlich vorgeschriebene dreiwöchentliche Aufgebotsfrist?

Daß sie „höchst glücklich" geworden seien, melden auch Frau verw. Ida C., jetzt Frau Ida L., Fräulein Anna Sch., F. T. aus M. und viele andere; daß sie seit soundsovielen Tagen die glücklichsten Bräute seien, konstatieren gleichfalls

Digitized by Google

zahlreiche Damen und versprechen nicht wenige derselben nach ihrer Hochzeit ein ansehnliches Geschenk!

Fatal ist unserer Ansicht nur das, daß sich zufällig auf der vierten Seite der Sammlung der Anerkennungsschreiben folgende Briefe, nur durch einen anderen getrennt, beisammen finden.

Der erste ist datiert:

Barmen, 25. Januar 1885.

Liebe Frau G.!

Da ich durch meine Freundin, welche sehr glücklich verheiratet ist, heute erfahren habe, daß sie ein solches Ihrem Zuthun verdankt, so habe ich mich sofort entschlossen, auch Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen und bitte recht sehr, auch für mich zu wirken ꝛc. ꝛc. Ergebenst

Fräulein Emma von R.

Der zweite Brief lautet:

Sp., 4. Juli 1885.

Geschätzte Frau G.!

Da ich durch meinen Freund, welcher sehr glücklich und reich verheiratet ist, heute erfahren habe, daß er solches Ihrem Zuthun verdankt, so habe ich mich sofort entschlossen, auch Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen und bitte recht sehr, auch für mich zu wirken ꝛc. Ergebenst

Bruno W.

Trotzdem als Verfasser dieser aus zwei verschiedenen Orten gekommenen Briefe zwei verschiedene Personen, ein Fräulein und ein Männlein fungieren, kann man den Briefen eine wortgetreue Aehnlichkeit nicht absprechen. Hat hier der Zufall gespielt oder hat der angebliche Bruno W. etwa an Fräulein von R. ein Plagiat begangen, oder ist etwa Frau G., die Direktrice der Firma „Amor", so ungeschickt gewesen, die beiden augenscheinlich gefälschten Briefe in so unmittelbare Nachbarschaft zu einander zu bringen? Wir unsererseits gestatten uns, an die letztere Möglichkeit zu glauben.

Nicht jeder aber bemerkt diesen offenbaren „Lapsus" der hochlöblichen Direktion, nicht jeder schiebt auch der Firma „Amor", die mit so schönen Worten um sich zu werfen weiß, von vornherein schlechte, eigennützige Absichten unter, wird doch bei den Leichtgläubigen jeder Verdacht durch den Inhalt des der Sendung beigeschlossenen blutroten Zettels verwischt, der besagt, daß „von der neuesten Nummer des „Amor" (enthaltend in seinem Damenverzeichnis die im Prospekt angeführte Anzahl Damen) auch ein Exemplar an das **Königliche Polizei-Präsidium in Berlin** als Beleg zur Einsicht abgesandt worden, wodurch dem § 9 des Preßgesetzes vollständig genügt wurde."

Digitized by Google

Durch diese, der „besonderen Beachtung" empfohlene Notiz soll beim Leser der Glaube erweckt werden, daß das Blatt der Firma „Amor" von seiten des Königlichen Polizei-Präsidiums eine Revision bez. der Richtigkeit seines Inhaltes erleide, daß infolge dieser Revision dem Abonnenten der Zeitschrift gewissermaßen die größtmögliche Garantie für die Thatsächlichkeit des Inhaltes geboten sei. Nur wenige wissen, daß diese Vorstellung eine absolut irrige ist, daß sich die Revision der Behörde nur auf das Vorkommen von gegen die Obrigkeit oder gegen die Sittlichkeit verstoßenden Stellen erstreckt, nur wenige erkennen, daß die Firma „Amor" durch diesen roten Zettel das „Königliche Polizei-Präsidium" in falscher Weise als Referenz aufgibt, und so mögen, durch all diese fein abgefaßten Druckschriften und durch den Anblick des prächtigen Bildchens betäubt, gar viele trotz ihrer anfänglichen Enttäuschung die 5 Mark erlegen, wenn es an die Thüre klopft, der Postbote hereintritt und in dem „diskret verschlossenen Kouvert" das bereits sehnlichst erwartete „Damen-Verzeichnis" überreicht. Wie den armen Teufeln das Herz klopfen mag, wenn sie dies verhängnisvolle Kouvert, dessen Inhalt vielleicht den Weg zum Glücke, die Erlösung aus Sorge und Drangsal bedeutet, in Händen halten!

Sehen wir, was der Inhalt dieses Kouvertes ist:

Erstens: Nr. 24 des III. Jahrganges des „Amor", enthaltend ein Verzeichnis von 250 heiratslustigen Damen: viele Witwen, dem Alter nach zumeist höchst heiratsfähige Jungfrauen, sowie einige sehr reiche Damen, welch letztere aber merkwürdigerweise alle im Auslande, in Rußland, Ungarn oder Großbritannien leben. Ob sie wirklich leben, oder vielmehr nur eine papierene Scheinexistenz führen, ja Bauer, das ist ganz was anderes!

Nr. 1402, eine der reicheren Damen, besitzt 500,000 Mark, ist Fräulein, leider aber — bereits 1829 geboren und demnach gegenwärtig in dem ehrwürdigen Alter von 58 Jahren. Wer will?

Nr. 1500 ist 19 Jahre alt, hochfein erzogen und erfreut sich des Besitzes von 1 Million Rubel, hat außerdem, da die Mutter 4 Millionen besitzt, noch ein bedeutendes Erbe zu erwarten. Um diesen Paradiesvogel zu werben, sind aber nur wenige berufen, da der Betreffende Jude und zugleich von Adel sein muß! Zur Brautschau hätte er sich nach Rußland zu verfügen, wo gleichfalls Nr. 1572, Frau B., ihren Wohnsitz hat, die, eine Generalstochter, über 100,000 Mark disponiert.

Nr. 829 ist Witwe. Außer ihren 50 Jahren bringt sie dem glücklichen Bewerber, der nur von Adel sein darf, 300,000 Mark, zugleich aber auch drei Kinder in die Ehe.

Damit sind die Reichen und Vornehmen abgethan, das andere ist mehr oder weniger Mittelware, die man, will man schnell in Besitz von 75,000 Mark oder darunter gelangen, wohl oder übel mit in den Kauf nehmen muß.

Digitized by Google

Wünscht man sich mit einer dieser Damen in Verbindung zu setzen, so hat dies, da in dem Verzeichnisse nicht Adressen, sondern nur Nummern angegeben sind, durch Vermittelung des Büreaus zu geschehen, wie das Büreau aber bemerkt, „ist es des Anstandes (!!) wegen nur gestattet, daß Herren zur Erreichung ihrer Verheiratung nur mit einer von den im Anzeiger angekündigten Damen korrespondieren. Hat man von der auserwählten Dame innerhalb 10—14 Tagen keine Antwort erhalten, so konvenieren der Betreffenden die Verhältnisse des Suchenden nicht und reflektiert somit die Dame nicht auf denselben. Man kann sich alsdann mit einer anderen Dame in Verbindung setzen."

Daß inzwischen die Nummer des Anzeigers veraltet ist, kommt dem Büreau zu gute, da der Suchende für eine neue Liste wiederum 5 Mark zu erlegen hat, wenn er es nicht vorzieht, den Betrag gleich für 6 Wochen oder für ein Vierteljahr mit 30 Mark zu entrichten. —

Das zweite der den Inhalt des Kouvertes bildenden Drucksachen ist der „Damen-Korrespondent" des Büreaus „Amor", welcher Heirats-Gesuche von Herren enthält. Beigeschlossen ist eine Einladung, diesem „Korrespondenten" eine Anzeige zuzuwenden, für welche pro Zeile nur eine Mark zu entrichten sei. Der Erfolg werde dann sicherlich nicht ausbleiben. Angeblich wird dieser „Korrespondent" an heiratsfähige Damen jeden Standes, deren Eltern oder Vormünder aller Orte Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz gratis und franko verschickt; ob aber das Büreau sich diese Mühe und Kosten wirklich macht, steht freilich auf einem anderen Blatte.

Verfasser, welcher die „Wirksamkeit" des Büreaus „Amor" auch nach dieser Richtung hin erproben wollte, erhielt auf eine derartige Anzeige nicht eine einzige Zuschrift, obwohl das Gesuch absichtlich so überaus verlockend und verheißungsvoll abgefaßt war, daß sich, im Falle das Blatt wirklich an heiratslustige Schönen versendet worden wäre, solche „wie Fliegen um einen Honigtopf" hätten einstellen müssen.

Angenommen, der Heiratslustige versucht sein Heil mit einem solchen Inserate und zwar zum Betrage von 10 Mark, so hat er bereits ausgegeben:

1)	Porto für einen Brief an die Firma „Amor", Gesuch um Zusendung des Verzeichnisses, nebst 2 Marken zur Rückfrankatur	—.30 Mk.
2)	Nachnahmegebühr und Porto für den das Damenverzeichnis enthaltenden, unfrankierten Brief	5.60 „
3)	Brief an das Büreau, enthaltend Inseratauftgabe . . .	—.10 „
4)	Postanweisung über 10 Mark für die Insertion. . . .	10.20 „
	Summa:	16.20 Mk.

Für diese ihre 16 Mark 20 Pfennige haben die Suchenden absolut nichts wie einige Fetzen bedruckten wertlosen Papieres, alles andere haben die Heirats-

Digitized by Google

luſtigen, da die Expedition keinerlei perſönliche Vermittelungen übernimmt, ſelber zu beſorgen. Damit aber auch die Damen, denen in der Lockannonce des „Amor" koſtenfreie Vermittelung verheißen wird, nicht ungeſchoren davonkommen, wird denſelben für eine Aufnahme im Anzeiger pro Zeile oder deren Raum ein Satz von 40 Pfennigen angerechnet. Druck und Papier kommt die hochlöbliche Direktion des Heiratsbüreaus ſehr wenig, und ſo kann die Ausbeute dieſes Schwindelbüreaus kein anderes als ein höchſt lukratives ſein, da ja bekanntlich die Dummen nie alle werden. —

* * *

Eine junge Dame, impoſante Erſcheinung, Tochter eines Rittergutsbeſitzers, mit einem Vermögen von 500,000 Mark, wünſcht ſich an einen Großkaufmann, Offizier oder Gelehrten zu verheiraten. Näheres durch Frau Knetſche, Camelliengaſſe 11.

Die Perſpektive, Schwiegerſohn eines Rittergutsbeſitzers werden und zugleich in den Mitgenuß der Annehmlichkeiten treten zu können, die der Beſitz eines Vermögens von 500,000 Mark bietet, mag manchen verſchuldeten Leutnant, manchen armen Stubenhocker, dem die Litteratur noch nichts eingebracht, beſtimmen, ſich um den Goldfiſch „umzuthun".

Aber alle Anſtrengungen werden vergeblich bleiben, denn faſt ſämtliche Heiratsgeſuche, wo beſonders reiche Damen, Kavaliere, Reichsbarone, Großgrundbeſitzer ꝛc. entſprechende Partien ſuchen, ſind fingiert und werden von den Heiratsvermittlern erlaſſen, um Adreſſen heiratsluſtiger und ausbeutungsfähiger Perſonen zu erhalten, oder um für ihre Inſtitute, d. h. ihre Vermittelung Reklame zu machen.

In der Leipziger „Illuſtrierten Zeitung" ſpukte vor einigen Jahren ein Doktor Kaiſer in Paris, der Rue Richer 58 wohnte und eine „reiche Baronin" öffentlich ausbot. Er verlangte, daß der Jünger Hymens zur Brautſchau nach Paris reiſe oder 150 Thaler einſchicke, damit er, der Doktor, zur näheren Beſprechung nach Berlin kommen könne. Im Annoncenteil der „Voſſiſchen Zeitung" ſpielte ein angeblicher Oberamtmann Hennig eine Rolle, der eine „bildhübſche Gutsbeſitzerstochter" anpries. Auch hatte er angeblich zwei ſchöne Töchter eines früheren Fleiſchermeiſters und Hausbeſitzers aus der Friedrichſtraße in Berlin auf Lager. Zu Anfang dieſes Jahrzehntes beſtand in Berlin auch eine „Office for Marriages", die ihre Proſpekte zugleich mit einem Verzeichnis von 177 heiratsluſtigen Damen nach allen Gegenden Deutſchlands verſandte. Jede Anfrage über eine dieſer Damen, die ſelbſtverſtändlich nur Phantaſiegebilde, nur auf dem Papiere vorhanden waren, koſtete den Frageſteller 2 Mark, nachdem ſchon vorher

Digitized by Google

60 Mark Anzahlung gefordert wurden. Wandte sich irgend ein Einfaltspinsel und Vertrauensseliger mit einer Anfrage an das Büreau, z. B. über die Partie Nummer 85 — Rheinland, Fabrikbesitzerstochter, 22 Jahre, katholisch, Vermögen 850,000 Mark — so erfolgte als Antwort: „Leider seit drei Tagen verlobt; es bleibt Ihnen aber überlassen, gegen Einsendung von zwei Mark noch einmal anzufragen." Merkte der Einfaltspinsel inzwischen den Betrug nicht und opferte er nochmals 2 Mark, in der Hoffnung, eine erfreuliche Antwort zu erhalten, so kam darauf die Nachricht, daß die betreffende Dame „betrübenderweise plötzlich verstorben sei", welche Angabe durch eine beigefügte beliebige Todesanzeige bestätigt werden sollte. Die „Office for Marriages" war eine der unverschämtesten ihrer Art; in ihrem Verzeichnis figurierte unter Nr. 10 „eine bayrische Prinzeß, 24 Jahre alt, mit Vermögen von 700,000 Mark"; unter Nr. 71 „Süddeutschland, 20 Millionen Mark, davon 5 Millionen bar und 15 Millionen Erbe, Fabrikantentochter, 20 Jahre, evangelisch, für adelige Herren"; unter 110 „Süddeutschland, 21 Jahre, hochadelig, katholisch, mehrere Millionen (sic!) jährliche Rente" ꝛc. ꝛc. Im übrigen hieß es: „Partien mit weniger als 100,000 Mark sind weggelassen, weil diese sehr zahlreich vorhanden sind, und dann auch nach Provinzen geteilt, sich nur innerhalb bestimmter Grenzen verwenden lassen."

Mit solchen Reklamen locken diese modernen Verkuppelungsanstalten ihre Opfer an, die nun so lange in lästerlichster Weise angezapft werden, bis denselben von selbst die Augen aufgehen. Gelingt es einem solchen Schwindelgeschäfte wirklich einmal, ein paar Heiratskandidaten zusammen zu führen, so bedeutet der also geschlossene Bund für das junge Paar eine unabsehbare Kette von Unbequemlichkeiten, indem das Vermittelungsbüreau außer seiner Provision auch noch unablässig weitere Zahlungen zu erpressen sucht.

Leider findet das Treiben dieser gaunerischen Vermittelungsbüreaus durch die Presse den größten Vorschub, da sich nur wenige Zeitungsexpeditionen dazu entschließen können, die „kostbaren Inserate" dieser Kuppelanstalten zurückzuweisen. Auch die Polizei ist nicht in der Lage, erfolgreich gegen den Unfug einzuschreiten, da die Gesetzgebung nach dieser Richtung hin noch große Lücken auszufüllen hat. Schon im Jahre 1881 schlug der „Kulturkämpfer" vor, daß der § 181 des Strafgesetzbuches folgenden Zusatz erhalten möge: „Wer gewerbsmäßig die Vermittelung von Ehen betreibt, wird mit Geldbuße von 100 bis 3000 Mark bestraft. Im Wiederholungsfalle kann daneben auf Gefängnis von acht Tagen bis zu sechs Monaten erkannt werden."

Bis jetzt ist dieser Vorschlag leider ein frommer Wunsch geblieben, heute noch nicht kann die Justiz den Kuppelanstalten auf Grund der bestehenden Gesetzgebung etwas anhaben. Nur da erst ist sie in der Lage, einzugreifen, wo so offenbare und nichtswürdigen Betrügereien unterlaufen, wie sie z. B. in nachstehendem Falle verübt wurden.

Digitized by Google

Im Januar 1887 ſind in Paris zwei Frauen verhaftet worden, welche das Heiraten geſchäftsmäßig betrieben. In den Zeitungen war die Anzeige zu leſen: „Schöne Dame von 25 Jahren zu verheiraten. Mitgift 500,000 Frcs. Vermittler verbeten. Adreſſen poſtlagernd B. E." Von denjenigen, welche ſich meldeten, wählte nun Frau Lindſay, die ältere als „Mutter" fungierende Schwindlerin, denjenigen aus, welcher nachwies, daß er die größte Summe baren Geldes, Papiere und Wertſachen beſaß. Derſelbe wurde einer reizenden jungen Dame, Eveline, vorgeſtellt, welche auch nach dem anſtandsmäßigen kleinen Zögern in die Heirat einwilligte. Natürlich machte der glückliche Bräutigam der reichen Braut möglichſt reiche Geſchenke. Nach der Hochzeit ging Eveline bei der erſten Gelegenheit mit allen Wertſachen, Geldern und Wertpapieren durch, welche ſie im Hauſe ihres Gatten zuſammenraffen konnte. Dann erſchien ein ähnliches Heiratsgeſuch, jedoch mit anderer Mitgift und anderer Adreſſe in den Zeitungen und ein neuer Gimpel ließ ſich in derſelben Weiſe fangen. Da mehrere der Geprellten ſich an die Polizei wandten, kam dieſe endlich dem Treiben der beiden Schwindlerinnen auf die Spur. Eveline wurde verhaftet, als ſie in den Zug ſteigen wollte, um ſich mit einem neuen Bräutigam in England trauen zu laſſen. Die Mutter, welche ſtets einen engliſchen Namen führte, wußte immer einen Vorwand zu finden, um die Trauung in England ſtattfinden zu laſſen.

Digitized by Google

Hetären, Kurtisanen und Bettler.

Wie ein jeder Gewerbtreibende seine Reklame hat, so kann auch die Hetäre, die ein Geschäft aus ihrer Liebe macht, die Reklame nicht entbehren, auch sie sieht sich im Kampfe ums Dasein gezwungen, „anzubieten" und die Nachfrage herauszufordern.

Im alten Rom verkündete ein mächtiger, aus Stein gehauener und vor der Hausthüre aufgepflanzter Phallus dasselbe, was im fernen Westen Amerikas Aufschriften wie „Ines", „Nina", „Mary" an den dicht verhängten Fenstern kleiner Häuser besagen: „hier wohnen die Götter".

In Griechenland machten sich die besseren Hetären zu Priesterinnen der Wissenschaft und Kunst, sie machten ihr Heim so zu einem beliebten Rendezvousplatze von Gelehrten, Aristokraten, Künstlern und Staatsmännern, die hier fanden, was sie bei ihren rechtlichen Gemahlinnen zumeist vermißten: geistige Anregung, geistige Unterhaltung. Einzelne dieser Hetären, wie eine Aspasia, fesselten so die Blüte des männlichen Griechentums an ihren Triumphwagen und sind nicht ohne Einfluß auf die damalige Kunst, Litteratur und Politik geblieben.

Weniger ästhetisch betrieben ihr Gewerbe die Kurtisanen von Chaldäa und Alt-Babylon, die sich vor den Tempeln aufstellten und von denen Strabo und Herodot berichten, daß sie in derselben Weise die Aufmerksamkeit der Tempelbesucher auf sich zu lenken suchten, wie dies heute noch die Dirnen einiger afrikanischen Völker zu thun pflegen. Wird in Westafrika ein Mädchen heiratsfähig, so wird es in einer Hütte öffentlich ausgestellt, damit diejenigen, welche um eine vorübergehende Verbindung mit ihm durch einen nach der Dauer dieser Verbindung abgestuften Preis werben wollen, Gelegenheit dazu finden. Das Mädchen wird während dieser Zeit herausgeputzt und bemalt, und deshalb heißen jene Hütten Casas das tintas. Was nun das Mädchen für sich oder für seine Eltern erwirbt, gilt als ein ganz anständiger und rechtlicher Erwerb. Eine ähnliche, nur unseren Anschauungen angepaßte Reklame üben die Kurtisanen der modernen Großstädte, indem sie sich in den Fenstern ihrer Wohnungen bald in den geschmackvollsten, bald in den extravagantesten oder überfreien Anzügen zeigen, bald die Flamme ihrer großen feurigen Augen ausströmen lassen, bald ihre

Digitized by Google

Blicke in die Tauperlen des ſüßen Schmachtens tauchen. Wie ihre afrikaniſchen Kolleginnen den Farbentopf zu Hilfe nehmen, um ihre Reize, ihre Anzugskraft zu erhöhen, ſo ſuchen auch die Hetären der Großſtädte vermittelſt Schminkbüchſe, Haſenpfote und Puderquaſte ihren Reizen einen verlockenderen Zauber zu verleihen.

Bewegen ſich derartige Damen in der Oeffentlichkeit, auf den Straßen, ſo wiſſen ſie ſtets durch extravagante, überreiche Toiletten und durch freies Benehmen die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. In einigen größeren Städten, ſo namentlich in Berlin, fielen dieſe Prieſterinnen der Venus dadurch auf, daß ſie in oſtentativer Weiſe Muſikmappen an einem Bande trugen, auf welchen in Goldſchrift die Initialen ſowie die genaue Adreſſe der Trägerin groß und deutlich

Japaniſche Hetäre mit ihrer Begleitung.
(Nach einer japaniſchen Originalzeichnung.)

gedruckt ſtanden. Dieſe Art der Reklame nahm für eine Zeit lang in Berlin ſolche Dimenſionen an, daß eine anſtändige Dame überhaupt nicht mehr wagen durfte, mit einer Muſikmappe in der Hand die Straße zu betreten.

Die Kurtiſanen Japans ſind an einer größeren Zahl von Haarnadeln kenntlich. Der Kopfputz der japaniſchen Frauen beſteht aus einigen großen Bändern, welche durch zwei Nadeln zuſammengehalten werden. Mehrere Nadeln trägt nur die Kurtiſane, deren eine wir auf unſerer Illuſtration unter Vortritt eines Laternenträgers und in Begleitung ihrer beiden Zofen an einigen verblüfften Japaneſen vorüberſtolzieren ſehen. —

Auch in der allerunterſten Klaſſe der Menſchheit, in der Bettlerwelt, iſt die Reklame zu Hauſe. Ein ſeit uralten Zeiten beliebter Brauch der Bettler iſt es, ihre vielfältigen Leiden und Gebrechen öffentlich zur Schau zu ſtellen und durch dieſe Schauſtellung das Mitleid und die Almoſen der Vorübergehenden

Digitized by Google

Bettler vor der Kirchenthür im Mittelalter.
(Nach einem Stiche von Hans Burgkmair.)

zu erhaschen. Im Altertume und Mittelalter fand man derartige Unglückliche auf allen Märkten, an den Eingängen der Tempel, Moscheen und Kirchen, woselbst man sie auch heute noch, namentlich in südeuropäischen und orientalischen Städten, mit ihren Gebrechen paradieren sehen kann. Orientreisende berichten öfter, welch schauderhaften Anblick mitunter ein mit Aussatz oder Elephantiasis behafteter Mann gewähre, der, unbeweglich dasitzend wie ein Fakir und nur mit den Lippen wackelnd, mit seinen zerfressenen und verfaulten Gliedmaßen also Reklame für sein Gewerbe mache. Derartige Unglückliche sind, was man kaum für möglich halten sollte, die Beneideten in der Bettlerkaste, die Bevorzugten, Privilegierten, und je mehr einer körperlich verunstaltet und verstümmelt ist, desto größer ist die Aussicht auf ihm zufallende Almosen, desto mehr Neider hat er unter seinen Genossen.*)

Das alte Rom wimmelte von Bettlern, besonders hielten sich dieselben an den Tiberbrücken auf und an der Erhebung der Appischen Straße bei Aricia, wo die Wagen langsam fahren mußten. Eine besondere Art von Bettlern waren die Schiffbrüchigen, welche sich von einem Künstler eine möglichst ergreifende, in

*) Vergl. auch Huc, Das chinesische Reich II., S. 199. In den großen chinesischen Städten ist die Zahl der Armen entsetzlich. Man sieht sie in den Straßen herumlaufen, wobei sie ihre Mißbildungen, ihre ekelhaften Wunden und verrenkten Glieder zeigen, um Mitleid zu erregen.

6*

schreienden Farben gemalte Darstellung ihres Schicksals auf einem Brett anbringen ließen, um damit das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen und so „durch einen gemalten Sturm", unterstützt von wortreicher, südlich lebendiger Schilderung, „das Leben zu fristen". Mitunter mochte ein solches Aushängeschild auch ohne vorhergegangenen Schiffbruch angewendet werden.*) Wie sehr diese Bettler zu dem Lärm der antiken Weltstadt beitrugen, geht aus einer Klage Juvenals hervor: „Morgens hat man keine Ruhe vor dem Geschrei der Schulmeister, bei Nacht vor dem Lärm der Bäcker und den ganzen Tag nicht vor dem Gehämmer der Schmiede und Schlosser. Von der einen Seite tönt einem das wilde Geschrei der Bellonapriester und Isisprozessionen ins Ohr, von der anderen Seite her schallt der Ruf eines „Schiffbrüchigen" oder eines jüdischen Steifbettlers, oder eines Menschen, der mit Schwefelfaden hausiert. Ein Seekalb muß da wach werden." —

In unseren modernen Großstädten begegnet man zuweilen, unter einem Thorweg zusammengekauert oder an der Ecke eines öden Platzes, einer Frau von leidendem Aussehen, auf ihren Armen ein Kind und noch von fünf oder sechs anderen umgeben, die sich alle in einem Abstande von einem Jahre zu folgen scheinen. Die Frau bettelt eigentlich nicht, sie spricht niemanden um eine Gabe an; aber ihr Blick, den sie auf den Vorübergehenden erhebt, spricht so von Schmerzen und verborgenen Leiden, ihre Stimme ist so zitternd, daß man nicht anders kann als in die Tasche greifen und der armen Mutter ein Geldstück zuwerfen. Ihr Zustand dringt bis auf den Grund des Herzens.

Indes der Skeptiker will solchem Elend auf den Grund gehen, er versteckt sich und sieht zu, was weiter aus der armen Mutter wird, und erfährt leider nichts Gutes. Diese arme Mutter mit dem jammervollen Blick hat gar keine Kinder; die improvisierte Familie, mit der sie sich umgibt, besteht aus kleinen Wesen, welche sie von Eltern gemietet hat, die noch zehnmal ärmer sind als sie. Die Kinder werden für zehn, fünfzehn Pfennige täglich abgemietet; für Krüppel werden höhere Preise bezahlt, und zahlreiche Fälle sind entdeckt worden, wo Eltern ihre Kinder absichtlich verkrüppelten, um so durch diese Krüppel höhere Einnahmen an Bettelpfennigen und Almosen zu erzielen. Derartige Vorkommnisse, die namentlich in Italien sehr häufig nachgewiesen sind, wurden mehrfach durch gerichtliche Verhandlungen aufgedeckt. Mitunter auch zieht die „Schickse", wie in der Sprache der Bettler diese weiblichen Vagabundinnen genannt werden, mit ihren „Sprößlingen" über Land, um die Dörfer und Bauernhöfe abzufechten und auf die Mildthätigkeit der Landbevölkerung zu spekulieren.

Hat es die „Schickse" während ihrer Laufbahn nicht selbst zu einem oder mehreren Kindern gebracht, so werden von einigen bekannten Familien zwei

*) Bender, Rom und römisches Leben im Altertum, S. 105.

Digitized by Google

Kinder für den Tag geborgt, da es für sie gewinnbringender ist, wenn sie so ein „paar vaterlose Waisen" mit sich herumschleppt. Natürlich hat sie sich unter den bedauernswerten Kindern gerade die ausgesucht, welche am kränklichsten und schwächlichsten aussehen.

Das Tagewerk einer derartigen „Schickse", die zumeist unter dem Schutze eines mit ihr reisenden männlichen Zuhälters steht, der sich von seiner Geliebten mit ernähren läßt, schildert Rocholl in seinem interessanten Werkchen „Dunkle Bilder aus dem Wanderleben" wie folgt: „So sehen wir denn die brave Familie — Hannes, Liese und die beiden armen Würmchen — dem nächsten größeren Dorf zusteuern. Aus Geschäftsrücksichten, damit der Weg schneller zurückgelegt werde, hat Hannes das größere der schwächlichen Mädchen auf den Arm genommen und schreitet mit seiner robusten Gefährtin, welche das kleinere Kind umgewickelt trägt, frisch drauf los. Vor dem umfangreichen, vielversprechenden Dorf angekommen, welches in seiner ländlichen Ruhe idyllisch daliegt, begibt sich Liese, nachdem Hannes mit den Kindern kurz vorher Halt gemacht hat, in das nächste Haus, um auszukundschaften, wie es mit dem dieses Dorf besuchenden Landgensdarmen steht, ob derselbe etwa heute zu erwarten ist. Sie erfährt zu ihrer Beruhigung, daß der Gefürchtete erst vor einigen Tagen dagewesen, also die Luft für heute rein ist. Hannes übergibt ihr dann die beiden Kleinen, und nun beginnt sie ihr alltägliches Gewerbe, an welchem sie wegen der steten guten Erfolge nachgerade Vergnügen gefunden hat. Hannes hingegen ruht draußen abseits der Straße im Grase. Er selbst darf beileibe nicht mit seiner Schickse zusammen betteln gehen, falls er nicht ein wirkliches oder wenigstens täuschend nachgeahmtes Gebrechen aufweisen kann. Solche Täuschung vorzunehmen, ist ihm aber zu unbequem.

Liese schreitet mit ihren Anhängseln über den Hof und weiß ihre Rolle, die einer „trostlos bekümmerten Familienmutter", durchaus festzuhalten und durchzuführen. Von Gram gebeugt, kummervollen Antlitzes und thränenvollen Blicks tritt sie ein mit dem Tragkorb auf dem Rücken, „ihr Jüngstes", in Tücher eingewickelt auf dem Arm, mit „ihrem" anderen Kindchen an der Seite, das (ebenfalls einstudiert) sich scheu an ihren Rock festklammert, nach Kinderart einen Finger in den Mund geschoben hat und ein recht kläglich schüchternes Gesicht schneidet.

Sie befinden sich jetzt auf der breiten, tief nach hinten sich erstreckenden Diele des Bauernhauses. Wohlstand, Sauberkeit und Ordnung blicken aus allen Ecken. Das Haus ist von außen und innen altväterisch solid; von altem Schrot und Korn sind aber auch seine Bewohner, von denen sich der weibliche Teil jetzt gerade beim Herde aufhält. Hier sitzt nach alter Sitte die werkthätige Hausfrau mit ihrem schneeweißen Häubchen — ein Zug von echter Mildthätigkeit liegt in ihrem Gesichte — mitten unter ihrem Gesinde, bestehend aus vier handfesten Mägden. Auch ein paar halberwachsene, gesunde, rotbäckige Töchter sitzen

Digitized by Google

mit dabei, und sie, die Bäuerin, hilft gleich den anderen mit um die Wette beim Gemüseputzen und Kartoffelschälen.

Liese tritt, indem sie sich fortwährend mit ihrer Schürze über die nassen Augen fährt, näher an die aufblickenden Bewohner des Hofes heran. Ein kurzer verstohlener Blick ihrerseits in das Gesicht der Bauerfrau und sie weiß im Augenblick Bescheid, daß hier etwas zu machen ist. — Die Frau ist gut, sagt sie sich, hier ist etwas extra zu holen; nu mal feste loslegen! — Hausfrau, Töchter und Gesinde lassen jetzt die flink arbeitenden Hände ruhen und sehen mit wachsender Teilnahme auf die an sie herantretende arme, weinende Frau und ihre beiden blassen, dürftigen Kinderchen. — „Gott zum Gruß!" beginnt Liese in bescheidenem Tone, „christliche Hnslüt, hebbt Se Erbarmen mit ene ganz arme Fro, de sick for ehren verunglückten Mann een Stück Brot von wehleidige Christenminschen tosamenholen mutt!" Liese weint herzbrechend, und das kleine Mädchen an ihrer Seite, von ihr heimlich angestoßen, beginnt auch leise zu schluchzen und sich die Augen wie auch die ebenfalls in Thätigkeit versetzte Nase mit dem Aermel zu wischen. — „Ach, du leiwer Gott, wat is denn ehr'n Mann passeert?" fragt ganz bestürzt die grundbrave Bauersfrau, während sich auch auf den Gesichtern ihres weiblichen Anhanges aufrichtiges Mitleid zeigt. — „Min goden, goden Mann — de' is Timmermann von Profeschion", fährt Liese stockend fort, — „un hett gode Arbeit hat, wo se in Dillingen, dor in't Hannoversche, de Kerk boot hebbt, dor is he — vor — vor söstein Wäken" (ein Weinkrampf unterbricht für eine Weile ihre schreckliche Trauerpost) — „dor is he bi de Arbeit von ganz bowen raff fullen, un — un o Gott, o Gott! — un nu liggt he ganz stief dor, kann sick nich röhren un kann ok nich lewen un nich starwen." — „Und de Dokters har'n nich helpen künnt?" fragt teilnehmend die Bäuerin. „Ach de Dokters, datt is jo datt Malör, de hebbt'n jo ierst so wiet brocht, datt he sick nich mehr rappeln kann. Datt het mi de Schophirt von Duderstadt seggt un de kloke Fro von dor; de hebbt seggt, wenn ick se gliks holt harr, dann würe mine gode Mann all fine to Weg. Un nu — nu hebbt wi use Geld all verdoktert un bi de Awthekers drogen moßt, un noch vier lütte Kinners sind ok noch tu Hus, un de Betten hebbt wi all verkopen moßt, blot min'n armen Mann sin't nich; nu slopt wi all upp'n poor Halm Stroh! Un ick sülm, ick hebb von düsse Tid af, wo se min'n Mann mi starwenskrank in's Hus brocht hebbt, ick hebb de fallende Sucht krägen, männichsmol twe, dre Mol för'n Dag, un kann nix verdeinen, denn de Lüt willt mi for datt nich in Arbeit beholen. — Ach Gott, ick armet Wif, watt fang ick nu an! Un min jungste Deern hier is ok so krank un swack, de hett den Schreikrampf; ach Gott, ach Gott, jetzt geit grod wedder los! Min söt Deere, swieg man still!" — Aber das arme Würmchen, von der zärtlich es herzenden Mutter heimlich in das zarte Fleisch der schwachen Beinchen gekniffen, schreit erbärmlich auf, windet sich hin und her auf dem fest um-

Digitized by Google

schließenden Arm und schlägt in seiner Hilflosigkeit mit den Aermchen um sich. Jetzt kommt auch das andere Mädchen, von einem Blick der Liese aufgefordert, an die Bäuerin heran, klappt kindlich bittend in die kleinen Hände und sagt das eingelernte Verschen her:

„Habt Erbarmen, habt Erbarmen,
Christenleut, mit unsrer Not!
Schon seit lange fehlt uns Armen,
Ach, das kleinste Stückchen Brot!"

Das sind ja ganz entsetzliche Schicksalsschläge, die den einfachen Bauersleuten hier in so überzeugender Weise vorgeführt werden, daß bei diesen nicht der geringste Zweifel aufsteigt. Die still weinende, bekümmerte Frau und ihre beiden dürftigen, kränklichen Kinder, welch letzteren man Not und Hunger deutlich genug ansehen kann, sind doch recht schlimm daran. Alle sind sie, wenn auch ärmlich, so doch nach Kräften reinlich und sauber angezogen. —

Zwar wird die Liese mit ihren Kindern nun von der Bäuerin herzlich eingeladen, zum Mittagessen da zu bleiben, damit die drei sich mal ordentlich sattessen könnten, aber Frau Liese (das paßt ihr nicht, da könnte unterdessen ihr Zuhälter, der Hannes, da draußen womöglich weglaufen) hat, wie sie sagt, noch eine alte „Base" in einem mehrere Stunden entfernten Dorfe, zu der sie gern heute noch gehen möchte, und das, fügt sie hinzu, sei doch noch ein böser Weg, zumal sie mit den Kindern doch auch nicht so rasch vorwärts kommen könne. —

Nun, sie hat ja so recht! — Aber für einen ordentlichen Imbiß und „n' lütt bäten söte Melk for de Kinners" muß noch Zeit sein. — De arme lüttge Deern, de dor'n poor Stunne bianlopen schall, — wo schall de datt woll utholen, denkt die Bäuerin, de möt alle ierst duchtig watt in de Knoken kriegen! —

Die arme „Familie" muß an dem Eßtisch am Fenster Platz nehmen. Liese setzt sich dort ganz erschöpft und vergrämt nieder und drückt ihre Kinderchen in überströmender Mutterzärtlichkeit wechselweise ans Herz, dabei allerhand „wirksame" Redensarten von tausendfacher Wiedervergeltung, von Segen über Haus und Hof und Feld und Vieh in bunter Reihenfolge vom Stapel lassend. Dergleichen Segenswünsche hören die frommen Bauersleute, wie sie wohl weiß, besonders gern. — Der Befehl der herzensguten Bäuerin jagt das Gesinde nach Brot und Milch und dem nötigen Geschirr, die Töchter laufen nach der Räucherkammer und nach der Butter, und sie selbst geht in die Stube nach dem Leinenschrank. — Du leiwer Gott, upp dat blanke Stroh möt de armen Kinners slopen! Un hier liggt jo allerhand Linnen, watt man grode nich nöhbig hett. — Datt mutt jo anners weern! — Ein starkes Bündel, echtes gutes Bauernleinen enthaltend, ein paar Frauen- und Mannshemden und etliche Paar Strümpfe, zwar gebraucht, aber noch gut und dauerhaft, bringt die Bäuerin nun herbei und legt das alles der armen, von Schicksalsschlägen verfolgten Frau ohne Umstände in den fast leeren Korb, worauf die Beglückte in helle Dankestränen

Digitized by Google

ausbricht, und das größere der beiden Kinder einmal ums andere ausruft: „O du liebe, liebe Tante!“ Das weibliche Kleeblatt labt und stärkt sich nun an der unterdessen herbeigebrachten guten fetten Milch; auch Zwieback und Bauernkuchen vom letzten Sonntag her finden sich im Schrank noch vor und werden mit aufgetischt. Was von Zwieback und Kuchen nicht aufgegessen wird — und es bleibt noch eine stattliche Portion übrig — wandert ebenfalls in den Korb. Die Töchter des Hauses bringen herbei, was die Bäuerin an Speck, Wurst und Rauchfleisch in großen Portionen abgeschnitten hat, und Liese ist wie von Sinnen. Sie weiß sich (getreu ihrer Rolle) vor Freuden nicht zu fassen, hascht der Bauersfrau nach der Hand und küßt ihr dieselbe, infolgedessen die mitleidige Spenderin ordentlich erschrickt und mit flüchtigem Erröten der Verlegenheit schnell die Hand zurückzieht. Und nun wird noch ein bischen des Weiteren erzählt und gejammert und dabei geschickt eingeflochten, wie dem zu Schaden gekommenen Mann daheim ein Gläschen Wein oder sonst etwas Stärkendes wohl thun würde; aber, du lieber Gott im Himmel droben, das, was man aufbieten kann, langt ja kaum zu einem Bissen Brot, geschweige denn zur Anschaffung von Wein. Und während des langen, segensspruchreichen Abschiedes (kurz vorher war die Bäuerin noch auf ein Weilchen verschwunden gewesen, und auch deren Töchter waren gleichzeitig auf einige Minuten unsichtbar geworden; Liese wußte ganz genau, was das zu bedeuten hatte) drückt die wohlthätige Hausfrau der Bettlerin ein schweres, in Papier gewickeltes Etwas (Geld für Wein) in die Hand, zu welcher Gabe auch die beiden, von echtem Mitleid ergriffenen Töchter aus ihren Sparbüchsen beigesteuert haben, und nach einem nochmaligen Dankesausbruch zieht nun die arme, liebe, so unglückliche, aber jetzt doch etwas getröstete und reich beschenkte „Zimmermannsfamilie“ endlich vom Hofe. —

Liese hütet sich gar wohl, beim Verlassen des Hofes ihr wirkliches, durchaus kein Mitleid erweckendes Gesicht, wenn auch nur für kurze Zeit, wieder aufzustecken, im Gegenteil, auf ihrer Fahrt durchs ganze Dorf hält sie ihre Kummerfalten konsequent fest. Und so holt sie einen „ganzen Berg“ guter Sachen zusammen; vorzüglich sieht sie auf Leinwand, Speck, Eier, Butter, Fleisch und ähnliche gute Sachen, die sich auf der „Penne“, der Herberge, wieder leicht für gutes Geld an den Mann bringen lassen. Natürlich fällt auch noch nebenbei etwas Nickel und Silber mit ab. Schwerbeladen kommt Liese endlich an den mit Hannes verabredeten Rendezvousplatz, etwas abseits von der Straße gelegen. Hinter Buschwerk im hohen Grase, sodaß sie ihn beinahe nicht gefunden hätte, liegt der alte lange Schlagtodt süß entschlummert der Länge nach im schönen Morgensonnenschein. Seine Flasche liegt geleert neben ihm. Bevor Liese ihn weckt, schickt sie das größere „ihrer“ Mädchen ins Dorf zurück mit der Flasche des Hannes, damit das Kind vom nächsten Krämer erst noch einen „Schluck“ hole. Nachdem das Kind fort ist, setzt Liese ihren Korb ab und legt das bisher getragene Kind ins Gras. Dann nähert sie sich Hannes mit begehrlichem Blicke

Digitized by Google

und, sich zu ihm herabbeugend, singt sie ihm leise (aber doch so laut, daß er erwachen muß) ins Ohr: „Rinaldini! Rinaldini, wache auf!“ — —

Zwei ähnlich interessante Geschichten aus der geheimen Geschäftswelt von New-York und London veröffentlichte vor längeren Jahren die „Gartenlaube“. Wir beschränken uns darauf, eine davon unsern Lesern mitzuteilen.

„Ein schöner Morgen in der Mitte der Badesaison. Hotel zweiter Klasse in Margate, dem nächsten, populärsten oder vielmehr plebejesten See-Badeorte der Londoner Familien, die in Stand und Kasse den höchsten unter den niederen, oder den niedrigsten unter den höheren Ständen bilden: kleinere Groß-Kaufleute, größere Kleinhändler oder Shopkeepers, auch wohlhabend gewordene Arbeiter- oder ärmer gewordene reiche Familien, Künstler und Schriftsteller dritter Klasse, Eltern mit zu viel heiratsfähigen Töchtern, anständige Junggesellen, denen es an Damengesellschaft fehlt, und so Summa Summarum eine Art Heiratsbüreau am Strande des Meeres. In dem Hotel zweiter Klasse sitzen eine große Menge junger Damen, denen es bisher an der nötigen Herrenbekanntschaft fehlt, so daß sie alle noch hoffen und sich über die Schwestern moquieren, die bereits ihren Mann gefunden.

An diesem schönen Septembermorgen hatte Laura ihren Mann gefunden: Mr. Thomson. Welche Aufregung, welches Kritisieren, welche Konjekturen unter den getäuschten, sitzengebliebenen Damen!

Kaum vor einer Woche waren Mr. Thomson und sein aristokratischer Freund Fortescue angekommen, und schon war alles vorbei, denn niemand hatte einen Augenblick geglaubt, daß der aristokratische Freund auch mit Heiratsgedanken umgehe. Die Art von Menschen, zu welcher Fortescue gehörte, war zu sehr bekannt, als daß sich eine Dame auf ihn hätte Hoffnung machen sollen. Diese Zugvögel, die bald hier, bald da herunterkommen, um hier ein Hippchen, dort ein Häppchen aufzupicken, und dann rasch, wie sie kommen, fortfliegen, diese Kuckucks von einzelnen Herren ohne ein eigenes Nest sind zu bekannt und kenntlich, als daß Mütter oder Töchter je auf einen solchen fahnden sollten. Aber Mr. Thomson, der geheimnisvolle, simple Mr. Thomson, ließ schon am ersten Tage keinen Zweifel mehr übrig, daß es ihm lediglich und ganz geschäftsmäßig um eine Frau zu thun sei. Er war schweigsam, formell und steif, dick und stark, ein Gefangener in seinen Feiertagskleidern, befangen und auf eine etwas ungeschickte Weise vornehm thuend, also ein Kaufmann aus der City. Auch hielt man ihn sofort für reich und deshalb für einen Gentleman, obgleich manches Gemeine an ihm, namentlich ein unheimliches, nervöses Zwinkern mit den Augen, sehr für das Gegenteil sprach. Wie konnte er unter diesen Umständen so schnell eine Braut finden? und noch dazu eine der schönsten und geistreichsten? Fortescue, der Aristokrat, war der Zauberer. Wenn bei Tische, am Strande, auf Spaziergängen ein Lord oder Bischof oder Millionär genannt ward, pflegte er zu bemerken: „Ich kenne ihn nicht, aber mein Freund Thomson hat seine Bekanntschaft gemacht,

Digitized by Google

glaub' ich", ohne dabei den Freund Thomson, dicht neben ihm, zu fragen. Zuweilen spielte er auch auf Freund Thomson's Privatresidenz, dessen Besitzungen und Kunstschätze an, ohne sich auf bestimmte Angaben einzulassen. Bemerkte man auf Spaziergängen eine seltene Blume, warf der Aristokrat Fortescue wie bei Seite die Frage hin: „Thomson, Sie haben ja wohl ein Dutzend Varietäten davon in Ihrem Gewächshause?", ohne daß Thomson deutlich antwortete.

So wurde Thomson, der dicke, gemeine, steife Thomson berühmt gemacht und zu einer beneidenswerten Partie erhoben. Die Damen und „zahlreichen Familienväter" vollendeten, was noch fehlte, ganz nach dem üblichen System günstiger Vorurteile. Seine Steifheit war Würde, seine Unbeholfenheit Bescheidenheit, seine Schweigsamkeit vornehme Zurückhaltung, sein Augenzwinkern versteckter Witz und Humor. Zwar blieben noch manche bedeutende Zweifel und Mysterien, aber das erhöhte den Reiz nur. Aus den halben Andeutungen und geheimnisvollen Anspielungen des Aristokraten Fortescue reimten sich scharfsinnige Tanten und Mütter folgende Schlüsse zusammen: Thomson hat ein Engrosgeschäft in der City, eine Villa, eine Residenz mit Garten, Treibhaus, Weinkeller u. s. w. in einer reichen, heiteren Vorstadt, wie jeder City-Kaufmann, als solcher 800 bis 1000 Pfund jährliches Einkommen, wenn nicht mehr, und ist willens, sich hier eine Lebensgefährtin zu wählen. — Niemand hatte je eine bestimmte Versicherung für diese ermittelten Thatsachen vernommen, aber die Badegesellschaft war darüber einig. Zweifel galt für Verleumdung. Die seltsamen Winke und Andeutungen des Aristokraten Fortescue waren zu festen Mauern der Ueberzeugung geworden.

Mr. Thomson hatte von nun an blos noch die Wahl. Die jungen Damen waren immer in seiner Nähe, und die älteren in schrecklicher Nähe der Dreißig (darunter und darüber) drängten sich nicht selten einander thatsächlich zurück, um Mr. Thomsons Rat und Entscheidung über wichtige Tagesfragen einzuholen. Der Kampf wütete mehrere Tage zweifelhaft, bis er endlich plötzlich entschieden und entschlossen war. Laura Crompton, die beste Sängerin und schönste Sirene der Badegesellschaft, eine der fünf Töchter eines simplen Mr. Crompton, war eines Morgens plötzlich seine Braut. Niemand wußte, wie's gekommen war, niemand erfuhr es, da Mr. Crompton mit Familie und Schwiegersohn schon am Tage nach der Verlobung abreiste. Auch der Aristokrat Fortescue war verschwunden.

Genaue Nachfragen der Zurückbleibenden ergaben, daß die Hochzeit schon nach vierzehn Tagen gefeiert werden sollte. Liebe aus Badeorten ist Treibhauspflanze, nicht stark genug, lange Wind und Wetter im Freien zu ertragen. Und so kniete das Liebespaar an einem trüben Oktobermorgen vor dem Altare einer Kirche, um sich durch das unlösliche Band der Ehe aneinander zu fesseln, „bis der Tod sie scheide". Diese Zwei, mühsam sich überredend, daß sie nun Eins seien, fuhren, beneidet von ledigen Dienstmädchen und alten Jungfern, umjubelt

Digitized by Google

von Neugierigen und im Gefolge der Familie Crompton und ihrer Angehörigen, aus der Kirche zum Hochzeitsschmause, wo Mr. Thomson in feurigen Reden gepriesen und das von Gott vereinte Paar mit Glückwünschen überschüttet ward. Es folgte die übliche englische „Honigmondreise", die aber der eifrige City-Kaufmann auf vierzehn Tage abkürzte, weil er nicht länger im Geschäft entbehrlich sei. Der noch übrige Honig mußte in der Villa des reichen Kaufmanns, draußen im Westen von London, Kensington, genossen werden. Die Villa war reizend mit ihren neuen Meubles und Ornamenten und Ziergärtchen rings herum. Die junge Frau hielt sich für glücklich. Es fehlte ihr an nichts. Der Mann ging, wie jeder große Geschäftsmann Londons, um zehn Uhr ins Geschäft, kam gegen sechs Uhr wieder, aß und trank gut, wurde immer liebenswürdiger und mitteilender und spielte den generösen Wirt gegen alle ihre Verwandten. Aber wo blieben die Seinigen? Der zärtliche Gatte wußte Fragen nach seinen Angehörigen und seinen Geschäftsangelegenheiten stets auf geschickte und liebenswürdige Weise auszuweichen. Dies spannte freilich ihre Neugierde um so höher. Außerdem fühlte sie mit der Zeit ein Recht, in diese Geheimnisse eingeweiht zu werden. Sie war öfter in Verlegenheit gekommen, wenn sie nach den persönlichen und Geschäftsverhältnissen ihres leiblichen Gatten gefragt worden.

Nach drei Monaten konnte sie diese Ungewißheit nicht mehr ertragen. Sie beschloß, selber Forschungen anzustellen, um zunächst wenigstens zu ermitteln, wo und welcher Art das Geschäft ihres Mannes sei. Als sie eines Morgens von ihm für den Tag heiter Abschied genommen, hüllte sie sich, sobald er die Thür geschlossen und gegangen, in einen dicken Shawl und folgte ihm so, daß sie fern genug blieb und ihn doch stets in den Augen behielt. In Piccadilly und besonders am Strand wurde das Gedränge von Wagen und Menschen so arg, daß sie öfter in Gefahr kam, seine Spur zu verlieren. Aber sie hielt ihn fest. Nur als er am Strand die merkwürdigsten Manöver begann, bald stehen blieb, bald vorwärts schoß, bald scheu um sich sah, durch Wagengedränge auf die andere Seite flüchtete, dann wieder herüber u. s. w., wurde es ihr peinlich Angst ums Herz, teils vor Entdeckung ihres Planes, teils vor dem Geschäft ihres Mannes. Ein dunkles, aber sicheres Gefühl sagte ihr, daß ihr Mann kein respektables Geschäft treiben könne.

Endlich schoß er rasch in eine der engen, zum Teil verrufenen Nebenstraßen, die vom Strand nach der Themse und in die „Adelphibogen" hinunterführen, und verschwand mit einem unheimlichen Sprunge durch die offene Thür eines kleinen, schmutzigen Hauses, die sich plötzlich hinter ihm schloß, wie in einem Intriguen-Lustspiel auf dem Theater.

Laura, heiß und aufgeregt von physischer und moralischer Bewegung, von Neugier und Angst, daß sie in ihrer demütigen Situation entdeckt werden könnte, fühlte in ihren zitternden Knieen und Pulsen eine Anwandlung von Ohnmacht. Sie hielt sich an einer Säule fest und stand da in dumpfer Betäubung, un-

Digitized by Google

ſchlüſſig, beinahe unbewußt, bis nach einer Viertelſtunde die Thür ſich wieder öffnete und drei Figuren langſam und feierlich heraustraten. In dem einen erkannte ſie ſofort, obwohl in Lumpen, den Ariſtokraten Fortescue wieder. Den zweiten hatte ſie nie geſehen. Dieſe zwei führten und trugen in der Mitte einen elenden, blinden und lahmen Bettler in Lumpen. Die Arme hingen ihm wie abgeſtorben herunter. Die Beine waren in dicke Lumpen gewickelt und ſchleppten ſich jämmerlich unter dem Körper hin. Sein blaſſes Geſicht war entſtellt, die blinden Augen zwinkerten jämmerlich in die Luft, um einen Strahl Lichtes zu erhaſchen. Die blinden Augen zwinkerten — Laura ſchnappte nach Atem, ihr Hirn ſchien ſich zu drehen. Sie wandte ſich mit einem Schrei ab und ſchloß die Augen. Die zwinkernden Augen des blinden und lahmen Bettlers ließen keine Spur von Zweifel mehr zu. Dieſe Gewohnheit, Blindheit zu heucheln, war zu individuell und eigentümlich. Mr. Thomſons Geſchäft gehörte zu den in London ſehr mannichfaltigen: durch täuſchend erkünſtelte, auffallende, Schrecken und Mitleid erregende Gebrechen Geld zu machen. Mr. Thomſon war ein berühmter Kunſtbettler."

Druck von Julius Käſer in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Von demſelben Verfaſſer erſchien im Verlage von **T. O. Weigel** in **Leipzig:**

Von Wunderland zu Wunderland.

Landſchafts- und Lebensbilder

aus den

Staaten und Territorien der Union.

Fünfzig Bilder

nach Originalen von **Rudolf Cronau.**

In Lichtdruck ausgeführt von Römmler und Jonas.

Mit Erläuterungen in Poeſie und Proſa

von

Friedr. v. Bodenſtedt, H. W. Longfellow, Bret Harte u. A.

1886. 1887. **Zwei Bände,** jeder einzeln gebunden in Prachtband, je 30 Mark.
Zuſammen in einem Prachtbande 54 Mark.

☛ Man wolle umwenden!

Digitized by Google

Von umseitig erwähntem Werke erscheint

eine neue Lieferungs-Ausgabe

unter nachfolgendem verändertem Titel:

Unter dem Sternbanner.

Land und Volk

der

Vereinigten Staaten von Nordamerika

in

Bild und Wort

geschildert von

Rudolf Cronau

in Verbindung mit

Friedr. v. Bodenstedt, H. W. Longfellow, Bret Harte u. A.

Vollständig in 24 Lieferungen

mit je 2—3 Bildern nebst Text.

Preis der Lieferung à 2 Tafeln 1 M. 80 Pf.,

der Lieferungen XII und XXIV je 2 M. 40 Pf.

Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt darauf Bestellungen entgegen.

„Unstreitig eins der originellsten und schönsten Prachtwerke der letzten Jahre" nennt die „Vossische Zeitung" wiederholt dies Werk, das **überhaupt zum ersten Male** die über alle Begriffe wunderbare Eigenart des gewaltigen transozeanischen Reiches in vorzüglichen künstlerischen und schriftstellerischen Charakterskizzen schildert.

☛ Allen Angehörigen und allen Freunden des amerikanischen Staates, sowie allen denen, welche zu demselben in Beziehung stehen, also namentlich den Vertretern der Handelswelt, sei das ebenso schöne wie preiswürdige und nunmehr Jedermann zugängliche Werk angelegentlich empfohlen.

Julius Mäser, Leipzig-Reudnitz.

Digitized by Google

Digitized by Google

DATE DUE

DEC 12 1990

MAY 02 2002

NOV 16 2007

Printed in USA

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0038513714

DEMCO

SEP 2 5 1979

Digitized by Google